Die Kreuzritter

Henryk Sienkiewicz

Digitized by Google

Die Kreuzritter

Henryk Sienkiewicz

Digitized by Google

image
not
available

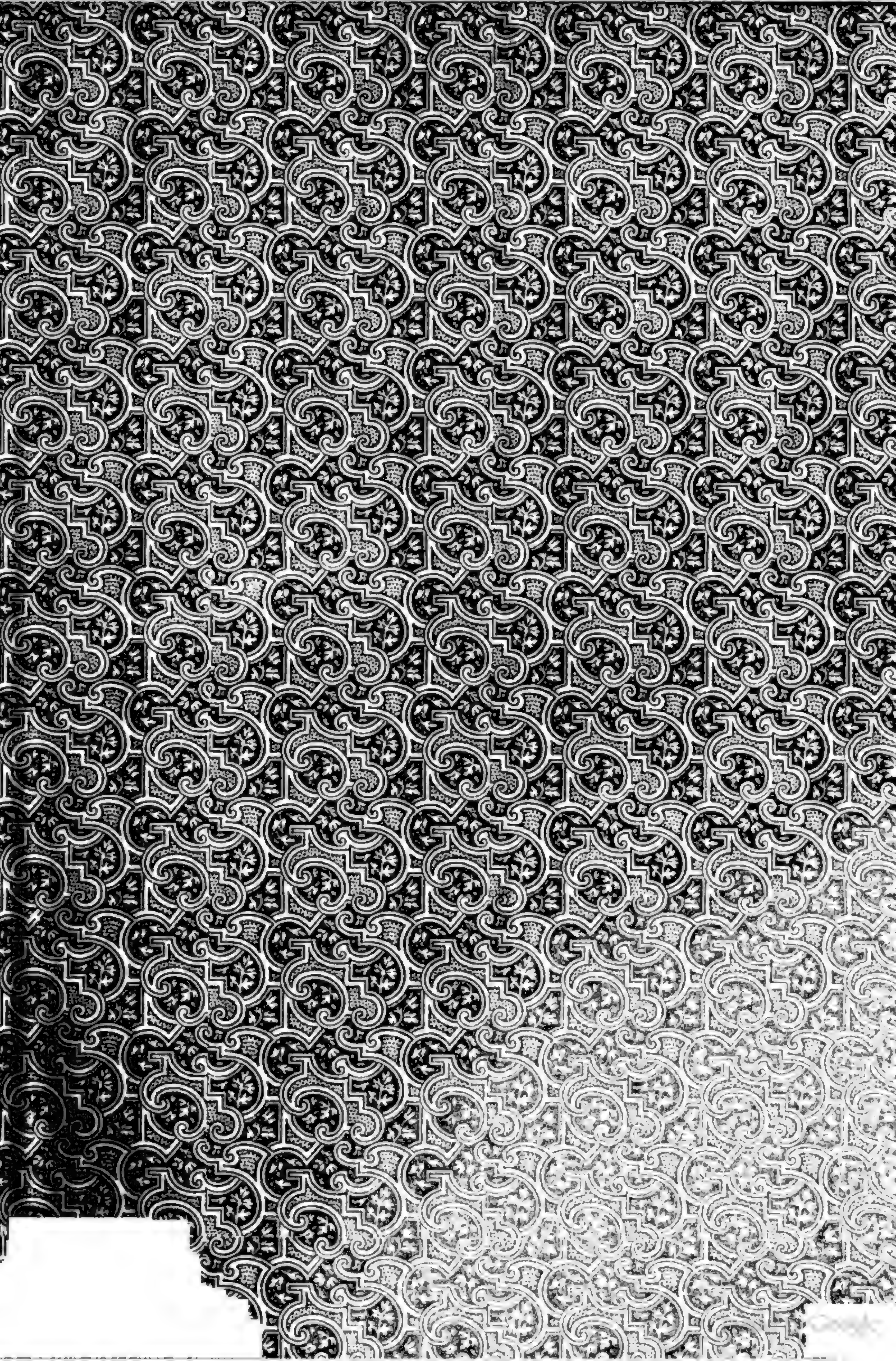
image
not
available

image
not
available

image not available

image
not
available

Digitized by Google



Digitized by Google

J. H. Burr

Die Kreuzritter

Digitized by Google

Die Kreuzritter

Historischer Roman

von

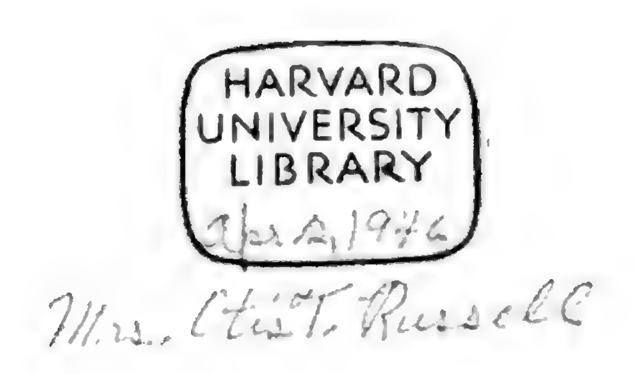
Henryk Sienkiewicz

Deutsch von Clara Hillebrand

Zweiter Band

Leipzig
Verlag von O. Gracklauer
1901

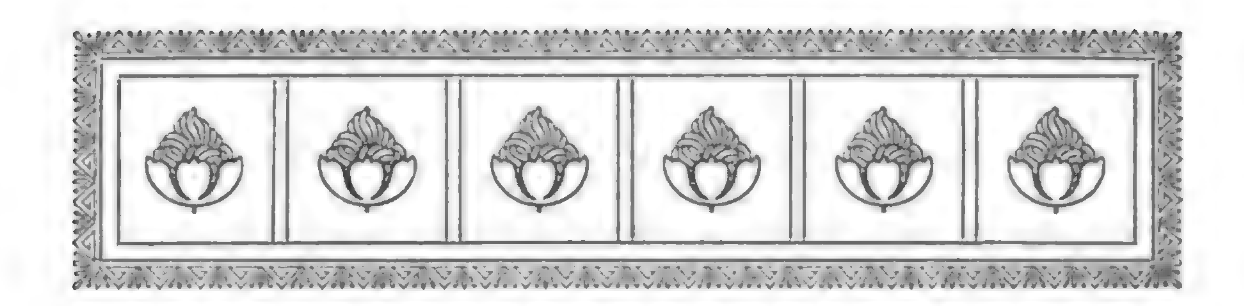
KE 7454



Die Verlagshandlung behält sich alle Rechte vor.

Drittes Buch

Digitized by Google



1. Kapitel.

Jurand wußte nicht, wohin er sich wenden sollte, als er den Schloßhof betreten hatte, denn der Landsknecht, welcher ihn durch das Thor geführt, verließ ihn sogleich, um in die Ställe zu gehen. Es standen zwar teils vereinzelt, teils in Gruppen Soldaten im Burghofe umher, aber ihre Gesichter trugen einen so frechen Ausdruck und ihre Blicke waren so ironisch, daß der Ritter vorzog, lieber allein seinen Weg zu suchen, als jene darum zu befragen, da er nur Grobheiten von ihnen erwarten konnte, umsomehr, da einige von ihnen schon wieder Schneebälle zurecht machten, um ihn damit zu werfen.

Eine der Thüren, welche Jurand erblickte, zeichnete sich vor den anderen durch ihre Größe aus; über derselben befand sich das in Stein ausgehauene Bildnis des gekreuzigten Christus, und Jurand täuschte sich nicht, wenn er sich sagte, daß dies der Zugang zu der Wohnung des Komtur sein müsse und man ihn ungefragt zurechtweisen werde, wenn er fehlgegangen sei.

So war es auch. In demselben Augenblick, als Jurand sich jener Thür näherte, thaten beide Flügel derselben sich plötzlich auf und ein Jüngling mit der Tonsur der Kleriker, sonst aber in weltlicher Kleidung, trat dem Ritter entgegen.

„Seid Ihr der Herr Jurand von Spychow?" frug er.

„Ich bin es," antwortete der Ritter.

„Der fromme Komtur hat mir befohlen, Euch zu führen. Folget mir."

Er führte ihn durch den großen gewölbten Flur einer

Stiege zu. Am Fuße der Stiege hielt er an und streifte den Ritter mit einem Blick, indem er frug:

„Ihr führt doch keine Waffe bei Euch? Man hat mir befohlen, Euch zu durchsuchen.“

Jurand streckte beide Arme in die Höhe, so daß sein Führer ihn von allen Seiten betrachten konnte, und antwortete:

„Ich habe sie gestern alle abgegeben.“

Da sprach der Führer mit gedämpfter Stimme, fast flüsternd:

„Hütet Euch, zornig zu werden, Ihr werdet dort drinnen der Macht und Uebermacht gegenüberstehen.“

„Aber unter dem Schutze Gottes,“ entgegnete Jurand.

Während er das sagte, betrachtete er den jungen Mann genauer und da er in seinem Gesicht etwas wie Mitleid und Mitgefühl entdeckte, fuhr er fort:

„Dir blickt die Ehrlichkeit aus den Augen, Knabe! — Willst Du mir ein paar Fragen beantworten?“

„Ja, aber beeilt Euch, Herr,“ antwortete der Führer.

„Werden sie mein Kind freilassen, da ich mich stelle?“

Der Jüngling zog verwundert die Augenbrauen in die Höhe.

„Ist Euer Kind hier?“ frug er.

„Meine Tochter,“ sprach Jurand.

„Das Fräulein im Turm am Thore?“

„So ist es. Man hat versprochen, sie nach Hause zu schicken, wenn ich selbst mich für sie stelle.“

Der Jüngling machte eine Bewegung, welche sagen sollte, daß er nichts davon wisse, indessen sein Gesicht Unruhe und Zweifel ausdrückte.

Jurand aber frug schnell noch: „Ist es wahr, daß Schomberg und Marquart ihre Wächter sind?“

„Diese beiden Brüder sind gar nicht hier im Schlosse,“ antwortete der Jüngling. „Ich rate Euch, Herr, nehmt Eure Tochter fort, ehe der Schloßhauptmann Danveld gesund wird.“

Als Jurand das hörte, erbebte er, aber es blieb ihm keine Zeit mehr, weiter zu fragen, da sie an der Thüre des Gemaches angelangt waren, in welchem Jurand dem Schloßhauptmann entgegentreten sollte. Nachdem der Führer ihm die Thüre geöffnet hatte, zog er sich zurück.

Der Ritter von Spychow trat ein. Er befand sich in einem geräumigen, ziemlich dunklen Gemach, da die in Blei gefaßten kleinen Glasscheiben wenig Licht einließen und der Wintertag trüb und dunkel begann. Gegenüber der Thüre an der anderen Seite des Gemaches, brannte zwar im Kamin ein

großes Feuer, aber die Holzscheite waren zu feucht, sie qualmten. Erst als die Augen Jurands sich etwas an das Dunkel gewöhnt hatten, sah er in der Tiefe des Raumes einen Tisch, an welchem eine Anzahl Ritter saßen, hinter denen ein Haufen bewaffneter Knappen und ebenso bewaffneter Landsknechte standen. Mitten drinnen zwischen ihnen hielt der Schloßnarr an einer Kette einen zahmen Bären.

Jurand war früher einigemale mit Danveld zusammengetroffen, später hatte er ihn zweimal im Hause des Fürsten von Masowien als Botschafter gesehen, aber das war schon vor mehreren Jahren gewesen. Trotzdem erkannte er ihn sofort an seiner Dickleibigkeit, an seinem breiten Gesicht und auch daran, daß er die Mitte des Tisches einnahm und in einem Lehnstuhl saß. Sein Arm ruhte in zwei Holzschienen auf der Lehne des Stuhles. Zu seiner Rechten saß der alte Siegfried von Löwe aus Insterburg, der erbittertste Feind des polnischen Volkes im allgemeinen, Jurand von Spychows im besonderen, während links von Danveld die beiden jüngeren Brüder Gottfried und Rottger Platz genommen hatten. Danveld hatte sie alle drei eingeladen, seinem Triumph über den schrecklichen Gegner beizuwohnen und sich der Früchte des zusammen ausgeheckten Verrates zu freuen, zu dessen Gelingen jeder von ihnen das seinige beigetragen hatte. Sie saßen jetzt, bequem in weiche, dunkle Tuchröcke gehüllt, ein leichtes Schwert an der Seite, fröhlich und siegesgewiß da und maßen Jurand mit hochmütigen und verächtlichen Blicken, welche sie immer für die Schwachen und Besiegten in Bereitschaft hatten.

Lange Zeit herrschte tiefes Schweigen. Wahrscheinlich wollten sie alle sich erst zur Genüge am Anblick dieses Mannes ergötzen, den sie bisher so sehr gefürchtet hatten, und der jetzt im härenen Büßergewande, mit auf die Brust gesenktem Kopfe, einen Strick um den Hals, an welchem eine leere Schwertscheide herabhing, vor ihnen stand.

Jedenfalls wollten sie auch, daß eine möglichst große Menschenmenge seiner Erniedrigung beiwohnen sollte, denn die Thüren in die anliegenden Kammern standen offen, es konnte eintreten, wer wollte, und der Saal füllte sich bald bis zur Hälfte mit Bewaffneten, welche alle voll Neugier auf Jurand hinblickten, während sie laut schwatzten und Bemerkungen über ihn tauschten. Der Ritter wurde bei ihrem Anblick wieder hoffnungsfroher, denn er dachte bei sich: „Wenn Danveld nicht

halten wollte, was er versprochen hat, so würde er nicht so viele Zeugen herbeirufen."

Endlich stellte Danveld durch einen Wink seiner gesunden Hand die Ruhe her. Er gab einem der hinter ihm stehenden Knappen ein Zeichen, worauf dieser sich dem Ritter Jurand näherte, den Strick mit der daranhängenden Schwertscheide faßte, und ihn an demselben ein paar Schritte vorwärts zog.

Danveld ließ seinen Blick triumphierend über die Anwesenden schweifen, während er sprach: „Da seht, wie die Macht des Ordens Bosheit und Hochmut besiegt."

„Wolle Gott geben, daß es immer so geschehe!" antworteten die Anwesenden. Dann trat wieder Stillschweigen ein. Nach einer längeren Pause wandte Danveld sich an den Gefangenen:

„Du hast den Orden gebissen wie ein toller Hund, darum hat Gott es gefügt, daß Du jetzt vor uns stehst, mit dem Strick um den Hals, wie ein Hund, um Gnade und Erbarmen flehend."

„Vergleichet mich nicht mit einem Hunde, Komtur, denn Ihr beleidigt diejenigen, welche sich mit mir geschlagen haben und von meiner Hand gefallen sind," sagte Jurand.

Bei diesen Worten des Ritters entstand ein lautes Gemurmel unter den Anwesenden. Man wußte nicht recht, sollte man über die Dreistigkeit seiner Rede zürnen, oder das Zutreffende derselben bewundern.

Der Komtur aber, welcher mit dieser Wendung der Dinge gar nicht zufrieden war, sagte:

„Seht nur, wie frech er sich mit Hochmut und Stolz brüstet!"

„Gott weiß es, daß mein Stolz draußen vor dem Thore geblieben ist," sprach Jurand, indem er die Arme zum Himmel emporstreckte, als wolle er Gott zum Zeugen dessen anrufen, was er sagte. „Gott wird zu Gericht sitzen darüber, ob Ihr nicht vielmehr Euch selbst geschändet habt, indem Ihr meine Ritterehre so in den Staub zieht. Es giebt nur eine Ritterehre, welche jeder, der die goldenen Sporen trägt, hochhalten sollte."

Danveld runzelte die Stirn, doch ehe er die heftige Entgegnung, welche er auf den Lippen hatte, aussprechen konnte, begann der Narr mit der Kette zu klirren, an welcher er den Bären hielt, und rief:

„Eine Predigt, hört, er hält eine Predigt, dieser masowische Prediger! Hört, hört! Eine Predigt! . . ."

Dann wandte er sich an Danveld:

„Herr!" rief er. „Als einmal der Glöckner des Grafen Rosenheim zu frühe die Glocken zur Predigt läutete, befahl der Graf

ihm, den Glockenstrang vom Anfang bis zum Ende aufzuessen. Dieser Prediger hier trägt auch einen Strick um den Hals; er soll ihn verschlingen, ehe er seine Predigt zu Ende bringt."

Dabei blickte er unruhig und ängstlich den Komtur an, denn er war in Ungewißheit, ob derselbe seinen Witz belachen, oder ob er ihn dafür auspeitschen lassen würde. Doch die Ordensbrüder, welche glatt, zuvorkommend, ja selbst demütig sein konnten, wenn sie sich einem Gegner gegenüber schwach fühlten, waren maßlos unbarmherzig den Besiegten gegenüber, darum nickte Danveld dem Narren nicht nur Beifall zu, sondern er fuhr selbst den Ritter Jurand so grob an, daß auf den Gesichtern der jüngeren Knappen sich Staunen und Schrecken malte.

„Klaget nicht, daß man Euch entehrt hat," sagte er, „denn selbst, wenn ich Euch zum Hundewärter des Ordens machte, so wäret Ihr immer noch etwas Besseres und Höheres als Eure Ritter!"

Und der durch diese Worte ermutigte Narr begann zu schreien:

„Bringt eine Striegel! Du sollst den Bären damit kämmen und er wird Dir zum Lohn dafür mit seiner Tatze durch die Locken fahren!"

Hier und da wurde ein Kichern, ein Gelächter laut und aus dem Hintergrunde ertönte eine Stimme, welche sprach:

„Du kannst im Sommer das Rohr aus unseren Seen holen — und ein anderer rief:

„Und Krebse fangen!" während ein Dritter hinzusetzte:

„Und vorläufig kannst Du die Krähen von den Erhängten am Galgen fortscheuchen! An Arbeit fehlt es hier nicht!"

Auf diese Weise verspotteten die Knappen und Landsknechte den Ritter Jurand, welcher ihnen so schrecklich gewesen. Die Heiterkeit wurde immer größer, einige der Leute drängten sich sogar hinter dem Tische hervor, traten bis dicht an Jurand heran, betrachteten ihn von allen Seiten, indem sie zugleich riefen: „Dieser also ist der Eber von Spychow, welchem unser Komtur die Hauer ausgebrochen hat! — Seht, er schäumt vor Wut; er möchte sich auf uns stürzen und kann es nicht!" Danveld und einige andere der Ordensbrüder, welche dem Verhör Jurands ein feierliches, einer Gerichtssitzung ähnliches Ansehen hatten geben wollen, wurden durch diese Wendung der Dinge mit fortgerissen; sie erhoben sich von ihren Sitzen und mischten sich unter diejenigen, welche sich dem Ritter näherten.

Der Einzige, welcher unwillig dem Verlauf der Unterhand-

lung zusah, war der alte Ritter Siegfried von Löwe. Doch Danveld sprach zu ihm: „Blickt nicht so finster drein, die Lust wird durch diese Wendung nur vergrößert, es ist gut so; mag er nicht denken, daß wir seiner Erniedrigung eine so große Wichtigkeit beilegen!“ Die Männer hatten sich immer dichter an ihn herangedrängt, sie stießen mit ihren Bierkrügen an sein Kinn und immer neue Schmähworte wurden laut. Da konnte Jurand nicht länger an sich halten, er schritt auf Siegfried von Löwe zu und schrie so laut er konnte, um den Lärmen zu übertönen:

„Beim Leiden des Erlösers und der Seelen Seligkeit, gebt mir mein Kind zurück, wie ihr es versprochen habt!“

Er wollte die Hand des alten Komturs fassen, aber dieser that schnell ein paar Schritte rückwärts und sprach:

„Zurück, Sklave! Was willst Du von mir?“

„Ich habe den Herrn von Bergow aus der Gefangenschaft entlassen, habe mich selbst gestellt, weil ihr versprochen habt, dafür mein Kind freizulassen, welches sich hier befindet.“

„Wer hat das versprochen?“ rief Danveld.

„Auf Glauben und Gewissen — Ihr, Komtur,“ antwortete Jurand.

„Ihr habt keine Zeugen dafür,“ sprach Danveld; aber wir brauchen keine Zeugen, wo es sich um Ehre und Wort handelt.“

„Um Eure Ehre, um die Ehre Eures Ordens!“ rief Jurand.

„Gut, Eure Tochter soll Euch wiedergegeben werden!“ antwortete Danveld. Darauf wandte er sich an die Anwesenden und sagte:

„Alles das, was ihn hier betroffen hat, ist zwar ein unschuldiges Kinderspiel im Vergleich zu den Ausschreitungen und Verbrechen, die er an uns verübt hat. Da wir aber versprochen haben, ihm die Tochter wiederzugeben, wenn er sich vor uns demütigt und hierher kommt, so soll unser Kreuzritterwort unantastbar sein wie Gotteswort. Das Mädchen, welches wir den Räubern abgenommen haben, soll also in Freiheit gesetzt werden und er selbst soll, nachdem er eine geziemende Buße für seine Sünden gegen den Orden verbüßt haben wird, ungehindert in sein Haus zurückkehren dürfen.“

Diese Erklärung versetzte diejenigen der Anwesenden, welche Danvelds Haß gegen Jurand kannten, in großes Staunen; sie hätten ihm ein solches Rechtsgefühl gar nicht zugetraut. Der alte Siegfried von Löwe, Gottfried und Rottger betrachteten ihn mit verwunderten Blicken und staunend in die Höhe

gezogenen Brauen. Danveld aber schien diese fragenden, auf sich gerichteten Augen nicht zu bemerken, er fuhr fort:

„Wir wollen Euch die Tochter unter schützender Bedeckung nach Spychow schicken; Ihr aber bleibt hier, so lange, bis die Soldaten glücklich und unverletzt wieder zurückgekehrt sein werden und das Lösegeld für Euch erlegt ist."

Jurand war selbst nicht wenig erstaunt über dieses bereitwillige Entgegenkommen des Komturs; er hatte gar nicht mehr gehofft, daß sein Opfer von irgend einem Nutzen für Danuscha sein würde. Darum blickte er jetzt fast dankbar zu Danveld auf, als er sagte:

„Gott lohne es Euch, Komtur!"

„Erkennt endlich die Ritter Christi," entgegnete Danveld, und Jurand versetzte sogleich:

„Von ihm kommt ja alle Barmherzigkeit! Ich habe mein Kind seit langer Zeit nicht gesehen, so gewährt mir, sie zu sehen und ihr meinen Segen zu geben."

„Das sollt Ihr, und zwar hier in Gegenwart aller, damit sie alle Zeugen seien unserer Gnade und unserer Treue."

Nach diesen Worten befahl er seinem Leibknappen, Danuscha zu holen; er selbst wandte sich an Siegfried von Löwe, der mit Gottfried und Rottger dicht zu ihm getreten war und nun ein lebhaftes Gespräch mit ihm begann.

„Ich habe nichts einzuwenden," sprach der alte Siegfried, „obgleich Deine Absichten andere waren."

Und der heißblütige, durch seine Tapferkeit und Grausamkeit berühmte Rottger sagte:

„Wie? nicht nur das Mädchen, sondern auch diesen Höllenhund willst Du freigeben, damit er uns wieder beißen kann?"

„Er wird noch toller beißen als vorher," rief Gottfried.

„Ja, aber das Lösegeld für ihn kommt doch dem Orden zugute," warf Danveld ein.

„Und wenn er jetzt auch sein ganzes Vermögen hergiebt, so wird er in zwei Jahren das Doppelte erbeutet haben," entgegnete Gottfried.

„Ich habe nichts gegen die Herausgabe des Mädchens," wiederholte Siegfried, „aber — laßt ihr diesen Wolf frei, so wird er noch oft in die Einfriedigungen des Ordens einbrechen."

„Und unser Wort?" sagte Danveld lächelnd.

„Du sprachst früher anders," rief Siegfried von Löwe.

Danveld zuckte mit den Achseln.

„Habt Ihr noch zu wenig Kurzweil gehabt?“ frug er. „Wollt Ihr mehr sehen?“

Die Anderen hatten inzwischen den Ritter wieder umringt. Das Bewußtsein der ehrenhaften und lobenswerten Handlung Danvelds hob das Selbstgefühl aller Bediensteten des Klosters; sie begannen sich ihrer Ehrenhaftigkeit zu rühmen:

„Ha, Du Knochenbrecher!“ sagte der Kapitän der Schloßwache. „Keiner von Euch Heidenbrüdern würde mit einem unserer christlichen Ritter so verfahren. Du hast unser Blut verschlungen, Du Blutsauger.“

„Und wir lohnen Dir dafür mit Gutem!“ sprach ein anderer.

Aber Jurand sah und hörte nichts mehr von all den Aeußerungen des Hochmuts und der Verachtung. Sein Herz schwoll vor Sehnsucht, die Augen wurden ihm feucht. Er wartete ja auf Danuscha, die er im nächsten Augenblick zu sehen hoffte, und dieses freudige Gefühl der Erwartung ließ ihn noch einmal freundlich und reumütig zu seinen Peinigern sprechen:

„Es ist wahr! Es ist wahr! Ich war Euch eine schwere Last, aber . . . ich war niemals hinterlistig.“

In diesem Augenblick rief vom anderen Ende des Gemaches plötzlich eine Stimme: „Man bringt das Mädchen!“ — Gleichzeitig trat tiefe Stille ein, die Landsknechte stellten sich zu beiden Seiten auf und sahen neugierig der Tochter Jurands entgegen, da, Dank des Geheimnisses, mit welchem Danveld alle seine Thaten umgab, noch niemand das Mädchen zu Gesicht bekommen hatte; diejenigen aber, welche sie gesehen hatten, erzählten von ihrer wunderbaren Schönheit. So richteten sich denn aller Blicke nach der Thür, durch welche sie soeben eintrat.

Zuerst kam der Knappe, welcher sie zu holen ausgeschickt war. Hinter ihm schritt dieselbe Ordensschwester, die in das Jagdhaus und nach Spychow gekommen war, und ihr folgte ein weißgekleidetes Mädchen mit lang herabwallendem Haar, welches mit einem Bande über der Stirn zurückgehalten war.

Ein schallendes Gelächter erfüllte plötzlich den Saal. Jurand, welcher seinem Impulse folgend der Tochter entgegengeeilt war, sprang plötzlich zurück und starrte, blaß wie der Tod, den spitz auslaufenden Kopf, die bläulichen Lippen und die ausdruckslosen Augen des blödsinnigen Geschöpfes an, welches vor ihm stand.

„Das ist nicht meine Tochter,“ sprach er mit vor Entsetzen bebender Stimme.

„Nicht Eure Tochter?“ rief Danveld. „Beim heiligen Liborius von Paderborn! So war es entweder nicht Eure

Tochter, die wir den Räubern abgenommen haben, oder ein Zauber hat sie so verwandelt, denn ein anderes Mädchen befindet sich nicht in Ortelsburg."

Der alte Siegfried, Rottger und Gottfried wechselten rasche Blicke miteinander, welche ihre Bewunderung der List und Schlauheit Danvelds ausdrückten, aber keiner von ihnen kam dazu, ein Wort zu sprechen, denn Jurand schrie mit der gewaltigen Stimme eines Verzweifelten:

„Sie ist hier! sie ist in Ortelsburg! Ich habe sie singen hören, ich habe die Stimme meines Kindes während der Nacht gehört."

Danveld aber wandte sich an die Versammlung und sprach:

„Ich rufe Euch alle, besonders aber Euch, Siegfried von Löwe aus Insterburg, und Euch fromme Brüder, Rottger und Gottfried, zu Zeugen auf, daß ich laut meinem gegebenen Worte dieses Mädchen, von welchem die Räuber, deren Händen wir sie entrissen, ausgesagt haben, daß sie die Tochter des Ritters Jurand von Spychow sei, ihrem Vater übergeben habe. Wenn das Mädchen nun seine Tochter nicht ist, so können wir nichts dafür. Es muß wohl der Wille Gottes sein, welcher auf diese Weise unseren Feind Jurand in unsere Hände liefern wollte."

Siegfried und die beiden jüngeren Brüder nickten mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß sie nötigenfalls Zeugnis ablegen würden. Wieder wechselten sie schnell einen Blick. — Diese That Danvelds war mehr, war größer, als sie je erwartet hatten . . . Den Ritter in die Gewalt des Ordens locken, ihm dann die Tochter nicht wiedergeben und vor aller Welt das gegebene Wort dennoch halten — wer anders sonst wäre im stande gewesen, so etwas zu ersinnen, als der listige Danveld!

Jurand warf sich dem Grausamen zu Füßen und beschwor ihn bei allen Reliquien Marienburgs, bei der Asche seiner Ahnen, ihm doch seine leibliche Tochter zurückzugeben und nicht wie ein elender, wortbrüchiger Schuft und Verräter zu handeln. In seiner Bitte, seiner Stimme lag so viel Wahrheit und Verzweiflung, daß die Klügeren unter den Leuten den wahren Sachverhalt errieten, andere aber dachten, daß wirklich ein Zauber die Gestalt des Mädchens so verwandelt habe.

„Gott sieht Euren Verrat!" rief Jurand. — Bei den Wunden des Erlösers, bei der Stunde Eures Todes, gebt mir mein Kind!"

Er hatte sich von seinen Knieen erhoben und ging gebückt auf Danveld zu, als wolle er flehend seine Kniee umfassen.

Aus den Augen des Verzweifelten blickte der Irrsinn, der Ton seiner Stimme schwankte zwischen Drohung und Flehen. Danveld war bei dem Vorwurf der Verräterei und Schuftigkeit in Gegenwart aller seiner Leute dunkelrot geworden. Der Zorn loderte in ihm auf und brach in helle Flammen aus. Gleichsam, als wolle er den Unglückseligen vollends vernichten, ging er ebenfalls auf ihn zu und zischelte ihm durch die zusammengepreßten Zähne in das Ohr, so, daß nur die Zunächststehenden die Worte vernehmen konnten:

„Wenn ich sie Dir wiedergebe, dann geschieht dies, nachdem sie geschändet, mit einem Bankert von mir . . .“

In demselben Augenblick stieß Jurand einen fürchterlichen markerschütternden Schrei aus. Er packte mit beiden Händen Danveld und hob ihn empor. Im Saale erscholl nur der eine Ruf: „Schonet ihn!“ Aber in der nächsten Sekunde schon flog der Körper des Komturs mit solcher Gewalt auf die Steinfliesen hin, daß der Schädel desselben zerbarst und das Gehirn daraus bis auf die Gewänder der zunächststehenden Ritter Siegfried und Rottger spritzte.

Mit einem Satze war Jurand nach der Querwand gesprungen, an welcher die Waffen hingen. Er ergriff ein mächtiges, zweihändiges Schwert und ehe die entsetzten Deutschen, die sich von ihrem Schrecken über die kühne That des Ritters noch nicht erholt hatten, es sich versahen, sausten seine Hiebe schon auf sie hernieder.

Sie waren alle kampfgeübte, an Kriegsgräuel gewöhnte Männer. In diesem Augenblick aber standen sie wie zu Stein erstarrt; aber auch dann, als die Erstarrung von ihnen zu weichen begann, vermochten sie nicht den alten Mut zu fassen, sie begannen zu flüchten, sich zurückzuziehen, durcheinander zu rennen, wie eine Herde Schafe, in welche der Wolf einbricht, der mit einem Biß seiner scharfen Zähne immer ein Opfer nach dem anderen hinstreckt. Der Saal hallte wieder von den Tritten der umherflüchtenden Männer, dem Geklirr der umgeworfenen Gefäße, dem Geschrei der Knappen, dem Geheul des Bären, welcher sich den Händen des Narren entriß und an der Wand empor in die Nische des hochgelegenen Fensters flüchtete, und den verzweifelten Rufen nach Waffen. Endlich blitzten ein paar Schwerter auf und etliche Klingen wandten sich Jurand zu. Er aber, halb im Irrsinn, nichts achtend, drang auf sie ein; es entstand ein nie dagewesener Kampf, vielmehr ein Gemetzel. Der heißblütige junge Bruder Gottfried trat als erster dem

Rasenden entgegen. Im Augenblick flog sein Kopf samt der Schulter und Hand, vom Körper getrennt, zu Boden. Die nächsten beiden Opfer Jurands waren der Hauptmann der Schloßwache „von Bracht“ und der Engländer Hugues, welcher ein Gefühl des Mitleids mit Jurand nicht hatte unterdrücken können, obgleich er nicht verstand, um was es sich handelte, jetzt aber auch das Schwert gezogen hatte. Die Anderen hatten sich beim Anblick der gräßlichen Kraft und der entfesselten Wut des Mannes zu einem Haufen geschlossen, um gemeinschaftlich Widerstand zu leisten, gerade das aber brachte ihnen eine schreckliche Niederlage, da er mit gesträubtem Haar, irrem Blick, ganz und gar mit Blut überströmt, wie ein Rasender um sich schlug und zerfetzte, was unter die Schneide seines Schwertes kam. Das Schwert Jurands streckte das Häuflein eng zusammengedrängter Menschen nieder; sie fielen wie Bäume und Sträucher unter der Axt des Holzfällers. Eine Panik bemächtigte sich dieser Männer; es war, als würde der gräßliche Masure in seiner Raserei allesamt hinmorden, ohne daß einer von ihnen sich zur Gegenwehr aufzuraffen vermochte.

„Zerstreut Euch! umringt ihn!“ schrie der alte Siegfried von Löwe.

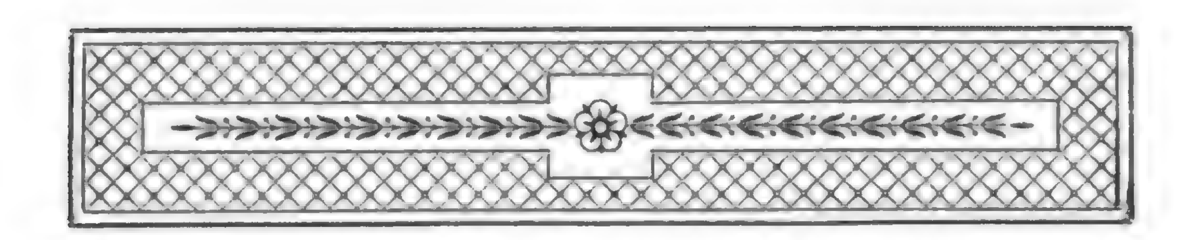
Jetzt endlich rannten sie auseinander wie ein Volk Staare im Felde, über welchen der krummschnabelige Aar gefahrdrohend in der Luft schwebt. Aber sie vermochten ihn nicht zu umzingeln, denn anstatt einen Platz zu suchen, wo er sich verteidigen konnte, jagte er sie in der Raserei im Saale umher, und wehe dem, den er erreichte, der war ein Kind des Todes. Das Schwert, welches die stärksten Kreuzritter nur mit beiden Händen zu regieren vermochten, flog in seiner Rechten umher, wie eine Feder und traf mit Blitzesschnelle bald rechts, bald links ein Opfer. Er schonte sein Leben nicht, er suchte nicht den Tod, nicht den Sieg, nur Rache, Rache nahm Jurand für alle die Qualen der letzten und der künftigen Tage, die ihm noch bevorstanden, und wie das Feuer, oder die Wasserströme, einmal entfesselt, alles vernichten, was ihnen hindernd in den Weg kommt, so warf, brach, trat und hieb auch er alles blindlings vor sich nieder, er, dieser gräßliche Vernichter.

Man konnte ihm auch nicht in den Rücken fallen, denn anfangs gelang es nicht, ihn einzuholen, und die Landsknechte fürchteten auch, daß er sich umdrehen und jeden, der ihm nahekam, niederhauen möchte. Andere wieder waren erschreckt durch den Gedanken, daß ein gewöhnlicher Mensch nicht so viel

Unheil stiften könnte, wenn er nicht im Bunde mit überirdischen Mächten stände, gegen die nichts auszurichten sei.

Dem alten Siegfried von Löwe und dem Bruder Rottger war es gelungen, auf die Galerie zu gelangen, welche oberhalb der großen Fenster um den ganzen Saal lief; sie riefen den anderen zu, sich gleichfalls dahin zu retten, und niemand ließ sich das zweimal sagen. Wer noch lebte, drängte der kleinen Treppe zu. Das Gedränge wurde groß; einer stieß und schob den anderen, bis endlich der Letzte die Thüre hinter sich in das Schloß warf. Von dort oben hofften sie den Gewaltigen zu bezwingen, dem Brust an Brust niemand Stand zu halten vermochte. Nun waren alle in Sicherheit, Ritter Jurand allein war unten geblieben. Triumphgeschrei und Freudenrufe erschollen, und bald begannen schwere eichene Lichtständer, eiserne Klammern von Fackeln und Bänke auf den Ritter herabzufliegen. Eines dieser Wurfgeschosse traf ihn an die Stirn, dicht über den Augenbrauen, und brachte ihm eine Schramme bei, aus welcher das Blut ihm über das Gesicht floß. Gleichzeitig öffnete sich die große Eingangsthür, und die, von den auf der Galerie Befindlichen, herbeigerufenen Landsknechte, stürmten, bewaffnet mit Lanzen, Hellebarden, Streitäxten, Armbrüsten, Stangen, Stricken und allerhand Geräten, die sie in der Eile errafft hatten, herein.

Der rasende Ritter wischte mit der linken Hand das Blut aus seinem Gesicht, damit es ihm nicht den Blick verdunkele, raffte sich zusammen und — stürzte sich auf die Rotte und noch einmal hallte der Saal wieder von Schmerzenslauten, Jammern und Stöhnen, vom Klirren der Waffen, dem Knirschen der Zähne und den Todesschreien sterbender Männer.



2. Kapitel.

Am Abend desselben Tages saßen in demselben Saale, hinter demselben Tische, Siegfried von Löwe, welcher an Stelle des toten Danveld die Leitung der Angelegenheiten in Ortelsburg übernommen hatte. Neben ihm saß der Bruder Rottger, der Ritter von Bergow, welcher noch kürzlich Gefangener Jurands gewesen, und zwei adlige Jünglinge, die gegenwärtig noch Novizen waren, doch bald mit dem weißen Mantel bekleidet werden sollten.

Ein eisiger Wind heulte um die Mauern des Schlosses, pfiff durch die Fenster, daß ihre Bleifassungen zitterten, fuhr über die Flammen der in Klammern an der Wand befestigten Fackeln, daß sie hin- und herflackerten, und stieß dicke Rauchwolken aus dem Kamin, welche sich über den ganzen Saal verbreiteten. Es herrschte tiefe Stille in dem Raume, obgleich die Brüder zusammengekommen waren, um zu beraten, was nach den Vorgängen des vergangenen Tages zu thun blieb. Keiner der Brüder wagte es, das Wort zu ergreifen; sie warteten alle, bis Siegfried es thun würde; dieser aber saß mit auf den Tisch gestemmten Armen, die Hände über dem tief heruntergebeugten grauen Scheitel gefaltet, das Gesicht im Dunkel verborgen, in düsteres Grübeln versunken da.

„Was soll der Gegenstand unserer Beratung sein?“ frug endlich der Bruder Rottger.

Siegfried richtete sich auf, starrte den Sprecher zuerst verständnislos an, dann fuhr er aus seinem Sinnen empor und sprach:

„Wir wollen Rat halten über das Elend, welches über uns gekommen ist, über das, was wir dem Großmeister zu be-

richten haben werden, und darüber, wie der Orden nach außen hin am besten vor Schande und Schaden bewahrt wird."

Darauf hüllte er sich wieder in düsteres Schweigen. Nach einer Weile ließ er den Blick durch den Raum schweifen und bewegte die Nasenflügel.

„Es riecht noch nach Blut hier," sagte er.

„Nein, Komtur," entgegnete Rottger, „das kann nicht sein. Ich habe den Fußboden scheuern und den Saal mit Schwefel ausräuchern lassen; es riecht nach Schwefel."

Siegfried von Löwe blickte wie geistesabwesend umher und sagte: „Du Geist des Lichts, erbarme Dich der Seelen Danvelds und Gottfrieds!"

Die anderen, welche glaubten, er rufe die Barmherzigkeit Gottes für sie an, weil bei der Erwähnung des Schwefels ihm das Höllenfeuer in Erinnerung kam, wurden von einem Schauer überlaufen und sie antworteten einstimmig: „Amen! Amen!"

Eine Zeitlang hörte man wieder nur das Heulen des Sturmes und das Klirren der Fensterscheiben.

„Wo befinden sich die Leiber des Komturs und des Bruders Gottfried?" frug dann der Greis.

„Sie sind in der Kapelle. Die Geistlichen singen die Litanei für die Verstorbenen bei ihnen."

„Liegen sie schon im Sarge?"

„Ja, aber der Kopf des Komturs mußte verhüllt werden, denn sein Gesicht und sein Schädel sind ganz zerschmettert," antwortete Rottger.

„Wo sind die anderen Leichen und die Verwundeten?"

„Die Leichen liegen auf dem Schnee, bis die Särge alle fertig sein werden, die Verwundeten sind schon versorgt im Spital."

Wieder faltete Siegfried seine Hände über dem Scheitel.

„Und zu denken, daß das alles ein einziger Mensch zuwege gebracht hat!" sagte er. „Du Geist des Lichtes, behüte den Orden, wenn es zu einem Kriege mit diesem Wolfsgeschlecht kommen sollte!"

„Ich hörte bei Wilna einmal den Bruder des Großmeisters zu diesem sagen: Wenn Du nicht einen großen Feldzug gegen dieses Volk unternimmst und dasselbe ausrottest bis auf den letzten Mann, dann wehe uns!" versetzte Rottger.

„Gott gebe uns einen so großen Feldzug gegen sie," sagte einer der jungen Novizen. Und Siegfried von Löwe sah ihn lange forschend an, als hätte er Lust, ihm zu sagen: „Du

konntest ja heute schon Dich mit einem dieser Wölfe messen!" Doch da er die zarten, jungen Glieder des Jünglings betrachtete, mochte ihm einfallen, daß er selbst, obgleich seines Mutes wegen berühmt, nicht in den sicheren Tod hatte gehen wollen. Daher verschluckte er den Vorwurf und frug:

„Wer von Euch hat Jurand gesehen?"

„Ich!" antwortete von Bergow.

„Lebt er?" fuhr Siegfried fort zu fragen.

„Er lebt," lautete die Antwort. „Er liegt noch in demselben Netz, in welchem wir ihn gefangen haben. Als er zu sich kam, wollten die Knechte ihn erschlagen, doch der Kaplan verbot es ihnen."

„Nein," versetzte Siegfried. „Totschlagen können wir ihn nicht; er ist ein zu bedeutender Mann, man würde ein großes Geschrei darüber erheben. Es wird überhaupt nicht möglich sein, den Vorfall zu verbergen, denn er hat zu viele Zeugen gehabt."

„Was aber sollen wir sagen und thun?" frug Rottger.

Siegfried dachte nach, endlich sprach er:

„Ihr, edler Graf von Bergow, müßt nach Marienburg zum Großmeister reisen und ihm erzählen, was Ihr gehört und gesehen habt. Als Gast des Ordens, der nicht gezwungen ist, nur dem Orden zu Nutzen zu reden, wird man Euch dort um so eher glauben. Ihr werdet also berichten, daß Danveld, nachdem er einer Grenzräuberbande ein Mädchen abgejagt hat, welches jene für die Tochter Jurands ausgaben, den Ritter von Spychow davon benachrichtigt hat, daß dieser nach Ortelsburg gekommen ist und ... nun das übrige habt Ihr ja mit angesehen."

„Um Vergebung, frommer Komtur!" entgegnete Herr von Bergow. „Ich war in der Gefangenschaft Jurands und habe schwer gelitten; ich möchte auch als Euer Gast gern zu Euren Gunsten Zeugnis ablegen, — aber zur Beruhigung meines Gewissens sagt mir, bitte, — befindet sich die Tochter Jurands wirklich nicht in Ortelsburg und hat nicht der offenbare Verrat Danvelds erst den verzweifelten Vater zur Raserei gebracht?"

Siegfried von Löwe zögerte mit der Antwort. Er haßte das polnische Volk aus vollster Seele; er übertraf, sobald es sich um Interessen des Ordens handelte, selbst den grausamen Danveld an Grausamkeit, Habgier und Stolz, aber seine Seele war frei von aller Gemeinheit und der Lust an hinterlistigen Anschlägen. Er war erbittert darüber, daß die Disziplinlosigkeit während der letzten Jahre im Orden so um sich gegriffen

hatte, daß Hinterlist, Tücke und Raubgier die beliebtesten Mittel zu einem bequemen Leben der Ordensritter geworden waren. Die herrschenden Zustände empörten ihn auf das Tiefste. Die Frage des Herrn von Bergow hatte die schmerzlichste Seite seiner Seele bewegt, darum antwortete er erst nach einer Weile:

„Danveld steht vor Gottes Richterstuhl, Gott wird ihn richten! Ihr aber, Herr Graf, erzählt dem Großmeister, was Ihr denkt, wenn man Euch nach Eurer eigenen Meinung fragen sollte. Frägt man Euch nach dem, was Ihr gesehen habt, so werdet Ihr nicht anders aussagen können, als daß wir den rasenden Mann erst dann in das Netz verwickelt haben, nachdem er neun Menschen, unter ihnen Danveld, den Bruder Gottfried, von Bracht, den Engländer Hugues und zwei junge Adlige, hier zu Boden gestreckt hat ... Gott gebe ihnen die ewige Seligkeit, Amen!"

„Amen! Amen!" wiederholten die Novizen.

„Und sagt ihm auch," fuhr Ritter Siegfried fort, „daß niemand hier zuerst das Schwert gegen Jurand gezogen hat, obgleich Danveld bemüht war, diesen Feind unseres Ordens unschädlich zu machen."

„Ich werde nur über das berichten, was ich gesehen habe," antwortete der Herr von Bergow.

„Kurz vor Mitternacht findet Euch in der Kapelle ein; wir wollen für das Seelenheil der Toten beten," sagte Siegfried, indem er dem Ritter von Bergow zugleich verabschiedend und dankend die Hand hinstreckte. Er sehnte sich danach, mit dem Bruder Rottger allein bleiben und noch einiges besprechen zu können, denn der alte Ritter liebte diesen Bruder wie seinen Augapfel, wie ein Vater seinen Sohn. Man hegte dieser auffallend großen Liebe wegen im Orden verschiedene Vermutungen, doch wußte niemand etwas bestimmtes, da derjenige, welchen Rottger für seinen Vater hielt, als deutscher Ritter noch auf seinem Schlößchen in Deutschland lebte und diesen Sohn niemals verleugnete.

Nachdem der Herr von Bergow gegangen war, verabschiedete Siegfried auch die beiden Novizen, indem er ihnen auftrug, die Anfertigung der Särge zu beaufsichtigen, die für die von Jurand erschlagenen Landsknechte bestimmt waren. Kaum hatte sich die Thür hinter ihnen geschlossen, da wandte er sich hastig an Rottger und sagte:

„Höre, was ich Dir sagen will. Es ist durchaus not-

wendig, daß keine lebende Seele erfährt, daß die echte Tochter Jurands wirklich bei uns war."

„Das zu verheimlichen, wird nicht schwer fallen," versetzte Rottger, „da doch außer uns beiden nur noch Danveld, Gottfried und die Ordensschwester um ihre Anwesenheit gewußt haben. Die Männer, welche sie hierher brachten, hat Danveld betrunken machen und aufhängen lassen. Es gab wohl unter der Besatzung einige, die etwas vermuteten; aber das Erscheinen der Blödsinnigen hat sie verwirrt. Sie wissen nun selbst nicht, ob unsererseits ein Irrtum stattgefunden oder ob ein Zauberer seine Hand im Spiele hat."

„Das ist gut," sagte Siegfried.

„Ich habe schon daran gedacht, edler Komtur," fuhr Rottger fort, „ob es nicht geraten wäre, die ganze Schuld auf den toten Danveld zu wälzen . . ."

„Und dadurch vor der ganzen Welt zu bekennen, daß wir mitten im Frieden, während wir gekommen waren, einen Vertrag mit dem Fürsten zu schließen, die am Hofe erzogene, liebste Hofdame der Fürstin geraubt haben? . . . Nein! das dürfen wir nicht! . . . Man hat uns bei Hofe zusammen mit Danveld gesehen; und der Großschatzmeister weiß, daß wir jedes Unternehmen miteinander teilten, daß keiner ohne den anderen etwas in Angriff nahm . . . Wenn wir Danveld anklagen wollten — beschwören wir die Rache des Toten über unsere Häupter . . ."

„Ueberlegen wir also, was zu thun bleibt," sagte Rottger.

„Ja, überlegen wir; es wird sich schon ein Ausweg finden, wenn nicht, dann — wehe uns! Sobald wir das Mädchen in Freiheit setzen, wird sie ungefragt erzählen, daß wir sie nicht aus Räuberhänden befreit, sondern selbst direkt vom Jagdhause nach Ortelsburg haben bringen lassen."

„Das wird sie," bestätigte Rottger.

„Und die Folge davon würde sein, daß der Fürst uns beim Könige von Polen anklagen und die Gesandten beider Höfe nicht unterlassen würden, auch bei ihren Höfen ein Geschrei über unsere Gewaltthaten, unseren Verrat und unsere Verbrechen zu erheben. Wie viel Unheil für den ganzen Orden könnte daraus erwachsen. Der Großmeister selbst, wenn er die Wahrheit erfährt, ist verpflichtet, den Befehl zu geben, daß das Mädchen verborgen bleibt," sagte der alte Siegfried.

„Und wenn sie verschwunden bleibt, wird man alsdann nicht Klage gegen uns führen?" frug Rottger.

„Nein!" antwortete Siegfried. „Der Bruder Danveld hat

die Sache zu schlau angestellt. Weißt Du nicht mehr, daß er zur Bedingung gemacht hat, daß Jurand nicht nur selbst nach Ortelsburg kommen, sondern auch an den Fürsten einen Brief schreiben mußte, in welchem er erklärt, daß seine Tochter nicht bei uns sei, sondern er sie aus der Gefangenschaft von Grenzräubern auslösen müsse?"

„Das ist wahr! Aber wie wollen wir die heutigen Vorgänge in Ortelsburg rechtfertigen?" frug Rottger.

„Wir werden sagen — wir hätten gehört, daß Jurand seine Tochter sucht. Da wir nun einer Grenzräuberbande ein fremdes Mädchen abgejagt haben, welche jene für die Tochter Jurands ausgaben, so ließen wir den Ritter wissen, daß das Mädchen bei uns möglicherweise seine Tochter sein könnte; er solle sie holen. Als er nun gekommen sei, ist er beim Anblick des fremden Mädchens in Raserei verfallen und hat eine Metzelei, ein Blutbad angerichtet, wie es in mancher Schlacht nicht größer sein könne."

„Wahrhaftig!" rief Rottger aus. „Aus Euch spricht Verstand und lange Erfahrung. Die bösen Thaten Danvelds würden, wenn wir ihn anklagen, doch immer auf Rechnung des ganzen Ordens, also auch auf die unsrige gesetzt werden. Das ganze Kapitel und der Großmeister würden dafür verantwortlich gemacht werden. So aber wird unsere Unschuld dargethan, alle Schuld fällt auf Jurand, auf die polnische Bosheit und auf ihre Verbindung mit den Mächten der Hölle."

„Dann kann uns richten, wer da will; sei es der Papst oder der römische Kaiser!"

„Sie können es, meinetwegen!" setzte Rottger hinzu.

Es trat eine Pause ein; dann frug der Bruder Rottger:

„Was also soll mit Jurands Tochter geschehen?"

„Wir müssen überlegen," antwortete Siegfried.

„Ich will Euch sagen. — Ueberlaßt sie mir!"

Siegfried sah ihm scharf in die Augen, dann sagte er:

„Nein! Höre, mein junger Bruder! Wo es sich um den Orden handelt, da darf weder Mann noch Weib über uns Herrschaft gewinnen, am meisten aber haben wir uns vor unserem eigenen „Ich" zu hüten. Danveld ist von der Hand Gottes getroffen worden, denn er hat nicht blos Rache für die dem Orden zugefügten Schäden nehmen wollen, sondern er ist vor allem ein Sklave seiner Leidenschaften gewesen und hat nur an die Befriedigung seiner Gelüste gedacht."

„Ihr denkt schlecht von mir!" versetzte Rottger.

„Laßt Euren Leidenschaften nicht die Zügel schießen," unterbrach ihn Siegfried, „denn Eure Leiber und Eure Seelen werden verweichlicht und die eisernen Kniee jenes abgehärteten Volkes werden Eure Brust zusammenpressen, daß Ihr Euch nie mehr unter dem Drucke aufzurichten vermöget."

Zum dritten Mal stützte der alte Ritter sorgenvoll den Kopf in seine Hände. Er schien nur an sich selber zu denken und mit sich selber zu sprechen, als er wieder begann:

„Auch auf meinem Gewissen lastet viel Menschenblut, viel Schmerz und viele Thränen ... Auch ich habe, wenn ich sah, daß die Interessen des Ordens es erforderten, mich nicht gescheut, zu anderen Mitteln zu greifen, wo meine Kraft nicht ausreichte ... Aber, wenn ich einmal vor dem Herrn stehen werde, den ich verehre und liebe, dann kann ich ihm sagen: „Alles das habe ich für den Orden gethan — für mich selbst habe ich das Leid erwählt."

Hier legte er seine Hände an die Schläfe, richtete den Kopf und die Augen zum Himmel empor und rief:

„Entsagt der Freude, dem Uebermut und der Schwelgerei, härtet Eure Leiber und Eure Herzen ab, denn ich sehe das Gefieder des weißen Adlers*) in der Luft und seine Krallen triefen vom Blute der Kreuzritter ..."

Weitere Worte Siegfrieds verschlang das Pfeifen und Heulen des Sturmes, welcher eines der Fenster oberhalb der Galerie mit großem Krachen aufriß. Große Schneeflocken trieben zum Saale herein, die Fackeln verlöschten und das Feuer im Kamin flackerte hin und her.

„Im Namen des Geistes des Lichtes! Das ist eine schreckliche Nacht," rief der alte Kreuzritter.

„Eine Nacht, in der die unreinen Geister ihr Unwesen treiben," antwortete Rottger. „Aber warum, Herr, sprecht Ihr immer statt „im Namen Gottes," „im Namen des Geistes des Lichtes?"

„Der Geist des Lichtes ist Gott!" entgegnete der Alte, indem er, wie um weiteren Auseinandersetzungen auszuweichen, schnell frug:

„Sind die Geistlichen bei Danvelds Leiche?"

„Sie sind dort," antwortete Rottger.

„Gott sei ihm gnädig!

Sie verstummten beide. Rottger ging, die Knappen zu

*) Der weiße Adler im polnischen Königswappen.

rufen, welchen er befahl, das Fenster zu schließen und die Fackeln wieder in Brand zu setzen. Als sie fortgegangen waren, wiederholte er seine Frage:

„Was also soll mit Jurands Tochter geschehen? Wollt Ihr sie von hier fort, nach Insterburg nehmen?“

„Ja, das will ich! Ich werde über sie verfügen, wie es das Wohl des Ordens erfordern wird.“

„Und was soll mit mir geschehen?“

„Hast Du eine mutige Seele?“ frug Siegfried dagegen.

„Was habe ich verschuldet, daß Ihr daran zweifeln könnt?“ entgegnete Rottger.

„Ich zweifle nicht, denn ich kenne Dich und liebe Dich Deiner Tapferkeit wegen mehr, als irgend einen. Du wirst also an den Hof des Fürsten von Masowien gehen, und dort dem Fürsten alles genau so erzählen, wie wir es untereinander abgemacht haben.“

„Muß ich mich dem sicheren Verderben preisgeben?“ frug Rottger.

„Wenn Dein Tod dem Orden von Nutzen sein kann, ist es Deine Pflicht, Dich preiszugeben,“ sprach Siegfried. „Aber nein! Dir droht kein Unheil. Man wird dem Gaste nichts Böses thun. Das Schlimmste, was Dir widerfahren kann, ist, daß Dir einer eine Forderung zuschickt, wie jener junge Ritter es gethan hat, als er uns alle forderte . . . Er, oder ein anderer! . . . In keinem Falle ist das schlimm . . .“

„Gott gebe, daß es so geschieht,“ sagte Rottger. „Sie können mich ebensogut dort behalten und in ein finsteres unterirdisches Loch stecken.“

„Das werden sie nicht thun! Denke doch an den Brief Jurands an den Fürsten. Außerdem kommst Du als Ankläger Jurands dorthin. Du wirst wahrheitsgetreu berichten, was er hier in Ortelsburg angerichtet hat. Wir haben Jurand wissen lassen, daß ein fremdes Mädchen bei uns ist, und ihn selbst aufgefordert, zu uns zu kommen, und zu sehen, ob sie seine Tochter ist. Als er sie gesehen, ist er rasend geworden, hat den Komtur erschlagen und die anderen dazu. Das wirst Du ihnen erzählen. Sie werden es Dir glauben und stille dazu sein. Die Nachricht vom Tode Danvelds wird wie ein Lauffeuer durch ganz Masowien fliegen und sie so beschäftigen, daß sie die Klage darüber zu führen vergessen werden. Man wird allerdings die Tochter Jurands suchen, doch da Jurand selbst geschrieben hat, daß sie nicht bei uns ist, so wird auch auf uns kein Verdacht

fallen. Wir müssen die Mutigen und Unschuldigen spielen, denn wem würde einfallen, zu denken — es käme einer von uns zu ihnen, wenn wir uns schuldig fühlten."

„Ihr habt recht!" sagte Rottger. „Gleich nach dem Begräbnis Danvelds werde ich mich auf den Weg machen."

„Gott segne Dich, mein Sohn! Wenn wir alles ordnungsmäßig berichtet haben werden, dann wird man Dich nicht nur nicht dort behalten, sie werden auch den Jurand preisgeben, damit wir keinen Grund haben, zu sagen: „Seht, wie sie mit uns verfahren!"

„Und so wie dort müssen wir es an allen Höfen machen; wir müssen überall dieselbe Geschichte erzählen."

„Der Großschatzmeister wird, als Verwandter Danvelds, darüber wachen, daß es geschieht," sprach der alte Siegfried.

„Ja, wie aber, wenn dieser Teufel von Spychow am Leben bleibt und die Freiheit wiedergewinnt?" versetzte Rottger.

Siegfried von Löwe blickte düster vor sich hin. Darauf antwortete er langsam und mit Nachdruck:

„Wenn er die Freiheit wiedergewinnen sollte, wird er doch nicht in der Lage sein, jemals ein Wort der Klage über den Orden der Kreuzritter auszusprechen."

Dann gab er dem Ritter Rottger noch verschiedene gute Ratschläge über das, was er am Hofe des Fürsten von Masowien sprechen und verlangen sollte.

3. Kapitel.

Die Kunde von den Begebenheiten in Ortelsburg kam jedoch eher nach Tschiechanow als der Ordensbruder Rottger, und verursachte dort die größte Verwunderung und die größte Unruhe. Niemand, weder der Fürst selbst, noch sonst jemand am Hofe konnte verstehen, was vorgegangen sein mochte. Unlängst, gerade zu der Zeit, als Mikolaj von Dlugolas mit einem Briefe des Fürsten nach Marienburg gehen sollte, in welchem dieser sich bitter über die Entführung Danuschas durch die Komture der angrenzenden Komtureien beklagte und ihre Herausgabe fast drohend forderte, war ein Schreiben des Besitzers von Spychow eingetroffen, in welchem dieser erklärte, daß seine Tochter nicht von den Kreuzrittern, sondern von Grenzräubern entführt worden sei, und durch ein Lösegeld ausgelöst, sich in wenigen Tagen wieder in Freiheit befinden werde.

Die Folge davon war, daß der Bote nicht nach Marienburg reiste; es wäre niemandem eingefallen, zu denken, daß die Kreuzritter, durch die Drohung, sein Kind zu töten, einen derartigen Brief von Jurand erzwungen haben konnten. Ohnehin war schwer zu erraten, warum Menschen, die sich an der Grenze herumtrieben, obgleich sie Unterthanen sowohl des Fürsten, wie des Ordens waren, die sich gegenseitig während der Sommermonate überfielen und beraubten, jetzt im Winter, wo der frischgefallene Schnee ihre Spuren verriet, einen Raubzug ausgeführt haben sollten. Ihre Ueberfälle galten zumeist reisenden Kaufleuten, oder sie beraubten die Einwohner kleiner Grenzdörfer;

niemals jedoch hatten sie bis jetzt gewagt, das Eigentum des Fürsten anzugreifen. Wie kam es daher, daß sie jetzt seine Pflegetochter und dazu das Kind des mächtigen, allgemein gefürchteten Ritters Jurand geraubt hatten? Ein solches Ereignis spottete aller Begriffe und war kaum zu glauben. Alle Zweifel an der Wahrheit dieses Ereignisses aber mußten durch den Brief Jurands, mit dessen Unterschrift und Siegel, zerstreut werden, der durch einen Boten gebracht worden war, welchen diesmal der Fürst bestimmt als einen Diener des Ritters von Spychow erkannte. Der Fürst war sehr zornig geworden; man hatte ihn nie zuvor so heftig gesehen. Er hatte befohlen, das Gesindel an den Grenzen seines Fürstentums zu verfolgen und einzufangen, aber nicht genug an dem, veranlaßte er gleichzeitig den Fürsten von Plozk, ihm bei dieser Verfolgung beizustehen und die Uebermütigen mit den härtesten Strafen zu belegen.

Während das geschah, war die Kunde von dem, was in Ortelsburg geschehen war, an den Hof gelangt.

Von Mund zu Mund vergrößert, hatte sich das Ungeheuerliche der That verzehnfacht. Man erzählte sich, daß Jurand im Schlosse der Kreuzritter angekommen, dort durch das offenstehende Thor in den Saal gedrungen war und ein Blutbad angerichtet habe, welchem fast keiner der Besatzung entgangen sein konnte. Es hieß, man habe von benachbarten Schlössern und Burgen Ritter und bewaffnete Landsknechte zu Hilfe rufen müssen, welchen es erst nach zweitägiger Belagerung gelungen sei, in das Schloß zu dringen und Jurand samt seinen Leuten zu vernichten.

Man sprach auch davon, daß jene Ritter und Landsknechte wahrscheinlich jetzt die Grenze des Fürstentums überschreiten und einen großen Krieg anfangen würden. Der Fürst wollte diesen Nachrichten keinen Glauben schenken; er wußte zu gut, wieviel dem Großmeister daran gelegen war, im Falle eines Krieges mit dem Könige von Polen sich die Neutralität der beiden masowischen Fürstentümer zu sichern, denn es war kein Geheimnis, daß keine Macht der Welt die Polen Kronpolens von einer Beteiligung am Kriege zurückzuhalten vermöchte, sobald sich die Kreuzritter einfallen ließen, ihn oder den Fürsten Siemowit von Plozk anzugreifen. Der Großmeister fürchtete diesen Krieg; er wußte, daß er kommen mußte, aber er bemühte sich, denselben hinauszuschieben, einmal darum, weil er friedliebend von Natur war, zweitens, weil zu einem Kriege mit der Macht Jagiellos eine Streitkraft nötig war, über welche

der Orden niemals verfügen konnte. Darum war er bemüht, sich nicht nur die Hilfe der masowischen Fürsten und Ritter zu sichern, sondern er warb auch in Deutschland und im ganzen Westen Europas Hilfstruppen.

Der Fürst fürchtete also einen Krieg nicht; er hätte nur gern gewußt, was wirklich geschehen war, was man von den Ereignissen in Ortelsburg denken sollte, wohin Danuscha gebracht worden war, und was man von all den Geschichten, die von den Grenzräubern erzählt wurden, für wahr halten sollte. Obgleich kein Freund der Kreuzritter, kam es ihm doch sehr gelegen, als eines Abends der Kapitän der Schloßwache mit der Meldung bei ihm eintrat, es sei ein Kreuzritter angekommen, welcher um Audienz bitte.

Der Fürst empfing den Ritter sehr herablassend, und wenngleich er in dem Angekommenen sofort einen jener Ordensbrüder erkannte, die mit in dem Jagdschlosse gewesen waren, so that er doch, als erinnere er sich seiner nicht und frug, wer er sei, woher er komme, und was ihn nach Tschiechanow führe.

„Ich bin der Bruder Rottger,“ antwortete der Kreuzritter, „und hatte vor nicht langer Zeit die Ehre, Ew. Durchlaucht meine Reverenzen zu machen.“

„Warum tragt Ihr nicht den weißen Mantel mit dem Kreuz, das Abzeichen Eures Ordens, wenn Ihr ein Ordensritter seid?“ frug der Fürst.

Der Ritter erklärte, den weißen Mantel deshalb nicht angelegt zu haben, weil er dann wahrscheinlich von den masowischen Rittern gefangen genommen, oder gar getötet worden wäre. „Ueberall in der ganzen Welt,“ so sagte er, „schützt uns das Kreuz auf dem Mantel und erwirbt uns das Wohlwollen und die Gastfreundschaft der Menschen, nur in dem Fürstentum Masowien bringt es demjenigen, der es trägt, den sichern Tod.“

Hier unterbrach der Fürst den Ritter zornig:

„Nicht das Kreuz ist es,“ sagte er, „welches Euch Gefahr bringt; das Kreuz küssen auch wir, nur Eure Untugend und Habgier macht Euch die Menschen feindlich gesinnt, und wenn man Euch anderswo freundlicher behandelt, so geschieht es darum, weil man Euch nicht kennt.“

Da er gewahrte, daß der Ritter bekümmert über diese Worte zu werden schien, lenkte der Fürst ein, indem er frug:

„Waret Ihr in Ortelsburg und wißt Ihr, was dort geschehen ist?“

„Ich war dort und kenne die dortigen Begebenheiten,“ entgegnete Rottger. „Ich komme auch nicht als Abgesandter von irgend jemandem, sondern weil der erfahrene und fromme Komtur von Insterburg mir gesagt hat: „Unser Großmeister liebt den frommen Fürsten und vertraut seiner Gerechtigkeitsliebe, deshalb gehe nach Masowien und stelle ihm unsere Not, unsere Schande und unser Elend vor, während ich nach Marienburg eile. Der gerechte Herr kann unmöglich die Thaten des gewaltigen Friedensstörers, dieses grausamen Verfolgers des Ordens entschuldigen, welcher so viel Christenblut vergossen hat, als wäre er nicht ein Diener Christi, sondern ein Diener des Teufels.“

Und nun begann er alles zu erzählen, wie Jurand von den Rittern aufgefordert worden war, nach Ortelsburg zu kommen, um zu sehen, ob das den Grenzräubern abgejagte fremde Mädchen seine Tochter sei, wie er zu ihnen gekommen, und anstatt sich dankbar zu erweisen, in Raserei verfallen war; ferner, wie er den Komtur Danveld, den Bruder Gottfried, den Engländer Hugues, den Herrn von Bracht und zwei adlige Knappen, ungerechnet die Landsknechte, erschlagen hatte, und wie sie selbst eingedenk des Gebotes Gottes „Du sollst nicht töten“ den Rasenden zuletzt in ein Netz verwickeln mußten, um ihn zur Ruhe zu zwingen, und wie er alsdann sich selbst schwer verwundet hatte. Zuletzt fügte er noch hinzu, daß nicht nur im Schlosse, sondern auch im Städtchen Ortelsburg die Menschen durch den rasenden Schneesturm hindurch ein schreckliches Lachen und eine Stimme gehört hatten, welche oben in den Lüften rief: „Unser Jurand! Er schändet das Kreuz! Er vergießt unschuldiges Blut! Er ist unser!“

Die ganze Erzählung und besonders die letzten Worte des Kreuzritters hatten einen tiefen Eindruck auf alle Anwesenden gemacht. Sie wurden von der angstvollen Befürchtung ergriffen, daß Jurand vielleicht in Wirklichkeit böse Mächte zur Ausübung dieser That zu Hilfe gerufen haben könnte. Eine tiefe Stille trat ein. Die Fürstin aber, welche der Audienz beiwohnte und den Schmerz über den Verlust ihrer geliebten Danuscha nicht überwinden konnte, wandte sich plötzlich ganz unvermutet mit der Frage an Rottger:

„Ihr sagtet, Ritter, daß ihr dachtet, das blödsinnige Mädchen, welches ihr aus den Händen der Grenzräuber befreit, sei Jurands Tochter? Darum fordertet ihr ihn auf, nach Ortelsburg zu kommen?“

„Ja, durchlauchtigste Herrin, so war es,“ antwortete Rottger.

„Wie kamt ihr aber dazu, so etwas zu denken, da ihr

doch im Jagdhause die echte Tochter Jurands an meiner Seite gesehen und das Fräulein daher gekannt habt?“

Rottger wurde verlegen; er war auf diese Frage nicht vorbereitet. Der Fürst war aufgestanden und heftete den ernsten Blick fest auf das Gesicht des Kreuzritters, während Mikolaj von Dlugolas und Mrokota von Mozarschew, Jaschko von Jagielniza und andere Ritter abwechselnd die Frage der Fürstin wiederholten: „Wie konntet ihr das denken? Sprecht, wie konntet ihr?“

„Wir Ordensritter,“ sprach Rottger, nachdem er seine Fassung wiedergewonnen hatte, „wir Ordensritter erheben unsere Blicke nicht zu weiblichen Wesen. Die durchlauchtige Fürstin hatte so viele Hofdamen um sich, daß wir nicht wissen konnten, welche von ihnen Jurands Tochter war.“

„Danveld hat es gewußt,“ versetzte Mikolaj von Dlugolas. „Er hat im Jagdhause wiederholt mit ihr gesprochen.“

„Danveld steht vor Gottes Thron,“ entgegnete Rottger. „Ich kann nur das eine über ihn sagen, daß man am Morgen nach seiner Ermordung blühende Rosen auf seinem Sarge liegen sah, welche zu dieser Winterszeit Menschenhände nicht hingelegt haben konnten.“

Wieder trat eine Pause ein.

„Woher wußtet Ihr überhaupt, daß das Fräulein geraubt worden ist?“ frug der Fürst.

„Die Ruchlosigkeit und Frechheit der That machte ebensoviel bei uns davon reden, wie hier,“ erwiderte Rottger. „Als wir davon hörten, ließen wir Dankmessen lesen, weil glücklicherweise nur ein Fräulein vom Hofstaat und keines der leiblichen Kinder Ew. Durchlaucht geraubt worden war.“

„Aber es ist doch zu merkwürdig, daß ihr das blödsinnige Mädchen für Jurands Tochter halten konntet,“ sprach der Fürst.

„Danveld erklärte das so,“ versetzte Rottger. „Satanas wird oft selbst zum Verräter an seinen Dienern. Ein Zauber muß das Mädchen verwandelt haben.“

„Aber das Grenzgesindel konnte doch unmöglich die Schrift Kalebs und das Siegel Jurands nachmachen, dazu hat es den Verstand nicht.“

„Das that der böse Geist!“ antwortete Rottger.

Hierauf fand wieder niemand eine Antwort. Rottger aber sah dem Fürsten fest in die Augen, während er weiter sprach:

„Wahrlich, Eure Fragen verletzen mich wie ein zweischneidiges Schwert, denn sie bekunden Euer Mißtrauen. Aber im Ver-

trauen auf die Gerechtigkeit Gottes und die Macht der Wahrheit frage ich Ew. Durchlaucht, ob Jurand selbst uns des Mädchenraubes angeklagt hat, und wenn er es that, warum er alsdann, ehe wir ihn nach Ortelsburg luden, alle Grenzdörfer absuchte, um seine Tochter zu finden und loszukaufen?“

„Es ist wahr,“ antwortete der Fürst. „Aber was vor den Menschen verborgen ist, bleibt Gott nicht verborgen. Er hat Euch anfangs verdächtigt, später aber . . . ja später scheint er anderer Meinung geworden zu sein.“

„Da seht!“ sagte Rottger. „Das Licht der Wahrheit besiegt die Finsternis. Er ließ dabei triumphierend seinen Blick über die ganze Versammlung gleiten, denn er dachte bei sich, wie weit die Umsicht und Klugheit der Kreuzritter den polnischen Verstand überrage, und daß dieses Uebergewicht sie bald zu Herren und Herrschern über dieses Volk für alle Zeiten machen werde. Seine bisherige Demut und Höflichkeit bei Seite lassend, trat Rottger dicht an den Fürsten heran und sprach eindringlich und mit erhobener Stimme:

„So ersetzt uns denn, Herr, unsere Verluste, das uns zugefügte Unrecht, die Thränen und das Blut, das geflossen! Dieser Höllensohn war Euer Unterthan; im Namen Gottes also, dessen Willen die Macht der Könige und Fürsten entstammt, im Namen der Gerechtigkeit und des Kreuzes, entschädigt uns für die Thränen und die Ströme Blutes, die wir vergossen haben!“

Der Fürst starrte den Ritter verständnislos an.

„Bei der Gnade Gottes!“ sprach er endlich. „Was wollt Ihr eigentlich? Soll ich für das verantwortlich gemacht werden, was Jurand in der Raserei gethan hat?“

„Er war Euer Unterthan, Herr!“ sagte der Kreuzritter. „In Eurem Fürstentum liegen seine Ländereien, seine Dörfer, seine Burg, in deren Verließen so viele Diener unseres Ordens verschmachteten. So gebt denn diese Herrschaft, diese gottvergessene Burg dem Orden als bleibendes Eigentum. Es ist das zwar keine Entschädigung, kein würdiger Ersatz für das edle vergossene Blut, es kann die Toten nicht wieder lebendig machen, aber es kann zum Teil Gottes Zorn beschwichtigen und den Schandfleck tilgen, welcher auf dieses Fürstentum gefallen ist. O Herr! Der Orden der Kreuzritter besitzt in allen Ländern Güter und Burgen, welche die Gnade und Frömmigkeit christlicher Fürsten ihm geschenkt, nur hier, auf diesem Fleckchen Erde, ist nicht eine Handvoll Sand sein Eigentum. Möge denn das uns widerfahrene Unrecht dadurch gesühnt werden, daß wir in

die Lage gesetzt werden, zu sagen: „in diesem Lande wohnen Menschen, welche ein gottesfürchtiges Herz haben."

Das Staunen über das Gehörte machte den Fürsten fast sprachlos. Nach einer langen Weile erst vermochte er zornig die Worte hervorzustoßen:

„Ihr Wunden Christi! . . . Wem anders als meinen Vorfahren hat der Orden es zu danken, daß er hier seßhaft geworden ist? Wer anders hat die ganzen Ländereien, Güter und Städte, in welchen Ihr jetzt festsitzt, hergegeben, wenn nicht meine Ahnen, denen alles das gehörte, was heute Euer Eigentum ist? Habt Ihr noch nicht genug? Noch lebt die Tochter Jurands, noch hat Euch niemand ihren Tod gemeldet, wollt Ihr das Heiratsgut des Mädchens einheimsen und Eure erlittene Unbill mit dem Brot der Waise bezahlen?"

„Ihr erkennt also das Unrecht an, Herr!" rief Rottger. „Gut! Ihr werdet dasselbe also in einer Weise gut machen, welche Eurem fürstlichen Gewissen und Eurer Gerechtigkeit Ehre macht."

Und wieder freute er sich heimlich. Sie werden jetzt nicht nur jede Klage vermeiden, sondern überlegen, wie sie selbst den Schandfleck, der auf sie gefallen ist, tilgen und sich auf die beste Art rein waschen können. Man wird uns keinen Vorwurf mehr machen können und unsere Ehre wird wie unser weißer Mantel — fleckenlos sein.

Aus diesen Betrachtungen weckte ihn die Stimme des alten Mikolaj von Dlugolas, welcher sagte:

„Man beschuldigt Euch der Habsucht — Gott weiß, ob mit oder ohne Grund. In dieser Angelegenheit scheint es Euch wirklich mehr um die Bereicherung, als um die Reputation Eures Ordens zu gehen."

„Das ist wahr!" stimmten die anderen masowischen Ritter bei.

Der Kreuzritter trat ein paar Schritte vor, erhob stolz seinen Kopf und indem er sie alle mit hochmütigen Blicken maß, sprach er:

„Ich bin nicht als Gesandter hierher gekommen, sondern nur als Augenzeuge der Begebenheiten in Ortelsburg und in meiner Eigenschaft als Kreuzritter, welcher bereit ist, die Ehre seines Ordens bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen! . . . Wer also, entgegen der Erklärung Jurands, behaupten will, daß wir an der Entführung seiner Tochter Anteil genommen haben, der hebe diesen Handschuh auf und stelle sich dem Gottesgericht!"

Bei diesen Worten hatte Rottger seinen Ritterhandschuh zu Boden, ihnen zu Füßen geworfen. Ueberrascht durch die Worte des Kreuzritters, verharrten alle in dumpfem Schweigen. Wohl hätte mancher von ihnen gern sein Schwert am Halse des Kreuzritters schartig gehauen, nur das Wort „Gottesgericht" schreckte sie zurück, den Handschuh aufzuheben, weil ein jeder die Erklärung Jurands kannte und somit das Recht auf Rottgers Seite wußte. Jener aber, durch ihr Schweigen in seiner Frechheit bestärkt, stemmte die Arme in die Seiten und frug noch einmal laut:

„Nun, findet sich keiner, der diesen Handschuh aufhebt?"

Da drängte sich ein Ritter, dessen Eintritt bisher niemand bemerkt und welcher der Unterredung schon eine Weile zugehört hatte, nach der Mitte des Gemaches vor, nahm den Handschuh auf und sprach: „Jawohl, es findet sich einer!"

Indem er das sagte, warf er seinen Handschuh dem Kreuzritter direkt in das Gesicht. Darauf fuhr er mit klarer, wie Donnerhall durch die tiefe Stille dringenden Stimme fort:

„In Gegenwart Gottes, des durchlauchtigen Fürsten und der gesamten Ritterschaft dieses Landes, sage ich Euch, Ritter vom Kreuze, daß Ihr gegen alles Recht und alle Gerechtigkeit lügt. Ich fordere Euch in die Schranken zum Kampf zu Fuß, zu Pferde, auf langes und kurzes Schwert oder Beil — nicht etwa nur bis zur Gefangennahme, sondern bis zum letzten Atemzuge, auf Tod oder Leben."

Man hätte eine Fliege durch den Saal fliegen hören können. Aller Augen richteten sich auf Rottger und wandten sich dann dem Ritter zu, welcher zuletzt erschienen war. Niemand kannte ihn, denn er trug auf dem Kopfe einen Helm, welcher zwar kein Visier hatte, dafür aber einen Fallschirm, welcher ihm bis über die Stirn herabfiel und den unteren Teil des Gesichtes tief beschattete. Der Kreuzritter war nicht weniger überrascht als die anderen Anwesenden. Sein Gesicht war erbleicht, Verwirrung und verhaltene Wut spiegelten sich in demselben wieder; er haspelte den Handschuh aus Elenfell, welcher ihm am Gesicht herabgeglitten und am Stachel seines Panzers auf der Schulter hängen geblieben war los, und frug:

„Wer seid Ihr, der Ihr die Gerechtigkeit Gottes herausfordert?"

Der Gefragte löste die Spange seines Helmes und nahm denselben ab. Ein heller, junger Kopf kam zum Vorschein, und dieselbe klangvolle Stimme von vorhin sprach:

„Ich bin Sbyschko von Bogdaniez, der Ehemann von Jurands Tochter.“

Ein Ausruf allgemeinen Staunens wurde laut, in welchen auch Rottger einstimmte, da außer dem Fürstenpaare, dem Probst Wyschoniek und dem Ritter de Lorche, kein Mensch von der Trauung Sbyschkos mit Danuscha Kenntnis hatte. Die Kreuzritter waren so gewiß, daß Danuscha außer ihrem Vater keinen natürlichen Beschützer mehr habe, daß Rottger ungläubig den Kopf schüttelte.

Doch da trat Ritter de Lorche neben Sbyschko hin und sagte feierlich:

„Ich bin bereit, Zeugnis zu geben. Bei meiner Ritterehre bezeuge ich die Wahrheit dieser Worte; wer sie anzweifelt, der nehme diesen Handschuh auf.“

Damit warf auch er seinen Handschuh auf den Boden, und Rottger, welchen in diesem Augenblick die Wut zu ersticken drohte, war schon im Begriff ihn aufzunehmen, als der Fürst sich erhob und stirnrunzelnd sagte:

„Ich verbiete, diesen Handschuh anzurühren, denn ich selbst werde bezeugen, daß dieser Ritter die Wahrheit sprach.“

Als der Kreuzritter das hörte, verneigte er sich vor dem Fürsten, und zu Sbyschko gewendet, sagte er:

„Wenn es Euch beliebt, dann auf Beile in geschlossenen Schranken.“

„Ich habe Euch schon früher einmal dieselbe Forderung gesandt,“ antwortete Sbyschko.

„Gott gebe der Gerechtigkeit den Sieg!“ riefen die masowischen Ritter.

4. Kapitel.

Man war in großer Sorge um Sbyschko. Sowohl die Ritterschaft Masowiens, als auch die Frauenzimmer des Hofes liebten und schätzten den jungen Ritter sehr, und mußten nach Jurands Briefe doch glauben, das Recht sei auf seiten des Kreuzritters. Dazu war bekannt, daß der Bruder Rottger einer der tapfersten und angesehensten Ritter des Ordens sei. Sein Knappe van Krist hatte, vielleicht nicht ohne besondere Absicht, den masowischen Adligen erzählt, daß sein Herr, noch ehe er ein bewaffneter Mönch geworden, am Ehrentische der Kreuzritter seinen Platz hatte, zu welchem nur die in der ganzen Welt berühmtesten Ritter zugelassen wurden, die bereits einen Feldzug in das gelobte Land mitgemacht, oder gegen Riesen, Drachen, oder Zauberer gekämpft hatten. Nach den Erzählungen van Krists und den prahlerischen Versicherungen desselben, daß sein Herr schon oft, das Dolchschwert in der einen, das Beil oder Schlachtschwert in der anderen Hand, den Kampf mit fünf Gegnern gleichzeitig aufgenommen habe, waren die Masuren sehr besorgt um Sbyschko. Man bedauerte, daß nicht Jurand an Stelle Sbyschkos hier war, der würde es mit zwei solcher Gegner wie Rottger war aufnehmen; ihm hatte noch nie ein Deutscher Widerstand leisten können, aber wehe diesem Jüngling, welcher dem anderen weder an Alter noch an Kraft oder Gewandtheit gleichkam. Jetzt bedauerten auch verschiedene, den Fehdehandschuh nicht selbst aufgenommen zu haben, indem sie ihr Zögern damit zu entschuldigen suchten, daß nur die Kenntnis der Erklärung Jurands sie davon abgehalten hatte. Das

„Gottesgericht" hatte ihnen den Schrecken vor dem Zweikampf mit Rottger eingeflößt, und dieses „Gottesgericht" fürchteten sie auch für Sbyschko. Bei dieser Gelegenheit wurden auch zum eigenen Troste die Namen aller derjenigen masowischen und polnischen Ritter genannt, welche sich, teils bei Turnieren und höfischen Spielen, teils im Kampfe mit scharfen Klingen, durch Körperkraft und Gewandtheit ausgezeichnet hatten. Vor allem war es Sawischa von Garbow, mit welchem kein Ritter des Christentums sich messen konnte. Einige der Ritter setzten auch auf die Tapferkeit Sbyschkos die besten Hoffnungen; „er ist kein schlechter Kämpe," meinten sie, „und, wie man hört, ist es auch nicht der erste Deutsche, mit dem er auf festgetretener Erde in die Schranken tritt." Endlich schöpften sie Mut und Hoffnung für den jungen Ritter aus einem Vorgange, welcher sich zwischen Hlawa, dem böhmischen Knappen Sbyschkos, und van Krist, dem Knappen Rottgers, zugetragen hatte. Als eines Tages der letztere sich wieder einmal in den abenteuerlichsten und waghalsigsten Erzählungen von den Siegen seines Herrn überbot, packte der heftige, leicht aufbrausende Hlawa ihn unter dem Kinn, und indem er den Kopf des Prahlhanses rückwärts bog, rief er: „Wenn Du Dich nicht schämst, angesichts der Menschen so zu lügen, so blicke hinauf zum Himmel und denke daran, daß Gott Dich hört." Er hielt ihn so lange fest, bis er ihm ein „Vaterunser" vorgesprochen hatte. Jener aber frug, als er losgelassen worden, den Böhmen nach seinem Herkommen, und da er erfuhr, Hlawa sei der Sohn eines böhmischen Schloßvogtes, forderte er ihn auch zum Kampf auf das Beil.

Darüber waren die Masuren hoch erfreut, und mancher von ihnen sagte: „Solche Kämpfer werden den Kampf in den Schranken nicht fürchten und sofern die Wahrheit und das Recht auf ihrer Seite sind, werden ihre kreuzritterlichen Gegner keinen gesunden Knochen vom Kampfplatze tragen." Nur das eine beunruhigte sie noch, das war der Gedanke, daß Rottger doch vielleicht im Rechte sei, da er so gut verstanden, ihnen Sand in die Augen zu streuen, und der Fürst selbst teilte diese Unruhe.

Am Abend vor dem Zweikampf berief der Fürst den jungen Ritter zu einer Unterredung, welcher nur die Fürstin beiwohnte.

„Bist Du auch sicher, daß Gott mit Dir sein wird?" frug er ihn. „Woher weißt Du, daß die Kreuzritter es waren, welche Danuscha entführt haben? Hat Jurand Dir etwas gesagt? Denn siehe hier — ein Brief Jurands — ein Schreiben des Probstes Kaleb mit seiner Unterschrift und Siegel. In diesem

Briefe sagt Jurand, er wisse, die Kreuzritter seien es nicht gewesen. Was hat er Dir gesagt?"

„Er hat mir auch gesagt, daß es nicht die Kreuzritter waren."

„Wie willst Du es dann wagen, Dein Leben dem „Gottesgericht" preiszugeben?"

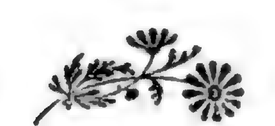
Sbyschko schwieg still, aber seine Kinnbacken zitterten und schlugen aufeinander wie im Fieber, und seine Augen füllten sich mit Thränen.

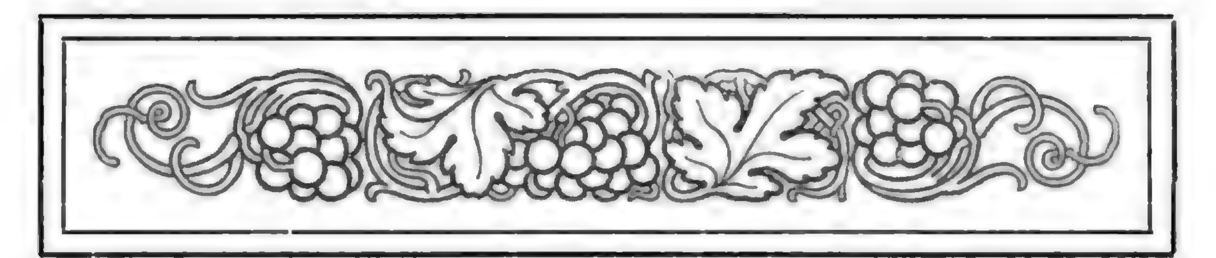
„Ich weiß nichts, Durchlaucht," sprach er endlich. „Wir sind zusammen mit Jurand hier fortgeritten; unterwegs bekannte ich ihm unsere Trauung. Anfangs klagte er, daß diese Handlung möglicherweise eine Beleidigung Gottes sei, da er Danuscha für das Kloster bestimmt habe. Als ich ihm aber sagte, daß wir vielmehr Gottes Willen darin zu sehen hätten, beruhigte er sich und — verzieh. Während wir noch unterwegs waren, sprach er von nichts anderem, als daß die Kreuzritter Danuscha geraubt hätten, dann aber, — ja dann, — ich weiß nicht, was dann geschehen sein kann! . . . Nach Spychow war jenes Weib gekommen, welches kurz vorher von den Kreuzrittern in das Jagdhaus geschickt worden war, um für mich eine Arznei zu bringen; mit ihr kam ein Mann in Pilgerkleidern. Sie duldeten keinen Zeugen bei ihrer Unterredung mit Jurand, er mußte sich mit ihnen einschließen. Was sie mit einander verhandelten, das weiß ich nicht; als ich ihn aber nach jener Unterredung wiedersah, war er so verändert, daß seine eigenen Diener ihn nicht erkannten, er sah aus wie ein Leichnam. Auf unser Befragen sagte er uns nur: „die Kreuzritter waren es nicht!" Gleich darauf entließ er aber den Ritter von Bergow und alle seine Gefangenen, Gott weiß warum, aus der Gefangenschaft, er selbst entfernte sich in der Nacht, ohne Knappen und Diener, ganz allein . . . mir ließ er sagen, er sei ausgeritten, um Danuscha den Grenzräubern abzukaufen, die sie geraubt, ich möge hier auf ihn warten. Nun! — Ich habe gewartet, bis plötzlich die Nachricht aus Ortelsburg zu uns drang, Jurand habe eine Menge Deutsche ermordet und sei selbst gefallen."

„O, durchlauchtigster Herr! mir brannte von da ab in Spychow der Boden unter den Füßen. Ich rüstete Männer und Pferde, um den Tod Jurands zu rächen, doch der Probst ließ mich nicht fort; er sagte: „Die Burg kannst Du nicht mitnehmen und einen Krieg darfst Du nicht anfangen. Reise zum Fürsten, vielleicht erfährst Du dort etwas über Danuscha!" So bin ich hier gerade zu der Zeit angekommen, als dieser

Hund sein Lügengewebe von der großen Unbill, die ihnen widerfahren ist, und Jurands Raserei auskramte ... Ich habe seinen Fehdehandschuh aufgenommen, Durchlaucht, weil ich ihm schon zuvor meine Forderung geschickt hatte, und wenn ich nichts anderes weiß, so weiß ich doch das eine bestimmt — sie sind Höllenlügner — ohne Scham, Ehre und Glauben! Durchlauchtigste Herrschaft! Sie haben vor kurzem erst den Ritter de Fourcy ermordet und wollten doch durchaus die That meinem Knappen aufwälzen. Bei Gott! sie haben ihn niedergestochen, wie einen Ochsen und haben dann an Euch geschrieben, um Rache und Entschädigung zu verlangen. Wer kann darauf schwören, daß sie nicht auch damals den Ritter Jurand und heute Euch, Durchlaucht, belogen haben? ... Ach, ich weiß nicht, wo Danuscha zu finden sein wird, aber ich habe den Kampf aufgenommen, und sollte ich auch den Tod dabei finden; denn, was soll mir das Leben ohne mein liebstes in der Welt?"

Bei diesen Worten riß er in der Aufregung das Netz von seinem Kopfe, daß die Haare ihm wirr auf die Schultern fielen. Er zog sie vor das Gesicht und schluchzte tief und schwer. Die Fürstin Anna Danuta, selbst bis in das Innerste ihrer Seele über den Verlust Danuschas betrübt, hatte großes Erbarmen mit seinem Schmerz. Sie legte ihre Hände auf seinen Kopf und sagte: „Gott helfe Dir, er tröste und segne Dich!"





5. Kapitel.

Es lag nicht in der Macht des Fürsten, den Zweikampf zu verhindern; der Sitte der damaligen Zeit gemäß mußte er stattfinden. Er hatte aber den Bruder Rottger zu bestimmen gewußt, seinerseits ein Schreiben an den Großmeister und an Siegfried von Löwe zu richten, in welchem er der Wahrheit gemäß beiden die Mitteilung machte, daß er selbst den masowischen Rittern den Fehdehandschuh hingeworfen habe, und er infolgedessen mit dem Ehegemahl der Tochter Jurands in den Zweikampf trete, welcher ihm übrigens schon früher einmal eine Forderung zugeschickt habe. Der Kreuzritter erklärte dem Großmeister auch, daß — wenn er dies ohne vorherige Erlaubnis desselben thue, es nur um der Ehre des Ordens Willen geschehe, um häßlichen Verdächtigungen entgegen zu treten, welche den Orden schändeten, für dessen Ehre er jederzeit sein Blut zu vergießen bereit sei. Dieses Schreiben wurde sofort durch einen der Stalljungen an die Grenze befördert, von wo es mittelst der Posten, welche viele Jahre früher, als in anderen Ländern, von den Kreuzrittern eingerichtet waren, nach Marienburg gebracht werden sollte.

Während das Schreiben ausgefertigt wurde, stampfte man im Schloßhofe den Schnee fest und bestreute die Fläche mit Asche, damit die Füße der Kämpfenden nicht gleiten konnten. Im ganzen Schlosse herrschte eine außergewöhnliche Bewegung und Erregung, welche die Ritter und Damen des Hofes schon die ganze Nacht vor dem Kampfe kein Auge schließen ließ. Man wußte und sagte sich, daß ein Kampf zu Pferde, mit Lanzen

oder sogar mit Schwertern, oft mit schweren Verwundungen endete; der Kampf zu Fuß mit Beilen mußte immer einen tötlichen Ausgang nehmen. Aller Herzen waren auf Sbyschkos Seite und je freundschaftlicher man ihm und Danuscha zugethan war, desto größer war die Unruhe und Sorge, welche man um ihn hatte. Viele der Frauen verbrachten die Nacht in der Kapelle, wo auch Sbyschko nach abgelegter Beichte, mit dem Probst Wyschoniek die letzten Stunden zubrachte, um sich zum Kampf um Leben und Tod vorzubereiten. Wenn ihr Blick auf das Kindergesicht des jungen Ritters fiel, dann seufzten sie und flüsterten einander zu: „Mein Gott, er ist ja noch ein Kind!“ um gleich darauf wieder um so inniger um seine Erhaltung zu beten. Als Sbyschko sich gegen Morgen aufmachte und erhobenen Hauptes durch die Kirche schritt, in seiner Kammer die Rüstung anzulegen, da belebten sich die Herzen ein wenig in neuer Hoffnung; war sein Gesicht auch das eines Knaben, so waren seine Glieder doch die eines erwachsenen Mannes, der sich sehen lassen konnte. Der Kampf sollte im Schloßhofe stattfinden, welcher rings von einem Kreuzgange umgeben war.

Als der Tag angebrochen war, kam der Fürst mit der Fürstin und den fürstlichen Kindern. Sie nahmen in der Mitte desselben zwischen den Säulen Platz, von wo man den ganzen Schloßhof am besten übersehen konnte. Neben und hinter ihnen nahmen die vornehmsten Ritter und Damen ihre Plätze ein. Der ganze Kreuzgang war bis in den letzten Winkel mit Menschen angefüllt, welche dem Kampfe zusehen wollten. Das Hof- und Stallgesinde hatte sich auf dem Schneewall postiert, welcher rings um den Kampfplatz durch das Ausschaufeln des Schnees entstanden war und so die Schranke bildete. Selbst auf den Mauervorsprüngen und sogar auf den Dächern hatten sich Zuschauer festgesetzt; das war das Volk, welches laut miteinander plauderte und sich zurief: „Wenn er doch siegen möchte!“

Der Tag war kalt und feucht, aber klar. In der Luft wimmelte es von Dohlen, die in den Dachluken, Mauervorsprüngen und sonstigen Winkeln der Schloßbaulichkeiten nisteten und durch den ungewöhnlichen Lärm aufgescheucht waren. Sie kreisten, lebhaft mit den Flügeln schlagend, über dem Schlosse und seinen Nebengebäuden. Trotz der Kälte schwitzten die Menschen vor Aufregung und als zum erstenmal der Trompetenton erklang, welcher die Ankunft der Gegner anzeigte, da pochten aller Herzen wie Hämmer.

Sie betraten die Schranken von den entgegengesetzten Seiten

und blieben dicht an dem Rande derselben stehen. Die Zuschauer hielten den Atem an; jeder von ihnen dachte, daß bald zwei Seelen vor dem Gericht Gottes stehen, zwei blutige Körper auf dem Schnee liegen würden. Die Frauen erbleichten, während die Blicke der Männer fest auf die kampfbereiten Männer gerichtet waren, um aus ihrer Haltung und Bekleidung Schlüsse zu ziehen, welcher von ihnen Sieger, welcher Besiegter werden könnte.

Der Kreuzritter war mit einem bläulich schimmernden Stahlpanzer bekleidet, seine Hüften mit ebensolchen Hüftstücken bedeckt und auf dem Kopfe trug er einen Stahlhelm mit zurückgeschlagenem Visier, welcher mit einem prächtigen Pfauenfederbusch geschmückt war. Sbyschkos Brust, Seiten und Rücken waren von jener prächtigen Mailänder Rüstung umspannt, welche er seinerzeit von dem friesischen Ritter erobert hatte. Sein Helm hatte kein Visier, nur einen Fallschirm, welcher nicht heruntergeschlagen war; er trug keinen Schmuck, und die Beine des jungen Ritters steckten in Büffelfellen. Beide Gegner trugen auf der linken Schulter den Schild mit ihrem Wappen; dasjenige des Kreuzritters bildete oberhalb ein Schachbrett, die untere Hälfte wies drei auf den Hinterbeinen sich erhebende Löwen, während der Schild Sbyschkos das „stumpfe Hufeisen“ trug. In der rechten Hand trugen sie breite, blitzende Beile, welche an geschwärzten langen Stielen befestigt waren. Sie waren begleitet von ihren Knappen Hlawa und van Krist, die beide in schwarzen Eisenpanzern steckten und ebenso wie ihre Herren mit Schild und Beil bewaffnet waren. Van Krists Wappen wies einen Ginsterstrauch auf, während dasjenige Hlawas ein Waldungeheuer darstellte, welches den Kopf eines Stieres hatte. Statt des Beiles im Schädel aber steckte im Auge des Untieres ein kurzes Dolchschwert.

Die Trompete gab zum zweitenmal das Zeichen. Beim dritten Trompetenton sollten die Gegner sich angreifen. Sie waren einander entgegen gegangen, es trennte sie nur noch ein kleiner Zwischenraum. Ehe jedoch das dritte Zeichen ertönte, näherte sich Rottger den Mittelsäulen, an welchen das Fürstenpaar saß, erhob seinen in Stahl gehüllten Kopf und rief mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme:

„Ich nehme Gott, Euch, edler Herr, und die gesamte Ritterschaft dieses Landes zu Zeugen, daß ich unschuldig bin an dem Blute, welches jetzt vergossen werden wird.“

Der Mut und die Hoffnung der Zuschauer sanken wieder

bei diesen Worten des Kreuzritters, welcher seines Sieges so sicher zu sein schien. Sbyschko aber, dessen bescheidener Seele eine solche Prahlerei zuwider war, wandte sich an den Böhmen und sprach:

„Seine Rede stinkt nach Eigenlob! Sie wäre nach meinem Tode gut angebracht, nicht jetzt. Dieser Prahlhans trägt einen jener Pfauenbuschen auf dem Helm, deren ich zuerst drei, dann so viele, als ich Finger an den Händen habe, gelobte. Gott schenke mir ihn!“

„Herr!“ frug Hlawa, indem er eine Handvoll Asche aufhob, um den Griff seines Beiles damit abzureiben, damit derselbe seiner Hand nicht entgleite, „vielleicht steht Christus mir bei, daß ich schnell mit dem preußischen Knecht fertig werde — darf ich dann wenigstens mein Beil dem Kreuzritter zwischen die Kniee werfen, damit er zu Boden falle?“

„Bewahre Gott!“ rief Sbyschko lebhaft. „Du würdest mich und Dich mit ewiger Schmach bedecken.“

In diesem Augenblick ertönte zum drittenmal die Trompete. Die beiden Knappen sprangen bei diesem Zeichen heftig aufeinander zu, während die Ritter sich ruhig und mit Ueberlegung einander näherten, bis zum letzten Augenblick ihren Ernst und ihre Würde wahrend.

Man beachtete die beiden Knappen kaum; nur wenige schenkten ihnen ihre Aufmerksamkeit. Aber diejenigen der erfahrenen Ritter und Knappen, welche ihnen zusahen, erkannten sofort, daß das Uebergewicht auf der Seite des Böhmen war. Das Beil wog schwerer in der Hand des Deutschen, die Bewegungen seines Schildes waren langsamer, seine Beine waren zwar länger als die des Böhmen, aber sie waren weniger sehnig und elastisch. Hlawa drang so heftig auf ihn ein, daß van Krist fast vom ersten Augenblick an zurückgedrängt wurde. Man konnte sich des Eindruckes nicht erwehren, daß der eine dieser beiden nur drängte, hieb und wie der Blitz von allen Seiten angriff, während der andere, im Vorgefühl des Todes, sich nur deckte, nur wehrte, um das schreckliche Ende so lange als nur möglich hinauszuschieben. Dieser prahlerische Jüngling, welcher einen Kampf nur dann aufnahm, wenn er demselben gar nicht mehr ausweichen konnte, hatte sofort erkannt, daß sein Uebermut, seine unüberlegten Worte ihn einem Gegner gegenübergestellt hatten, den er hätte fliehen sollen wie das Verderben. Der Mut sank ihm noch mehr unter den wuchtigen Hieben desselben,

welche einen Ochsen niedergestreckt haben würden; er vergaß darüber fast, daß er nicht bloß Streiche aufzufangen, sondern auch auszuteilen hatte. Jeder Hieb, den er blitzend auf sich herunterfahren sah, schien ihm der letzte zu sein. Er hob den Schild höher und höher, um den Kopf zu decken, und schlug nur ab und zu mit seinem Beile durch die Luft, ohne den Gegner zu treffen. Zuletzt wurde er müde, indes der Böhme immer heftiger auf ihn eindrang. Wie unter dem Beile des Holzfällers die Spähne vom alten ausgewachsenen Baume fliegen, so begannen unter den Hieben des Böhmen die Eisensplitter von Schild und Rüstung des deutschen Knappen zu fliegen. Der obere Teil des Schildes bog sich ein und sprang, das rechte Schulterstück der eisernen Rüstung fiel samt dem schon mit Blut befleckten Riemen, der es festgehalten, zu Boden. Die Haare van Krists sträubten sich — Todesangst befiel ihn. Noch ein-, zweimal schlug er die Schärfe seines Beiles mit dem letzten Aufgebot seiner Kraft an den Schild Hlawas, dann warf er sich, mit dem Bewußtsein, daß nur eine außergewöhnliche Kraftanstrengung ihn noch zu retten vermöge, plötzlich so dicht vor die Füße des Gegners zu Boden, daß dieser unter der Wucht des geführten Schlages vornüber stürzte. Nun balgten sie sich im Schnee, ein jeder bemüht, den Gegner unter sich zu bekommen. Doch der Böhme kam bald obenauf. Ein Weilchen noch hatte er zu thun, um die verzweifelten Anstrengungen des anderen niederzuhalten, dann kniete er auf das Netzgeflecht, welches den Bauch van Krists schützte, und zog sein kurzes Dolchschwert aus dem Gurt hervor.

„Schone mich!“ flüsterte van Krist, indem er die Augen zu Hlawa aufschlug.

Doch jener streckte sich, statt zu antworten, lang aus, um leichter zu der unter dem Kinn befindlichen Helmspange des Gegners zu gelangen, zerschnitt dieselbe und stieß zweimal schnell nacheinander das Dolchschwert in den Hals desselben, indem er die Spitze des Schwertes nach unten in die Brust hinein richtete.

Da fielen die Augen van Krists zu und sanken tief in die Schädelhöhle. Hände und Füße schlugen den Schnee, als wollten sie die Asche von demselben wegfegen, dann streckten sich die Glieder — sie blieben regungslos, nur die prustenden Lippen, welche reichlich blutigen Schaum ausstießen, verrieten, daß das Leben des Gefallenen noch nicht ganz entflohen war.

Der Böhme hatte sich erhoben. Er wischte sein Dolchschwert am Gewande des Getöteten ab, nahm sein Beil auf

und begann, auf den Stiel desselben gestützt, dem schwereren und hartnäckigeren Kampfe seines ritterlichen Herrn mit dem Bruder Rottger zuzusehen.

Die Ritter der westlichen Reiche Europas waren durch den Ueberfluß, in welchem sie schwelgten, schon etwas verweichlicht, während die Gutsherren Klein- und Großpolens, namentlich aber Masowiens, noch ein strenges Leben voller Entbehrungen führten. Daher kam es, daß die Frische und Elastizität ihres Körpers und die Ausdauer, mit welcher sie jede Anstrengung und Beschwerde, gleichviel, ob von kurzer oder langer Dauer, ertrugen, die Bewunderung fremder, ja selbst ihnen nicht freundlich gesinnter Ritter erregte. Es zeigte sich bald, daß auch hier Sbyschko den Kreuzritter an Elastizität und Kraft der Glieder ebenso übertraf, wie sein Knappe denjenigen Rottgers, aber es war auch unverkennbar, daß der jüngere Ritter bei weitem nicht so gewandt in der Führung der Waffe war, wie der ältere.

Es war für Sbyschko ein glücklicher Zufall, daß das Beil als Waffe gewählt worden war, denn ein Zweikampf zu Fuß mit Schwertern, ob kurz oder lang, bei welchen es so sehr auf die Kenntnis von Hieb und Stich, sowie auf eine geschickte Abwehr der Hiebe des Gegners ankam, hätte für den jungen Ritter unfehlbar einen schlimmen Ausgang nehmen müssen. Die Zuschauer sowohl wie Sbyschko erkannten schon bei den ersten Ausfällen an allen Bewegungen des Ritters Rottger, daß er es mit einem gefährlichen, an Erfahrungen reichen Gegner zu thun hatte, welcher nicht zum erstenmale in die Schranken getreten war. Nach jedem Hiebe Sbyschkos streckte Rottger seinen Schild vor, um denselben im Augenblick, wo das Beil Sbyschkos niedersauste, ein klein wenig zurückzuziehen. Dadurch schwächte er selbst den kräftigsten Schlag und verhinderte, daß der Schild durchgeschlagen oder die glatte Fläche desselben angesplittert wurde. Bald zog er sich zurück, bald war er der Angreifer, und das alles that er mit einer Ruhe und einer solchen Schnelligkeit, daß die Blicke der Zuschauer kaum zu folgen vermochten. Der Fürst war sehr besorgt um Sbyschko und die Gesichter der Ritter und Männer wurden sehr ernst; es kam ihnen vor, als spiele der Deutsche absichtlich mit dem jungen Gegner, denn oftmals fing er den Hieb desselben nicht erst mit dem Schilde auf, sondern machte eine halbe Wendung, so daß die Schneide des Beiles durch die Luft fuhr. In dieser Taktik aber lag die größte Gefahr für Sbyschko, welcher bei der Wucht der Bewegung leicht das Gleichgewicht verlieren und hinstürzen konnte,

geschah das, dann war er unrettbar verloren. Als der Böhme das sah, packte ihn Entsetzen; er gelobte sich im stillen: „Gott helfe mir! Wenn mein Herr hinfällt, dann schleudere ich dem Kreuzritter das Beil zwischen die Beine, daß er sie gleich auseinanderspreizt.“

Allein Sbyschko fiel nicht. Er besaß eine außerordentliche Kraft in den Gliedern und er stellte das Gleichgewicht dadurch her, daß er sich breitbeinig hinstellte, auf diese Weise das Körpergewicht gleichmäßig verteilend.

Rottger nahm das sogleich wahr und die Zuschauer täuschten sich in der Annahme, daß er seinen Gegner gering schätze. Er war sich schon nach den ersten Hieben Sbyschkos bewußt, daß dieser Jüngling ihm viel zu schaffen machen werde, denn trotz der geschickten Handhabung des Schildes war ihm von der Gewalt der Streiche Sbyschkos fast der Arm schwach geworden. Rottger sagte sich, daß der Kampf ein langer und gefährlicher werden konnte, wenn es ihm nicht gelang, den Gegner zu Falle zu bringen. Als dies nicht so bald geschah, wurde er unruhig. Unter dem stählernen Fallschirm hervor blitzten ihm auf Sekunden die Augen Sbyschkos entgegen, er sah die zusammengepreßten Lippen und die zitternden Nasenflügel des Jünglings und dachte, die Erregung werde ihn hinreißen, er werde sich vergessen, in der Hitze des Gefechts den Kopf verlieren, im Eifer des Zornes Schläge austeilen, und weniger darauf bedacht sein, sich zu decken und sich eine Blöße geben. Aber er täuschte sich. Zwar verstand Sbyschko den Schlägen Rottgers nicht auszuweichen, wie dieser den seinigen, aber er vergaß niemals, sich zu decken, und wenn er zum Schlage ausholte, bog er den Schild niemals weiter zurück, als durchaus notwendig war. Seine Aufmerksamkeit verdoppelte sich sichtbar, sobald er die Ueberlegenheit des Gegners erkannte. Er verlor weder die Besinnung noch den Mut, sondern er sammelte sich, ging vorsichtiger zu Werke als bisher und teilte seine Hiebe nicht mehr gedankenlos, sondern mit Ueberlegung aus, kurz, er handelte nicht in der Erregung, sondern mit der kühlen Besonnenheit des Hasses.

Rottger, welcher manchen Krieg mitgemacht, manche Schlacht und manchen Zweikampf ausgefochten hatte, wußte aus Erfahrung, daß es Menschen gab, welche wie die Raubvögel von der Natur zum Kampfe ausgestattet worden sind. Sie erraten und finden im Augenblick der Gefahr alles das, was andere erst durch langjährige Erfahrung sich aneignen. Er hatte bald erkannt, daß in diesem Jüngling etwas derartiges steckte, etwas

vom Aar, welcher im Gegner nur seine Beute sieht und an nichts weiter denkt, als ihn mit seinen Krallen zu erreichen. Dann hatte er auch bemerkt, daß seine Körperstärke sich mit derjenigen Sbyschkos nicht messen konnte; er lernte allmählich einsehen, daß er unterliegen müsse, wenn es ihm nicht gelang, seinem Gegner den Todesstreich zu versetzen, ehe er anfing, zu ermüden. Rottger beschränkte, nachdem er zu dieser Erkenntnis gekommen, seine Bewegungen auf das möglichst geringste Maß, um seine Kräfte zu schonen; er drängte nicht vorwärts, zog sich auch nicht zurück, kurz, er sparte alle Kraft seines Leibes und seiner Seele auf den einen, letzten Schlag.

Der schreckliche Kampf zog sich in die Länge, weit über die sonst übliche Zeit hinaus. Im Kreuzgange herrschte Totenstille; man hörte nichts als das bald dumpfe, bald helle Aufeinanderprallen der Beile gegen die Schilder. Dem Fürstenpaare, sowie den Rittern und Hofdamen, war ein solches Schauspiel nichts neues, trotzdem preßte ein furchtbares Angstgefühl die Herzen, man wagte kaum zu atmen. Jeder wußte, daß es sich hier nicht um eine Schaustellung der Kräfte und Geschicklichkeit zweier Männer handelte, sondern um einen furchtbaren Rachekampf, bei welchem einer der Gegner unterliegen mußte.

Unterdessen war der bleiche Wintermorgen dem helleren Tag gewichen. Der graue Nebelschleier war zerrissen und ein Sonnenstrahl fiel blinkend auf den Stahlpanzer des Kreuzritters und die silberschimmernde Mailänder Rüstung Sbyschkos.

In der Schloßkapelle wurde zur Morgenmesse geläutet und der Klang der Glocken schreckte wieder neue Scharen Dohlen auf, die laut krächzend emporflogen, als freuten sie sich über den Leichnam, welcher dort unten auf dem Schnee ausgestreckt lag. Rottger hatte während des Kampfes von Zeit zu Zeit einen Blick dorthin geworfen. Er fühlte sich plötzlich sehr vereinsamt. Alle die Augen dort, welche jede seiner Bewegungen folgten, waren Augen der Gegner, alle Gebete, welche fromme Lippen dort flüsterten, alle Segenswünsche galten dem jungen Ritter, seinem Feinde. Außerdem beunruhigte ihn die Gegenwart des böhmischen Knappen, obgleich er überzeugt war, daß dieser ihn nicht hinterrücks überfallen werde. Seine Nähe wirkte aber ähnlich auf ihn, wie der Anblick des Menschen auf einen Wolf, Stier oder Bären, wenn er nicht durch eine Schranke von ihm getrennt ist. Das war umsomehr der Fall, da der Böhme oft den Platz wechselte, um besser sehen zu können, sich bückte und wie zufällig den blutbefleckten Stiel seines Beiles etwas

hob. Er fing an müde zu werden. Alle Kräfte sammelnd, zusammenraffend, führte er schnell nacheinander zwei kräftige Hiebe nach Sbyschkos Schulter, aber Sbyschko fing sie an seinem Schilde mit solcher Gewalt auf, daß Rottger schnell zurücktreten mußte, um nicht zu fallen. Von da ab zog er sich immer mehr zurück; nicht nur seine Kraft, auch seine Ruhe und Geduld waren erschöpft. Den Kehlen einzelner Zuschauer entrangen sich ein paar Rufe der Ermunterung für Sbyschko. Das entfachte Rottgers Zorn bis zur Verzweiflung. Die Schläge fielen von beiden Seiten immer dichter. Von den Stirnen der Kämpfenden triefte der Schweiß, ihr Atem entrang sich lauter und schwerer der Brust, ihre aufeinander gepreßten Zähne knirschten.

Die Zuschauer vermochten nicht mehr, sich ruhig zu verhalten; die Rufe: „Schlag zu! Los auf ihn! . . . Gottes Gericht! Gottes Strafe! Gott helfe Dir!“ wiederholten sich immer häufiger. Der Fürst winkte mit der Hand Ruhe, aber das nützte nichts. Die Menge wurde immer lauter, denn hier und da begannen die Kinder zu weinen. Plötzlich rief dicht neben der Fürstin eine junge, schluchzende Frauenstimme:

„Für Danuscha! Für Danuscha! Zahl ihm heim!“

Obgleich Sbyschko den Kampf für Danuscha kämpfte, so hatte er während desselben doch seinen Gram vergessen und nur an den Kampf selbst gedacht. Er war überzeugt, daß dieser Ritter hier seine Hand bei ihrem Raube dabei gehabt hatte. Der plötzliche Ruf vom Kreuzgange her erinnerte ihn nun an seinen Verlust. Liebe, Schmerz und Rachelust gossen Feuer in seine Adern, sein Herz schrie auf, eine an Raserei grenzende Wut packte ihn. Der Kreuzritter vermochte nicht mehr seine dicht aufeinander folgenden Schläge aufzufangen, Sbyschkos Schild traf den Schild Rottgers mit solcher Gewalt, daß der Arm des Kreuzritters kraftlos herabsank. Er selbst taumelte, in Angst und Schrecken versetzt, rückwärts und in demselben Augenblick traf ihn wie ein Blitzschlag das Beil Sbyschkos in die rechte Schulter.

Ein einziger, gräßlicher Aufschrei: „Jesus! . . .“ ertönte. Einen Schritt noch trat Rottger zurück, dann fiel er auf den Rücken zu Boden.

Im Kreuzgange wurde es lebendig. Ein Donnerruf, ein Brausen erschallte, ein Summen, wie in einer von der Sonne beschienenen Klotzbeute. Die Ritter stürmten in Haufen zu den Treppen herunter, die Dienerschaft übersprang den Schneewall, um die Leichname zu betrachten, ringsum wurden Ausrufe laut:

„Da seht das Gottesgericht! . . . Dort steht Jurands Erbe! Preis ihm und Dank! Das ist einer, der versteht das Beil zu schwingen!“ Andere wieder riefen: „Seht her und bewundert! Jurand selbst hätte es nicht besser gemacht!“ Es sammelte sich ein ganzer Haufen Neugieriger um den Toten. Rottger lag auf dem Rücken; sein Gesicht war weiß wie Schnee, der Mund stand ihm weit offen und die rechte Schulter samt dem Arm hing nur noch von einigen Fleischfasern gehalten mit dem Körper zusammen. Es wurden die verschiedensten Bemerkungen über den Toten laut. Die einen bewunderten seinen hohen Wuchs, denn sein Körper nahm einen bedeutenden Raum ein und erschien jetzt, wo er lang ausgestreckt lag, noch länger und breiter als zu Lebzeiten, andere seine kostbaren Waffen und wieder andere den schönen Pfauenfederbusch, welcher bunt auf dem Schnee schillerte. Jetzt trat Hlawa mit zwei anderen Dienern Sbyschkos an den Toten heran, um ihm diesen Federbusch abzunehmen. Die Neugierigen umringten Sbyschko, ihn himmelhoch preisend; sie hatten recht, wenn sie sagten, daß sein Ruhm ein Ruhm für alle Ritter Masowiens und Polens sei.

Unterdessen hatte man ihm Panzer und Beil abgenommen, um es ihm bequemer zu machen, Mrokota von Mozarschew schnallte ihm auch den Helm ab und bedeckte ihm die vom Schweiß nassen Haare mit einer Mütze von scharlachrotem Tuch. Sbyschko stand regungslos da, wie zu Stein geworden; nur die schweren Atemzüge, welche seine Brust hoben und senkten, verrieten, daß noch Leben in ihm war, denn seine Augen waren starr und schienen dem Erlöschen nahe und das Gesicht von der Aufregung und Anstrengung leichenblaß. Die Ritter faßten ihn unter den Armen und führten ihn zu dem Fürstenpaar, welches ihn, in einer durchwärmten Kemenate, am Kamine sitzend, erwartete. Dort fiel Sbyschko auf die Kniee nieder und — nachdem der Probst Wyschoniek ihn gesegnet und für die Seelen der Verstorbenen ein kurzes Gebet gesprochen hatte — umarmte der Fürst den jungen Ritter und sagte:

„Gott der Allmächtige hat zwischen Euch gerichtet; er hat Deine Hand geführt, wir wollen ihn dafür preisen, gesegnet sei sein heiliger Name. Amen!“

Darauf wandte er sich an den Ritter de Lorche und die anderen und fuhr fort:

„Ich nehme Euch, fremder Ritter, und alle hier Anwesenden zu Zeugen, wie ich selbst Zeugnis ablegen will, daß die beiden Ritter, die heute hier das „Gottesgericht“ aufgerufen haben, den

Kampf nach Recht und Sitte ausgefochten haben, so wie das Gottesgericht überall in Gottes Namen vollzogen wird."

Alle Anwesenden stimmten freudig zu; als man dem Herrn de Lorche die Worte des Fürsten verdolmetschte, da stand er auf und erklärte, jederzeit bereitwilligst Zeugnis abzulegen von dem, was hier geschehen sei. Sollte aber in Marienburg oder an irgend einem anderen Fürstenhofe jemand Zweifel an der Rechtlichkeit dieses Ehrenhandels hegen, so wolle er, de Lorche, den Zweifler in die Schranken fordern, wäre derselbe auch kein gewöhnlicher Ritter, ein Riese, oder der Zauberer Merlin selber.

Inzwischen hatte die Fürstin Anna Danuta sich zu dem jungen Ritter, welcher ihre Kniee umfaßt hielt, hinabgebeugt und zu ihm gesagt:

„Warum freust Du Dich nicht? Freue Dich doch und danke Gott! Denn wenn der Herr Dich glücklich aus dieser Gefahr geführt hat, so wird er Dich auch weiter führen zur Glückseligkeit."

„Wie soll ich mich freuen, durchlauchtigste, liebwerteste Herrin?" sagte Sbyschko. „Hat mir auch Gott den Sieg und die Erfüllung der Rache gegeben, so ist doch Danuscha noch nicht gefunden — ich bin ihr so fern, ja ferner wie je."

„Verzage nicht," tröstete die Fürstin. „Die gehässigsten unserer Feinde, Danveld, Gottfried und Rottger, sind tot. Von Siegfried von Löwe sagt man — er sei grausam, aber gerechter als jene. Preise die Barmherzigkeit Gottes auch dafür. Außerdem hat Herr de Lorche sich erboten, nach Marienburg zu gehen und beim Großmeister selbst die Herausgabe Danuschas zu fordern für den Fall, daß der Kreuzritter fallen sollte. Dem Großmeister selbst werden sie den Gehorsam nicht weigern."

„Gott segne den Herrn de Lorche mit Gesundheit," sagte Sbyschko. „Ich will ihn nach Marienburg begleiten."

Die Fürstin erschrak bei diesen Worten Sbyschkos so sehr, als hätte er gesagt, er gehe unbewaffnet unter die Wölfe, die sich herdenweise während des Winters in den Wäldern Masowiens zusammenrotten.

„Wozu?" rief sie lebhaft. „Willst Du ins Verderben rennen? Gleich nach diesem Zweikampf werden Dich weder de Lorche noch die Briefe, welche Rottger vor demselben fortgeschickt hat, beschützen. Du wirst niemandem nützen, Dich selbst aber verderben."

Da stand Sbyschko auf, faltete die Hände und sprach:

„So wahr mir Gott helfe, ich gehe dorthin. So möge

Christus mich segnen zu dem Vorhaben, sie zu suchen! Ich will nicht aufhören es zu thun bis zu meinem letzten Atemzuge, denn leichter ist immer noch für mich, mich mit den Deutschen herumzuschlagen, als für sie in einem unterirdischen Loche zu stecken."

Dieser Vorsatz Sbyschkos kam jedoch nicht sogleich zur Ausführung. Es stand einem Ritter jener Zeit wohl frei, alle Hindernisse, die sich seinem Willen entgegenstellten, zu beseitigen; — so mußte zuletzt auch die Fürstin, überzeugt durch Sbyschkos Gründe, ihren Widerstand aufgeben. Was er aber nicht durfte, das war dies. — Er durfte die Sitte der damaligen Zeit nicht verletzen, welche gebot, daß der Sieger in einem Zweikampfe den Kampfplatz nicht vor der nächsten Mitternacht verlassen durfte, zum Zeichen, daß er Herr des Feldes geblieben war, und um seine Bereitschaft darzuthun, eine neue Herausforderung anzunehmen, falls ein Freund oder Verwandter des Besiegten Lust haben sollte, ihm eine solche zuzustellen. Diesem Brauch huldigten sogar ganze Heeresteile auf die Gefahr hin, damit Vorteile aufzugeben, die ein rascher Aufbruch ihnen bringen konnte. Sbyschko machte nicht einmal den Versuch, sich ihm zu entziehen, obgleich ihm die Verzögerung seines Wunsches hart ankam. Nachdem er sich etwas gestärkt hatte, legte er seine Waffen wieder an, und hielt auf dem Schloßhofe unter dem freien Winterhimmel Wacht bis nach Mitternacht, einen unbekannten Feind erwartend, der doch niemals erscheinen konnte.

Gleich nach Mitternacht, nachdem die Herolde endgültig beim Klange der Trompeten den Sieg Sbyschkos verkündigt hatten, holte Mikolaj von Dlugolas den Helden des Tages zum Nachtmahle und gleichzeitig zu einer Beratung mit dem Fürsten.

6. Kapitel.

Der Fürst ergriff sogleich das Wort, indem er sprach:

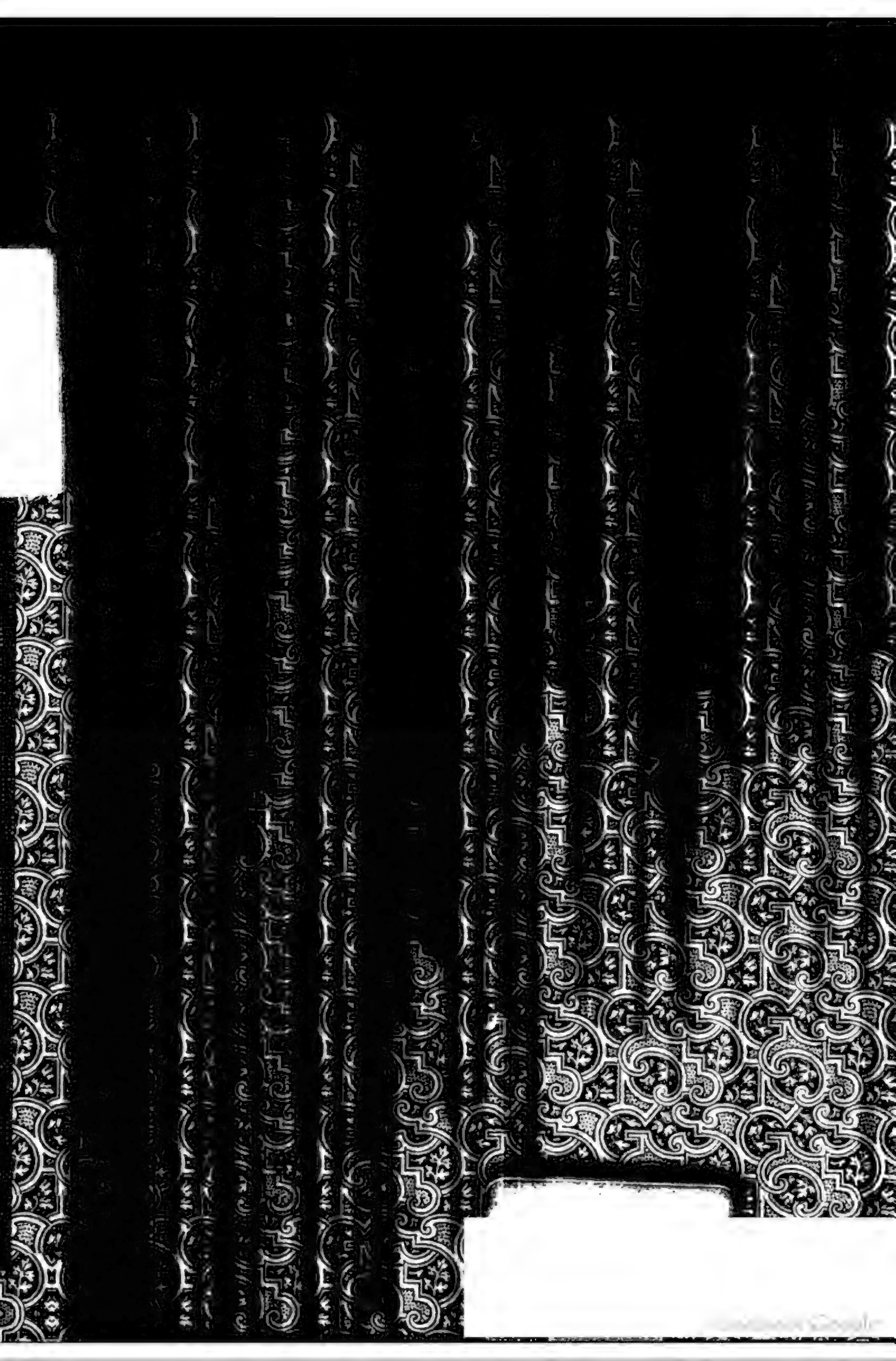
„Es ist sehr schlimm, daß wir nichts Schriftliches als Beweis gegen die Komture haben. Wenn auch unser Verdacht ein gerechtfertigter ist und ich selbst überzeugt bin, daß niemand anderes als sie die Tochter Jurands geraubt haben, so nützt uns das nichts. Sie werden es leugnen. Und wenn nun der Großmeister Beweise verlangen wird, was wollen wir dann vorbringen? Der Brief Jurands zeugt ja noch gegen uns."

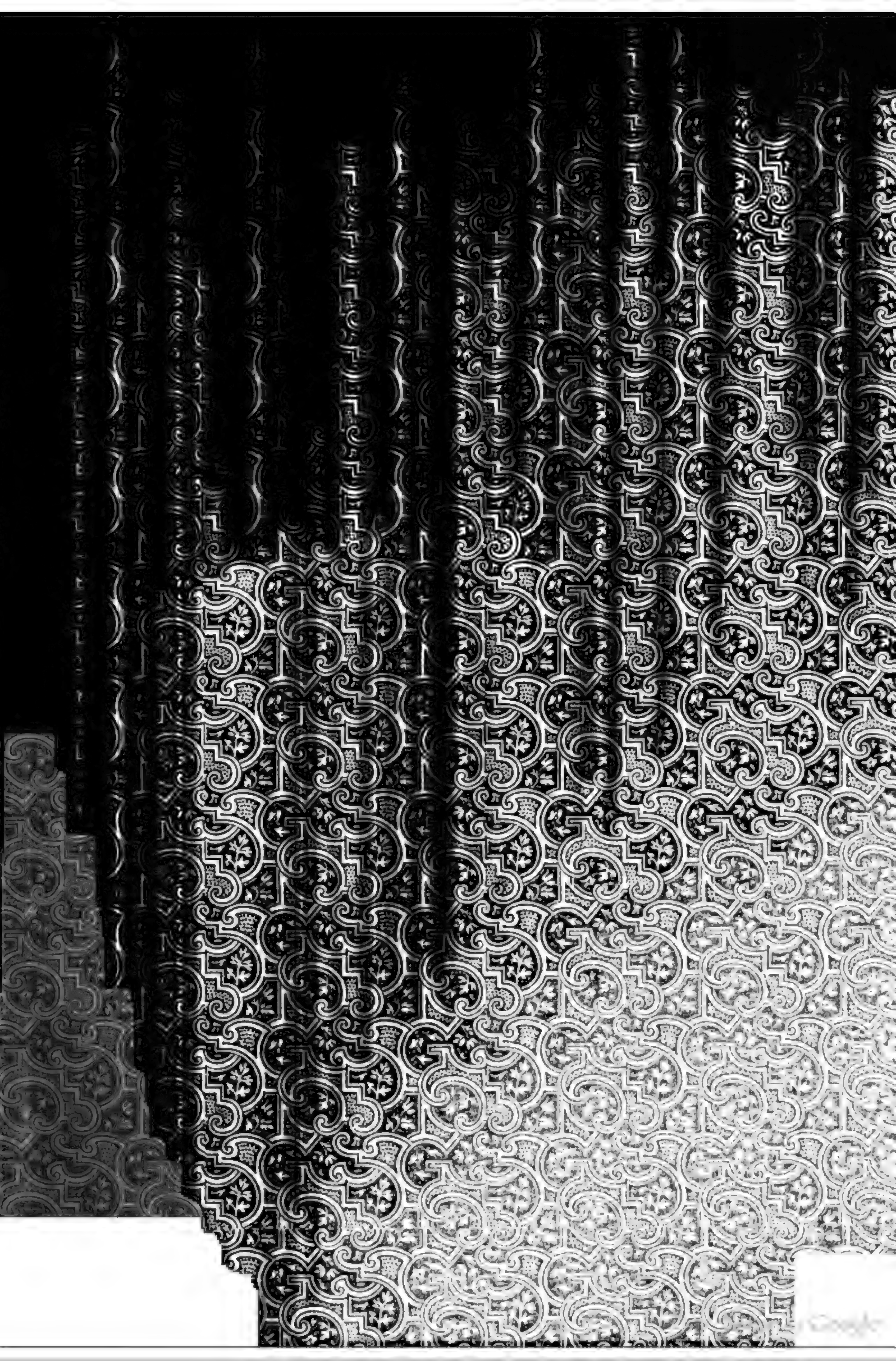
Dann wandte er sich direkt an Sbyschko:

„Du sagst, daß dieser Brief ihm durch Drohungen abgezwungen worden ist? Das kann sein; es ist wahrscheinlich auch so, denn wäre das Recht auf ihrer Seite, so hätte Dir Gott gegen Rottger nicht beigestanden. Wie aber nun, wenn sie ihm statt eines, zwei Briefe abgedrungen haben? Vielleicht haben auch sie ein Zeugnis Jurands in Händen, daß sie unschuldig sind am Raube dieses unglückseligen Mädchens? Ist es so, dann werden sie nicht verfehlen, dasselbe dem Großmeister vorzulegen. — Was dann?"

„Sie haben aber doch selbst bekannt, daß sie Danuscha aus den Händen einer Grenzräuberbande befreit haben, Durchlaucht, daß sie sie bei sich haben."

„Auch das weiß ich," entgegnete der Fürst. „Sie wollen sich doch aber geirrt haben. Es ist ein anderes Mädchen, das sie für Jurands Tochter gehalten haben, und daß es so ist, beweist, daß Jurand selbst das gesagt hat."





Digitized by Google

J. H. Burr –

Die Kreuzritter

Die Kreuzritter

Historischer Roman

von

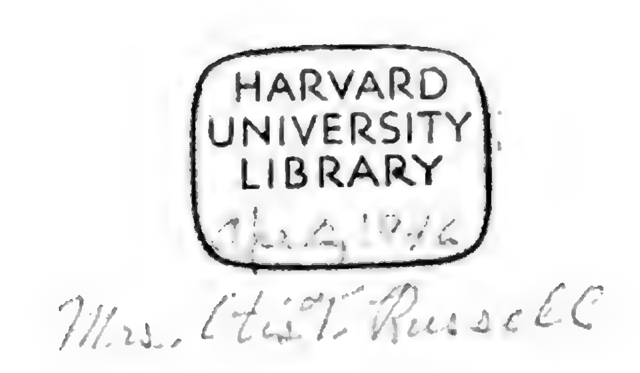
Henryk Sienkiewicz

Deutsch von Clara Hillebrand

Zweiter Band

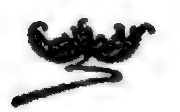
Leipzig
Verlag von O. Gracklauer
1901

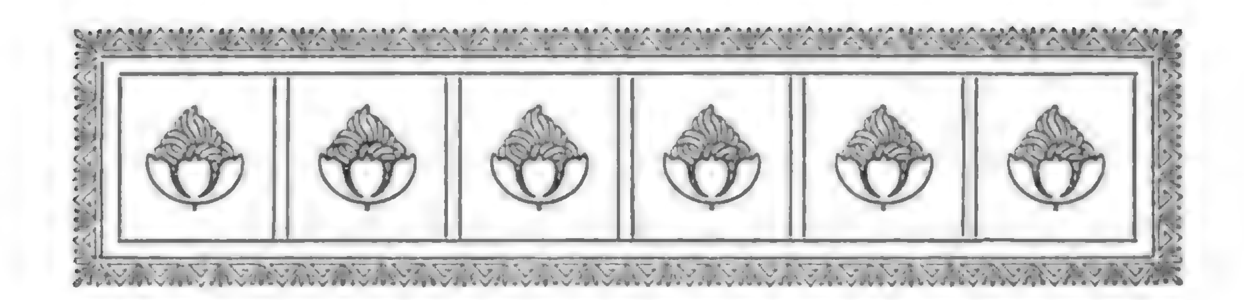
KE 7454



Die Verlagshandlung behält sich alle Rechte vor.

Drittes Buch





1. Kapitel.

Jurand wußte nicht, wohin er sich wenden sollte, als er den Schloßhof betreten hatte, denn der Landsknecht, welcher ihn durch das Thor geführt, verließ ihn sogleich, um in die Ställe zu gehen. Es standen zwar teils vereinzelt, teils in Gruppen Soldaten im Burghofe umher, aber ihre Gesichter trugen einen so frechen Ausdruck und ihre Blicke waren so ironisch, daß der Ritter vorzog, lieber allein seinen Weg zu suchen, als jene darum zu befragen, da er nur Grobheiten von ihnen erwarten konnte, umsomehr, da einige von ihnen schon wieder Schneebälle zurecht machten, um ihn damit zu werfen.

Eine der Thüren, welche Jurand erblickte, zeichnete sich vor den anderen durch ihre Größe aus; über derselben befand sich das in Stein ausgehauene Bildnis des gekreuzigten Christus, und Jurand täuschte sich nicht, wenn er sich sagte, daß dies der Zugang zu der Wohnung des Komtur sein müsse und man ihn ungefragt zurechtweisen werde, wenn er fehlgegangen sei.

So war es auch. In demselben Augenblick, als Jurand sich jener Thür näherte, thaten beide Flügel derselben sich plötzlich auf und ein Jüngling mit der Tonsur der Kleriker, sonst aber in weltlicher Kleidung, trat dem Ritter entgegen.

„Seid Ihr der Herr Jurand von Spychow?“ frug er.

„Ich bin es,“ antwortete der Ritter.

„Der fromme Komtur hat mir befohlen, Euch zu führen. Folget mir.“

Er führte ihn durch den großen gewölbten Flur einer

Stiege zu. Am Fuße der Stiege hielt er an und streifte den Ritter mit einem Blick, indem er frug:

„Ihr führt doch keine Waffe bei Euch? Man hat mir befohlen, Euch zu durchsuchen."

Jurand streckte beide Arme in die Höhe, so daß sein Führer ihn von allen Seiten betrachten konnte, und antwortete:

„Ich habe sie gestern alle abgegeben."

Da sprach der Führer mit gedämpfter Stimme, fast flüsternd:

„Hütet Euch, zornig zu werden, Ihr werdet dort drinnen der Macht und Uebermacht gegenüberstehen."

„Aber unter dem Schutze Gottes," entgegnete Jurand.

Während er das sagte, betrachtete er den jungen Mann genauer und da er in seinem Gesicht etwas wie Mitleid und Mitgefühl entdeckte, fuhr er fort:

„Dir blickt die Ehrlichkeit aus den Augen, Knabe! — Willst Du mir ein paar Fragen beantworten?"

„Ja, aber beeilt Euch, Herr," antwortete der Führer.

„Werden sie mein Kind freilassen, da ich mich stelle?"

Der Jüngling zog verwundert die Augenbrauen in die Höhe.

„Ist Euer Kind hier?" frug er.

„Meine Tochter," sprach Jurand.

„Das Fräulein im Turm am Thore?"

„So ist es. Man hat versprochen, sie nach Hause zu schicken, wenn ich selbst mich für sie stelle."

Der Jüngling machte eine Bewegung, welche sagen sollte, daß er nichts davon wisse, indessen sein Gesicht Unruhe und Zweifel ausdrückte.

Jurand aber frug schnell noch: „Ist es wahr, daß Schomberg und Marquart ihre Wächter sind?"

„Diese beiden Brüder sind gar nicht hier im Schlosse," antwortete der Jüngling. „Ich rate Euch, Herr, nehmt Eure Tochter fort, ehe der Schloßhauptmann Danveld gesund wird."

Als Jurand das hörte, erbebte er, aber es blieb ihm keine Zeit mehr, weiter zu fragen, da sie an der Thüre des Gemaches angelangt waren, in welchem Jurand dem Schloßhauptmann entgegentreten sollte. Nachdem der Führer ihm die Thüre geöffnet hatte, zog er sich zurück.

Der Ritter von Spychow trat ein. Er befand sich in einem geräumigen, ziemlich dunklen Gemach, da die in Blei gefaßten kleinen Glasscheiben wenig Licht einließen und der Wintertag trüb und dunkel begann. Gegenüber der Thüre an der anderen Seite des Gemaches, brannte zwar im Kamin ein

großes Feuer, aber die Holzscheite waren zu feucht, sie qualmten. Erst als die Augen Jurands sich etwas an das Dunkel gewöhnt hatten, sah er in der Tiefe des Raumes einen Tisch, an welchem eine Anzahl Ritter saßen, hinter denen ein Haufen bewaffneter Knappen und ebenso bewaffneter Landsknechte standen. Mitten drinnen zwischen ihnen hielt der Schloßnarr an einer Kette einen zahmen Bären.

Jurand war früher einigemale mit Danveld zusammengetroffen, später hatte er ihn zweimal im Hause des Fürsten von Masowien als Botschafter gesehen, aber das war schon vor mehreren Jahren gewesen. Trotzdem erkannte er ihn sofort an seiner Dickleibigkeit, an seinem breiten Gesicht und auch daran, daß er die Mitte des Tisches einnahm und in einem Lehnstuhl saß. Sein Arm ruhte in zwei Holzschienen auf der Lehne des Stuhles. Zu seiner Rechten saß der alte Siegfried von Löwe aus Insterburg, der erbittertste Feind des polnischen Volkes im allgemeinen, Jurand von Spychows im besonderen, während links von Danveld die beiden jüngeren Brüder Gottfried und Rottger Platz genommen hatten. Danveld hatte sie alle drei eingeladen, seinem Triumph über den schrecklichen Gegner beizuwohnen und sich der Früchte des zusammen ausgeheckten Verrates zu freuen, zu dessen Gelingen jeder von ihnen das seinige beigetragen hatte. Sie saßen jetzt, bequem in weiche, dunkle Tuchröcke gehüllt, ein leichtes Schwert an der Seite, fröhlich und siegesgewiß da und maßen Jurand mit hochmütigen und verächtlichen Blicken, welche sie immer für die Schwachen und Besiegten in Bereitschaft hatten.

Lange Zeit herrschte tiefes Schweigen. Wahrscheinlich wollten sie alle sich erst zur Genüge am Anblick dieses Mannes ergötzen, den sie bisher so sehr gefürchtet hatten, und der jetzt im härenen Büßergewande, mit auf die Brust gesenktem Kopfe, einen Strick um den Hals, an welchem eine leere Schwertscheide herabhing, vor ihnen stand.

Jedenfalls wollten sie auch, daß eine möglichst große Menschenmenge seiner Erniedrigung beiwohnen sollte, denn die Thüren in die anliegenden Kammern standen offen, es konnte eintreten, wer wollte, und der Saal füllte sich bald bis zur Hälfte mit Bewaffneten, welche alle voll Neugier auf Jurand hinblickten, während sie laut schwatzten und Bemerkungen über ihn tauschten. Der Ritter wurde bei ihrem Anblick wieder hoffnungsfroher, denn er dachte bei sich: „Wenn Danveld nicht

halten wollte, was er versprochen hat, so würde er nicht so viele Zeugen herbeirufen."

Endlich stellte Danveld durch einen Wink seiner gesunden Hand die Ruhe her. Er gab einem der hinter ihm stehenden Knappen ein Zeichen, worauf dieser sich dem Ritter Jurand näherte, den Strick mit der daranhängenden Schwertscheide faßte, und ihn an demselben ein paar Schritte vorwärts zog.

Danveld ließ seinen Blick triumphierend über die Anwesenden schweifen, während er sprach: „Da seht, wie die Macht des Ordens Bosheit und Hochmut besiegt."

„Wolle Gott geben, daß es immer so geschehe!" antworteten die Anwesenden. Dann trat wieder Stillschweigen ein. Nach einer längeren Pause wandte Danveld sich an den Gefangenen:

„Du hast den Orden gebissen wie ein toller Hund, darum hat Gott es gefügt, daß Du jetzt vor uns stehst, mit dem Strick um den Hals, wie ein Hund, um Gnade und Erbarmen flehend."

„Vergleichet mich nicht mit einem Hunde, Komtur, denn Ihr beleidigt diejenigen, welche sich mit mir geschlagen haben und von meiner Hand gefallen sind," sagte Jurand.

Bei diesen Worten des Ritters entstand ein lautes Gemurmel unter den Anwesenden. Man wußte nicht recht, sollte man über die Dreistigkeit seiner Rede zürnen, oder das Zutreffende derselben bewundern.

Der Komtur aber, welcher mit dieser Wendung der Dinge gar nicht zufrieden war, sagte:

„Seht nur, wie frech er sich mit Hochmut und Stolz brüstet!"

„Gott weiß es, daß mein Stolz draußen vor dem Thore geblieben ist," sprach Jurand, indem er die Arme zum Himmel emporstreckte, als wolle er Gott zum Zeugen dessen anrufen, was er sagte. „Gott wird zu Gericht sitzen darüber, ob Ihr nicht vielmehr Euch selbst geschändet habt, indem Ihr meine Ritterehre so in den Staub zieht. Es giebt nur eine Ritterehre, welche jeder, der die goldenen Sporen trägt, hochhalten sollte."

Danveld runzelte die Stirn, doch ehe er die heftige Entgegnung, welche er auf den Lippen hatte, aussprechen konnte, begann der Narr mit der Kette zu klirren, an welcher er den Bären hielt, und rief:

„Eine Predigt, hört, er hält eine Predigt, dieser masowische Prediger! Hört, hört! Eine Predigt! . . ."

Dann wandte er sich an Danveld:

„Herr!" rief er. „Als einmal der Glöckner des Grafen Rosenheim zu frühe die Glocken zur Predigt läutete, befahl der Graf

ihm, den Glockenstrang vom Anfang bis zum Ende aufzuessen. Dieser Prediger hier trägt auch einen Strick um den Hals; er soll ihn verschlingen, ehe er seine Predigt zu Ende bringt."

Dabei blickte er unruhig und ängstlich den Komtur an, denn er war in Ungewißheit, ob derselbe seinen Witz belachen, oder ob er ihn dafür auspeitschen lassen würde. Doch die Ordensbrüder, welche glatt, zuvorkommend, ja selbst demütig sein konnten, wenn sie sich einem Gegner gegenüber schwach fühlten, waren maßlos unbarmherzig den Besiegten gegenüber, darum nickte Danveld dem Narren nicht nur Beifall zu, sondern er fuhr selbst den Ritter Jurand so grob an, daß auf den Gesichtern der jüngeren Knappen sich Staunen und Schrecken malte.

„Klaget nicht, daß man Euch entehrt hat," sagte er, „denn selbst, wenn ich Euch zum Hundewärter des Ordens machte, so wäret Ihr immer noch etwas Besseres und Höheres als Eure Ritter!"

Und der durch diese Worte ermutigte Narr begann zu schreien:

„Bringt eine Striegel! Du sollst den Bären damit kämmen und er wird Dir zum Lohn dafür mit seiner Tatze durch die Loden fahren!"

Hier und da wurde ein Kichern, ein Gelächter laut und aus dem Hintergrunde ertönte eine Stimme, welche sprach:

„Du kannst im Sommer das Rohr aus unseren Seen holen — und ein anderer rief:

„Und Krebse fangen!" während ein Dritter hinzusetzte:

„Und vorläufig kannst Du die Krähen von den Erhängten am Galgen fortscheuchen! An Arbeit fehlt es hier nicht!"

Auf diese Weise verspotteten die Knappen und Landsknechte den Ritter Jurand, welcher ihnen so schrecklich gewesen. Die Heiterkeit wurde immer größer, einige der Leute drängten sich sogar hinter dem Tische hervor, traten bis dicht an Jurand heran, betrachteten ihn von allen Seiten, indem sie zugleich riefen: „Dieser also ist der Eber von Spychow, welchem unser Komtur die Hauer ausgebrochen hat! — Seht, er schäumt vor Wut; er möchte sich auf uns stürzen und kann es nicht!" Danveld und einige andere der Ordensbrüder, welche dem Verhör Jurands ein feierliches, einer Gerichtssitzung ähnliches Ansehen hatten geben wollen, wurden durch diese Wendung der Dinge mit fortgerissen; sie erhoben sich von ihren Sitzen und mischten sich unter diejenigen, welche sich dem Ritter näherten.

Der Einzige, welcher unwillig dem Verlauf der Unterhand-

lung zusah, war der alte Ritter Siegfried von Löwe. Doch Danveld sprach zu ihm: „Blickt nicht so finster drein, die Lust wird durch diese Wendung nur vergrößert, es ist gut so; mag er nicht denken, daß wir seiner Erniedrigung eine so große Wichtigkeit beilegen!“ Die Männer hatten sich immer dichter an ihn herangedrängt, sie stießen mit ihren Bierkrügen an sein Kinn und immer neue Schmähworte wurden laut. Da konnte Jurand nicht länger an sich halten, er schritt auf Siegfried von Löwe zu und schrie so laut er konnte, um den Lärmen zu übertönen:

„Beim Leiden des Erlösers und der Seelen Seligkeit, gebt mir mein Kind zurück, wie ihr es versprochen habt!“

Er wollte die Hand des alten Komturs fassen, aber dieser that schnell ein paar Schritte rückwärts und sprach:

„Zurück, Sklave! Was willst Du von mir?“

„Ich habe den Herrn von Bergow aus der Gefangenschaft entlassen, habe mich selbst gestellt, weil ihr versprochen habt, dafür mein Kind freizulassen, welches sich hier befindet.“

„Wer hat das versprochen?“ rief Danveld.

„Auf Glauben und Gewissen — Ihr, Komtur,“ antwortete Jurand.

„Ihr habt keine Zeugen dafür,“ sprach Danveld; aber wir brauchen keine Zeugen, wo es sich um Ehre und Wort handelt.“

„Um Eure Ehre, um die Ehre Eures Ordens!“ rief Jurand.

„Gut, Eure Tochter soll Euch wiedergegeben werden!“ antwortete Danveld. Darauf wandte er sich an die Anwesenden und sagte:

„Alles das, was ihn hier betroffen hat, ist zwar ein unschuldiges Kinderspiel im Vergleich zu den Ausschreitungen und Verbrechen, die er an uns verübt hat. Da wir aber versprochen haben, ihm die Tochter wiederzugeben, wenn er sich vor uns demütigt und hierher kommt, so soll unser Kreuzritterwort unantastbar sein wie Gotteswort. Das Mädchen, welches wir den Räubern abgenommen haben, soll also in Freiheit gesetzt werden und er selbst soll, nachdem er eine geziemende Buße für seine Sünden gegen den Orden verbüßt haben wird, ungehindert in sein Haus zurückkehren dürfen.“

Diese Erklärung versetzte diejenigen der Anwesenden, welche Danvelds Haß gegen Jurand kannten, in großes Staunen; sie hätten ihm ein solches Rechtsgefühl gar nicht zugetraut. Der alte Siegfried von Löwe, Gottfried und Rottger betrachteten ihn mit verwunderten Blicken und staunend in die Höhe

gezogenen Brauen. Danveld aber schien diese fragenden, auf sich gerichteten Augen nicht zu bemerken, er fuhr fort:

„Wir wollen Euch die Tochter unter schützender Bedeckung nach Spychow schicken; Ihr aber bleibt hier, so lange, bis die Soldaten glücklich und unverletzt wieder zurückgekehrt sein werden und das Lösegeld für Euch erlegt ist."

Jurand war selbst nicht wenig erstaunt über dieses bereitwillige Entgegenkommen des Komturs; er hatte gar nicht mehr gehofft, daß sein Opfer von irgend einem Nutzen für Danuscha sein würde. Darum blickte er jetzt fast dankbar zu Danveld auf, als er sagte:

„Gott lohne es Euch, Komtur!"

„Erkennt endlich die Ritter Christi," entgegnete Danveld, und Jurand versetzte sogleich:

„Von ihm kommt ja alle Barmherzigkeit! Ich habe mein Kind seit langer Zeit nicht gesehen, so gewährt mir, sie zu sehen und ihr meinen Segen zu geben."

„Das sollt Ihr, und zwar hier in Gegenwart aller, damit sie alle Zeugen seien unserer Gnade und unserer Treue."

Nach diesen Worten befahl er seinem Leibknappen, Danuscha zu holen; er selbst wandte sich an Siegfried von Löwe, der mit Gottfried und Rottger dicht zu ihm getreten war und nun ein lebhaftes Gespräch mit ihm begann.

„Ich habe nichts einzuwenden," sprach der alte Siegfried, „obgleich Deine Absichten andere waren."

Und der heißblütige, durch seine Tapferkeit und Grausamkeit berühmte Rottger sagte:

„Wie? nicht nur das Mädchen, sondern auch diesen Höllenhund willst Du freigeben, damit er uns wieder beißen kann?"

„Er wird noch toller beißen als vorher," rief Gottfried.

„Ja, aber das Lösegeld für ihn kommt doch dem Orden zugute," warf Danveld ein.

„Und wenn er jetzt auch sein ganzes Vermögen hergiebt, so wird er in zwei Jahren das Doppelte erbeutet haben," entgegnete Gottfried.

„Ich habe nichts gegen die Herausgabe des Mädchens," wiederholte Siegfried, „aber — laßt ihr diesen Wolf frei, so wird er noch oft in die Einfriedigungen des Ordens einbrechen."

„Und unser Wort?" sagte Danveld lächelnd.

„Du sprachst früher anders," rief Siegfried von Löwe.

Danveld zuckte mit den Achseln.

„Habt Ihr noch zu wenig Kurzweil gehabt?“ frug er. „Wollt Ihr mehr sehen?“

Die Anderen hatten inzwischen den Ritter wieder umringt. Das Bewußtsein der ehrenhaften und lobenswerten Handlung Danvelds hob das Selbstgefühl aller Bediensteten des Klosters; sie begannen sich ihrer Ehrenhaftigkeit zu rühmen:

„Ha, Du Knochenbrecher!“ sagte der Kapitän der Schloßwache. „Keiner von Euch Heidenbrüdern würde mit einem unserer christlichen Ritter so verfahren. Du hast unser Blut verschlungen, Du Blutsauger.“

„Und wir lohnen Dir dafür mit Gutem!“ sprach ein anderer.

Aber Jurand sah und hörte nichts mehr von all den Aeußerungen des Hochmuts und der Verachtung. Sein Herz schwoll vor Sehnsucht, die Augen wurden ihm feucht. Er wartete ja auf Danuscha, die er im nächsten Augenblick zu sehen hoffte, und dieses freudige Gefühl der Erwartung ließ ihn noch einmal freundlich und reumütig zu seinen Peinigern sprechen:

„Es ist wahr! Es ist wahr! Ich war Euch eine schwere Last, aber . . . ich war niemals hinterlistig.“

In diesem Augenblick rief vom anderen Ende des Gemaches plötzlich eine Stimme: „Man bringt das Mädchen!“ — Gleichzeitig trat tiefe Stille ein, die Landsknechte stellten sich zu beiden Seiten auf und sahen neugierig der Tochter Jurands entgegen, da, Dank des Geheimnisses, mit welchem Danveld alle seine Thaten umgab, noch niemand das Mädchen zu Gesicht bekommen hatte; diejenigen aber, welche sie gesehen hatten, erzählten von ihrer wunderbaren Schönheit. So richteten sich denn aller Blicke nach der Thür, durch welche sie soeben eintrat.

Zuerst kam der Knappe, welcher sie zu holen ausgeschickt war. Hinter ihm schritt dieselbe Ordensschwester, die in das Jagdhaus und nach Spychow gekommen war, und ihr folgte ein weißgekleidetes Mädchen mit lang herabwallendem Haar, welches mit einem Bande über der Stirn zurückgehalten war.

Ein schallendes Gelächter erfüllte plötzlich den Saal. Jurand, welcher seinem Impulse folgend der Tochter entgegengeeilt war, sprang plötzlich zurück und starrte, blaß wie der Tod, den spitz auslaufenden Kopf, die bläulichen Lippen und die ausdruckslosen Augen des blödsinnigen Geschöpfes an, welches vor ihm stand.

„Das ist nicht meine Tochter,“ sprach er mit vor Entsetzen bebender Stimme.

„Nicht Eure Tochter?“ rief Danveld. „Beim heiligen Liborius von Paderborn! So war es entweder nicht Eure

Tochter, die wir den Räubern abgenommen haben, oder ein Zauber hat sie so verwandelt, denn ein anderes Mädchen befindet sich nicht in Ortelsburg."

Der alte Siegfried, Rottger und Gottfried wechselten rasche Blicke miteinander, welche ihre Bewunderung der List und Schlauheit Danvelds ausdrückten, aber keiner von ihnen kam dazu, ein Wort zu sprechen, denn Jurand schrie mit der gewaltigen Stimme eines Verzweifelten:

„Sie ist hier! sie ist in Ortelsburg! Ich habe sie singen hören, ich habe die Stimme meines Kindes während der Nacht gehört."

Danveld aber wandte sich an die Versammlung und sprach:

„Ich rufe Euch alle, besonders aber Euch, Siegfried von Löwe aus Insterburg, und Euch fromme Brüder, Rottger und Gottfried, zu Zeugen auf, daß ich laut meinem gegebenen Worte dieses Mädchen, von welchem die Räuber, deren Händen wir sie entrissen, ausgesagt haben, daß sie die Tochter des Ritters Jurand von Spychow sei, ihrem Vater übergeben habe. Wenn das Mädchen nun seine Tochter nicht ist, so können wir nichts dafür. Es muß wohl der Wille Gottes sein, welcher auf diese Weise unseren Feind Jurand in unsere Hände liefern wollte."

Siegfried und die beiden jüngeren Brüder nickten mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß sie nötigenfalls Zeugnis ablegen würden. Wieder wechselten sie schnell einen Blick. — Diese That Danvelds war mehr, war größer, als sie je erwartet hatten . . . Den Ritter in die Gewalt des Ordens locken, ihm dann die Tochter nicht wiedergeben und vor aller Welt das gegebene Wort dennoch halten — wer anders sonst wäre im stande gewesen, so etwas zu ersinnen, als der listige Danveld!

Jurand warf sich dem Grausamen zu Füßen und beschwor ihn bei allen Reliquien Marienburgs, bei der Asche seiner Ahnen, ihm doch seine leibliche Tochter zurückzugeben und nicht wie ein elender, wortbrüchiger Schuft und Verräter zu handeln. In seiner Bitte, seiner Stimme lag so viel Wahrheit und Verzweiflung, daß die Klügeren unter den Leuten den wahren Sachverhalt errieten, andere aber dachten, daß wirklich ein Zauber die Gestalt des Mädchens so verwandelt habe.

„Gott sieht Euren Verrat!" rief Jurand. — Bei den Wunden des Erlösers, bei der Stunde Eures Todes, gebt mir mein Kind!"

Er hatte sich von seinen Knieen erhoben und ging gebückt auf Danveld zu, als wolle er flehend seine Kniee umfassen.

Aus den Augen des Verzweifelten blickte der Irrsinn, der Ton seiner Stimme schwankte zwischen Drohung und Flehen. Danveld war bei dem Vorwurf der Verräterei und Schuftigkeit in Gegenwart aller seiner Leute dunkelrot geworden. Der Zorn loderte in ihm auf und brach in helle Flammen aus. Gleichsam, als wolle er den Unglückseligen vollends vernichten, ging er ebenfalls auf ihn zu und zischelte ihm durch die zusammengepreßten Zähne in das Ohr, so, daß nur die Zunächststehenden die Worte vernehmen konnten:

„Wenn ich sie Dir wiedergebe, dann geschieht dies, nachdem sie geschändet, mit einem Bankert von mir . . .“

In demselben Augenblick stieß Jurand einen fürchterlichen markerschütternden Schrei aus. Er packte mit beiden Händen Danveld und hob ihn empor. Im Saale erscholl nur der eine Ruf: „Schonet ihn!“ Aber in der nächsten Sekunde schon flog der Körper des Komturs mit solcher Gewalt auf die Steinfliesen hin, daß der Schädel desselben zerbarst und das Gehirn daraus bis auf die Gewänder der zunächststehenden Ritter Siegfried und Rottger spritzte.

Mit einem Satze war Jurand nach der Querwand gesprungen, an welcher die Waffen hingen. Er ergriff ein mächtiges, zweihändiges Schwert und ehe die entsetzten Deutschen, die sich von ihrem Schrecken über die kühne That des Ritters noch nicht erholt hatten, es sich versahen, sausten seine Hiebe schon auf sie hernieder.

Sie waren alle kampfgeübte, an Kriegsgräuel gewöhnte Männer. In diesem Augenblick aber standen sie wie zu Stein erstarrt; aber auch dann, als die Erstarrung von ihnen zu weichen begann, vermochten sie nicht den alten Mut zu fassen, sie begannen zu flüchten, sich zurückzuziehen, durcheinander zu rennen, wie eine Herde Schafe, in welche der Wolf einbricht, der mit einem Biß seiner scharfen Zähne immer ein Opfer nach dem anderen hinstreckt. Der Saal hallte wieder von den Tritten der umherflüchtenden Männer, dem Geklirr der umgeworfenen Gefäße, dem Geschrei der Knappen, dem Geheul des Bären, welcher sich den Händen des Narren entriß und an der Wand empor in die Nische des hochgelegenen Fensters flüchtete, und den verzweifelten Rufen nach Waffen. Endlich blitzten ein paar Schwerter auf und etliche Klingen wandten sich Jurand zu. Er aber, halb im Irrsinn, nichts achtend, drang auf sie ein; es entstand ein nie dagewesener Kampf, vielmehr ein Gemetzel. Der heißblütige junge Bruder Gottfried trat als erster dem

Rasenden entgegen. Im Augenblick flog sein Kopf samt der Schulter und Hand, vom Körper getrennt, zu Boden. Die nächsten beiden Opfer Jurands waren der Hauptmann der Schloßwache „von Bracht“ und der Engländer Hugues, welcher ein Gefühl des Mitleids mit Jurand nicht hatte unterdrücken können, obgleich er nicht verstand, um was es sich handelte, jetzt aber auch das Schwert gezogen hatte. Die Anderen hatten sich beim Anblick der gräßlichen Kraft und der entfesselten Wut des Mannes zu einem Haufen geschlossen, um gemeinschaftlich Widerstand zu leisten, gerade das aber brachte ihnen eine schreckliche Niederlage, da er mit gesträubtem Haar, irrem Blick, ganz und gar mit Blut überströmt, wie ein Rasender um sich schlug und zerfetzte, was unter die Schneide seines Schwertes kam. Das Schwert Jurands streckte das Häuflein eng zusammengedrängter Menschen nieder; sie fielen wie Bäume und Sträucher unter der Axt des Holzfällers. Eine Panik bemächtigte sich dieser Männer; es war, als würde der gräßliche Masure in seiner Raserei allesamt hinmorden, ohne daß einer von ihnen sich zur Gegenwehr aufzuraffen vermochte.

„Zerstreut Euch! umringt ihn!“ schrie der alte Siegfried von Löwe.

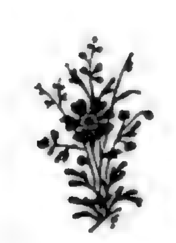
Jetzt endlich rannten sie auseinander wie ein Volk Staare im Felde, über welchen der krummschnabelige Aar gefahrdrohend in der Luft schwebt. Aber sie vermochten ihn nicht zu umzingeln, denn anstatt einen Platz zu suchen, wo er sich verteidigen konnte, jagte er sie in der Raserei im Saale umher, und wehe dem, den er erreichte, der war ein Kind des Todes. Das Schwert, welches die stärksten Kreuzritter nur mit beiden Händen zu regieren vermochten, flog in seiner Rechten umher, wie eine Feder und traf mit Blitzesschnelle bald rechts, bald links ein Opfer. Er schonte sein Leben nicht, er suchte nicht den Tod, nicht den Sieg, nur Rache, Rache nahm Jurand für alle die Qualen der letzten und der künftigen Tage, die ihm noch bevorstanden, und wie das Feuer, oder die Wasserströme, einmal entfesselt, alles vernichten, was ihnen hindernd in den Weg kommt, so warf, brach, trat und hieb auch er alles blindlings vor sich nieder, er, dieser gräßliche Vernichter.

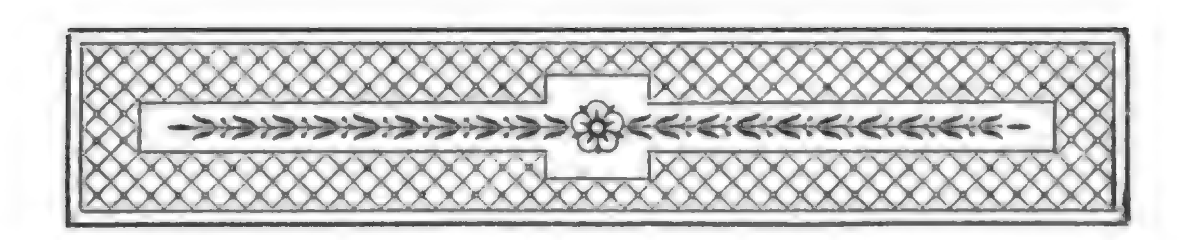
Man konnte ihm auch nicht in den Rücken fallen, denn anfangs gelang es nicht, ihn einzuholen, und die Landsknechte fürchteten auch, daß er sich umdrehen und jeden, der ihm nahekam, niederhauen möchte. Andere wieder waren erschreckt durch den Gedanken, daß ein gewöhnlicher Mensch nicht so viel

Unheil stiften könnte, wenn er nicht im Bunde mit überirdischen Mächten stände, gegen die nichts auszurichten sei.

Dem alten Siegfried von Löwe und dem Bruder Rottger war es gelungen, auf die Galerie zu gelangen, welche oberhalb der großen Fenster um den ganzen Saal lief; sie riefen den anderen zu, sich gleichfalls dahin zu retten, und niemand ließ sich das zweimal sagen. Wer noch lebte, drängte der kleinen Treppe zu. Das Gedränge wurde groß; einer stieß und schob den anderen, bis endlich der Letzte die Thüre hinter sich in das Schloß warf. Von dort oben hofften sie den Gewaltigen zu bezwingen, dem Brust an Brust niemand Stand zu halten vermochte. Nun waren alle in Sicherheit, Ritter Jurand allein war unten geblieben. Triumphgeschrei und Freudenrufe erschollen, und bald begannen schwere eichene Lichtständer, eiserne Klammern von Fackeln und Bänke auf den Ritter herabzufliegen. Eines dieser Wurfgeschosse traf ihn an die Stirn, dicht über den Augenbrauen, und brachte ihm eine Schramme bei, aus welcher das Blut ihm über das Gesicht floß. Gleichzeitig öffnete sich die große Eingangsthür, und die, von den auf der Galerie Befindlichen, herbeigerufenen Landsknechte, stürmten, bewaffnet mit Lanzen, Hellebarden, Streitäxten, Armbrüsten, Stangen, Stricken und allerhand Geräten, die sie in der Eile errafft hatten, herein.

Der rasende Ritter wischte mit der linken Hand das Blut aus seinem Gesicht, damit es ihm nicht den Blick verdunkele, raffte sich zusammen und — stürzte sich auf die Rotte und noch einmal hallte der Saal wieder von Schmerzenslauten, Jammern und Stöhnen, vom Klirren der Waffen, dem Knirschen der Zähne und den Todesschreien sterbender Männer.





2. Kapitel.

Am Abend desselben Tages saßen in demselben Saale, hinter demselben Tische, Siegfried von Löwe, welcher an Stelle des toten Danveld die Leitung der Angelegenheiten in Ortelsburg übernommen hatte. Neben ihm saß der Bruder Rottger, der Ritter von Bergow, welcher noch kürzlich Gefangener Jurands gewesen, und zwei adlige Jünglinge, die gegenwärtig noch Novizen waren, doch bald mit dem weißen Mantel bekleidet werden sollten.

Ein eisiger Wind heulte um die Mauern des Schlosses, pfiff durch die Fenster, daß ihre Bleifassungen zitterten, fuhr über die Flammen der in Klammern an der Wand befestigten Fackeln, daß sie hin- und herflackerten, und stieß dicke Rauchwolken aus dem Kamin, welche sich über den ganzen Saal verbreiteten. Es herrschte tiefe Stille in dem Raume, obgleich die Brüder zusammengekommen waren, um zu beraten, was nach den Vorgängen des vergangenen Tages zu thun blieb. Keiner der Brüder wagte es, das Wort zu ergreifen; sie warteten alle, bis Siegfried es thun würde; dieser aber saß mit auf den Tisch gestemmten Armen, die Hände über dem tief heruntergebeugten grauen Scheitel gefaltet, das Gesicht im Dunkel verborgen, in düsteres Grübeln versunken da.

„Was soll der Gegenstand unserer Beratung sein?“ frug endlich der Bruder Rottger.

Siegfried richtete sich auf, starrte den Sprecher zuerst verständnislos an, dann fuhr er aus seinem Sinnen empor und sprach:

„Wir wollen Rat halten über das Elend, welches über uns gekommen ist, über das, was wir dem Großmeister zu be-

richten haben werden, und darüber, wie der Orden nach außen hin am besten vor Schande und Schaden bewahrt wird."

Darauf hüllte er sich wieder in düsteres Schweigen. Nach einer Weile ließ er den Blick durch den Raum schweifen und bewegte die Nasenflügel.

„Es riecht noch nach Blut hier," sagte er.

„Nein, Komtur," entgegnete Rottger, „das kann nicht sein. Ich habe den Fußboden scheuern und den Saal mit Schwefel ausräuchern lassen; es riecht nach Schwefel."

Siegfried von Löwe blickte wie geistesabwesend umher und sagte: „Du Geist des Lichts, erbarme Dich der Seelen Danvelds und Gottfrieds!"

Die anderen, welche glaubten, er rufe die Barmherzigkeit Gottes für sie an, weil bei der Erwähnung des Schwefels ihm das Höllenfeuer in Erinnerung kam, wurden von einem Schauer überlaufen und sie antworteten einstimmig: „Amen! Amen!"

Eine Zeitlang hörte man wieder nur das Heulen des Sturmes und das Klirren der Fensterscheiben.

„Wo befinden sich die Leiber des Komturs und des Bruders Gottfried?" frug dann der Greis.

„Sie sind in der Kapelle. Die Geistlichen singen die Litanei für die Verstorbenen bei ihnen."

„Liegen sie schon im Sarge?"

„Ja, aber der Kopf des Komturs mußte verhüllt werden, denn sein Gesicht und sein Schädel sind ganz zerschmettert," antwortete Rottger.

„Wo sind die anderen Leichen und die Verwundeten?"

„Die Leichen liegen auf dem Schnee, bis die Särge alle fertig sein werden, die Verwundeten sind schon versorgt im Spital."

Wieder faltete Siegfried seine Hände über dem Scheitel.

„Und zu denken, daß das alles ein einziger Mensch zuwege gebracht hat!" sagte er. „Du Geist des Lichtes, behüte den Orden, wenn es zu einem Kriege mit diesem Wolfsgeschlecht kommen sollte!"

„Ich hörte bei Wilna einmal den Bruder des Großmeisters zu diesem sagen: Wenn Du nicht einen großen Feldzug gegen dieses Volk unternimmst und dasselbe ausrottest bis auf den letzten Mann, dann wehe uns!" versetzte Rottger.

„Gott gebe uns einen so großen Feldzug gegen sie," sagte einer der jungen Novizen. Und Siegfried von Löwe sah ihn lange forschend an, als hätte er Lust, ihm zu sagen: „Du

konntest ja heute schon Dich mit einem dieser Wölfe messen!" Doch da er die zarten, jungen Glieder des Jünglings betrachtete, mochte ihm einfallen, daß er selbst, obgleich seines Mutes wegen berühmt, nicht in den sicheren Tod hatte gehen wollen. Daher verschluckte er den Vorwurf und frug:

„Wer von Euch hat Jurand gesehen?"

„Ich!" antwortete von Bergow.

„Lebt er?" fuhr Siegfried fort zu fragen.

„Er lebt," lautete die Antwort. „Er liegt noch in demselben Netz, in welchem wir ihn gefangen haben. Als er zu sich kam, wollten die Knechte ihn erschlagen, doch der Kaplan verbot es ihnen."

„Nein," versetzte Siegfried. „Totschlagen können wir ihn nicht; er ist ein zu bedeutender Mann, man würde ein großes Geschrei darüber erheben. Es wird überhaupt nicht möglich sein, den Vorfall zu verbergen, denn er hat zu viele Zeugen gehabt."

„Was aber sollen wir sagen und thun?" frug Rottger.

Siegfried dachte nach, endlich sprach er:

„Ihr, edler Graf von Bergow, müßt nach Marienburg zum Großmeister reisen und ihm erzählen, was Ihr gehört und gesehen habt. Als Gast des Ordens, der nicht gezwungen ist, nur dem Orden zu Nutzen zu reden, wird man Euch dort um so eher glauben. Ihr werdet also berichten, daß Danveld, nachdem er einer Grenzräuberbande ein Mädchen abgejagt hat, welches jene für die Tochter Jurands ausgaben, den Ritter von Spychow davon benachrichtigt hat, daß dieser nach Ortelsburg gekommen ist und ... nun das übrige habt Ihr ja mit angesehen."

„Um Vergebung, frommer Komtur!" entgegnete Herr von Bergow. „Ich war in der Gefangenschaft Jurands und habe schwer gelitten; ich möchte auch als Euer Gast gern zu Euren Gunsten Zeugnis ablegen, — aber zur Beruhigung meines Gewissens sagt mir, bitte, — befindet sich die Tochter Jurands wirklich nicht in Ortelsburg und hat nicht der offenbare Verrat Danvelds erst den verzweifelten Vater zur Raserei gebracht?"

Siegfried von Löwe zögerte mit der Antwort. Er haßte das polnische Volk aus vollster Seele; er übertraf, sobald es sich um Interessen des Ordens handelte, selbst den grausamen Danveld an Grausamkeit, Habgier und Stolz, aber seine Seele war frei von aller Gemeinheit und der Lust an hinterlistigen Anschlägen. Er war erbittert darüber, daß die Disziplinlosigkeit während der letzten Jahre im Orden so um sich gegriffen

hatte, daß Hinterlist, Tücke und Raubgier die beliebtesten Mittel zu einem bequemen Leben der Ordensritter geworden waren. Die herrschenden Zustände empörten ihn auf das Tiefste. Die Frage des Herrn von Bergow hatte die schmerzlichste Seite seiner Seele bewegt, darum antwortete er erst nach einer Weile:

„Danveld steht vor Gottes Richterstuhl, Gott wird ihn richten! Ihr aber, Herr Graf, erzählt dem Großmeister, was Ihr denkt, wenn man Euch nach Eurer eigenen Meinung fragen sollte. Frägt man Euch nach dem, was Ihr gesehen habt, so werdet Ihr nicht anders aussagen können, als daß wir den rasenden Mann erst dann in das Netz verwickelt haben, nachdem er neun Menschen, unter ihnen Danveld, den Bruder Gottfried, von Bracht, den Engländer Hugues und zwei junge Adlige, hier zu Boden gestreckt hat ... Gott gebe ihnen die ewige Seligkeit, Amen!"

„Amen! Amen!" wiederholten die Novizen.

„Und sagt ihm auch," fuhr Ritter Siegfried fort, „daß niemand hier zuerst das Schwert gegen Jurand gezogen hat, obgleich Danveld bemüht war, diesen Feind unseres Ordens unschädlich zu machen."

„Ich werde nur über das berichten, was ich gesehen habe," antwortete der Herr von Bergow.

„Kurz vor Mitternacht findet Euch in der Kapelle ein; wir wollen für das Seelenheil der Toten beten," sagte Siegfried, indem er dem Ritter von Bergow zugleich verabschiedend und dankend die Hand hinstreckte. Er sehnte sich danach, mit dem Bruder Rottger allein bleiben und noch einiges besprechen zu können, denn der alte Ritter liebte diesen Bruder wie seinen Augapfel, wie ein Vater seinen Sohn. Man hegte dieser auffallend großen Liebe wegen im Orden verschiedene Vermutungen, doch wußte niemand etwas bestimmtes, da derjenige, welchen Rottger für seinen Vater hielt, als deutscher Ritter noch auf seinem Schlößchen in Deutschland lebte und diesen Sohn niemals verleugnete.

Nachdem der Herr von Bergow gegangen war, verabschiedete Siegfried auch die beiden Novizen, indem er ihnen auftrug, die Anfertigung der Särge zu beaufsichtigen, die für die von Jurand erschlagenen Landsknechte bestimmt waren. Kaum hatte sich die Thür hinter ihnen geschlossen, da wandte er sich hastig an Rottger und sagte:

„Höre, was ich Dir sagen will. Es ist durchaus not=

wendig, daß keine lebende Seele erfährt, daß die echte Tochter Jurands wirklich bei uns war."

„Das zu verheimlichen, wird nicht schwer fallen," versetzte Rottger, „da doch außer uns beiden nur noch Danveld, Gottfried und die Ordensschwester um ihre Anwesenheit gewußt haben. Die Männer, welche sie hierher brachten, hat Danveld betrunken machen und aufhängen lassen. Es gab wohl unter der Besatzung einige, die etwas vermuteten; aber das Erscheinen der Blödsinnigen hat sie verwirrt. Sie wissen nun selbst nicht, ob unsererseits ein Irrtum stattgefunden oder ob ein Zauberer seine Hand im Spiele hat."

„Das ist gut," sagte Siegfried.

„Ich habe schon daran gedacht, edler Komtur," fuhr Rottger fort, „ob es nicht geraten wäre, die ganze Schuld auf den toten Danveld zu wälzen . . ."

„Und dadurch vor der ganzen Welt zu bekennen, daß wir mitten im Frieden, während wir gekommen waren, einen Vertrag mit dem Fürsten zu schließen, die am Hofe erzogene, liebste Hofdame der Fürstin geraubt haben? . . . Nein! das dürfen wir nicht! . . . Man hat uns bei Hofe zusammen mit Danveld gesehen, und der Großschatzmeister weiß, daß wir jedes Unternehmen miteinander teilten, daß keiner ohne den anderen etwas in Angriff nahm . . . Wenn wir Danveld anklagen wollten — beschwören wir die Rache des Toten über unsere Häupter . . ."

„Ueberlegen wir also, was zu thun bleibt," sagte Rottger.

„Ja, überlegen wir; es wird sich schon ein Ausweg finden, wenn nicht, dann — wehe uns! Sobald wir das Mädchen in Freiheit setzen, wird sie ungefragt erzählen, daß wir sie nicht aus Räuberhänden befreit, sondern selbst direkt vom Jagdhause nach Ortelsburg haben bringen lassen."

„Das wird sie," bestätigte Rottger.

„Und die Folge davon würde sein, daß der Fürst uns beim Könige von Polen anklagen und die Gesandten beider Höfe nicht unterlassen würden, auch bei ihren Höfen ein Geschrei über unsere Gewaltthaten, unseren Verrat und unsere Verbrechen zu erheben. Wie viel Unheil für den ganzen Orden könnte daraus erwachsen. Der Großmeister selbst, wenn er die Wahrheit erfährt, ist verpflichtet, den Befehl zu geben, daß das Mädchen verborgen bleibt," sagte der alte Siegfried.

„Und wenn sie verschwunden bleibt, wird man alsdann nicht Klage gegen uns führen?" frug Rottger.

„Nein!" antwortete Siegfried. „Der Bruder Danveld hat

die Sache zu schlau angestellt. Weißt Du nicht mehr, daß er zur Bedingung gemacht hat, daß Jurand nicht nur selbst nach Ortelsburg kommen, sondern auch an den Fürsten einen Brief schreiben mußte, in welchem er erklärt, daß seine Tochter nicht bei uns sei, sondern er sie aus der Gefangenschaft von Grenzräubern auslösen müsse?"

„Das ist wahr! Aber wie wollen wir die heutigen Vorgänge in Ortelsburg rechtfertigen?" frug Rottger.

„Wir werden sagen — wir hätten gehört, daß Jurand seine Tochter sucht. Da wir nun einer Grenzräuberbande ein fremdes Mädchen abgejagt haben, welche jene für die Tochter Jurands ausgaben, so ließen wir den Ritter wissen, daß das Mädchen bei uns möglicherweise seine Tochter sein könnte; er solle sie holen. Als er nun gekommen sei, ist er beim Anblick des fremden Mädchens in Raserei verfallen und hat eine Metzelei, ein Blutbad angerichtet, wie es in mancher Schlacht nicht größer sein könne."

„Wahrhaftig!" rief Rottger aus. „Aus Euch spricht Verstand und lange Erfahrung. Die bösen Thaten Danvelds würden, wenn wir ihn anklagen, doch immer auf Rechnung des ganzen Ordens, also auch auf die unsrige gesetzt werden. Das ganze Kapitel und der Großmeister würden dafür verantwortlich gemacht werden. So aber wird unsere Unschuld dargethan, alle Schuld fällt auf Jurand, auf die polnische Bosheit und auf ihre Verbindung mit den Mächten der Hölle."

„Dann kann uns richten, wer da will; sei es der Papst oder der römische Kaiser!"

„Sie können es, meinetwegen!" setzte Rottger hinzu.

Es trat eine Pause ein; dann frug der Bruder Rottger:

„Was also soll mit Jurands Tochter geschehen?"

„Wir müssen überlegen," antwortete Siegfried.

„Ich will Euch sagen. — Ueberlaßt sie mir!"

Siegfried sah ihm scharf in die Augen, dann sagte er:

„Nein! Höre, mein junger Bruder! Wo es sich um den Orden handelt, da darf weder Mann noch Weib über uns Herrschaft gewinnen, am meisten aber haben wir uns vor unserem eigenen „Ich" zu hüten. Danveld ist von der Hand Gottes getroffen worden, denn er hat nicht blos Rache für die dem Orden zugefügten Schäden nehmen wollen, sondern er ist vor allem ein Sklave seiner Leidenschaften gewesen und hat nur an die Befriedigung seiner Gelüste gedacht."

„Ihr denkt schlecht von mir!" versetzte Rottger.

„Laßt Euren Leidenschaften nicht die Zügel schießen," unterbrach ihn Siegfried, „denn Eure Leiber und Eure Seelen werden verweichlicht und die eisernen Kniee jenes abgehärteten Volkes werden Eure Brust zusammenpressen, daß Ihr Euch nie mehr unter dem Drucke aufzurichten vermöget."

Zum dritten Mal stützte der alte Ritter sorgenvoll den Kopf in seine Hände. Er schien nur an sich selber zu denken und mit sich selber zu sprechen, als er wieder begann:

„Auch auf meinem Gewissen lastet viel Menschenblut, viel Schmerz und viele Thränen ... Auch ich habe, wenn ich sah, daß die Interessen des Ordens es erforderten, mich nicht gescheut, zu anderen Mitteln zu greifen, wo meine Kraft nicht ausreichte ... Aber, wenn ich einmal vor dem Herrn stehen werde, den ich verehre und liebe, dann kann ich ihm sagen: „Alles das habe ich für den Orden gethan — für mich selbst habe ich das Leid erwählt."

Hier legte er seine Hände an die Schläfe, richtete den Kopf und die Augen zum Himmel empor und rief:

„Entsagt der Freude, dem Uebermut und der Schwelgerei, härtet Eure Leiber und Eure Herzen ab, denn ich sehe das Gefieder des weißen Adlers*) in der Luft und seine Krallen triefen vom Blute der Kreuzritter ..."

Weitere Worte Siegfrieds verschlang das Pfeifen und Heulen des Sturmes, welcher eines der Fenster oberhalb der Galerie mit großem Krachen aufriß. Große Schneeflocken trieben zum Saale herein, die Fackeln verlöschten und das Feuer im Kamin flackerte hin und her.

„Im Namen des Geistes des Lichtes! Das ist eine schreckliche Nacht," rief der alte Kreuzritter.

„Eine Nacht, in der die unreinen Geister ihr Unwesen treiben," antwortete Rottger. „Aber warum, Herr, sprecht Ihr immer statt „im Namen Gottes," „im Namen des Geistes des Lichtes?"

„Der Geist des Lichtes ist Gott!" entgegnete der Alte, indem er, wie um weiteren Auseinandersetzungen auszuweichen, schnell frug:

„Sind die Geistlichen bei Danvelds Leiche?"

„Sie sind dort," antwortete Rottger.

„Gott sei ihm gnädig!

Sie verstummten beide. Rottger ging, die Knappen zu

*) Der weiße Adler im polnischen Königswappen.

rufen, welchen er befahl, das Fenster zu schließen und die Fackeln wieder in Brand zu setzen. Als sie fortgegangen waren, wiederholte er seine Frage:

„Was also soll mit Jurands Tochter geschehen? Wollt Ihr sie von hier fort, nach Insterburg nehmen?“

„Ja, das will ich! Ich werde über sie verfügen, wie es das Wohl des Ordens erfordern wird.“

„Und was soll mit mir geschehen?“

„Hast Du eine mutige Seele?“ frug Siegfried dagegen.

„Was habe ich verschuldet, daß Ihr daran zweifeln könnt?“ entgegnete Rottger.

„Ich zweifle nicht, denn ich kenne Dich und liebe Dich Deiner Tapferkeit wegen mehr, als irgend einen. Du wirst also an den Hof des Fürsten von Masowien gehen, und dort dem Fürsten alles genau so erzählen, wie wir es untereinander abgemacht haben.“

„Muß ich mich dem sicheren Verderben preisgeben?“ frug Rottger.

„Wenn Dein Tod dem Orden von Nutzen sein kann, ist es Deine Pflicht, Dich preiszugeben,“ sprach Siegfried. „Aber nein! Dir droht kein Unheil. Man wird dem Gaste nichts Böses thun. Das Schlimmste, was Dir widerfahren kann, ist, daß Dir einer eine Forderung zuschickt, wie jener junge Ritter es gethan hat, als er uns alle forderte . . . Er, oder ein anderer! . . . In keinem Falle ist das schlimm . . .“

„Gott gebe, daß es so geschieht,“ sagte Rottger. „Sie können mich ebensogut dort behalten und in ein finsteres unterirdisches Loch stecken.“

„Das werden sie nicht thun! Denke doch an den Brief Jurands an den Fürsten. Außerdem kommst Du als Ankläger Jurands dorthin. Du wirst wahrheitsgetreu berichten, was er hier in Ortelsburg angerichtet hat. Wir haben Jurand wissen lassen, daß ein fremdes Mädchen bei uns ist, und ihn selbst aufgefordert, zu uns zu kommen, und zu sehen, ob sie seine Tochter ist. Als er sie gesehen, ist er rasend geworden, hat den Komtur erschlagen und die anderen dazu. Das wirst Du ihnen erzählen. Sie werden es Dir glauben und stille dazu sein. Die Nachricht vom Tode Danvelds wird wie ein Lauffeuer durch ganz Masowien fliegen und sie so beschäftigen, daß sie die Klage darüber zu führen vergessen werden. Man wird allerdings die Tochter Jurands suchen, doch da Jurand selbst geschrieben hat, daß sie nicht bei uns ist, so wird auch auf uns kein Verdacht

fallen. Wir müssen die Mutigen und Unschuldigen spielen, denn wem würde einfallen, zu denken — es käme einer von uns zu ihnen, wenn wir uns schuldig fühlten."

„Ihr habt recht!" sagte Rottger. „Gleich nach dem Begräbnis Danvelds werde ich mich auf den Weg machen."

„Gott segne Dich, mein Sohn! Wenn wir alles ordnungsmäßig berichtet haben werden, dann wird man Dich nicht nur nicht dort behalten, sie werden auch den Jurand preisgeben, damit wir keinen Grund haben, zu sagen: „Seht, wie sie mit uns verfahren!"

„Und so wie dort müssen wir es an allen Höfen machen; wir müssen überall dieselbe Geschichte erzählen."

„Der Großschatzmeister wird, als Verwandter Danvelds, darüber wachen, daß es geschieht," sprach der alte Siegfried.

„Ja, wie aber, wenn dieser Teufel von Spychow am Leben bleibt und die Freiheit wiedergewinnt?" versetzte Rottger.

Siegfried von Löwe blickte düster vor sich hin. Darauf antwortete er langsam und mit Nachdruck:

„Wenn er die Freiheit wiedergewinnen sollte, wird er doch nicht in der Lage sein, jemals ein Wort der Klage über den Orden der Kreuzritter auszusprechen."

Dann gab er dem Ritter Rottger noch verschiedene gute Ratschläge über das, was er am Hofe des Fürsten von Masowien sprechen und verlangen sollte.

3. Kapitel.

Die Kunde von den Begebenheiten in Ortelsburg kam jedoch eher nach Tschiechanow als der Ordensbruder Rottger, und verursachte dort die größte Verwunderung und die größte Unruhe. Niemand, weder der Fürst selbst, noch sonst jemand am Hofe konnte verstehen, was vorgegangen sein mochte. Unlängst, gerade zu der Zeit, als Mikolaj von Dlugolas mit einem Briefe des Fürsten nach Marienburg gehen sollte, in welchem dieser sich bitter über die Entführung Danuschas durch die Komture der angrenzenden Komtureien beklagte und ihre Herausgabe fast drohend forderte, war ein Schreiben des Besitzers von Spychow eingetroffen, in welchem dieser erklärte, daß seine Tochter nicht von den Kreuzrittern, sondern von Grenzräubern entführt worden sei, und durch ein Lösegeld ausgelöst, sich in wenigen Tagen wieder in Freiheit befinden werde.

Die Folge davon war, daß der Bote nicht nach Marienburg reiste; es wäre niemandem eingefallen, zu denken, daß die Kreuzritter, durch die Drohung, sein Kind zu töten, einen derartigen Brief von Jurand erzwungen haben konnten. Ohnehin war schwer zu erraten, warum Menschen, die sich an der Grenze herumtrieben, obgleich sie Unterthanen sowohl des Fürsten, wie des Ordens waren, die sich gegenseitig während der Sommermonate überfielen und beraubten, jetzt im Winter, wo der frischgefallene Schnee ihre Spuren verriet, einen Raubzug ausgeführt haben sollten. Ihre Ueberfälle galten zumeist reisenden Kaufleuten, oder sie beraubten die Einwohner kleiner Grenzdörfer;

niemals jedoch hatten sie bis jetzt gewagt, das Eigentum des Fürsten anzugreifen. Wie kam es daher, daß sie jetzt seine Pflegetochter und dazu das Kind des mächtigen, allgemein gefürchteten Ritters Jurand geraubt hatten? Ein solches Ereignis spottete aller Begriffe und war kaum zu glauben. Alle Zweifel an der Wahrheit dieses Ereignisses aber mußten durch den Brief Jurands, mit dessen Unterschrift und Siegel, zerstreut werden, der durch einen Boten gebracht worden war, welchen diesmal der Fürst bestimmt als einen Diener des Ritters von Spychow erkannte. Der Fürst war sehr zornig geworden; man hatte ihn nie zuvor so heftig gesehen. Er hatte befohlen, das Gesindel an den Grenzen seines Fürstentums zu verfolgen und einzufangen, aber nicht genug an dem, veranlaßte er gleichzeitig den Fürsten von Plozk, ihm bei dieser Verfolgung beizustehen und die Uebermütigen mit den härtesten Strafen zu belegen.

Während das geschah, war die Kunde von dem, was in Ortelsburg geschehen war, an den Hof gelangt.

Von Mund zu Mund vergrößert, hatte sich das Ungeheuerliche der That verzehnfacht. Man erzählte sich, daß Jurand im Schlosse der Kreuzritter angekommen, dort durch das offenstehende Thor in den Saal gedrungen war und ein Blutbad angerichtet habe, welchem fast keiner der Besatzung entgangen sein konnte. Es hieß, man habe von benachbarten Schlössern und Burgen Ritter und bewaffnete Landsknechte zu Hilfe rufen müssen, welchen es erst nach zweitägiger Belagerung gelungen sei, in das Schloß zu dringen und Jurand samt seinen Leuten zu vernichten.

Man sprach auch davon, daß jene Ritter und Landsknechte wahrscheinlich jetzt die Grenze des Fürstentums überschreiten und einen großen Krieg anfangen würden. Der Fürst wollte diesen Nachrichten keinen Glauben schenken; er wußte zu gut, wieviel dem Großmeister daran gelegen war, im Falle eines Krieges mit dem Könige von Polen sich die Neutralität der beiden masowischen Fürstentümer zu sichern, denn es war kein Geheimnis, daß keine Macht der Welt die Polen Kronpolens von einer Beteiligung am Kriege zurückzuhalten vermöchte, sobald sich die Kreuzritter einfallen ließen, ihn oder den Fürsten Siemowit von Plozk anzugreifen. Der Großmeister fürchtete diesen Krieg; er wußte, daß er kommen mußte, aber er bemühte sich, denselben hinauszuschieben, einmal darum, weil er friedliebend von Natur war, zweitens, weil zu einem Kriege mit der Macht Jagiellos eine Streitkraft nötig war, über welche

der Orden niemals verfügen konnte. Darum war er bemüht, sich nicht nur die Hilfe der masowischen Fürsten und Ritter zu sichern, sondern er warb auch in Deutschland und im ganzen Westen Europas Hilfstruppen.

Der Fürst fürchtete also einen Krieg nicht; er hätte nur gern gewußt, was wirklich geschehen war, was man von den Ereignissen in Ortelsburg denken sollte, wohin Danuscha gebracht worden war, und was man von all den Geschichten, die von den Grenzräubern erzählt wurden, für wahr halten sollte. Obgleich kein Freund der Kreuzritter, kam es ihm doch sehr gelegen, als eines Abends der Kapitän der Schloßwache mit der Meldung bei ihm eintrat, es sei ein Kreuzritter angekommen, welcher um Audienz bitte.

Der Fürst empfing den Ritter sehr herablassend, und wenngleich er in dem Angekommenen sofort einen jener Ordensbrüder erkannte, die mit in dem Jagdschlosse gewesen waren, so that er doch, als erinnere er sich seiner nicht und frug, wer er sei, woher er komme, und was ihn nach Tschiechanow führe.

„Ich bin der Bruder Rottger," antwortete der Kreuzritter, „und hatte vor nicht langer Zeit die Ehre, Ew. Durchlaucht meine Reverenzen zu machen."

„Warum tragt Ihr nicht den weißen Mantel mit dem Kreuz, das Abzeichen Eures Ordens, wenn Ihr ein Ordensritter seid?" frug der Fürst.

Der Ritter erklärte, den weißen Mantel deshalb nicht angelegt zu haben, weil er dann wahrscheinlich von den masowischen Rittern gefangen genommen, oder gar getötet worden wäre. „Ueberall in der ganzen Welt," so sagte er, „schützt uns das Kreuz auf dem Mantel und erwirbt uns das Wohlwollen und die Gastfreundschaft der Menschen, nur in dem Fürstentum Masowien bringt es demjenigen, der es trägt, den sichern Tod."

Hier unterbrach der Fürst den Ritter zornig:

„Nicht das Kreuz ist es," sagte er, „welches Euch Gefahr bringt; das Kreuz küssen auch wir, nur Eure Untugend und Habgier macht Euch die Menschen feindlich gesinnt, und wenn man Euch anderswo freundlicher behandelt, so geschieht es darum, weil man Euch nicht kennt."

Da er gewahrte, daß der Ritter bekümmert über diese Worte zu werden schien, lenkte der Fürst ein, indem er frug:

„Waret Ihr in Ortelsburg und wißt Ihr, was dort geschehen ist?"

„Ich war dort und kenne die dortigen Begebenheiten," entgegnete Rottger. „Ich komme auch nicht als Abgesandter von irgend jemandem, sondern weil der erfahrene und fromme Komtur von Insterburg mir gesagt hat: „Unser Großmeister liebt den frommen Fürsten und vertraut seiner Gerechtigkeitsliebe, deshalb gehe nach Masowien und stelle ihm unsere Not, unsere Schande und unser Elend vor, während ich nach Marienburg eile. Der gerechte Herr kann unmöglich die Thaten des gewaltigen Friedensstörers, dieses grausamen Verfolgers des Ordens entschuldigen, welcher so viel Christenblut vergossen hat, als wäre er nicht ein Diener Christi, sondern ein Diener des Teufels."

Und nun begann er alles zu erzählen, wie Jurand von den Rittern aufgefordert worden war, nach Ortelsburg zu kommen, um zu sehen, ob das den Grenzräubern abgejagte fremde Mädchen seine Tochter sei, wie er zu ihnen gekommen, und anstatt sich dankbar zu erweisen, in Raserei verfallen war; ferner, wie er den Komtur Danveld, den Bruder Gottfried, den Engländer Hugues, den Herrn von Bracht und zwei adlige Knappen, ungerechnet die Landsknechte, erschlagen hatte, und wie sie selbst eingedenk des Gebotes Gottes „Du sollst nicht töten" den Rasenden zuletzt in ein Netz verwickeln mußten, um ihn zur Ruhe zu zwingen, und wie er alsdann sich selbst schwer verwundet hatte. Zuletzt fügte er noch hinzu, daß nicht nur im Schlosse, sondern auch im Städtchen Ortelsburg die Menschen durch den rasenden Schneesturm hindurch ein schreckliches Lachen und eine Stimme gehört hatten, welche oben in den Lüften rief: „Unser Jurand! Er schändet das Kreuz! Er vergießt unschuldiges Blut! Er ist unser!"

Die ganze Erzählung und besonders die letzten Worte des Kreuzritters hatten einen tiefen Eindruck auf alle Anwesenden gemacht. Sie wurden von der angstvollen Befürchtung ergriffen, daß Jurand vielleicht in Wirklichkeit böse Mächte zur Ausübung dieser That zu Hilfe gerufen haben könnte. Eine tiefe Stille trat ein. Die Fürstin aber, welche der Audienz beiwohnte und den Schmerz über den Verlust ihrer geliebten Danuscha nicht überwinden konnte, wandte sich plötzlich ganz unvermutet mit der Frage an Rottger:

„Ihr sagtet, Ritter, daß ihr dachtet, das blödsinnige Mädchen, welches ihr aus den Händen der Grenzräuber befreit, sei Jurands Tochter? Darum fordertet ihr ihn auf, nach Ortelsburg zu kommen?"

„Ja, durchlauchtigste Herrin, so war es," antwortete Rottger.

„Wie kamt ihr aber dazu, so etwas zu denken, da ihr

doch im Jagdhause die echte Tochter Jurands an meiner Seite gesehen und das Fräulein daher gekannt habt?"

Rottger wurde verlegen; er war auf diese Frage nicht vorbereitet. Der Fürst war aufgestanden und heftete den ernsten Blick fest auf das Gesicht des Kreuzritters, während Mikolaj von Dlugolas und Mrokota von Mozarschew, Jaschko von Jagielniza und andere Ritter abwechselnd die Frage der Fürstin wiederholten: „Wie konntet ihr das denken? Sprecht, wie konntet ihr?"

„Wir Ordensritter," sprach Rottger, nachdem er seine Fassung wiedergewonnen hatte, „wir Ordensritter erheben unsere Blicke nicht zu weiblichen Wesen. Die durchlauchtige Fürstin hatte so viele Hofdamen um sich, daß wir nicht wissen konnten, welche von ihnen Jurands Tochter war."

„Danveld hat es gewußt," versetzte Mikolaj von Dlugolas. „Er hat im Jagdhause wiederholt mit ihr gesprochen."

„Danveld steht vor Gottes Thron," entgegnete Rottger. „Ich kann nur das eine über ihn sagen, daß man am Morgen nach seiner Ermordung blühende Rosen auf seinem Sarge liegen sah, welche zu dieser Winterszeit Menschenhände nicht hingelegt haben konnten."

Wieder trat eine Pause ein.

„Woher wußtet Ihr überhaupt, daß das Fräulein geraubt worden ist?" frug der Fürst.

„Die Ruchlosigkeit und Frechheit der That machte ebensoviel bei uns davon reden, wie hier," erwiderte Rottger. „Als wir davon hörten, ließen wir Dankmessen lesen, weil glücklicherweise nur ein Fräulein vom Hofstaat und keines der leiblichen Kinder Ew. Durchlaucht geraubt worden war."

„Aber es ist doch zu merkwürdig, daß ihr das blödsinnige Mädchen für Jurands Tochter halten konntet," sprach der Fürst.

„Danveld erklärte das so," versetzte Rottger. „Satanas wird oft selbst zum Verräter an seinen Dienern. Ein Zauber muß das Mädchen verwandelt haben."

„Aber das Grenzgesindel konnte doch unmöglich die Schrift Kalebs und das Siegel Jurands nachmachen, dazu hat es den Verstand nicht."

„Das that der böse Geist!" antwortete Rottger.

Hierauf fand wieder niemand eine Antwort. Rottger aber sah dem Fürsten fest in die Augen, während er weiter sprach:

„Wahrlich, Eure Fragen verletzen mich wie ein zweischneidiges Schwert, denn sie bekunden Euer Mißtrauen. Aber im Ver-

trauen auf die Gerechtigkeit Gottes und die Macht der Wahrheit frage ich Ew. Durchlaucht, ob Jurand selbst uns des Mädchenraubes angeklagt hat, und wenn er es that, warum er alsdann, ehe wir ihn nach Ortelsburg luden, alle Grenzdörfer absuchte, um seine Tochter zu finden und loszukaufen?"

„Es ist wahr," antwortete der Fürst. „Aber was vor den Menschen verborgen ist, bleibt Gott nicht verborgen. Er hat Euch anfangs verdächtigt, später aber . . . ja später scheint er anderer Meinung geworden zu sein."

„Da seht!" sagte Rottger. „Das Licht der Wahrheit besiegt die Finsternis. Er ließ dabei triumphierend seinen Blick über die ganze Versammlung gleiten, denn er dachte bei sich, wie weit die Umsicht und Klugheit der Kreuzritter den polnischen Verstand überrage, und daß dieses Uebergewicht sie bald zu Herren und Herrschern über dieses Volk für alle Zeiten machen werde. Seine bisherige Demut und Höflichkeit bei Seite lassend, trat Rottger dicht an den Fürsten heran und sprach eindringlich und mit erhobener Stimme:

„So ersetzt uns denn, Herr, unsere Verluste, das uns zugefügte Unrecht, die Thränen und das Blut, das geflossen! Dieser Höllensohn war Euer Unterthan; im Namen Gottes also, dessen Willen die Macht der Könige und Fürsten entstammt, im Namen der Gerechtigkeit und des Kreuzes, entschädigt uns für die Thränen und die Ströme Blutes, die wir vergossen haben!"

Der Fürst starrte den Ritter verständnislos an.

„Bei der Gnade Gottes!" sprach er endlich. „Was wollt Ihr eigentlich? Soll ich für das verantwortlich gemacht werden, was Jurand in der Raserei gethan hat?"

„Er war Euer Unterthan, Herr!" sagte der Kreuzritter. „In Eurem Fürstentum liegen seine Ländereien, seine Dörfer, seine Burg, in deren Verließen so viele Diener unseres Ordens verschmachteten. So gebt denn diese Herrschaft, diese gottvergessene Burg dem Orden als bleibendes Eigentum. Es ist das zwar keine Entschädigung, kein würdiger Ersatz für das edle vergossene Blut, es kann die Toten nicht wieder lebendig machen, aber es kann zum Teil Gottes Zorn beschwichtigen und den Schandfleck tilgen, welcher auf dieses Fürstentum gefallen ist. O Herr! Der Orden der Kreuzritter besitzt in allen Ländern Güter und Burgen, welche die Gnade und Frömmigkeit christlicher Fürsten ihm geschenkt, nur hier, auf diesem Fleckchen Erde, ist nicht eine Handvoll Sand sein Eigentum. Möge denn das uns widerfahrene Unrecht dadurch gesühnt werden, daß wir in

die Lage gesetzt werden, zu sagen: „in diesem Lande wohnen Menschen, welche ein gottesfürchtiges Herz haben."

Das Staunen über das Gehörte machte den Fürsten fast sprachlos. Nach einer langen Weile erst vermochte er zornig die Worte hervorzustoßen:

„Ihr Wunden Christi! . . . Wem anders als meinen Vorfahren hat der Orden es zu danken, daß er hier seßhaft geworden ist? Wer anders hat die ganzen Ländereien, Güter und Städte, in welchen Ihr jetzt festsitzt, hergegeben, wenn nicht meine Ahnen, denen alles das gehörte, was heute Euer Eigentum ist? Habt Ihr noch nicht genug? Noch lebt die Tochter Jurands, noch hat Euch niemand ihren Tod gemeldet, wollt Ihr das Heiratsgut des Mädchens einheimsen und Eure erlittene Unbill mit dem Brot der Waise bezahlen?"

„Ihr erkennt also das Unrecht an, Herr!" rief Rottger. „Gut! Ihr werdet dasselbe also in einer Weise gut machen, welche Eurem fürstlichen Gewissen und Eurer Gerechtigkeit Ehre macht."

Und wieder freute er sich heimlich. Sie werden jetzt nicht nur jede Klage vermeiden, sondern überlegen, wie sie selbst den Schandfleck, der auf sie gefallen ist, tilgen und sich auf die beste Art rein waschen können. Man wird uns keinen Vorwurf mehr machen können und unsere Ehre wird wie unser weißer Mantel — fleckenlos sein.

Aus diesen Betrachtungen weckte ihn die Stimme des alten Mikolaj von Dlugolas, welcher sagte:

„Man beschuldigt Euch der Habsucht — Gott weiß, ob mit oder ohne Grund. In dieser Angelegenheit scheint es Euch wirklich mehr um die Bereicherung, als um die Reputation Eures Ordens zu gehen."

„Das ist wahr!" stimmten die anderen masowischen Ritter bei.

Der Kreuzritter trat ein paar Schritte vor, erhob stolz seinen Kopf und indem er sie alle mit hochmütigen Blicken maß, sprach er:

„Ich bin nicht als Gesandter hierher gekommen, sondern nur als Augenzeuge der Begebenheiten in Ortelsburg und in meiner Eigenschaft als Kreuzritter, welcher bereit ist, die Ehre seines Ordens bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen! . . . Wer also, entgegen der Erklärung Jurands, behaupten will, daß wir an der Entführung seiner Tochter Anteil genommen haben, der hebe diesen Handschuh auf und stelle sich dem Gottesgericht!"

Bei diesen Worten hatte Rottger seinen Ritterhandschuh zu Boden, ihnen zu Füßen geworfen. Ueberrascht durch die Worte des Kreuzritters, verharrten alle in dumpfem Schweigen. Wohl hätte mancher von ihnen gern sein Schwert am Halse des Kreuzritters schartig gehauen, nur das Wort „Gottesgericht“ schreckte sie zurück, den Handschuh aufzuheben, weil ein jeder die Erklärung Jurands kannte und somit das Recht auf Rottgers Seite wußte. Jener aber, durch ihr Schweigen in seiner Frechheit bestärkt, stemmte die Arme in die Seiten und frug noch einmal laut:

„Nun, findet sich keiner, der diesen Handschuh aufhebt?“

Da drängte sich ein Ritter, dessen Eintritt bisher niemand bemerkt und welcher der Unterredung schon eine Weile zugehört hatte, nach der Mitte des Gemaches vor, nahm den Handschuh auf und sprach: „Jawohl, es findet sich einer!“

Indem er das sagte, warf er seinen Handschuh dem Kreuzritter direkt in das Gesicht. Darauf fuhr er mit klarer, wie Donnerhall durch die tiefe Stille dringenden Stimme fort:

„In Gegenwart Gottes, des durchlauchtigen Fürsten und der gesamten Ritterschaft dieses Landes, sage ich Euch, Ritter vom Kreuze, daß Ihr gegen alles Recht und alle Gerechtigkeit lügt. Ich fordere Euch in die Schranken zum Kampf zu Fuß, zu Pferde, auf langes und kurzes Schwert oder Beil — nicht etwa nur bis zur Gefangennahme, sondern bis zum letzten Atemzuge, auf Tod oder Leben.“

Man hätte eine Fliege durch den Saal fliegen hören können. Aller Augen richteten sich auf Rottger und wandten sich dann dem Ritter zu, welcher zuletzt erschienen war. Niemand kannte ihn, denn er trug auf dem Kopfe einen Helm, welcher zwar kein Visier hatte, dafür aber einen Fallschirm, welcher ihm bis über die Stirn herabfiel und den unteren Teil des Gesichtes tief beschattete. Der Kreuzritter war nicht weniger überrascht als die anderen Anwesenden. Sein Gesicht war erbleicht, Verwirrung und verhaltene Wut spiegelten sich in demselben wieder; er haspelte den Handschuh aus Elenfell, welcher ihm am Gesicht herabgeglitten und am Stachel seines Panzers auf der Schulter hängen geblieben war los, und frug:

„Wer seid Ihr, der Ihr die Gerechtigkeit Gottes herausfordert?“

Der Gefragte löste die Spange seines Helmes und nahm denselben ab. Ein heller, junger Kopf kam zum Vorschein, und dieselbe klangvolle Stimme von vorhin sprach:

„Ich bin Sbyschko von Bogdaniez, der Ehemann von Jurands Tochter.“

Ein Ausruf allgemeinen Staunens wurde laut, in welchen auch Rottger einstimmte, da außer dem Fürstenpaare, dem Probst Wyschoniek und dem Ritter de Lorche, kein Mensch von der Trauung Sbyschkos mit Danuscha Kenntnis hatte. Die Kreuzritter waren so gewiß, daß Danuscha außer ihrem Vater keinen natürlichen Beschützer mehr habe, daß Rottger ungläubig den Kopf schüttelte.

Doch da trat Ritter de Lorche neben Sbyschko hin und sagte feierlich:

„Ich bin bereit, Zeugnis zu geben. Bei meiner Ritterehre bezeuge ich die Wahrheit dieser Worte; wer sie anzweifelt, der nehme diesen Handschuh auf.“

Damit warf auch er seinen Handschuh auf den Boden, und Rottger, welchen in diesem Augenblick die Wut zu ersticken drohte, war schon im Begriff ihn aufzunehmen, als der Fürst sich erhob und stirnrunzelnd sagte:

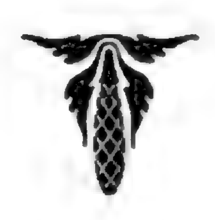
„Ich verbiete, diesen Handschuh anzurühren, denn ich selbst werde bezeugen, daß dieser Ritter die Wahrheit sprach.“

Als der Kreuzritter das hörte, verneigte er sich vor dem Fürsten, und zu Sbyschko gewendet, sagte er:

„Wenn es Euch beliebt, dann auf Beile in geschlossenen Schranken.“

„Ich habe Euch schon früher einmal dieselbe Forderung gesandt,“ antwortete Sbyschko.

„Gott gebe der Gerechtigkeit den Sieg!“ riefen die masowischen Ritter.



4. Kapitel.

Man war in großer Sorge um Sbyschko. Sowohl die Ritterschaft Masowiens, als auch die Frauenzimmer des Hofes liebten und schätzten den jungen Ritter sehr, und mußten nach Jurands Briefe doch glauben, das Recht sei auf seiten des Kreuzritters. Dazu war bekannt, daß der Bruder Rottger einer der tapfersten und angesehensten Ritter des Ordens sei. Sein Knappe van Krist hatte, vielleicht nicht ohne besondere Absicht, den masowischen Adligen erzählt, daß sein Herr, noch ehe er ein bewaffneter Mönch geworden, am Ehrentische der Kreuzritter seinen Platz hatte, zu welchem nur die in der ganzen Welt berühmtesten Ritter zugelassen wurden, die bereits einen Feldzug in das gelobte Land mitgemacht, oder gegen Riesen, Drachen, oder Zauberer gekämpft hatten. Nach den Erzählungen van Krists und den prahlerischen Versicherungen desselben, daß sein Herr schon oft, das Dolchschwert in der einen, das Beil oder Schlachtschwert in der anderen Hand, den Kampf mit fünf Gegnern gleichzeitig aufgenommen habe, waren die Masuren sehr besorgt um Sbyschko. Man bedauerte, daß nicht Jurand an Stelle Sbyschkos hier war, der würde es mit zwei solcher Gegner wie Rottger war aufnehmen; ihm hatte noch nie ein Deutscher Widerstand leisten können, aber wehe diesem Jüngling, welcher dem anderen weder an Alter noch an Kraft oder Gewandtheit gleichkam. Jetzt bedauerten auch verschiedene, den Fehdehandschuh nicht selbst aufgenommen zu haben, indem sie ihr Zögern damit zu entschuldigen suchten, daß nur die Kenntnis der Erklärung Jurands sie davon abgehalten hatte. Das

„Gottesgericht“ hatte ihnen den Schrecken vor dem Zweikampf mit Rottger eingeflößt, und dieses „Gottesgericht“ fürchteten sie auch für Sbyschko. Bei dieser Gelegenheit wurden auch zum eigenen Troste die Namen aller derjenigen masowischen und polnischen Ritter genannt, welche sich, teils bei Turnieren und höfischen Spielen, teils im Kampfe mit scharfen Klingen, durch Körperkraft und Gewandtheit ausgezeichnet hatten. Vor allem war es Sawischa von Garbow, mit welchem kein Ritter des Christentums sich messen konnte. Einige der Ritter setzten auch auf die Tapferkeit Sbyschkos die besten Hoffnungen; „er ist kein schlechter Kämpe,“ meinten sie, „und, wie man hört, ist es auch nicht der erste Deutsche, mit dem er auf festgetretener Erde in die Schranken tritt.“ Endlich schöpften sie Mut und Hoffnung für den jungen Ritter aus einem Vorgange, welcher sich zwischen Hlawa, dem böhmischen Knappen Sbyschkos, und van Krist, dem Knappen Rottgers, zugetragen hatte. Als eines Tages der letztere sich wieder einmal in den abenteuerlichsten und waghalsigsten Erzählungen von den Siegen seines Herrn überbot, packte der heftige, leicht aufbrausende Hlawa ihn unter dem Kinn, und indem er den Kopf des Prahlhanses rückwärts bog, rief er: „Wenn Du Dich nicht schämst, angesichts der Menschen so zu lügen, so blicke hinauf zum Himmel und denke daran, daß Gott Dich hört.“ Er hielt ihn so lange fest, bis er ihm ein „Vaterunser“ vorgesprochen hatte. Jener aber frug, als er losgelassen worden, den Böhmen nach seinem Herkommen, und da er erfuhr, Hlawa sei der Sohn eines böhmischen Schloßvogtes, forderte er ihn auch zum Kampf auf das Beil.

Darüber waren die Masuren hoch erfreut, und mancher von ihnen sagte: „Solche Kämpfer werden den Kampf in den Schranken nicht fürchten und sofern die Wahrheit und das Recht auf ihrer Seite sind, werden ihre kreuzritterlichen Gegner keinen gesunden Knochen vom Kampfplatze tragen.“ Nur das eine beunruhigte sie noch, das war der Gedanke, daß Rottger doch vielleicht im Rechte sei, da er so gut verstanden, ihnen Sand in die Augen zu streuen, und der Fürst selbst teilte diese Unruhe.

Am Abend vor dem Zweikampf berief der Fürst den jungen Ritter zu einer Unterredung, welcher nur die Fürstin beiwohnte.

„Bist Du auch sicher, daß Gott mit Dir sein wird?“ frug er ihn. „Woher weißt Du, daß die Kreuzritter es waren, welche Danuscha entführt haben? Hat Jurand Dir etwas gesagt? Denn siehe hier — ein Brief Jurands — ein Schreiben des Probstes Kaleb mit seiner Unterschrift und Siegel. In diesem

Briefe sagt Jurand, er wisse, die Kreuzritter seien es nicht gewesen. Was hat er Dir gesagt?"

„Er hat mir auch gesagt, daß es nicht die Kreuzritter waren."

„Wie willst Du es dann wagen, Dein Leben dem „Gottesgericht" preiszugeben?"

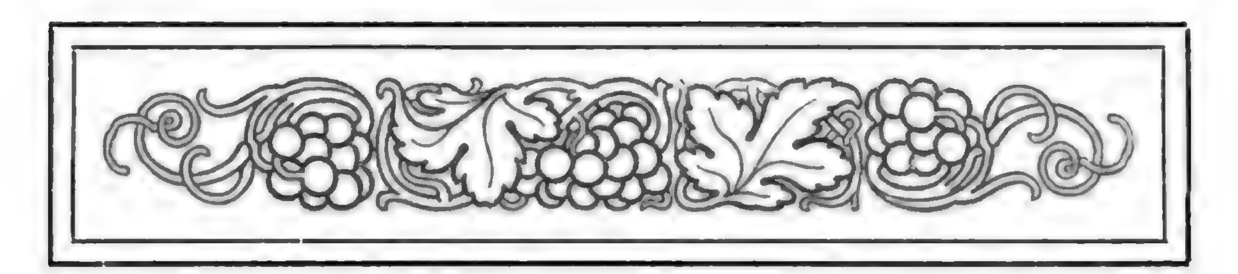
Sbyschko schwieg still, aber seine Kinnbacken zitterten und schlugen aufeinander wie im Fieber, und seine Augen füllten sich mit Thränen.

„Ich weiß nichts, Durchlaucht," sprach er endlich. „Wir sind zusammen mit Jurand hier fortgeritten; unterwegs bekannte ich ihm unsere Trauung. Anfangs klagte er, daß diese Handlung möglicherweise eine Beleidigung Gottes sei, da er Danuscha für das Kloster bestimmt habe. Als ich ihm aber sagte, daß wir vielmehr Gottes Willen darin zu sehen hätten, beruhigte er sich und — verzieh. Während wir noch unterwegs waren, sprach er von nichts anderem, als daß die Kreuzritter Danuscha geraubt hätten, dann aber, — ja dann, — ich weiß nicht, was dann geschehen sein kann! . . . Nach Spychow war jenes Weib gekommen, welches kurz vorher von den Kreuzrittern in das Jagdhaus geschickt worden war, um für mich eine Arznei zu bringen; mit ihr kam ein Mann in Pilgerkleidern. Sie duldeten keinen Zeugen bei ihrer Unterredung mit Jurand, er mußte sich mit ihnen einschließen. Was sie mit einander verhandelten, das weiß ich nicht; als ich ihn aber nach jener Unterredung wiedersah, war er so verändert, daß seine eigenen Diener ihn nicht erkannten, er sah aus wie ein Leichnam. Auf unser Befragen sagte er uns nur: „die Kreuzritter waren es nicht!" Gleich darauf entließ er aber den Ritter von Bergow und alle seine Gefangenen, Gott weiß warum, aus der Gefangenschaft, er selbst entfernte sich in der Nacht, ohne Knappen und Diener, ganz allein . . . mir ließ er sagen, er sei ausgeritten, um Danuscha den Grenzräubern abzukaufen, die sie geraubt, ich möge hier auf ihn warten. Nun! — Ich habe gewartet, bis plötzlich die Nachricht aus Ortelsburg zu uns drang, Jurand habe eine Menge Deutsche ermordet und sei selbst gefallen."

„O, durchlauchtigster Herr! mir brannte von da ab in Spychow der Boden unter den Füßen. Ich rüstete Männer und Pferde, um den Tod Jurands zu rächen, doch der Probst ließ mich nicht fort; er sagte: „Die Burg kannst Du nicht mitnehmen und einen Krieg darfst Du nicht anfangen. Reise zum Fürsten, vielleicht erfährst Du dort etwas über Danuscha!" So bin ich hier gerade zu der Zeit angekommen, als dieser

Hund sein Lügengewebe von der großen Unbill, die ihnen widerfahren ist, und Jurands Raserei auskramte . . . Ich habe seinen Fehdehandschuh aufgenommen, Durchlaucht, weil ich ihm schon zuvor meine Forderung geschickt hatte, und wenn ich nichts anderes weiß, so weiß ich doch das eine bestimmt — sie sind Höllenlügner — ohne Scham, Ehre und Glauben! Durchlauchtigste Herrschaft! Sie haben vor kurzem erst den Ritter de Fourcy ermordet und wollten doch durchaus die That meinem Knappen aufwälzen. Bei Gott! sie haben ihn niedergestochen, wie einen Ochsen und haben dann an Euch geschrieben, um Rache und Entschädigung zu verlangen. Wer kann darauf schwören, daß sie nicht auch damals den Ritter Jurand und heute Euch, Durchlaucht, belogen haben? . . . Ach, ich weiß nicht, wo Danuscha zu finden sein wird, aber ich habe den Kampf aufgenommen, und sollte ich auch den Tod dabei finden; denn, was soll mir das Leben ohne mein liebstes in der Welt?"

Bei diesen Worten riß er in der Aufregung das Netz von seinem Kopfe, daß die Haare ihm wirr auf die Schultern fielen. Er zog sie vor das Gesicht und schluchzte tief und schwer. Die Fürstin Anna Danuta, selbst bis in das Innerste ihrer Seele über den Verlust Danuschas betrübt, hatte großes Erbarmen mit seinem Schmerz. Sie legte ihre Hände auf seinen Kopf und sagte: „Gott helfe Dir, er tröste und segne Dich!"



5. Kapitel.

Es lag nicht in der Macht des Fürsten, den Zweikampf zu verhindern; der Sitte der damaligen Zeit gemäß mußte er stattfinden. Er hatte aber den Bruder Rottger zu bestimmen gewußt, seinerseits ein Schreiben an den Großmeister und an Siegfried von Löwe zu richten, in welchem er der Wahrheit gemäß beiden die Mitteilung machte, daß er selbst den masowischen Rittern den Fehdehandschuh hingeworfen habe, und er infolgedessen mit dem Ehegemahl der Tochter Jurands in den Zweikampf trete, welcher ihm übrigens schon früher einmal eine Forderung zugeschickt habe. Der Kreuzritter erklärte dem Großmeister auch, daß — wenn er dies ohne vorherige Erlaubnis desselben thue, es nur um der Ehre des Ordens Willen geschehe, um häßlichen Verdächtigungen entgegen zu treten, welche den Orden schändeten, für dessen Ehre er jederzeit sein Blut zu vergießen bereit sei. Dieses Schreiben wurde sofort durch einen der Stalljungen an die Grenze befördert, von wo es mittelst der Posten, welche viele Jahre früher, als in anderen Ländern, von den Kreuzrittern eingerichtet waren, nach Marienburg gebracht werden sollte.

Während das Schreiben ausgefertigt wurde, stampfte man im Schloßhofe den Schnee fest und bestreute die Fläche mit Asche, damit die Füße der Kämpfenden nicht gleiten konnten. Im ganzen Schlosse herrschte eine außergewöhnliche Bewegung und Erregung, welche die Ritter und Damen des Hofes schon die ganze Nacht vor dem Kampfe kein Auge schließen ließ. Man wußte und sagte sich, daß ein Kampf zu Pferde, mit Lanzen

oder sogar mit Schwertern, oft mit schweren Verwundungen endete; der Kampf zu Fuß mit Beilen mußte immer einen tötlichen Ausgang nehmen. Aller Herzen waren auf Sbyschkos Seite und je freundschaftlicher man ihm und Danuscha zugethan war, desto größer war die Unruhe und Sorge, welche man um ihn hatte. Viele der Frauen verbrachten die Nacht in der Kapelle, wo auch Sbyschko nach abgelegter Beichte, mit dem Probst Wyschoniek die letzten Stunden zubrachte, um sich zum Kampf um Leben und Tod vorzubereiten. Wenn ihr Blick auf das Kindergesicht des jungen Ritters fiel, dann seufzten sie und flüsterten einander zu: „Mein Gott, er ist ja noch ein Kind!“ um gleich darauf wieder um so inniger um seine Erhaltung zu beten. Als Sbyschko sich gegen Morgen aufmachte und erhobenen Hauptes durch die Kirche schritt, in seiner Kammer die Rüstung anzulegen, da belebten sich die Herzen ein wenig in neuer Hoffnung; war sein Gesicht auch das eines Knaben, so waren seine Glieder doch die eines erwachsenen Mannes, der sich sehen lassen konnte. Der Kampf sollte im Schloßhofe stattfinden, welcher rings von einem Kreuzgange umgeben war.

Als der Tag angebrochen war, kam der Fürst mit der Fürstin und den fürstlichen Kindern. Sie nahmen in der Mitte desselben zwischen den Säulen Platz, von wo man den ganzen Schloßhof am besten übersehen konnte. Neben und hinter ihnen nahmen die vornehmsten Ritter und Damen ihre Plätze ein. Der ganze Kreuzgang war bis in den letzten Winkel mit Menschen angefüllt, welche dem Kampfe zusehen wollten. Das Hof- und Stallgesinde hatte sich auf dem Schneewall postiert, welcher rings um den Kampfplatz durch das Ausschaufeln des Schnees entstanden war und so die Schranke bildete. Selbst auf den Mauervorsprüngen und sogar auf den Dächern hatten sich Zuschauer festgesetzt; das war das Volk, welches laut miteinander plauderte und sich zurief: „Wenn er doch siegen möchte!“

Der Tag war kalt und feucht, aber klar. In der Luft wimmelte es von Dohlen, die in den Dachluken, Mauervorsprüngen und sonstigen Winkeln der Schloßbaulichkeiten nisteten und durch den ungewöhnlichen Lärm aufgescheucht waren. Sie kreisten, lebhaft mit den Flügeln schlagend, über dem Schlosse und seinen Nebengebäuden. Trotz der Kälte schwitzten die Menschen vor Aufregung und als zum erstenmal der Trompetenton erklang, welcher die Ankunft der Gegner anzeigte, da pochten aller Herzen wie Hämmer.

Sie betraten die Schranken von den entgegengesetzten Seiten

und blieben dicht an dem Rande derselben stehen. Die Zuschauer hielten den Atem an; jeder von ihnen dachte, daß bald zwei Seelen vor dem Gericht Gottes stehen, zwei blutige Körper auf dem Schnee liegen würden. Die Frauen erbleichten, während die Blicke der Männer fest auf die kampfbereiten Männer gerichtet waren, um aus ihrer Haltung und Bekleidung Schlüsse zu ziehen, welcher von ihnen Sieger, welcher Besiegter werden könnte.

Der Kreuzritter war mit einem bläulich schimmernden Stahlpanzer bekleidet, seine Hüften mit ebensolchen Hüftstücken bedeckt und auf dem Kopfe trug er einen Stahlhelm mit zurückgeschlagenem Visier, welcher mit einem prächtigen Pfauenfederbusch geschmückt war. Sbyschkos Brust, Seiten und Rücken waren von jener prächtigen Mailänder Rüstung umspannt, welche er seinerzeit von dem friesischen Ritter erobert hatte. Sein Helm hatte kein Visier, nur einen Fallschirm, welcher nicht heruntergeschlagen war; er trug keinen Schmuck, und die Beine des jungen Ritters steckten in Büffelfellen. Beide Gegner trugen auf der linken Schulter den Schild mit ihrem Wappen; dasjenige des Kreuzritters bildete oberhalb ein Schachbrett, die untere Hälfte wies drei auf den Hinterbeinen sich erhebende Löwen, während der Schild Sbyschkos das „stumpfe Hufeisen“ trug. In der rechten Hand trugen sie breite, blitzende Beile, welche an geschwärzten langen Stielen befestigt waren. Sie waren begleitet von ihren Knappen Hlawa und van Krist, die beide in schwarzen Eisenpanzern steckten und ebenso wie ihre Herren mit Schild und Beil bewaffnet waren. Van Krists Wappen wies einen Ginsterstrauch auf, während dasjenige Hlawas ein Waldungeheuer darstellte, welches den Kopf eines Stieres hatte. Statt des Beiles im Schädel aber steckte im Auge des Untieres ein kurzes Dolchschwert.

Die Trompete gab zum zweitenmal das Zeichen. Beim dritten Trompetenton sollten die Gegner sich angreifen. Sie waren einander entgegen gegangen, es trennte sie nur noch ein kleiner Zwischenraum. Ehe jedoch das dritte Zeichen ertönte, näherte sich Rottger den Mittelsäulen, an welchen das Fürstenpaar saß, erhob seinen in Stahl gehüllten Kopf und rief mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme:

„Ich nehme Gott, Euch, edler Herr, und die gesamte Ritterschaft dieses Landes zu Zeugen, daß ich unschuldig bin an dem Blute, welches jetzt vergossen werden wird.“

Der Mut und die Hoffnung der Zuschauer sanken wieder

bei diesen Worten des Kreuzritters, welcher seines Sieges so sicher zu sein schien. Sbyschko aber, dessen bescheidener Seele eine solche Prahlerei zuwider war, wandte sich an den Böhmen und sprach:

„Seine Rede stinkt nach Eigenlob! Sie wäre nach meinem Tode gut angebracht, nicht jetzt. Dieser Prahlhans trägt einen jener Pfauenbuschen auf dem Helm, deren ich zuerst drei, dann so viele, als ich Finger an den Händen habe, gelobte. Gott schenke mir ihn!“

„Herr!“ frug Hlawa, indem er eine Handvoll Asche aufhob, um den Griff seines Beiles damit abzureiben, damit derselbe seiner Hand nicht entgleite, „vielleicht steht Christus mir bei, daß ich schnell mit dem preußischen Knecht fertig werde — darf ich dann wenigstens mein Beil dem Kreuzritter zwischen die Kniee werfen, damit er zu Boden falle?“

„Bewahre Gott!“ rief Sbyschko lebhaft. „Du würdest mich und Dich mit ewiger Schmach bedecken.“

In diesem Augenblick ertönte zum drittenmal die Trompete. Die beiden Knappen sprangen bei diesem Zeichen heftig aufeinander zu, während die Ritter sich ruhig und mit Ueberlegung einander näherten, bis zum letzten Augenblick ihren Ernst und ihre Würde wahrend.

Man beachtete die beiden Knappen kaum; nur wenige schenkten ihnen ihre Aufmerksamkeit. Aber diejenigen der erfahrenen Ritter und Knappen, welche ihnen zusahen, erkannten sofort, daß das Uebergewicht auf der Seite des Böhmen war. Das Beil wog schwerer in der Hand des Deutschen, die Bewegungen seines Schildes waren langsamer, seine Beine waren zwar länger als die des Böhmen, aber sie waren weniger sehnig und elastisch. Hlawa drang so heftig auf ihn ein, daß van Krist fast vom ersten Augenblick an zurückgedrängt wurde. Man konnte sich des Eindruckes nicht erwehren, daß der eine dieser beiden nur drängte, hieb und wie der Blitz von allen Seiten angriff, während der andere, im Vorgefühl des Todes, sich nur deckte, nur wehrte, um das schreckliche Ende so lange als nur möglich hinauszuschieben. Dieser prahlerische Jüngling, welcher einen Kampf nur dann aufnahm, wenn er demselben gar nicht mehr ausweichen konnte, hatte sofort erkannt, daß sein Uebermut, seine unüberlegten Worte ihn einem Gegner gegenübergestellt hatten, den er hätte fliehen sollen wie das Verderben. Der Mut sank ihm noch mehr unter den wuchtigen Hieben desselben,

welche einen Ochsen niedergestreckt haben würden; er vergaß darüber fast, daß er nicht bloß Streiche aufzufangen, sondern auch auszuteilen hatte. Jeder Hieb, den er blitzend auf sich herunterfahren sah, schien ihm der letzte zu sein. Er hob den Schild höher und höher, um den Kopf zu decken, und schlug nur ab und zu mit seinem Beile durch die Luft, ohne den Gegner zu treffen. Zuletzt wurde er müde, indes der Böhme immer heftiger auf ihn eindrang. Wie unter dem Beile des Holzfällers die Spähne vom alten ausgewachsenen Baume fliegen, so begannen unter den Hieben des Böhmen die Eisensplitter von Schild und Rüstung des deutschen Knappen zu fliegen. Der obere Teil des Schildes bog sich ein und sprang, das rechte Schulterstück der eisernen Rüstung fiel samt dem schon mit Blut befleckten Riemen, der es festgehalten, zu Boden. Die Haare van Krists sträubten sich — Todesangst befiel ihn. Noch ein-, zweimal schlug er die Schärfe seines Beiles mit dem letzten Aufgebot seiner Kraft an den Schild Hlawas, dann warf er sich, mit dem Bewußtsein, daß nur eine außergewöhnliche Kraftanstrengung ihn noch zu retten vermöge, plötzlich so dicht vor die Füße des Gegners zu Boden, daß dieser unter der Wucht des geführten Schlages vornüber stürzte. Nun balgten sie sich im Schnee, ein jeder bemüht, den Gegner unter sich zu bekommen. Doch der Böhme kam bald obenauf. Ein Weilchen noch hatte er zu thun, um die verzweifelten Anstrengungen des anderen niederzuhalten, dann kniete er auf das Netzgeflecht, welches den Bauch van Krists schützte, und zog sein kurzes Dolchschwert aus dem Gurt hervor.

„Schone mich!“ flüsterte van Krist, indem er die Augen zu Hlawa aufschlug.

Doch jener streckte sich, statt zu antworten, lang aus, um leichter zu der unter dem Kinn befindlichen Helmspange des Gegners zu gelangen, zerschnitt dieselbe und stieß zweimal schnell nacheinander das Dolchschwert in den Hals desselben, indem er die Spitze des Schwertes nach unten in die Brust hinein richtete.

Da fielen die Augen van Krists zu und sanken tief in die Schädelhöhle. Hände und Füße schlugen den Schnee, als wollten sie die Asche von demselben wegfegen, dann streckten sich die Glieder — sie blieben regungslos, nur die prustenden Lippen, welche reichlich blutigen Schaum ausstießen, verrieten, daß das Leben des Gefallenen noch nicht ganz entflohen war.

Der Böhme hatte sich erhoben. Er wischte sein Dolchschwert am Gewande des Getöteten ab, nahm sein Beil auf

und begann, auf den Stiel desselben gestützt, dem schwereren und hartnäckigeren Kampfe seines ritterlichen Herrn mit dem Bruder Rottger zuzusehen.

Die Ritter der westlichen Reiche Europas waren durch den Ueberfluß, in welchem sie schwelgten, schon etwas verweichlicht, während die Gutsherren Klein- und Großpolens, namentlich aber Masowiens, noch ein strenges Leben voller Entbehrungen führten. Daher kam es, daß die Frische und Elastizität ihres Körpers und die Ausdauer, mit welcher sie jede Anstrengung und Beschwerde, gleichviel, ob von kurzer oder langer Dauer, ertrugen, die Bewunderung fremder, ja selbst ihnen nicht freundlich gesinnter Ritter erregte. Es zeigte sich bald, daß auch hier Sbyschko den Kreuzritter an Elastizität und Kraft der Glieder ebenso übertraf, wie sein Knappe denjenigen Rottgers, aber es war auch unverkennbar, daß der jüngere Ritter bei weitem nicht so gewandt in der Führung der Waffe war, wie der ältere.

Es war für Sbyschko ein glücklicher Zufall, daß das Beil als Waffe gewählt worden war, denn ein Zweikampf zu Fuß mit Schwertern, ob kurz oder lang, bei welchen es so sehr auf die Kenntnis von Hieb und Stich, sowie auf eine geschickte Abwehr der Hiebe des Gegners ankam, hätte für den jungen Ritter unfehlbar einen schlimmen Ausgang nehmen müssen. Die Zuschauer sowohl wie Sbyschko erkannten schon bei den ersten Ausfällen an allen Bewegungen des Ritters Rottger, daß er es mit einem gefährlichen, an Erfahrungen reichen Gegner zu thun hatte, welcher nicht zum erstenmale in die Schranken getreten war. Nach jedem Hiebe Sbyschkos streckte Rottger seinen Schild vor, um denselben im Augenblick, wo das Beil Sbyschkos niedersauste, ein klein wenig zurückzuziehen. Dadurch schwächte er selbst den kräftigsten Schlag und verhinderte, daß der Schild durchgeschlagen oder die glatte Fläche desselben angesplittert wurde. Bald zog er sich zurück, bald war er der Angreifer, und das alles that er mit einer Ruhe und einer solchen Schnelligkeit, daß die Blicke der Zuschauer kaum zu folgen vermochten. Der Fürst war sehr besorgt um Sbyschko und die Gesichter der Ritter und Männer wurden sehr ernst; es kam ihnen vor, als spiele der Deutsche absichtlich mit dem jungen Gegner, denn oftmals fing er den Hieb desselben nicht erst mit dem Schilde auf, sondern machte eine halbe Wendung, so daß die Schneide des Beiles durch die Luft fuhr. In dieser Taktik aber lag die größte Gefahr für Sbyschko, welcher bei der Wucht der Bewegung leicht das Gleichgewicht verlieren und hinstürzen konnte,

geschah das, dann war er unrettbar verloren. Als der Böhme das sah, packte ihn Entsetzen; er gelobte sich im stillen: „Gott helfe mir! Wenn mein Herr hinfällt, dann schleudere ich dem Kreuzritter das Beil zwischen die Beine, daß er sie gleich auseinanderspreizt.“

Allein Sbyschko fiel nicht. Er besaß eine außerordentliche Kraft in den Gliedern und er stellte das Gleichgewicht dadurch her, daß er sich breitbeinig hinstellte, auf diese Weise das Körpergewicht gleichmäßig verteilend.

Rottger nahm das sogleich wahr und die Zuschauer täuschten sich in der Annahme, daß er seinen Gegner gering schätze. Er war sich schon nach den ersten Hieben Sbyschkos bewußt, daß dieser Jüngling ihm viel zu schaffen machen werde, denn trotz der geschickten Handhabung des Schildes war ihm von der Gewalt der Streiche Sbyschkos fast der Arm schwach geworden. Rottger sagte sich, daß der Kampf ein langer und gefährlicher werden konnte, wenn es ihm nicht gelang, den Gegner zu Falle zu bringen. Als dies nicht so bald geschah, wurde er unruhig. Unter dem stählernen Fallschirm hervor blitzten ihm auf Sekunden die Augen Sbyschkos entgegen, er sah die zusammengepreßten Lippen und die zitternden Nasenflügel des Jünglings und dachte, die Erregung werde ihn hinreißen, er werde sich vergessen, in der Hitze des Gefechts den Kopf verlieren, im Eifer des Zornes Schläge austeilen, und weniger darauf bedacht sein, sich zu decken und sich eine Blöße geben. Aber er täuschte sich. Zwar verstand Sbyschko den Schlägen Rottgers nicht auszuweichen, wie dieser den seinigen, aber er vergaß niemals, sich zu decken, und wenn er zum Schlage ausholte, bog er den Schild niemals weiter zurück, als durchaus notwendig war. Seine Aufmerksamkeit verdoppelte sich sichtbar, sobald er die Ueberlegenheit des Gegners erkannte. Er verlor weder die Besinnung noch den Mut, sondern er sammelte sich, ging vorsichtiger zu Werke als bisher und teilte seine Hiebe nicht mehr gedankenlos, sondern mit Ueberlegung aus, kurz, er handelte nicht in der Erregung, sondern mit der kühlen Besonnenheit des Hasses.

Rottger, welcher manchen Krieg mitgemacht, manche Schlacht und manchen Zweikampf ausgefochten hatte, wußte aus Erfahrung, daß es Menschen gab, welche wie die Raubvögel von der Natur zum Kampfe ausgestattet worden sind. Sie erraten und finden im Augenblick der Gefahr alles das, was andere erst durch langjährige Erfahrung sich aneignen. Er hatte bald erkannt, daß in diesem Jüngling etwas derartiges steckte, etwas

vom Aar, welcher im Gegner nur seine Beute sieht und an nichts weiter denkt, als ihn mit seinen Krallen zu erreichen. Dann hatte er auch bemerkt, daß seine Körperstärke sich mit derjenigen Sbyschkos nicht messen konnte; er lernte allmählich einsehen, daß er unterliegen müsse, wenn es ihm nicht gelang, seinem Gegner den Todesstreich zu versetzen, ehe er anfing, zu ermüden. Rottger beschränkte, nachdem er zu dieser Erkenntnis gekommen, seine Bewegungen auf das möglichst geringste Maß, um seine Kräfte zu schonen; er drängte nicht vorwärts, zog sich auch nicht zurück, kurz, er sparte alle Kraft seines Leibes und seiner Seele auf den einen, letzten Schlag.

Der schreckliche Kampf zog sich in die Länge, weit über die sonst übliche Zeit hinaus. Im Kreuzgange herrschte Totenstille; man hörte nichts als das bald dumpfe, bald helle Aufeinanderprallen der Beile gegen die Schilder. Dem Fürstenpaare, sowie den Rittern und Hofdamen, war ein solches Schauspiel nichts neues, trotzdem preßte ein furchtbares Angstgefühl die Herzen, man wagte kaum zu atmen. Jeder wußte, daß es sich hier nicht um eine Schaustellung der Kräfte und Geschicklichkeit zweier Männer handelte, sondern um einen furchtbaren Rachekampf, bei welchem einer der Gegner unterliegen mußte.

Unterdessen war der bleiche Wintermorgen dem helleren Tag gewichen. Der graue Nebelschleier war zerrissen und ein Sonnenstrahl fiel blinkend auf den Stahlpanzer des Kreuzritters und die silberschimmernde Mailänder Rüstung Sbyschkos.

In der Schloßkapelle wurde zur Morgenmesse geläutet und der Klang der Glocken schreckte wieder neue Scharen Dohlen auf, die laut krächzend emporflogen, als freuten sie sich über den Leichnam, welcher dort unten auf dem Schnee ausgestreckt lag. Rottger hatte während des Kampfes von Zeit zu Zeit einen Blick dorthin geworfen. Er fühlte sich plötzlich sehr vereinsamt. Alle die Augen dort, welche jede seiner Bewegungen folgten, waren Augen der Gegner, alle Gebete, welche fromme Lippen dort flüsterten, alle Segenswünsche galten dem jungen Ritter, seinem Feinde. Außerdem beunruhigte ihn die Gegenwart des böhmischen Knappen, obgleich er überzeugt war, daß dieser ihn nicht hinterrücks überfallen werde. Seine Nähe wirkte aber ähnlich auf ihn, wie der Anblick des Menschen auf einen Wolf, Stier oder Bären, wenn er nicht durch eine Schranke von ihm getrennt ist. Das war umsomehr der Fall, da der Böhme oft den Platz wechselte, um besser sehen zu können, sich bückte und wie zufällig den blutbefleckten Stiel seines Beiles etwas

hob. Er fing an müde zu werden. Alle Kräfte sammelnd, zusammenraffend, führte er schnell nacheinander zwei kräftige Hiebe nach Sbyschkos Schulter, aber Sbyschko fing sie an seinem Schilde mit solcher Gewalt auf, daß Rottger schnell zurücktreten mußte, um nicht zu fallen. Von da ab zog er sich immer mehr zurück; nicht nur seine Kraft, auch seine Ruhe und Geduld waren erschöpft. Den Kehlen einzelner Zuschauer entrangen sich ein paar Rufe der Ermunterung für Sbyschko. Das entfachte Rottgers Zorn bis zur Verzweiflung. Die Schläge fielen von beiden Seiten immer dichter. Von den Stirnen der Kämpfenden triefte der Schweiß, ihr Atem entrang sich lauter und schwerer der Brust, ihre aufeinander gepreßten Zähne knirschten.

Die Zuschauer vermochten nicht mehr, sich ruhig zu verhalten; die Rufe: „Schlag zu! Los auf ihn! . . . Gottes Gericht! Gottes Strafe! Gott helfe Dir!“ wiederholten sich immer häufiger. Der Fürst winkte mit der Hand Ruhe, aber das nützte nichts. Die Menge wurde immer lauter, denn hier und da begannen die Kinder zu weinen. Plötzlich rief dicht neben der Fürstin eine junge, schluchzende Frauenstimme:

„Für Danuscha! Für Danuscha! Zahl ihm heim!“

Obgleich Sbyschko den Kampf für Danuscha kämpfte, so hatte er während desselben doch seinen Gram vergessen und nur an den Kampf selbst gedacht. Er war überzeugt, daß dieser Ritter hier seine Hand bei ihrem Raube dabei gehabt hatte. Der plötzliche Ruf vom Kreuzgange her erinnerte ihn nun an seinen Verlust. Liebe, Schmerz und Rachelust gossen Feuer in seine Adern, sein Herz schrie auf, eine an Raserei grenzende Wut packte ihn. Der Kreuzritter vermochte nicht mehr seine dicht aufeinander folgenden Schläge aufzufangen, Sbyschkos Schild traf den Schild Rottgers mit solcher Gewalt, daß der Arm des Kreuzritters kraftlos herabsank. Er selbst taumelte, in Angst und Schrecken versetzt, rückwärts und in demselben Augenblick traf ihn wie ein Blitzschlag das Beil Sbyschkos in die rechte Schulter.

Ein einziger, gräßlicher Aufschrei: „Jesus! . . .“ ertönte. Einen Schritt noch trat Rottger zurück, dann fiel er auf den Rücken zu Boden.

Im Kreuzgange wurde es lebendig. Ein Donnerruf, ein Brausen erschallte, ein Summen, wie in einer von der Sonne beschienenen Klotzbeute. Die Ritter stürmten in Haufen zu den Treppen herunter, die Dienerschaft übersprang den Schneewall, um die Leichname zu betrachten, ringsum wurden Ausrufe laut:

„Da seht das Gottesgericht! . . . Dort steht Jurands Erbe! Preis ihm und Dank! Das ist einer, der versteht das Beil zu schwingen!“ Andere wieder riefen: „Seht her und bewundert! Jurand selbst hätte es nicht besser gemacht!“ Es sammelte sich ein ganzer Haufen Neugieriger um den Toten. Rottger lag auf dem Rücken; sein Gesicht war weiß wie Schnee, der Mund stand ihm weit offen und die rechte Schulter samt dem Arm hing nur noch von einigen Fleischfasern gehalten mit dem Körper zusammen. Es wurden die verschiedensten Bemerkungen über den Toten laut. Die einen bewunderten seinen hohen Wuchs, denn sein Körper nahm einen bedeutenden Raum ein und erschien jetzt, wo er lang ausgestreckt lag, noch länger und breiter als zu Lebzeiten, andere seine kostbaren Waffen und wieder andere den schönen Pfauenfederbusch, welcher bunt auf dem Schnee schillerte. Jetzt trat Hlawa mit zwei anderen Dienern Sbyschkos an den Toten heran, um ihm diesen Federbusch abzunehmen. Die Neugierigen umringten Sbyschko, ihn himmelhoch preisend; sie hatten recht, wenn sie sagten, daß sein Ruhm ein Ruhm für alle Ritter Masowiens und Polens sei.

Unterdessen hatte man ihm Panzer und Beil abgenommen, um es ihm bequemer zu machen, Mrokota von Mozarschew schnallte ihm auch den Helm ab und bedeckte ihm die vom Schweiß nassen Haare mit einer Mütze von scharlachrotem Tuch. Sbyschko stand regungslos da, wie zu Stein geworden; nur die schweren Atemzüge, welche seine Brust hoben und senkten, verrieten, daß noch Leben in ihm war, denn seine Augen waren starr und schienen dem Erlöschen nahe und das Gesicht von der Aufregung und Anstrengung leichenblaß. Die Ritter faßten ihn unter den Armen und führten ihn zu dem Fürstenpaar, welches ihn, in einer durchwärmten Kemenate, am Kamine sitzend, erwartete. Dort fiel Sbyschko auf die Kniee nieder und — nachdem der Probst Wyschoniek ihn gesegnet und für die Seelen der Verstorbenen ein kurzes Gebet gesprochen hatte — umarmte der Fürst den jungen Ritter und sagte:

„Gott der Allmächtige hat zwischen Euch gerichtet; er hat Deine Hand geführt, wir wollen ihn dafür preisen, gesegnet sei sein heiliger Name. Amen!“

Darauf wandte er sich an den Ritter de Lorche und die anderen und fuhr fort:

„Ich nehme Euch, fremder Ritter, und alle hier Anwesenden zu Zeugen, wie ich selbst Zeugnis ablegen will, daß die beiden Ritter, die heute hier das „Gottesgericht“ aufgerufen haben, den

Kampf nach Recht und Sitte ausgefochten haben, so wie das Gottesgericht überall in Gottes Namen vollzogen wird."

Alle Anwesenden stimmten freudig zu; als man dem Herrn de Lorche die Worte des Fürsten verdolmetschte, da stand er auf und erklärte, jederzeit bereitwilligst Zeugnis abzulegen von dem, was hier geschehen sei. Sollte aber in Marienburg oder an irgend einem anderen Fürstenhofe jemand Zweifel an der Rechtlichkeit dieses Ehrenhandels hegen, so wolle er, de Lorche, den Zweifler in die Schranken fordern, wäre derselbe auch kein gewöhnlicher Ritter, ein Riese, oder der Zauberer Merlin selber.

Inzwischen hatte die Fürstin Anna Danuta sich zu dem jungen Ritter, welcher ihre Kniee umfaßt hielt, hinabgebeugt und zu ihm gesagt:

„Warum freust Du Dich nicht? Freue Dich doch und danke Gott! Denn wenn der Herr Dich glücklich aus dieser Gefahr geführt hat, so wird er Dich auch weiter führen zur Glückseligkeit."

„Wie soll ich mich freuen, durchlauchtigste, liebwerteste Herrin?" sagte Sbyschko. „Hat mir auch Gott den Sieg und die Erfüllung der Rache gegeben, so ist doch Danuscha noch nicht gefunden — ich bin ihr so fern, ja ferner wie je."

„Verzage nicht," tröstete die Fürstin. „Die gehässigsten unserer Feinde, Danveld, Gottfried und Rottger, sind tot. Von Siegfried von Löwe sagt man — er sei grausam, aber gerechter als jene. Preise die Barmherzigkeit Gottes auch dafür. Außerdem hat Herr de Lorche sich erboten, nach Marienburg zu gehen und beim Großmeister selbst die Herausgabe Danuschas zu fordern für den Fall, daß der Kreuzritter fallen sollte. Dem Großmeister selbst werden sie den Gehorsam nicht weigern."

„Gott segne den Herrn de Lorche mit Gesundheit," sagte Sbyschko. „Ich will ihn nach Marienburg begleiten."

Die Fürstin erschrak bei diesen Worten Sbyschkos so sehr, als hätte er gesagt, er gehe unbewaffnet unter die Wölfe, die sich herdenweise während des Winters in den Wäldern Masowiens zusammenrotten.

„Wozu?" rief sie lebhaft. „Willst Du ins Verderben rennen? Gleich nach diesem Zweikampf werden Dich weder de Lorche noch die Briefe, welche Rottger vor demselben fortgeschickt hat, beschützen. Du wirst niemandem nützen, Dich selbst aber verderben."

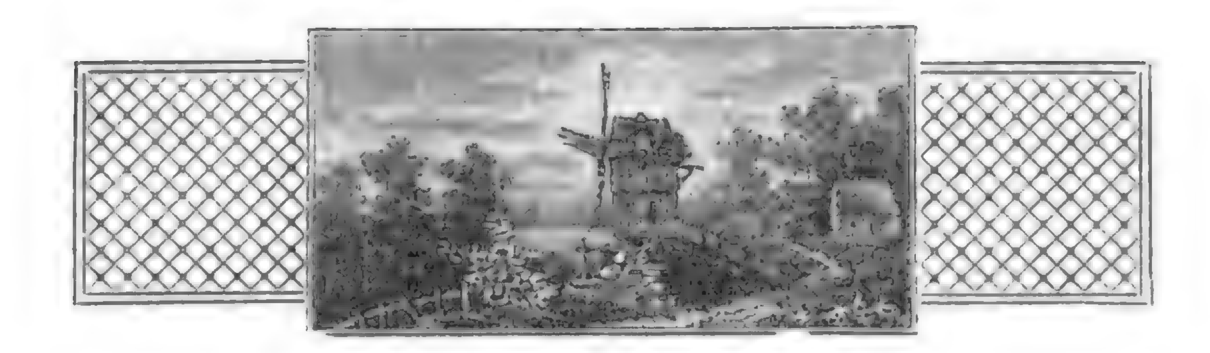
Da stand Sbyschko auf, faltete die Hände und sprach:

„So wahr mir Gott helfe, ich gehe dorthin. So möge

Christus mich segnen zu dem Vorhaben, sie zu suchen! Ich will nicht aufhören es zu thun bis zu meinem letzten Atemzuge, denn leichter ist immer noch für mich, mich mit den Deutschen herumzuschlagen, als für sie in einem unterirdischen Loche zu stecken."

Dieser Vorsatz Sbyschkos kam jedoch nicht sogleich zur Ausführung. Es stand einem Ritter jener Zeit wohl frei, alle Hindernisse, die sich seinem Willen entgegenstellten, zu beseitigen; — so mußte zuletzt auch die Fürstin, überzeugt durch Sbyschkos Gründe, ihren Widerstand aufgeben. Was er aber nicht durfte, das war dies. — Er durfte die Sitte der damaligen Zeit nicht verletzen, welche gebot, daß der Sieger in einem Zweikampfe den Kampfplatz nicht vor der nächsten Mitternacht verlassen durfte, zum Zeichen, daß er Herr des Feldes geblieben war, und um seine Bereitschaft darzuthun, eine neue Herausforderung anzunehmen, falls ein Freund oder Verwandter des Besiegten Lust haben sollte, ihm eine solche zuzustellen. Diesem Brauch huldigten sogar ganze Heeresteile auf die Gefahr hin, damit Vorteile aufzugeben, die ein rascher Aufbruch ihnen bringen konnte. Sbyschko machte nicht einmal den Versuch, sich ihm zu entziehen, obgleich ihm die Verzögerung seines Wunsches hart ankam. Nachdem er sich etwas gestärkt hatte, legte er seine Waffen wieder an, und hielt auf dem Schloßhofe unter dem freien Winterhimmel Wacht bis nach Mitternacht, einen unbekannten Feind erwartend, der doch niemals erscheinen konnte.

Gleich nach Mitternacht, nachdem die Herolde endgültig beim Klange der Trompeten den Sieg Sbyschkos verkündigt hatten, holte Mikolaj von Dlugolas den Helden des Tages zum Nachtmahle und gleichzeitig zu einer Beratung mit dem Fürsten.



6. Kapitel.

Der Fürst ergriff sogleich das Wort, indem er sprach:

„Es ist sehr schlimm, daß wir nichts Schriftliches als Beweis gegen die Komture haben. Wenn auch unser Verdacht ein gerechtfertigter ist und ich selbst überzeugt bin, daß niemand anderes als sie die Tochter Jurands geraubt haben, so nützt uns das nichts. Sie werden es leugnen. Und wenn nun der Großmeister Beweise verlangen wird, was wollen wir dann vorbringen? Der Brief Jurands zeugt ja noch gegen uns."

Dann wandte er sich direkt an Sbyschko:

„Du sagst, daß dieser Brief ihm durch Drohungen abgezwungen worden ist? Das kann sein; es ist wahrscheinlich auch so, denn wäre das Recht auf ihrer Seite, so hätte Dir Gott gegen Rottger nicht beigestanden. Wie aber nun, wenn sie ihm statt eines, zwei Briefe abgedrungen haben? Vielleicht haben auch sie ein Zeugnis Jurands in Händen, daß sie unschuldig sind am Raube dieses unglückseligen Mädchens? Ist es so, dann werden sie nicht verfehlen, dasselbe dem Großmeister vorzulegen. — Was dann?"

„Sie haben aber doch selbst bekannt, daß sie Danuscha aus den Händen einer Grenzräuberbande befreit haben, Durchlaucht, daß sie sie bei sich haben."

„Auch das weiß ich," entgegnete der Fürst. „Sie wollen sich doch aber geirrt haben. Es ist ein anderes Mädchen, das sie für Jurands Tochter gehalten haben, und daß es so ist, beweist, daß Jurand selbst das gesagt hat."

„Wie sollte er eine blödsinnige Fremde als Kind anerkennen? Er ist ja eben darum so in Zorn geraten, weil sie ihm eine andere als Danuscha vorgeführt haben," warf Sbyschko ein.

„So wird es wohl gewesen sein," erwiderte der Fürst; „sie werden es leugnen und sagen, das seien nur unsere Vermutungen."

„Ihre Lügen," sagte Mikolaj von Dlugolas, „sind wie ein dichter Wald. Am Rande sieht man noch etwas vom Tageslicht, doch je weiter man in denselben eindringt, desto verworrener werden die Wege."

Darauf wiederholte er dieselben Worte in deutscher Sprache, um sie Herrn de Lorche verständlich zu machen, welcher erwiderte:

„Der Großmeister ist der Beste von ihnen, ebenso ist sein Bruder von gutem Charakter; obgleich er einen unbändigen Stolz besitzt, hält er doch streng auf Ritterehre."

„So ist es!" versetzte Mikolaj. „Der Großmeister ist ein menschenfreundlicher Mann; er ist zu gutmütig und außer stande, die Komture und das Kapitel zu zügeln, er ist sehr ungehalten über die Ungerechtigkeiten, die der Orden begeht, aber er kann sie nicht hindern. Geht, geht zu ihm, Ritter de Lorche, erzählt ihm, was hier geschehen ist. Man schenkt den fremden Rittern eher Glauben und fürchtet, sie könnten an fremden Höfen von den verräterischen und unwürdigen Handlungen der einzelnen Ritter erzählen. Und wenn der Großmeister Beweise verlangt, so sprecht: „Es ist Gottes Sache, die Wahrheit zu kennen, der Menschen Sache ist, sie zu suchen. Laßt die Schlösser und Burgen der Komtureien durchsuchen, fragt die Menschen aus, laßt uns suchen helfen, denn es ist ein märchenhafter Unsinn, daß Grenzräuber das Mädchen geraubt haben. Jene hätten niemals gewagt, ihre Hände nach Jurands Tochter auszustrecken und sie direkt vom fürstlichen Hofe fortzuholen. Und wenn es so wäre, würden sie sich selbst gemeldet haben um des Lösegeldes willen."

„Ein märchenhafter Unsinn!" wiederholte de Lorche. „Ich werde alles berichten, werde den Herrn von Bergow aufsuchen, und obgleich ich ihn persönlich nicht kenne, werde ich ihn wohl finden, weil er als Verwandter des Grafen von Geldern eine bekannte Persönlichkeit ist. Er war in Ortelsburg, er soll dem Großmeister erzählen, was er dort mit erlebt hat."

Sbyschko verstand nur zum Teil, was der lothringische Ritter sagte, doch er ergänzte sich den Sinn der Worte. Er war so erfreut von den Absichten des Herrn de Lorche, daß er ihn umarmte und so kräftig an seine Brust preßte, daß der Ritter stöhnte.

„Du willst also durchaus mitgehen?" frug der Fürst.

„Ja, durchaus, Durchlaucht! Was sollte ich anderes thun? Ich wollte Ortelsburg erstürmen und sollte ich mir die Zähne an seinen Mauern ausbeißen, aber ich darf ja ohne Erlaubnis keinen Krieg heraufbeschwören.“

„Das darfst Du nicht! Du würdest dafür den Tod durch das Schwert erleiden müssen,“ sagte der Fürst.

„Recht bleibt Recht,“ antwortete Sbyschko. „Dann wollte ich alle die in die Schranken fordern, die in Ortelsburg waren — da sagte man mir, daß Jurand sie hingeschlachtet hat wie die Ochsen — ich weiß nicht, wer lebt, wer tot ist . . . So wahr Gott mir helfe, ich will Jurand nicht verlassen, so lange ich atmen kann!“

„Das ist edel gedacht, das gefällt mir,“ rief Mikolaj von Dlugolas. „Es war auch klug von Dir, daß Du nicht nach Ortelsburg gegangen bist, denn weder Jurand noch seine Tochter werden noch dort sein, man wird sie längst in eine andere Veste gebracht haben. Gott hat Dich mit Rottger belohnt dafür, daß Du hierher gekommen bist.“

„Du kannst zufrieden sein,“ versetzte der Fürst. „Wie wir von Rottger hörten, ist von den vieren nur noch Siegfried von Löwe am Leben, die anderen hat Gott durch Jurands und Deine Hand gestraft. Siegfried von Löwe ist von ihnen der kleinste Schuft, aber der grausamste, und es ist sehr schlimm, daß Jurand und Danuscha in seiner Hand sind. Man muß sie so bald als möglich daraus zu befreien suchen. Damit aber nicht auch Dir noch ein Unfall begegnet, will ich Dir einen Brief an den Großmeister mitgeben. Merke gut auf, Du wirst nicht als Botschafter, sondern nur als Bote von mir zu ihm gehen und ich werde ihm schreiben, was ich Dir jetzt sage: „Wenn man seinerzeit sich nicht gescheut hat, sich an meiner Person, an einem Nachkomm ihres größten Wohlthäters zu vergreifen, so ist es um so leichter zu glauben, daß die Ordensritter Jurands Tochter geraubt haben, besonders da sie Jurand so erbittert hassen. Ich bitte daher, daß er Danuscha energisch suchen läßt, wenn er meine Freundschaft wert hält, und sie Dir sofort übergiebt.“

Als Sbyschko das hörte, warf er sich dem Fürsten zu Füßen und die Kniee des hohen Herrn umfassend, bat er flehentlich:

„Aber Jurand, durchlauchtigster Herr! Jurand! Wollt Ihr ihn nicht retten? Wenn er schwer verwundet ist, so möge er wenigstens auf eigenem Grund und Boden sterben.“

„Auch an Jurand habe ich gedacht,“ sprach der Fürst

gnädig. „Der Großmeister soll zwei Richter stellen und ich auch, welche das Verhalten der Komture und Jurands nach Ritterrecht und Ehre richten sollen. Diese viere zusammen sollen noch einen wählen, welchem als Oberrichter der Urteilsspruch zusteht. Was sie beschließen, soll zu Recht bestehen."

Damit war die Beratung zu Ende. Sbyschko verabschiedete sich von dem Fürsten, denn die Ritter wollten ihre Reise bald antreten. Doch ehe das geschah, nahm der alte Mikolaj von Dlugolas, welcher die Kreuzritter genau kannte, Sbyschko beiseite und frug:

„Willst Du Deinen böhmischen Knappen mit zu den Deutschen nehmen?"

„Er wird mich nicht verlassen wollen," antwortete Sbyschko. „Habt Ihr etwas dagegen?"

„Er thut mir leid, weil er ein braver, tüchtiger Bursche ist, denn höre, was ich Dir sage: „Du wirst Deinen Kopf gesund aus Marienburg hinaustragen, aber er rennt in sein Verderben."

„Warum?" frug Sbyschko.

„Weil man ihn angeklagt hat, den Ritter de Fourcy erschlagen zu haben. Sie mußten dem Großmeister doch seinen Tod melden und sie werden sicherlich den Böhmen als den Mörder des Franzosen bezeichnet haben. Deshalb fürchte ich — es wartet seiner dort das Gericht und die Rache. Wie willst Du den Großmeister von seiner Unschuld überzeugen? Er war es auch, der den Arm Danvelds zerbrochen hat und dieser war ein Verwandter des Großschatzmeisters. Mir ist es leid um den Böhmen und ich wiederhole Dir — er geht in den sicheren Tod, nimmst Du ihn mit Dir."

„Er wird nicht in den Tod gehen, denn ich werde ihn in Spychow zurücklassen."

Aber es kam anders. Es traten Umstände ein, welche verhinderten, daß der Böhme in Spychow zurückblieb. Am nächsten Morgen in aller Frühe reisten de Lorche und Sbyschko mit ihrer Bedeckung ab. De Lorche, welchen der Probst Wyschoniek seiner Gelübde für Ulrike von Elner entbunden hatte, war glückselig, indem er sich ganz und gar seinen Gedanken an die Vorzüge und Schönheit Jagienkas von Dlugolas hingab. Sbyschko, welcher sich nicht mit ihm unterhalten konnte, weil sie sich zu wenig verstanden, unterhielt sich mit Hlawa, welcher bis jetzt noch nichts von der geplanten Expedition in das Gebiet der Kreuzritter wußte.

„Wir gehen nach Marienburg," sagte er, „und Gott mag wissen, wann ich zurückkehre . . . . vielleicht bald, vielleicht im Frühjahr, in einem Jahre oder gar nicht, verstehst Du?"

„Ich verstehe. Ew. Liebden wollen dorthin, um die dortigen Ritter zum Kampfe zu fordern. Nun, Gott sei Dank, jeder Ritter hat ja auch seinen Schildknappen."

„Nein," entgegnete Sbyschko, „ich gehe nicht dorthin, um Zweikämpfe auszufechten, es müßte sich denn zufällig einer finden. Du aber sollst gar nicht mitkommen, Du wirst in Spychow bleiben."

Als der Böhme das hörte, wurde er sehr betrübt und begann wehmütig zu klagen und seinen jungen Herrn zu bitten, ihn nicht zurückzulassen.

„Ich habe geschworen, Ew. Liebden nicht zu verlassen; ich mußte auf das Kreuz und die Ritterehre schwören. Wenn nun Ew. Liebden von einem Unfall betroffen werden, wie könnte ich da meiner jungen Herrin in Sgorschelitz unter die Augen treten? Ich habe es ihr schwören müssen, Herr! Habt also Erbarmen mit mir und laßt mich nicht in Unehre fallen vor ihr."

„Hast Du ihr nicht auch geschworen, daß Du mir gehorsam sein willst?" frug Sbyschko.

„Freilich habe ich das! Gehorsam zu sein in allem, nur nicht darin, Euch zu verlassen. Wenn Ew. Liebden mich von sich treiben, dann werde ich unbemerkt von ferne folgen, damit ich im Notfalle zur Hand bin."

„Es ist ja nicht meine Absicht, Dich fortzujagen," antwortete Sbyschko, „aber es ist mir ein lästiger Zwang, daß ich nicht den Willen haben soll, Dich irgendwohin zu schicken, wenn ich es für nötig finde; ich muß also selbst die weitesten Reisen, die ich durch einen vertrauten Diener besorgen lassen könnte, um eine Bestellung oder ähnliches auszurichten, allein machen, mich nicht auf einen einzigen Tag von Dir trennen. Willst Du nicht über mir wachen, wie der Henker über einer armen Seele? Oder kannst Du mir etwa bei einem Zweikampf beistehen, mich behüten? Im Kriege ist das etwas anderes, aber beim Zweikampf kannst Du Dich doch nicht für mich schlagen. Dazu kommt, daß Deine Begleitung mich direkt in Gefahr bringen kann."

„Wieso, Ew. Liebden?" frug Hlawa.

Nun erzählte Sbyschko ihm das, was er von Mikolaj von Dlugolas gehört. Er sagte ihm, daß die Komture ihn beim Großmeister als Mörder des Ritters de Fourcy angeklagt hätten,

da sie sich selbst als solchen nicht anzeigen konnten, und nun die Rache der Kreuzritter ihn aufzufinden wissen werde.

„Wenn sie Dich einfangen,“ schloß Sbyschko, „werde ich Dich doch nicht in ihrem Rachen verschwinden lassen. Dabei kann ich aber meinen eigenen Kopf in Gefahr bringen.“

Der Böhme mochte wohl die Wahrheit dieser Worte anerkennen, denn er wurde nachdenklich und gab sich sichtbar große Mühe, die Sache zu seinen Gunsten zu drehen.

„Aber diejenigen, welche mich damals sahen, leben ja nicht mehr,“ sagte er. „Den Ritter Rottger habt Ihr totgeschlagen, die anderen der Herr von Spychow.“

Die Troßknechte haben Dich aber gesehen, wenn auch nur von ferne, und der alte Kreuzritter lebt noch, er befindet sich sicherlich in Marienburg oder kommt bald dorthin, denn so Gott will, wird der Großmeister ihn zu sich berufen.“

Darauf hatte Hlawa nichts mehr zu erwidern. Sie ritten schweigsam weiter bis nach Spychow, wo sie die ganze Besatzung in Kriegsbereitschaft vorfanden. Der alte Tolima hatte entweder einen Ueberfall seitens der Kreuzritter erwartet, oder Sbyschko würde, wie er meinte, nach seiner Rückkehr eilen, den alten Herrn zu retten. Ueberall, bei den Uebergängen über das Moor und in der Burg selbst, waren Wachen ausgestellt, die Bauern waren bewaffnet, und da der Krieg ihnen nichts neues war, so erwarteten sie freudig den Beginn desselben. In der Burg wurden Sbyschko und de Lorche von dem Probste Kaleb empfangen. Gleich nach dem Nachtmahle legte derselbe dem jungen Ritter das auf Pergament geschriebene Testament des Ritters von Spychow, welches das Siegel Jurands trug, mit den Worten vor:

„Er hat es mir in jener Nacht diktiert, ehe er nach Ortelsburg ging. Er hatte damals schon jede Hoffnung auf seine Rückkehr aufgegeben.“

„Warum habt Ihr mir nichts davon gesagt?“ frug Sbyschko.

„Ich habe darüber nicht sprechen dürfen, weil er mir unter dem Siegel der Beichte anvertraut hat, was er thun wollte. Herr, gieb ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm.“

„Betet noch nicht für seine Seele, denn er lebt noch; ich weiß es aus den Worten des Kreuzritters Rottger, mit welchem ich am Hofe des Fürsten zusammengetroffen bin. Es hat zwischen uns das „Gottesgericht“ stattgefunden — ich habe ihn getötet.“

„Um so schlimmer; dann kehrt Jurand nicht mehr zurück ...

es wäre denn . . . Gottes Macht befreite ihn!“ sprach der Probst Kaleb.

„Ich stehe eben im Begriff, mit diesem Ritter hier nach Marienburg zu gehen, um ihn zu befreien,“ sagte Sbyschko, auf den Herrn de Lorche zeigend.

„Ihr kennt augenscheinlich die Kreuzritter schlecht; ich kenne sie besser. Ehe Jurand mich zu sich nahm, war ich während fünfzehn Jahren Geistlicher in ihrem Lande. Gott allein vermag ihn zu retten,“ entgegnete der Probst.

„Und er wird uns helfen; Amen!“ sprach Sbyschko feierlich.

Darauf entrollte er das Dokument und begann zu lesen. Jurand hatte Danuscha und ihrer Nachkommenschaft alle seine Güter und sein bares Vermögen verschrieben; für den Fall einer kinderlosen Ehe sollte alles an Sbyschko fallen. Zuletzt stellte er dem Fürsten anheim, das Testament zu revidieren, damit, wenn irgend etwas nicht gesetzmäßig darin sei, der Fürst es ändern könne. Das hatte er darum gethan, weil der Probst Kaleb nur das kanonische- und er selbst dagegen nur das Ritterrecht kannte. Nach der Vorlesung des Testamentes teilte der Probst den älteren Leuten der Besatzung sogleich den Inhalt desselben mit, diese erkannten willig den jungen Ritter als künftigen Gutsherrn an und gelobten ihm Gehorsam. Sie freuten sich, in der Hoffnung, daß Sbyschko mit ihnen ausziehen werde, den alten Herrn zu retten, denn ihre abgehärteten Herzen liebten Jurand trotzdem sehr. Wie sehr fühlten sie sich daher enttäuscht, als sie erfuhren, daß den jungen Herrn nur eine kleine Bedeckung begleiten werde, sie aber zu Hause bleiben mußten, da es sich nicht um einen Feldzug, sondern um eine Anklage handelte, die er führen wollte. Diese Betrübnis teilte der Böhme, obgleich dieser andererseits sich über die ansehnliche Vermehrung des Besitztums seines jungen Herrn freute.

„Hej! Wer sich am meisten darüber freuen wird,“ sagte er, „daß ist der alte Herr in Bogdaniez! Der würde hier schon wirtschaften! Was hat Bogdaniez gegenüber dieser Herrschaft zu bedeuten?“

Sbyschko wurde bei der Erwähnung des Ohm plötzlich von einer großen Sehnsucht nach ihm befallen; es geschah fast immer in schweren Lagen seines Lebens. Ohne sich zu besinnen, wandte er sich an den böhmischen Knappen und sagte:

„Was sollst Du hier ohne Thätigkeit sitzen! Du kannst einen Brief nach Bogdaniez bringen.“

„Wenn ich nicht mit Ew. Liebden gehen darf, so würde ich gern dorthin gehen,“ antwortete erfreut der Jüngling.

„Rufe mir den Probst Kaleb, er soll alles aufschreiben, was hier geschehen ist, daheim kann der Probst von Krscheschnia dem Oheim den Brief vorlesen, oder vielleicht auch der Abt, wenn derselbe in Sgorschéliz anwesend ist.“

Bei diesen Worten schlug er sich plötzlich auf den jungen Bart und sprach wie für sich: „Bah! Der Abt! . . .“ Und gleich darauf stand vor seinem Geiste die blauäugige, dunkelhaarige und schlanke Jagienka mit dem thränenverschleierten Blick. Er wurde bekümmert, rieb eine Weile mit der Hand seine Stirn und sagte endlich:

„Es wird Dich betrüben, Mädchen, aber Du kannst nicht trauriger sein, wie ich es bin.“

Inzwischen war der Probst Kaleb herbeigekommen und hatte sich zum Schreiben zurechtgesetzt. Sbyschko diktierte ihm weitschweifig alles, was von dem Augenblick an geschehen, da er in das Jagdhaus gekommen war. Er verhehlte nichts, da er wußte, daß der alte Matschko zuletzt sich darüber freuen würde, wenn er eine genaue Einsicht in die Verhältnisse bekam. Man konnte in der That das kleine Bogdaniez kaum mit der reichen und umfangreichen Herrschaft Spychow vergleichen, und Sbyschko wußte, daß es dem Alten sehr um solche Dinge zu thun war.

Als endlich nach langen Mühen der Brief geschrieben und versiegelt war, rief der junge Ritter seinen Knappen wieder herbei, und indem er ihm das Schreiben übergab, sprach er zu ihm:

„Vielleicht kehrst Du mit dem Ohm hierher zurück, das würde mich sehr freuen.“

Das Gesicht des Böhmen hatte einen trübseligen Ausdruck angenommen; er trippelte von einem Fuß auf den anderen und blieb so lange im Gemach, bis sein junger Herr ihm ungeduldig frug: „Hast Du noch etwas zu sagen, so sprich!“

„Ich möchte nur Ew. Liebden . . .,“ antwortete der Böhme, „ich möchte nur — fragen, was ich den Leuten sagen soll.“

„Was für Leuten?“ frug Sbyschko erstaunt.

„Nicht den Leuten in Bogdaniez, aber denen in der Umgegend dort. Sie werden gern etwas über Euch hören wollen!“

Sbyschko, welcher beschlossen hatte, nichts mehr zu verheimlichen, blickte den Knappen scharf an, als er sagte:

„Es handelt sich Dir nicht um die Leute, sondern um Jagienka von Sgorschéliz.“

Dem Böhmen stieg das Blut in das Gesicht. „Ja, es geht mir um sie!“ antwortete er.

„Wie kannst Du wissen, ob sie nicht schon mit Tschtan von Rogowo oder mit Wilk von Brschosowo vermählt ist?“

„Das Fräulein wird sich niemals vermählen!“ sagte Hlawa mit Bestimmtheit.

„Sie könnte es doch auf Befehl des Abtes gethan haben,“ entgegnete Sbyschko.

„Der Abt gehorcht dem Fräulein, nicht das Fräulein dem Abt,“ entgegnete der Böhme.

„Was willst Du dann noch? Erzähle die Wahrheit, ihm und allen, die sie hören wollen.“

Der Böhme verneigte sich und entfernte sich erzürnt. „Gebe Gott, daß sie ihn vergißt,“ dachte er bei sich. „Gebe ihr Gott einen besseren, als er ist. Wenn sie ihn nicht vergessen hat, so will ich ihr sagen, daß er vermählt ist, aber kein Weib hat, und Witwer werden wird, ehe er Ehemann geworden ist.“

Der Knappe war sehr anhänglich an Sbyschko geworden; er hatte großes Mitleid mit Danuscha, aber er liebte Jagienka über alles in der Welt, und von der Zeit an, als er vor dem letzten Zweikampf Sbyschkos mit Rottger die Vermählung seines jungen Ritters mit der Tochter Jurands erfahren hatte, trug er eine große Bitterkeit im Herzen.

„O, wenn er doch Witwer werden möchte, ehe er Jagienka wiedersieht,“ wiederholte er sich immer wieder. — Gleich darauf aber schienen heiterere Gedanken in ihm aufzusteigen, denn als er in den Pferdestall hinabging, sprach er:

„Gott sei gelobt, ich werde sie wiedersehen.“

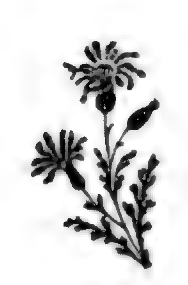
Unterdessen drängte Sbyschko mit fieberhafter Eile zur Abreise. Wo die Notwendigkeit ihn nicht zwang sich mit anderen Angelegenheiten zu beschäftigen, da weilten seine Gedanken bei Danuscha und Jurand; er litt Höllenqualen, wenn er daran dachte, in welcher Gefahr sie schwebten. Man mußte aber doch wenigstens eine Nacht über in Spychow bleiben, schon um dem Ritter de Lorche ein wenig Ruhe zu gönnen und einige Vorbereitungen zu treffen, die zu dieser langen Reise unerläßlich waren. Er selbst war über alle Maßen durch den Kampf, die Nachtwache und den Kummer erschöpft. Als nun die Nacht herabgesunken war, warf er sich auf das harte Lager Jurands, in der Hoffnung, daß der Schlaf ihn wenigstens auf kurze Zeit heimsuchen werde. Doch ehe er noch einschlafen konnte, klopfte Sanderus an die Thür seiner Kammer und sagte:

„Herr, Ihr habt mich vom Tode errettet, ich habe mich so wohl bei Euch befunden, wie noch nie im Leben. Gott hat Euch mit großen Gütern gesegnet; Ihr seid jetzt noch reicher als früher, denn die Schatzkammer in Spychow ist wohlgefüllt. Stattet mich mit einem vollen Säckel aus und laßt mich nach Preußen ziehen. Ich will dort von Schloß zu Schloß, von Burg zu Burg wandern, und wenngleich ich dort meines Lebens nicht recht sicher bin, so hoffe ich doch, Euch dienen zu können.“

Sbyschko, welcher über die Störung anfangs so zornig war, daß er ihn am liebsten hinausgeworfen hätte, wurde nachdenklich bei den Worten des Reliquienhändlers. Nach einem Weilchen entnahm er dem neben seinem Lager stehenden Reisesack einen wohlgefüllten Beutel, warf ihm denselben zu und sagte unwirsch:

„Da habt Ihr! Schert Euch fort! — Seid Ihr ein Schuft, — dann habt Ihr mich geschunden, — seid Ihr ein ehrlicher Kerl, — so könnt Ihr mir große Dienste leisten.“

„Ja, schinden will ich wie ein Schuft, Herr — aber nicht Euch; dienen, treu dienen will ich — aber nur Euch.“



7. Kapitel.

Siegfried von Löwe wollte eben seine Reise nach Marienburg antreten, als ganz unvermutet der Postknecht bei ihm eintrat und den Brief überbrachte, welcher die Neuigkeiten vom masowischen Fürstenhofe enthielt.

Diese Nachrichten regten den alten Ritter bis aufs äußerste auf. Aus den Anfangszeilen des Schreibens erfuhr er, wie geschickt und erfolgreich Rottger die Angelegenheiten des Ordens beim Fürsten Janusch geführt hatte. Siegfried lächelte, während er las, daß Rottger sogar die Herausgabe der Güter Jurands als Entschädigung für die dem Orden widerfahrene Unbill an die Kreuzritter von dem Fürsten verlangt hatte. Dafür enthielt der zweite Teil des Schreibens ganz wider Erwarten weniger gute Nachrichten. Rottger teilte im Verlaufe desselben mit, daß er, um die Unschuld des Ordens an dem Raube Danuschas um so nachdrücklicher zu beweisen, den masowischen Rittern den Fehdehandschuh hingeworfen hatte, indem er jeden von ihnen, der die Wahrheit seiner Behauptung anzuzweifeln wage, vor das „Gottesgericht“ gefordert habe. „Keiner hat gewagt, ihn aufzunehmen,“ — so schrieb Rottger — „weil alle wußten, daß der Brief Jurands für uns zeugte. Da plötzlich erschien jener Jüngling, welchen wir im Jagdhause gesehen haben und — nahm die Forderung an. Wundert Euch daher lieber, frommer Bruder nicht, wenn meine Rückkehr sich verzögert; es geschieht nur aus dem Grunde, weil ich hier bleiben muß, da ich es war, der den Fehdehandschuh hinwarf. Und weil ich das um der Ehre des

Digitized by Google

Ordens Willen gethan habe, hege ich die Hoffnung, daß weder der Großmeister, noch Ihr mir diese eigenmächtige Handlung verübeln werdet, besonders Ihr, den ich verehre und liebe, wie der Sohn seinen Vater. Mein Gegner ist noch ein rechtes Kind, mir ist ein Zweikampf keine Neuigkeit, wie Ihr wißt; ich werde das Blut dieses Jünglings mit Leichtigkeit für die Ehre des Ordens vergießen, wobei ich auf den Beistand Christi rechne, welchem mehr an denjenigen liegen muß, welche das Zeichen seines Kreuzes tragen, als an einem solchen Jurand und einem masowischen Mädchen!"

Von allen Neuigkeiten, die dieser Brief ihm brachte, war Siegfried am meisten davon betroffen, daß die Tochter Jurands vermählt war. Der Gedanke, daß sich in Spychow ein neuer, drohender Feind des Ordens niederlassen könne, beunruhigte ihn nicht wenig. „Er wird sich an uns rächen, besonders wenn es ihm gelingen sollte, sein Weib zu befreien, und dieses ihm erzählt, daß wir es wirklich waren, die sie geraubt haben. Es würde dann auch offenbar werden, daß wir Jurand nur zu uns gelockt haben, um ihn zu verderben, nicht um ihm die Tochter wiederzugeben. Hier kam dem Ritter Siegfried auch der Gedanke, daß infolge der Mitteilungen des Fürsten an den Großmeister, der letztere, um sich vor dem Fürsten zu reinigen von jedem Verdachte, unbedingt nach dem Verbleib Jurands und seiner Tochter in Ortelsburg forschen würde, da er im Falle eines Krieges mit dem Könige von Polen sich die Gunst des Fürsten von Masowien erhalten wolle. Man durfte die Gunst der beiden masowischen Fürsten wegen ihres Einflusses und der Macht der masowischen Ritterschaften nicht verscherzen; der Friede mit ihnen sicherte die Grenzen des kreuzritterlichen Gebietes auf seiner ganzen ausgedehnten Länge und gestattete dem Orden eine Sammlung seiner Kräfte. Diese Nachbarschaft war in Marienburg oft ein Gegenstand der Beratung, und Siegfried von Löwe hatte oft genug aussprechen hören, wie man hoffe, nach dem Siege über den König von Polen die beiden masowischen Fürstentümer mit Leichtigkeit unter die Herrschaft der Kreuzritter bringen zu können. So sicher und fest diese Berechnung war, so sicher war aber auch, daß vor der Hand der Großmeister alles thun werde, dem Orden die Freundschaft des Fürsten Janusch zu erhalten, weil dieser, als Gemahl der Tochter Kiejstuts, viel schwerer zu gewinnen war, als der Fürst Siemowit von Plozk, dessen Gemahlin — man wußte nicht warum, — den Kreuzrittern sehr zugethan war.

Unter der Einwirkung dieser Gedanken reflektierte der sonst zu allen Grausamkeiten und Verbrechen aufgelegte alte Ritter Siegfried, welchem die Ehre und der Ruhm seines Ordens über alles ging, ob es nicht doch besser wäre, Jurand samt seiner Tochter in Freiheit zu setzen. Der Verrat und die Schmach dieses Raubes lastete allein auf dem Namen Danvelds; — dieser aber lebte nicht mehr. Wenn er noch lebte, — nein, das würde an der Sache nichts ändern — der Großmeister wird ihn und Rottger darum doch wegen der Teilnahme an dem Verbrechen bestrafen. Wäre es für den Orden nicht rühmlicher, die beiden Gefangenen in Freiheit zu setzen? Doch das grausame, rachsüchtige Herz des Ritters bäumte sich gegen den Gedanken der Befreiung Jurands auf. Sollte er diesem Henker, diesem Bedrücker, der an der Grenze angesessenen Kreuzritter, dem Mörder Danvelds und der anderen Ritter die Freiheit schenken? „Nein, das kann, das will ich nicht!“ sagte sich Siegfried, indem er die Fäuste ballte, keuchend. „Und dennoch!“ Wenn die Befreiung dieses Mannes dem Orden von großem Nutzen sein, wenn die Bestrafung der noch lebenden Beteiligten an dem Verbrechen des Mädchenraubes den bisher noch schwankenden Fürsten Janusch dem Orden gewinnen, ihn zu einem Bündnis mit demselben bestimmen konnte? „Sie sind heftig und aufbrausend, diese Masuren,“ reflektierte der alte Ritter weiter, „aber sie vergessen Vergangenes bald, wenn man ihnen mit etwas Güte entgegen kommt. War doch der Fürst Janusch selbst schon Gefangener des Ordens, man hatte ihn von seinem eigenen Grund und Boden fortgeholt und er hatte niemals persönliche Rache dafür genommen.“

Der Komtur war während dieser Reflexionen sehr aufgeregt im Gemach auf und nieder gerannt. Plötzlich schien ihm eine Stimme aus der Höhe zuzurufen: „Warte auf die Rückkehr Rottgers!“ Wohl, das wollte er. Rottger würde den jungen Ritter jedenfalls im Zweikampf töten, dann erst war ein Entschluß zu fassen, ob man Jurand und seine Tochter für immer im Kerker behalten, oder sie in Freiheit setzen sollte. Im ersteren Falle würden die Nachforschungen nach Jurands Tochter sogleich ins Werk gesetzt werden, aus Mangel an Beweisen sich aber unendlich in die Länge ziehen, im anderen Falle die Freude über ihre Rückkehr eine so große sein, daß man alle Rachegedanken aufgeben würde. — „Zuletzt können wir ja immer noch sagen, wir hätten das Mädchen nach Jurands Ueberfall doch noch gefunden!“ — sagte sich der alte Komtur, und dieser

Gedanke beruhigte ihn sehr. Was den Ritter Jurand selbst betraf, so hatte er mit Rottger gemeinschaftlich schon einen Plan ausgesonnen, wie derselbe, im Falle seiner Befreiung unfähig gemacht werden sollte, sich zu beklagen und zu rächen. Der Gedanke daran erfreute jetzt seine grausame Seele. Auch der Gedanke an das „Gottesgericht“ stimmte ihn heiterer, denn Rottger war so sehr als unbesiegbarer Ritter bekannt, daß an dem günstigen Ausgange des Kampfes für ihn gar nicht zu zweifeln war. Er erinnerte sich an den Kampf, welchen Rottger mit einem polnischen Ritter, dem Hofherrn des Herrn Spytko von Mielschtyn, ausgefochten hatte, der von der Hand Rottgers gefallen war, und sein Gesicht heiterte sich immer mehr auf, während sein Herz vor Stolz schwoll. War er es doch gewesen, welcher Rottger zuerst in den Kampf gegen Litauen geführt und gelehrt hatte, wie man dieses verhaßte Volk am erfolgreichsten betriegen konnte. Und nun würde sein geliebter Sohn noch einmal polnisches Blut vergießen und ruhmbedeckt heimkehren. Es handelte sich ja um ein „Gottesgericht“. Der Orden würde von jedem Verdachte gereinigt dastehen ... Ein „Gottesgericht!“ ... Warum zuckte das Herz des alten Ritters plötzlich in einem ängstlichen Furchtgefühl zusammen? ... Wollte Rottger nicht im Kampfe auf Tod und Leben für die Reinheit und Schuldlosigkeit des Ordens eintreten? Der Orden war aber doch nicht schuldlos — der Ritter kämpfte also für die Lüge. — Wie, wenn ein Unglück geschähe? ... Doch nein! das war unmöglich! Rottger konnte nicht unterliegen!

Nachdem der alte Kreuzritter sich auf diese Weise selbst zu beruhigen gesucht hatte, dachte er noch darüber nach, ob es nicht besser wäre, Danuscha unterdessen nach einem entlegeneren Schlosse zu bringen, welches, fern der masowischen Grenze, einem etwaigen Ueberfalle der Masuren nicht so leicht ausgesetzt war. Aber er verwarf diesen Gedanken bald wieder. Einen Ueberfall planen und ausführen wollen konnte nur der Gemahl der Tochter Jurands, und dieser fiel von der Hand Rottgers. ... Dann konnten Nachforschungen nur noch von seiten des Fürsten und der Fürstin stattfinden, diese aber mußten sich so in die Länge ziehen, daß ihr Ende nicht abzusehen war. „Ehe dieselben zu etwas führen,“ sagte sich Siegfried, „bin ich tot, und Jurands Tochter ist unterdessen ein altes Weib geworden.“ So erteilte er nur den Befehl, daß die Burg in Verteidigungszustand gesetzt und für seine Reise nach Marienburg alles in Bereitschaft gehalten werden sollte; er selbst wollte hier die

Rückkehr Rottgers abwarten und von der Beratung mit ihm sein weiteres Verhalten abhängig machen.

So waren zuerst zwei, dann drei und vier Tage über den von Rottger selbst angedeuteten Termin seiner Rückkehr verflossen, ohne daß von ihm oder seinen Begleitern etwas zu sehen gewesen wäre. Endlich, am fünften Tage gegen Abend, ertönte das Horn Einlaßbegehrender vor dem Burgthore. Siegfried von Löwe, welcher soeben sein Tagewerk vollendet hatte, sandte seinen Knappen sofort, nachzufragen, wer angekommen sei.

Nach kurzer Zeit kehrte der Knappe mit verlegener Miene zurück, was der alte Ritter jedoch nicht sogleich bemerkte, da das Gemach nur schwach erhellt war.

„Sind sie endlich gekommen?“ frug er.

„Ja!“ antwortete der Knappe. In dem Klange seiner Stimme lag etwas, was den Ritter beunruhigte; er frug also weiter: „Und Bruder Rottger?“

„Sie haben ihn mitgebracht,“ berichtete der Diener weiter.

Der alte Ritter erhob sich plötzlich; aber seine Hand hielt die Lehne des Stuhles, auf dem er gesessen, noch eine Weile fest, als fürchte er umzufallen.

„Reiche mir meinen Mantel,“ sprach er endlich mit seltsam dumpfer Stimme.

Der Knappe legte ihm den Mantel um die Schultern und Siegfried, welcher sich schnell wieder gefaßt hatte, verließ das Gemach, indem er die Kapuze desselben über den Kopf gezogen hatte. Langsam schritt er über den schon in Dunkel gehüllten Hof auf die Menschengruppe zu, welche unweit des Thores zu sehen war. Es war eine ganze Menge Männer, welche sich dort zusammengefunden hatten, einige Fackeln, welche die Soldaten herbeigeschafft hatten, warfen grelle Streiflichter auf bekümmerte Gesichter und leise Stimmen murmelten unverständliche Worte. Beim Anblick des alten Ritters traten die Landsknechte auseinander.

„Der Bruder Rottger . . . Der Bruder Rottger ist tot! . . .“ tönte es jetzt verständlich an Siegfrieds Ohr.

Der alte Ritter näherte sich dem Schlitten, auf welchem auf Stroh gebettet, mit einem Mantel bedeckt, der Leichnam Rottgers ausgestreckt lag. Er nahm den einen Zipfel des Mantels auf, und indem er befahl, die Fackeln näher zu bringen, zog er die Kapuze vom Gesicht des Toten.

Einer der Landsknechte neigte die Fackel tief herunter und

bei ihrem Schein erblickte der alte Kreuzritter den Kopf Rottgers, das schneeweiße, von der Todes- und der Winterkälte erstarrte Gesicht, welches unter dem Barte über die Ohren hinweg mit einem dunklen Tuche umbunden war, wahrscheinlich um zu verhindern, daß der Mund, den man zugedrückt hatte, sich wieder öffne. Dadurch erschien das ganze Gesicht so verzerrt und verändert, daß man es für das eines anderen halten konnte. Die geschlossenen Augen waren tief in den Kopf gesunken, die Augenhöhlen und Schläfe blau angelaufen, die Wangen mit Reif bezogen, welcher im Lichte der Fackel leicht glitzerte.

Stumm und in sich versunken betrachtete der Komtur dieses Gesicht lange Zeit. Keiner der Umstehenden wagte sich zu rühren; man wußte allgemein, daß der Verstorbene ihm teuer gewesen, wie ein Sohn. Keine Thräne feuchtete die Wange des alten Ritters, nur wurde der Ausdruck seines Gesichts strenger, eine eisige Ruhe war über dasselbe gebreitet.

„So also haben sie ihn zurückgeschickt!" sprach er endlich.

Gleich darauf wandte er sich an den Burgvogt und befahl:

„Laßt bis Mitternacht einen Sarg zusammenschlagen und bahrt den Toten in der Kapelle auf."

„Es ist einer von den Särgen übrig geblieben, welche man für die von Jurand Erschlagenen gezimmert hat," antwortete der Burgvogt; „ich will ihn nur mit Tuch ausschlagen lassen."

„Und deckt ihn mit einem Ordensmantel zu, nicht mit diesem hier," sagte Siegfried, indem er das Gesicht Rottgers wieder zudeckte. Nach einem Weilchen setzte er hinzu:

„Aber schließt den Deckel nicht."

Die Männer näherten sich dem Schlitten. Siegfried zog die Kapuze, welche ihm selbst vom Kopfe gerutscht war, wieder über und wollte sich entfernen; da fiel ihm plötzlich noch etwas ein.

„Wo ist van Krist?" frug er.

„van Krist ist ebenfalls erschlagen," antwortete einer der Troßknechte. „Man mußte ihn aber in Tschiechanow begraben, denn er begann zu verwesen."

„Es ist gut!" entgegnete Siegfried und ging.

Er entfernte sich langsamen Schrittes und setzte sich, nachdem er in das Gemach zurückgekehrt war, auf denselben Stuhl, auf welchem er gesessen hatte, als die schlimme Nachricht ihn erreichte. Wie zu Stein geworden saß er da, bis sein Knappe unruhig geworden, ein über das andere Mal den Kopf zur Thür hereinsteckte. Stunde um Stunde verrann, es war toten-

still im Schlosse, nur von der Kapelle her dröhnten dumpfe Hammerschläge, aber auch diese verstummten zuletzt.

Es war kurz vor Mitternacht, als der alte Ritter wie aus tiefem Schlafe emporfuhr und nach dem Knappen rief.

„Wo ist der Bruder Rottger?“ frug er.

Sei es nun, daß der Knabe zerstreut und verstört durch die tiefe Stille oder das traurige Ereignis, oder verschlafen war, er schien die Frage nicht zu verstehen, blickte den Ritter zaghaft an und antwortete mit unsicherer Stimme:

„Ich weiß nicht, Herr!“

Ein schmerzliches, herzzerreißendes Lächeln flog über das Gesicht des Alten, während er sanft sagte:

„Ich frage Dich — Kind — ob er schon in der Kapelle aufgebahrt ist?“

„Ja, Herr! er ist dort.“

„Dann gut! Geh', sage dem Diederich, er soll mit der Laterne hierher kommen und so lange warten, bis ich wiederkomme. Er soll auch ein Kohlenbecken mit Kohlen bereit halten. Ist in der Kapelle schon Licht?“

„Die Kerzen am Sarge leuchten,“ antwortete der Gefragte.

Siegfried nahm den Mantel um und ging. In der Kapelle angekommen, blickte er sich sorgfältig um, ob außer ihm noch jemand darin sei, darauf schloß er die Thüre fest, näherte sich dem Sarge, stellte zwei der schweren kupfernen Leuchter mit den Kerzen zur Seite und kniete neben demselben nieder.

Er betete nicht; er starrte nur auf dieses, selbst im Tode noch schöne Gesicht, als wolle er nach irgend einem Lebenszeichen darin forschen. Dann, nach einer langen Weile, rief er mit gedämpfter Stimme: „Mein Sohn! Mein Sohn!“

Wieder verharrte er still; es war, als warte er auf eine Antwort. Endlich streckte er die Hände aus, schob die knochigen, mageren, krallenartigen Finger unter den weißen Mantel, mit welchem der Tote zugedeckt war, betastete den Körper desselben, in der Mitte, an beiden Seiten, an den Rippen entlang, bis er endlich durch das Gewand von feinem Tuch, in welches man Rottgers irdische Ueberreste gehüllt hatte, am Schlüsselbein der rechten Schulter die Wunde fühlte. Er fuhr mit der Hand ihrer Länge nach in derselben entlang, dann rief er wieder klagend:

„O! . . . war das ein unbarmherziger Schlag! . . . Und Du schriebst, daß jener . . . ein Knabe, ein Kind noch sei! . . . Der ganze Arm! Wie oft hast Du ihn zum Schutze für den Orden erhoben. Und nun? Ein polnisches Beil hat ihn Dir

abgeschlagen . . . Das also ist das Ende . . . Dies das Ziel! Der da hat Dich nicht gesegnet; — vielleicht geht es ihm gar nicht mehr um unseren Orden. Er hat auch mich verlassen, obgleich ich ihm während vieler Jahre treu gedient habe."

Siegfried brach ab; um seine Lippen zuckte es, in der Kapelle wurde es wieder totenstill.

„Mein Sohn! Mein Sohn!" Wie eine Bitte lag es in seiner Stimme, als der alte Ritter wieder leise zu rufen begann, und noch leiser, als wolle er ein großes Geheimnis ergründen, rief er gleich darauf:

„Wenn Du hier bist, wenn Du mich hörst, so gieb ein Zeichen; bewege die Hand oder öffne einen Augenblick Deine Augen, . . . mein altes Herz lechzt nach Dir . . . . Gieb ein Zeichen; ich habe Dich geliebt . . . sprich zu mir! . . ."

Und, die Hände auf den Rand des Sarges gestützt, heftete er seinen Blick fest auf die geschlossenen Lider Rottgers und wartete.

„Bah!" sprach er endlich. „Wie solltest Du zu mir reden können? Eisige Kälte und Modergeruch strömt von Dir aus. — Da Du schweigst, will ich Dir etwas sagen. Möge Deine Seele herabflattern zwischen diese brennenden Kerzen und hören."

Indem er das sagte, beugte er sich tief herab auf das Gesicht des Leichnams.

„Denkst Du daran, daß der Geistliche verboten hat, den Jurand zu töten? Ich will seines Verbotes eingedenk sein, aber Deine Seele soll sich trotzdem freuen, wo sie auch sei!"

Er trat vom Sarge zurück, stellte die Leuchter an ihren früheren Ort, deckte den Mantel wieder über das Gesicht des Toten und verließ die Kapelle. An der Thür seines Gemaches fand er den Knappen fest eingeschlafen, im Gemach selbst wartete Diederich seiner.

Dieser war ein kleiner Mann von gedrungenem Körperbau mit krummen Beinen und einem fast viereckigen Gesicht, welches zum Teil durch einen dunklen, breitrandigen Hut beschattet war. Er trug eine Jacke von ungegerbtem Büffelfell und um die Hüften einen ebensolchen Gurt, in welchem ein Schlüsselbund und ein kurzes, kräftiges Messer steckte. In der rechten Hand trug er eine eiserne, mit Schweinsblase überzogene Laterne, die linke trug ein kupfernes Becken und eine Fackel.

„Bist Du bereit?" frug Siegfried.

Diederich verbeugte sich schweigend.

„Ich ließ Dir sagen, Du solltest Kohlen in Bereitschaft halten."

Der Kleine wies statt der Antwort auf die im Kamin

brennenden Scheite, ergriff eine neben dem Kamin stehende Schaufel und schaufelte damit unter den Scheiten glühende Kohlen hervor in das Becken.

„Merke jetzt auf, Hund!“ sprach Siegfried. „Du hast früher einmal verraten, was der Komtur Danveld Dir zu thun befohlen, dafür ließ der Komtur Dir die Zunge ausreißen. Da Du aber alles, was Du willst, dem Schloßkaplan mit den Fingern erzählen kannst, so sollst Du wissen, daß ich Dich aufhängen lasse, wenn Du mit einer einzigen Bewegung verrätst, was Du jetzt auf meinen Befehl thun wirst.“

Diederich verbeugte sich wieder stumm. Aber sein Gesicht hatte bei der gräßlichen Erinnerung drohend gezuckt, denn man hatte ihm die Zunge wegen etwas ganz anderem, als aus dem von Siegfried erwähnten Grunde ausgerissen.

„Jetzt gehe voraus und führe mich in das Verließ Jurands,“ befahl der Ritter.

Der Henker faßte mit seiner großen Faust den Henkel des Beckens, ergriff die Laterne und sie schritten hinaus. Vor der Thür im Gange gingen sie an dem schlafenden Knappen vorüber, die Treppe hinunter, aber nicht zu der Hauptthüre hinaus, sondern einen schmalen Gang hinunter, welcher hinter der Treppe beginnend, die ganze Breite des Hauses durchschnitt und an einer schweren Thüre endete, die in eine Mauervertiefung eingelassen war. Diese Thüre öffnete Diederich. Sie befanden sich jetzt unter freiem Himmel in einem kleinen Hofe, welcher von allen Seiten mit Speichern eingefaßt war, die zur Aufbewahrung der Getreidevorräte im Falle eines Krieges dienten. Unter einem dieser Speicher befanden sich die Verließe für die Gefangenen. Es befand sich keine Wache in dem Hofe, denn selbst wenn ein Gefangener vermocht hätte, sich aus seinem Loche zu befreien, dann hätte er sich immer erst in dem Hofe befunden, aus welchem nur die eine Thüre durch das Haus ins Freie führte.

„Warte!“ befahl Siegfried.

Er stützte sich mit der Hand an die Mauer und blieb stehen; er fühlte, das etwas Schlimmes mit ihm vorging. Sein Atem stockte, die Brust war ihm wie vermauert und gepreßt von dem eisernen Panzer, der Schweiß perlte von seiner Stirn und tropfte unter dem Hute herab. Es war zu viel für den Alten, was er in diesen Tagen durchgemacht hatte, er beschloß, ein Weilchen zu ruhen.

Die Nacht hatte sich nach dem trüben Tage ganz auf-

gehellt. Der Mond schien hell, der ganze kleine Hof war mit einem grünlichen Licht übergossen. Siegfried sog mit Behagen die frische, etwas kalte Luft ein. Da fiel ihm ein, daß die Nacht auch so hell war, als Rottger nach Tschiechanow aufgebrochen war, von wo man ihn als Leichnam zurückgebracht hatte.

„Und nun liegst Du in der Kapelle," murmelte er leise. „Führe mich!" befahl er dem Henker, welcher im Glauben, daß er zu ihm gesprochen, dem alten Ritter in das leichenhafte Angesicht leuchtete.

Das gelbliche Licht der Laterne schaukelte wieder am Boden hin, sie gingen weiter. In der dicken Mauer war eine Vertiefung, zu welcher ein paar Stufen hinunterführten, bis zu einer schweren eisernen Thür. Nachdem Diederich diese geöffnet hatte, stiegen sie auf Stufen in die dunkle Tiefe, wobei Diederich die Laterne hoch hielt, um dem Komtur zu leuchten. In dem Korridor, in welchen sie gelangten, führten zu beiden Seiten niedrige Pförtchen zu den Zellen der Gefangenen.

„Führe mich zu Jurand," rief Siegfried.

Gleich darauf klirrte der Riegel, sie traten ein. In dem Loche herrschte vollkommene Finsternis. Siegfried, welcher nicht gut sehen konnte, befahl die Fackel anzuzünden und bald erblickte er bei ihrem Schein auf einem Strohlager die Gestalt Jurands. Dem Gefangenen waren die Füße gefesselt, die Kette an der Hand war gerade lang genug, daß er die Nahrung zum Munde führen konnte. Er war noch mit demselben Büßergewande bekleidet, in welchem er vor den Komturen hatte erscheinen müssen, aber dasselbe war mit hartgetrockneten Blutflecken bedeckt, denn als man an jenem Tage, um seiner Schlächterei ein Ende zu machen, ihm ein Netz um die Beine warf, damit er sich darin verwickele und hinfalle, da hatten die Landsknechte ihn mit ihren Hellebarden totstechen wollen und ihm mehrere schwere Wunden beigebracht. Man hatte ihn halbtot fortgeschleppt, ohne seine Wunden zu verbinden, und jede Stunde sein Ableben erwartet. Aber der Tod hatte ihn nicht gewollt; er lebte trotzdem in diesem Loche, welches im Sommer von Feuchtigkeit triefte, im Winter von Reif starrte, denn die Wände glänzten von Eiskristallen und Reif.

Wie er so dalag, konnte man ihn für einen Felsblock halten, so kolossal war sein gefesselter Körper anzusehen. Siegfried befahl dem Henker, dem Gefangenen direkt in das Gesicht zu leuchten, blickte eine Weile fest in dasselbe, dann

sprach er zu Diederich: „Du siehst, er hat nur noch ein Auge, brenne ihm dasselbe aus!“

Die Stimme des Komturs war schwach und greisenhaft geworden in diesen Stunden der Qual, doch gerade darum klang der schreckliche Befehl noch schrecklicher. Die Fackel in der Hand des Henkers zitterte leicht, aber er senkte sie und gleich darauf fielen auf das Auge Jurands die Tropfen glühenden Pechs so lange, bis die Augenhöhle vollständig damit ausgefüllt war.

Das Gesicht Jurands verzog sich, der blonde Schnurrbart auf seiner Oberlippe hob sich in die Höhe, die aufeinander gepreßten Zähne wurden sichtbar, aber kein Wort, keine Klage wurde laut. War es Erschöpfung oder der mächtige Haß, der ihn stumm leiden machte? Wer konnte es wissen!

Da sprach Siegfried:

„Man hat Dir versprochen, daß Du freien Abzug haben sollst, und der soll Dir werden. Aber Dir wird die Möglichkeit genommen, den Orden, gegen welchen Du so oft gelästert hast, noch ferner anzuklagen.“

Er gab darauf dem Diederich ein Zeichen, nach welchem der Henker einen unartikulierten Laut ausstieß, indem er gleichzeitig durch Zeichen mit den Händen zu verstehen gab, der Komtur möge ihm leuchten, da er beide Hände brauche.

Da nahm der Alte die Fackel und hielt sie mit bebender Hand vor sich hin; als aber Diederich auf die Brust Jurands kniete, da wandte er den Kopf gegen die Wand, um nichts zu sehen. Er hörte nur einen Augenblick das Klirren von Ketten, ein lautes Röcheln, darauf ein tiefes, dumpfes Stöhnen, dann war alles still.

Endlich ermannte sich Siegfried wieder so weit, daß er sagen konnte:

„Die Strafe, welche Du erlitten hast, Jurand, war Dir ohnedies bestimmt; außerdem aber habe ich dem Bruder Rottger, welchen Dein Tochtermann erschlagen hat, versprochen, Deine rechte Hand in seinen Sarg zu legen.“

Diederich, welcher sich schon erhoben hatte, bückte sich noch einmal zu dem Gefangenen nieder. Eine Weile nachher befanden sich der Komtur und Diederich wieder in dem kleinen Hofe im Lichte des Mondscheins. Nachdem sie den Gang im Hause durchschritten hatten, nahm der Komtur dem Henker die Laterne und einen in einen Lappen gewickelten Gegenstand ab, und sprach laut vor sich hin:

„Jetzt zurück in die Kapelle und nachher in den Turm.“

Diederich sah den Komtur fragend an, doch dieser befahl ihm schlafen zu gehen. Er selbst schleppte sich, die schwankende Laterne in der Hand, der matt erleuchteten Kapelle zu. Während er ging, überdachte er noch einmal, was geschehen war. Er fühlte nur zu gut, daß auch er an der Grenze seines Lebens angekommen war, daß er heute seine letzte große That vollbracht hatte. Wenngleich er von Natur mehr grausam als lügenhaft war, so zögerte er doch keinen Augenblick, auch jetzt die Schuld an der soeben an Jurand verübten Grausamkeit in Gedanken von sich abzuwälzen, da er unter dem Zwange der Notwendigkeit zu Schutz und Frommen des Ordens Gewohnheitslügner geworden war. So sagte er sich auch jetzt: „Diederich kann nicht sprechen; aus Furcht vor dem Strange wird er sich hüten, durch die Zeichensprache den Kaplan von dem Geschehenen in Kenntnis zu setzen. Wer also wollte behaupten, daß Jurand die Verstümmelungen durch eine Gewaltthat erlitten, daß er sie nicht in jenem rasenden Kampfe im Saal erhalten hatte? Ein Speerstoß zwischen die Zähne konnte den Rasenden der Zunge beraubt, ein Schwertstreich ihm die Hand abgeschlagen haben, und was Wunder, wenn ihm in der Hitze des Gefechts auch sein zweites Auge ausgeschlagen worden war. Ah! Jurand! Ein letzter Freudenschauer überlief den alten Kreuzritter. Ja, so würde es kommen! Wenn Jurand nicht bis dahin seinen Wunden erlag, würden sie ihn freigeben müssen! Hier dachte Siegfried daran, wie er mit Rottger zu Rate gesessen, wie der junge Bruder damals lachend gesagt hatte: „Dann mag er gehen, wohin „seine Augen“ ihn führen, und wenn er den Weg nach Spychow zurück nicht finden kann, dann soll er ihn „erfragen“. Das, was in dieser Nacht geschehen, war schon damals beschlossene Sache gewesen.“

Als nun Siegfried die Kapelle wieder betrat und an dem Sarge Rottgers niederkniete, legte er die abgehauene Hand Jurands in denselben, zu Füßen des Toten. Das war die letzte Freude seines Lebens, die ihn vorhin erschauern gemacht, und nun einen fast heiteren Schein über sein Gesicht breitete.

„Siehst Du!“ erzählte er dem Toten. „Ich habe mehr gethan, als wir verabredet hatten, denn mir fiel ein, daß der König Johann, der Luxemburger, obgleich blind, doch noch in den Krieg zog und einen ehrenvollen Tod fand; Jurand aber wird kein Schwert mehr in die Hand nehmen, er wird am Wegrand verenden wie ein Hund.“

Hier wurde Siegfried wieder von Atemnot befallen, wie vorhin, als er zu Jurand ging. Der Kopf bog sich nach vorn, wie unter der Last eines eisernen Helmes, — aber nur wenige Augenblicke. Er seufzte tief und sprach:

„Ha! auch meine Zeit ist gekommen. Du warst mein Ein und Alles! Jetzt, wo Du nicht mehr bist, besitze ich nichts mehr. Wenn mir aber bestimmt ist, noch länger zu leben, dann, mein Sohn, schwöre ich Dir, die Hand, welche den Todesstreich gegen Dich geführt hat, auf Dein Grab zu legen, sollte ich dabei zu Grunde gehen. Dein Mörder lebt noch . . .“

Er preßte die Zähne aufeinander, ein Krampf packte ihn so heftig, daß er nur mühsam die Worte hervorstieß:

„Ja . . . Dein Mörder lebt noch, aber ich werde ihn zu erreichen wissen . . . und ehe ich ihn erreiche, will ich ihm einen Stoß versetzen, der ihm größere Qualen bereiten wird, als der Tod selbst.“

Er verstummte. Nach einiger Zeit richtete er sich langsam auf und sprach langsam und voller Ruhe:

„So lebe denn wohl! Zum letztenmal will ich Dir in das Gesicht sehen, um darin zu lesen, ob Dich mein Versprechen freut. Zum letztenmal!“

Er hob den Mantelzipfel von dem Gesicht Rottgers und trat entsetzt zurück.

„Du lachst,“ sprach er, „aber Dein Lachen ist gräßlich.“

Der Leichnam war unter dem Mantel von der Wärme, welche die Kerzen ausstrahlten, aufgetaut, und in der That schrecklich anzusehen, denn der Mund war schiefgezogen, wie in höhnischem Lachen. Siegfried deckte diese gräßliche Totenmaske schleunigst wieder zu, ergriff die Laterne und entfernte sich eilig.

Da befiel ihn zum drittenmal die Atemnot. Er kehrte langsam in sein Gemach zurück und warf sich auf sein hartes Ordenslager. Schon glaubte er, der Schlaf würde kommen und ihm Stärkung bringen, da wurde er von einem fürchterlichen Angstgefühl gepackt; ihm war zu Mute, als müsse er entweder jetzt in diesem Gemach sterben, oder, wenn er den Morgen erlebte, schlaf- und ruhelos sein ferneres Leben durchwandern. Siegfried fürchtete den Tod nicht; derselbe wäre ihm in seiner gänzlichen Trostlosigkeit und Ermüdung sogar willkommen gewesen, aber er durfte in dieser Nacht noch nicht kommen — nicht in dieser Nacht. Er setzte sich auf und sprach laut: „Laß mir Zeit bis morgen.“

Da hörte er deutlich das Flüstern einer Stimme; ganz vernehmlich tönten die Worte an sein Ohr:

„Verlasse dieses Gemach. Morgen ist es zu spät; Du wirst nicht mehr vollbringen können, was Du gelobt — verlasse dieses Gemach!"

Der Komtur erhob sich mit Mühe von seinem Lager und ging hinaus. Auf den Mauern riefen sich die Wachtposten gegenseitig an, von der Kapelle aus fielen gelbliche Streiflichter auf den Schnee, an dem steinernen Brunnen in der Mitte des Hofes spielten zwei schwarze Hunde mit einem Lappen, sonst war es still und leer umher.

„Also durchaus noch heute? Muß es denn sein?" murmelte Siegfried. „Ich bin müde zum Hinfallen, aber ich gehe . . . Es schläft alles ringsum . . . Auch Jurand wird vielleicht nach ausgestandener Qual eingeschlummert sein, nur mich flieht der Schlaf . . . Ich gehe, denn dort drinnen lauert der Tod, und ich muß Dir mein Versprechen halten . . . Ja, Du kannst lachen, während mir die Kräfte versagen. Du lachst, — also ist Dir lieb, was ich thue? Aber meine Finger sind wie eingeschlafen, die Kraft hat mich verlassen, — ich werde es nicht mehr selbst vollbringen können . . . Nun, dann muß das Weib es thun, das bei ihr schläft . . ."

Während er so vor sich hinmurmelte, ging er schwerfälligen Schrittes auf den Turm zu, welcher neben dem Thore lag. Die Hunde hatten ihr Spiel aufgegeben, sie kamen auf ihn zugesprungen und sprangen schmeichelnd an ihm empor. In dem einen derselben erkannte Siegfried den Hund Diederichs, welcher unzertrennlich von seinem Herrn war, und von welchem man im Schlosse sagte, daß er ihm nachts als Kopfkissen diene. Nachdem der Hund so auf seine Weise den Komtur begrüßt hatte, schlug er zwei-, dreimal leise an, und indem er sich dem Thore zuwandte, lief er auf dasselbe zu, als erriete er die Gedanken des Komturs. Gleich darauf befand sich derselbe vor der schmalen Thüre, welche den Zugang zum Turme bildete und über Nacht von außen verriegelt war. Nachdem er den Riegel zurückgeschoben hatte, tastete er nach dem Geländer der Treppe und betrat dieselbe. Er hatte in der Zerstreutheit die Laterne mitzunehmen vergessen und mußte sich vorsichtig von Stufe zu Stufe emportasten. Plötzlich hielt er inne, da er weiter oben über sich ein Geräusch, wie das Keuchen eines Menschen oder das Schnaufen eines Tieres hörte.

„Wer ist da?" frug er.

Er erhielt keine Antwort, aber das Geräusch wurde lauter und schneller. Siegfried fürchtete den Tod nicht; er war immer ein unerschrockener Mann gewesen, doch die Erlebnisse der letzten Nacht, die Selbstbeherrschung, die er hatte üben müssen, hatten seine Kräfte bis zum äußersten erschöpft. Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß Rottger ihm den Weg verstelle; die Haare standen ihm zu Berge, kalter Schweiß trat auf seine Stirn, er zog sich fast bis zu der Thüre zurück.

„Wer ist da?“ frug er noch einmal mit halberstickter Stimme.

In demselben Augenblick erhielt Siegfried einen so furchtbaren Stoß vor die Brust, daß er rittlings die Stufen hinab durch die offene Thür hinausflog, ohne einen Ton von sich zu geben und ohnmächtig liegen blieb. Dann trat tiefe Stille ein.

Etwas später schlüpfte eine dunkle Gestalt aus dem Turm und rannte aus Leibeskräften im Schatten der Mauern den Stallungen zu, welche neben dem Zeughause auf der anderen Seite des Schloßhofes lagen. Die große Bulldogge Diederichs rannte ihr nach, ohne anzuschlagen und verschwand ebenfalls im Schatten der Mauern, während der andere Hund, der seinem Spielgefährten anfangs gefolgt war, bald wieder zurückkehrte, indem er mit gesenktem Kopfe an der Erde schnupperte, als wolle er die Spur jener beiden finden. So kam er bis an den regungslos daliegenden Siegfried, beroch ihn sorgfältig von allen Seiten, endlich setzte er sich neben den Kopf des alten Ritters, richtete seine Schnauze in die Höhe und stimmte ein lautes Geheul an.

Das Geheul des Hundes zog in langgedehnten Tönen durch den öden Hof. Endlich, nach geraumer Zeit knarrte die Thür, welche in das große Thor eingelassen war, und der Thorwächter erschien, mit der Hellebarde in der Hand, im Hofe.

„Die Pest hole den Köter!“ sagte er. „Warte, ich will Dich lehren, in der Nacht so zu heulen.“

Schon holte er mit der Hellebarde zum Stoß gegen das Tier aus, da erblickte er plötzlich den am Boden liegenden Körper eines Mannes, dicht vor der Thür zur Turmtreppe.

„Herr Jesus!“ rief er. „Was ist das?“

Er bückte sich hinunter, um in das Gesicht des Daliegenden zu sehen und schrie dann voll Entsetzen:

„Kommt doch herbei! Menschen! Hilfe! Hilfe!“ Darauf stürmte er zurück in seine Wachtstube und begann aus allen Kräften die Sturmglocke zu läuten.

---

8. Kapitel.

Obgleich der böhmische Knappe Hlawa es sehr eilig hatte, nach Sgorschelitz zu kommen, mußte er sich gedulden, da die Reise nicht so schnell von statten ging, als er gehofft hatte. Nach dem strengen, kalten Winter, mit seinen ungewöhnlich starken Schneefällen, war Tauwetter eingetreten. Dichte, undurchdringliche Nebel und feuchte Niederschläge, die sehr bald in strömende Regengüsse übergingen, machten, daß die mächtigen Schneemauern, die um Häuser und Zäune lagen und wie hohe Wälle sich an den Wegen entlang türmten, fast unter den Blicken zerflossen. Von Zeit zu Zeit fegten kurze, heftige Windstöße, wie sie sonst erst der März zu bringen pflegte, zwischen die dunklen Wolken, zerrissen sie und trieben die Fetzen am Firmament umher, heulten in den Sträuchern an den Wegen, brausten durch die Wipfel der Waldbäume und schüttelten die Schneemassen von denselben.

So kam es, daß die Wege aufgeweicht und unpassierbar waren und von Tag zu Tag schlechter wurden. Bald waren die Wälder völlig von der schönen weißen Decke entblößt, unter welcher sie ihren Winterschlaf gehalten hatten, sie lagen wieder dunkel, fast schwarzgrün da und auf den Wiesen und in den Niederungen kräuselten sich die ausgetretenen Wasser der Ströme und Flüsse. Die Fischer allein waren erfreut über die großen Flächen, welche das feuchte Element einnahm. Dafür klagte die gesamte andere Menschheit über die Beschwerden und den Schaden, welcher ihnen aus der Ueberschwemmung erwuchs.

An vielen Stellen konnte man nur mit Hilfe von Kähnen von Ort zu Ort gelangen. Es fehlte zwar nirgends an Dämmen und Ueberwegen aus Holzstämmen und Wurzelstöcken in den Wäldern und über die Sümpfe, doch jetzt waren die Dämme aufgeweicht und die Ueberwege unterspült, zum großen Teil sogar fortgeschwemmt. Wer auf der Reise war, konnte an solchen Stellen in Lebensgefahr geraten, denn die unergründlich aufgeweichten lehmigen Wege hielten Roß und Reiter fest, wenn sie einmal auf solche Stellen gerieten. Am beschwerlichsten war die Reise für den Böhmen in dem an Seen reichen Großpolen, wo in jedem Frühjahr die Ueberschwemmungen größer waren, als in anderen Ländern.

Die größere Hälfte des Monat März war vorüber und der Frühling ganz in das Land gezogen, als Hlawa endlich in der Nähe von Sgorscheliz und Bogdaniez angelangt war. Sein Herz pochte lauter bei dem Gedanken, seine geliebte Herrin nun bald wieder sehen zu dürfen. Wenn er auch wußte, daß sie unerreichbar für ihn war, wie die Sterne des Himmels, so liebte und verehrte er sie doch von ganzer Seele.

Hlawa beschloß aber, zuerst nach Bogdaniez zu gehen, einmal, weil er dorthin geschickt war, zweitens, weil er Leute dorthin führte, die in Bogdaniez bleiben sollten. Nach dem Tode Rottgers waren Sbyschko die Dienstknechte desselben zugefallen, deren Zahl nach den Bestimmungen des Ordens zehn Mann zu Pferde war. Zweie von ihnen hatten den Leichnam Rottgers nach Ortelsburg gebracht, die anderen sandte Sbyschko dem alten Ohm als Geschenk, da er wußte, wie sehr er sie in Bogdaniez brauchen konnte.

Der Böhme fand, in Bogdaniez angelangt, den alten Herrn nicht zu Hause. Man sagte ihm, derselbe sei mit der Armbrust bewaffnet und begleitet von den Hunden in den Wald gegangen. Matschko kehrte jedoch noch vor dem Abend zurück und als er vernahm, daß eine ansehnliche Truppe Fremder in seinem Hause weile, beschleunigte er seine Schritte, um die Angekommenen zu begrüßen und ihnen Gastfreundschaft zu bieten. Er erkannte den Böhmen nicht sogleich, aber als dieser ihm seinen Namen genannt hatte, erschrak er zuerst heftig, und indem er Armbrust und Mütze zu Boden warf, rief er hastig:

„Um Gotteswillen! Sie haben ihn mir erschlagen! Sprich, erzähle, was Du weißt.“

„Er lebt und befindet sich bei guter Gesundheit!“ entgegnete der Böhme.

Als Matschko das hörte, schämte er sich ein wenig seiner Angst; er räusperte sich verlegen, seufzte schwer, endlich vermochte er zu stammeln:

„Ehre sei Christum, dem Herrn! Wo befindet sich der junge Herr?"

„Er ist nach Marienburg gereist und hat mich mit Neuigkeiten hierher geschickt," antwortete der Böhme.

„Was will er in Marienburg?" frug Matschko wieder.

„Er will seine Ehefrau suchen."

„Bei den Wunden Christi, Kerl! Was sagst Du? Was für eine Frau?" schrie Matschko.

„Die Tochter Jurands! Es giebt viel zu erzählen, eine Nacht und einen Tag lang. Aber erlaubt, gastfreundlicher Herr, daß ich mich etwas erhole; ich bin seit Mitternacht unterwegs und sehr müde."

Matschko ließ eine Zeitlang alle Fragen ruhen, doch weniger, um den Böhmen zu schonen, als um den eigenen Gedanken nachzuhängen. Nachdem er sich etwas von seinem Schrecken erholt hatte, befahl er einem Knappen, Holz auf die Kohlen zu werfen und dem Böhmen Speise und Trank zu bringen. Darauf begann er im Gemach auf- und abzuschreiten, wobei er mit den Armen fuchtelte und mit sich selber sprach:

„Soll ich meinen Ohren trauen? ... Jurands Tochter ... Sbyschko vermählt ... es ist kaum zu glauben ..."

„Vermählt und auch nicht vermählt," warf der Böhme ein.

Und nun begann er allmählich zu erzählen, wie alles so gekommen war, und der Alte lauschte begierig, dann und wann eine Frage dazwischen werfend, denn die Erzählung des Böhmen entbehrte des Zusammenhanges und der Klarheit. Er wußte zum Beispiel nicht, wann die Vermählung stattgefunden, da eine Feier derselben ihm nicht bekannt war. Dabei behauptete er bestimmt, daß Sbyschko vermählt sei und daß hauptsächlich die Fürstin Anna Danuta die Veranlassung dazu gewesen war, sowie, daß die Vermählung erst nach der Ankunft des Kreuzritters Rottger in Tschiechanow bekannt gemacht worden sei, bevor Sbyschko den Kampf um das „Gottesgericht" mit jenem in Gegenwart des ganzen fürstlichen Hofes aufgenommen hatte.

„Aa ... h ...! Er hat also gekämpft?" frug Matschko neugierig, die Augen aufreißend. „Nun und was geschah weiter?"

„Er hat dem Deutschen die Schulter samt dem Arm abgehauen," erzählte Hlawa. „Aber auch mir ist es geglückt, den Knappen des Ritters zu töten."

Matschko strahlte vor Vergnügen. „Nun!" sagte er. „Sbyschko läßt sich nicht zum Gelächter machen. Er ist der Letzte derer vom „Hagel" und wahrlich — er ist nicht der Schlechteste seines Geschlechts." Und indem der Alte den böhmischen Knappen aufmerksam betrachtete, setzte er hinzu: „Aber auch Du gefällst mir. Du bist kein Lügner! Ich durchschaue einen Lügner sogleich. Der Knappe des Ritters? Nun, es hat nicht viel auf sich, daß Du den besiegt hast, denn wie Du selbst sagst, hattest Du nicht viel Arbeit mit ihm, — aber daß Du jenem Hallunken den Arm brachst und vorher den Auerochsen niederstrecktest, das sind Heldenthaten."

Dann frug er plötzlich:

„Was für Beute gab es? Ist sie wenigstens des Kampfes wert?"

„Wir haben die Waffen, die Pferde und zehn Mann erbeutet, von denen Euch der junge Herr acht sendet," antwortete Hlawa.

„Wo sind die anderen beiden geblieben?" frug Matschko wieder.

„Er hat sie mit dem Leichnam fortgeschickt."

„Konnte denn der Fürst nicht ein paar von seinen Leuten hergeben? Jene sind nun für uns verloren."

Der Böhme belachte die Habgier des alten Ritters, welche er oftmals an den Tag legte.

„Der junge Herr braucht solche Kleinigkeiten nicht mehr," sprach er. „Spychow ist eine große Herrschaft."

„Das weiß ich! Was nützt uns das? Sie gehört ihm doch nicht!"

„Wem sonst, als ihm," versetzte Hlawa.

Matschko sprang auf. „Weiter!" rief er. „Was macht Jurand?"

„Jurand sitzt bei den Kreuzrittern im Verließ, er ist ein Kind des Todes. Gott weiß, ob er die Kerkerqualen überlebt. Aber selbst wenn er wiederkäme . . . der Probst Kaleb hat sein Testament vorgelesen und allen angesagt, daß der junge Herr der Erbe und ihr Gutsherr sei."

Alle diese Neuigkeiten machten auf Matschko einen fast überwältigenden Eindruck. Sie waren ein solches Gemisch von guten und schlimmen Nachrichten, daß der Alte nicht recht wußte, ob er sich grämen oder freuen solle. Die Nachricht von Sbyschkos Vermählung hatte ihn sehr verletzt, denn er liebte Jagienka wie seine Tochter und begehrte von ganzer Seele, Sbyschko möge sie zum Weibe nehmen. Andererseits war er

mit dem Gedanken schon fast vertraut, daß dieser Wunsch ihm nicht erfüllt werden würde. Dagegen brachte Jurands Tochter viel mehr in die Ehe, als Jagienka jemals bringen konnte, denn sie brachte außer der großen Herrschaft noch die Gnade des Fürsten und der Fürstin, und das war eine sehr wertvolle Mitgift. Matschko sah es bereits kommen, daß Sbyschko der Vertraute des Fürsten, Herr auf Bogdaniez und Spychow, zuletzt wohl gar Burgvogt desselben werden würde. Das war nichts Unmögliches, denn man erzählte sich in jener Zeit viel von einem kleinadeligen Stellenbesitzer, von dessen zwölf Söhnen sechs in verschiedenen Schlachten gefallen, die anderen sechs alle Burgvögte geworden waren. Die Nation und die Geschlechter waren eben im Aufsteigen begriffen. Große Besitzungen konnten Sbyschko nur förderlich sein. Dieses Bewußtsein vervielfachte die Habgier und den Geschlechterstolz Matschkos. Aber trotzalledem hatte der Alte auch Ursache sich zu beunruhigen. Er war ja selbst einmal, um Sbyschko zu retten, zu den Kreuzrittern gereist, und hatte von dieser Reise nichts mitgebracht, als den eisernen Splitter zwischen den Rippen und nun war Sbyschko gar nach Marienburg gegangen. Das war ebenso gut, als wenn er seinen Kopf in den Rachen des Löwen gesteckt hätte. Wer konnte absehen, was dort geschah? Würde er sein junges Weib oder den Tod dort finden?"

Der Gedanke an alle die Gefahren, in denen Sbyschko sich befand, bekümmerte den Alten sehr. Er kannte die Kreuzritter zu gut, als daß er nicht hätte wissen sollen, daß sie den Tod Rottgers nicht ungerächt lassen würden, ebensowenig den Angriff auf Lichtenstein auf dem Wege zwischen Krakau und Tyniez. Die geringste Besorgnis Matschkos war die, daß er Kämpfe auf Schwert oder Beil mit den Kreuzrittern zu bestehen haben würde. Weit mehr fürchtete er, daß man ihn in einen Hinterhalt locken, und in ewige Finsternis vergraben könnte. Den Kreuzrittern war das schon zuzutrauen. Hatten sie doch den Ritter Jurand, seine Tochter und — vor Jahren sogar den Fürsten Janusch selbst von Slotorya fortgeführt und eingesperrt, warum sollten sie dann Sbyschko schonen?

Hier mußte der Alte darüber nachdenken, was werden sollte, wenn der Junge zwar selbst den Händen der Kreuzritter entging, aber sein Eheweib gar nicht fand? Im ersten Augenblick dachte Matschko daran, daß ihm dann Spychow als Erbe zufallen mußte, aber der Trost war nur von kurzer Dauer. Wenn auch der Alte auf Reichtum und Gut bedacht war, so ging es ihm

darum nicht weniger um die Erhaltung und Fortpflanzung seines Geschlechts. — Wie, wenn Danuscha nicht gefunden würde, wenn sie verschollen blieb, wenn niemand erfahren konnte, ob sie lebte, oder ob sie tot war, — dann durfte sich Sbyschko nicht wieder vermählen, und dann würde es mit dem Geschlecht derer vom „Hagel" schlecht bestellt sein — es mußte mit Sbyschko aussterben. Hej! mit Jagienka wäre es anders gekommen! . . . Ihr Heiratsgut Motschydoly war auch nicht so klein, daß es eine Gluckhenne mit ihren Flügeln bedecken und seine Größe mit einem Hundeschwanz gemessen werden könnte, und das Mädel, so kernig wie sie ist, würde unfehlbar, wie jener Apfelbaum draußen im Garten, alljährlich eine Frucht bringen. Die neue Herrschaft, deren Besitzer Sbyschko geworden war, freute ihn daher gar nicht. Unruhig und bekümmert, wie er war, begann er den Böhmen wieder zu fragen, wie es sich mit dieser Vermählung verhalte und wann dieselbe stattgefunden hatte.

„Ich sagte Euch schon, ehrwürdiger Herr," antwortete der Böhme, „daß ich etwas Gewisses nicht weiß und meine Vermutungen nicht beschwören mag."

„Was für Vermutungen sind das?" frug Matschko.

„So hört denn!" begann Hlawa von neuem. „Ich bin von dem jungen Herrn während seines Krankenlagers nicht gewichen, weder Tag noch Nacht; ich schlief auch bei ihm. Einmal aber abends schickten sie mich hinaus. Da bemerkte ich, daß die Fürstin zu ihm ging und das Fräulein auch; ich sah, daß Herr de Lorche und der Probst Wyschoniek ihnen folgten. Ich wunderte mich noch, daß das Fräulein ein Kränzlein auf dem Kopfe trug, aber ich hörte davon, daß der junge Herr die Sakramente empfangen sollte . . . Vielleicht ist es damals geschehen. Ich erinnere mich noch, daß ich ihn ankleiden mußte wie zu einem großen Fest, ich dachte aber, es sei darum, weil er den Leib Christi empfangen sollte."

„Weiter — was geschah nachher?" drängte Matschko. „Hat man sie allein gelassen?"

„I, woher denn! Und selbst, wenn es geschehen wäre — der Herr war so schwach damals, daß er die Speisen nicht selbst zum Munde führen konnte. Die Leute, welche sie fortholten, waren schon da, gegen Morgen reiste sie fort . . ."

„Und hat Sbyschko sie seitdem nicht mehr gesehen?" frug der Alte nochmals.

„Kein menschliches Auge hat sie seitdem wiedergesehen," antwortete der böhmische Knappe.

Es entstand eine Pause.

„Was denkst Du?“ frug Matschko nach einer Weile. „Werden die Kreuzritter sie herausgeben oder nicht?“

Der Böhme schüttelte den Kopf und machte mit der Hand eine unmutige Bewegung.

„Nach meiner Meinung,“ sprach er dann langsam, „wird sie nie wieder zum Vorschein kommen.“

„Warum nicht?“ frug Matschko angstvoll.

„Weil wir wohl hoffen dürften, sie entweder durch eine Klage beim Großmeister, oder durch Lösegeld, oder durch einen Sturm auf Ortelsburg wiederzuerlangen, sobald wir bestimmt wüßten, daß sie in den Händen der Kreuzritter ist. Aber diese behaupten, sie hätten einer Grenzräuberbande ein Mädchen abgenommen, welches jene für Jurands Tochter ausgaben. Nun haben wir es Jurand wissen lassen, — sagten sie — und dieser ist hergereist, seine Tochter zu holen, hat aber diese Tochter nicht anerkannt und für unsere Güte so viele unserer Männer erschlagen, wie oft in einer Schlacht nicht fallen.“

„Sie haben dem Jurand also ein Mädchen gezeigt?“

„Man sagt, sie hätten es. Gott weiß, wie es gewesen sein mag. Vielleicht haben sie ihm ein falsches Mädchen als seine Tochter vorgeführt. Wahr ist aber, daß Jurand neun ihrer Männer erschlagen hat, und daß die Kreuzritter zu schwören bereit sind, daß sie die Tochter Jurands nicht geraubt haben. Sie würden das selbst ihrem Großmeister beschwören, umsomehr, als nach Tschiechanow ein Schreiben Jurands gelangt ist, in welchem er erklärt, daß seine Tochter nicht von den Kreuzrittern geraubt ist.“

„Vielleicht ist sie wirklich nicht bei ihnen,“ sagte Matschko.

„Aber, ich bitte Ew. Liebden! Wenn Grenzräuber das Fräulein entführt hätten, so wäre das doch nur um des Lösegeldes Willen geschehen. Auch sind solche Leute nicht imstande, einen Brief zu schreiben, noch viel weniger aber das Siegel des Herrn von Spychow nachzumachen und ein so reiches Gefolge für das Fräulein zu schicken,“ entgegnete der Böhme.

„Das ist wahr,“ gab Matschko zu. „Aber was wollen die Kreuzritter mit dem Mädchen?“

„Rache an Jurands Blut nehmen!“ sprach Hlawa. „Ihnen mundet die Rache besser, sie ist ihnen süßerer Trank als Met und Wein, und niemand kann bestreiten, daß sie Ursache zur Rache haben, denn der Herr von Spychow war ihnen ein schrecklicher Feind und seine letzten Thaten haben sie

vollends giftig auf ihn gemacht. Wie ich hörte, hatte nun auch mein Herr gegen den Ritter Lichtenstein die Hand erhoben, dazu kommt noch der Zweikampf mit Rottger, welcher den Tod desselben zur Folge hatte, und ich habe dem Ritter Danveld den Arm zerschmettert und Rottgers Knappen getötet. Hej! ... Ich bitt' Euch, Herr! Viere waren es, die den Raub ausgesonnen und nur einer von ihnen lebt noch, und zwar der Alte. Wir haben auch scharfe Zähne, Ew. Liebden."

Wieder trat eine Pause ein.

„Du bist ein verständiger Knappe," begann dann Matschko wieder. „Sprich! Was, glaubst Du, was werden sie mit dem Mädchen machen?"

„Der Fürst Witold ist ein mächtiger Herr," antwortete Hlawa. „Man sagt — sogar der deutsche Kaiser versagt ihm nicht die Ehren, die ihm zukommen. Und was haben die Kreuzritter mit den Kindern dieses Fürsten gethan? Sie haben Burgen und Schlösser mit finsteren, unterirdischen Löchern, in denen Gefangene schmachten, sie haben tiefe Brunnen, sie haben Stricke und Halsschlingen!"

„Um Gotteswillen! Höre auf!" rief Matschko.

„Wolle Gott, daß unser junger Herr nicht in irgend einem Verließe bei ihnen verschwindet, obschon er mit einem Briefe des Fürsten an den Großmeister und in Gesellschaft des Ritters de Lorche reist, welcher ein mächtiger Herr aus vornehmem Geschlecht sein soll. Ich wollte bei ihm bleiben, aber er hat mir befohlen, hierher zu gehen. Einmal hörte ich, wie er den alten Herrn von Spychow fragte: „Versteht Ihr mit List umzugehen? — denn ich kann nicht listig sein und bei ihnen richtet man mit List mehr aus, als mit Tapferkeit. O!" hat er gesagt, „hier könnte uns der Ohm von Bogdaniez guten Rat erteilen!" Darum hat er mich nach Euch geschickt, aber — die Tochter Jurands werdet auch Ihr nicht finden. Gegen den Tod hilft keine List."

Matschko wurde sehr nachdenklich und sprach erst nach langer Zeit:

„Ha! Da weiß auch ich keinen Rat! Gegen den Tod hilft keine List! Aber, wenn ich auch nur darum dorthin gehen sollte, um zu erfahren, daß jene tot ist. Spychow bliebe dann doch dem Sbyschko und er könnte ein anderes Mädchen freien."

Matschko atmete erleichtert auf. Ihm war, als sei eine Last von ihm genommen, und Hlawa frug leise und zaghaft:

„Meint Ihr das Fräulein von Sgorschelitz?"

„Keine andere als sie!“ antwortete Matschko, „besonders da sie verwaist ist und Tschtan von Rogowo und Wilk von Brschosowo ihr immer mehr zusetzen.“

Der Böhme war erschrocken aufgesprungen.

„Das Fräulein verwaist? Der Ritter Sych? . . .“ rief er. „Um Gotteswillen, was ist geschehen?“

„Das weißt Du noch nicht?“ sagte Matschko. „Aber wie solltest Du auch. Du bist ja eben erst angekommen und wir haben bisher nur von Sbyschko gesprochen. Jagienka ist verwaist! Sych von Sgorschelitz hielt es niemals lange daheim aus, außer wenn er Gäste hatte; sonst wurde ihm Sgorschelitz bald langweilig. Eines Tages schrieb ihm der Abt, daß er dem Fürsten Prschemko in Oschwiezim einen Besuch abstatten wolle, und ihn einlade, mitzukommen. Das war dem Ritter Sych schon recht, besonders da er den Fürsten von früher her kannte und manche frohe Stunde mit ihm geteilt hatte. Er kam also zu mir und sagte: „Ich reise nach Oschwiezim und von dort nach Gleiwitz, habt, ich bitte Euch, ein wachsames Auge auf Sgorschelitz.“ Ich weiß nicht warum, aber mir gefiel diese Reise nicht. „Bleibt doch daheim,“ bat ich, „bewacht Euer Eigentum selber und bleibt bei Jagienka, die des Schutzes bedarf, denn ich weiß, daß Wilk und Tschtan Böses vorhaben.“ Erwähnen muß ich noch, daß der Abt aus Zorn über Sbyschko den einen oder den anderen der Beiden mit Jagienka vermählen wollte, als er sie aber näher kennen lernte, da gab er eines Tages jedem eine Tracht Prügel und trieb sie hinaus. Das war gut; seitdem aber sind sie sehr ergrimmt auf Sgorschelitz. Augenblicklich herrscht Friede, aber wer weiß, wie lange er dauert. Ich weiß nicht, wie es werden soll, wenn ich die Gegend verlasse, um Sbyschkos Wunsche zu folgen.“

„Doch weiter. Sych wollte also nicht auf mich hören — er reiste ab.“

„In Oschwiezim und Gleiwitz ist es lustig hergegangen; sie haben gegessen, getrunken und sich gefreut. Von Gleiwitz reisten sie alle zum Vater des Fürsten Prschemko, dem alten Nossak,*) welcher in Tschieschyn residiert. Da ließ Jaschko, Fürst von Ratibor, welcher einen Haß auf Prschemko geworfen hatte, diesem durch eine Mörderbande unter der Führung des Böhmen Chrschan einen Hinterhalt legen und ihn überfallen. Der Fürst Prschemko fiel und mit ihm Sych, welcher von einem Pfeil in

*) Nossak, zu deutsch „Nasenkönig“.

die Luftröhre getroffen worden war. Der Abt hat einen Schlag mit einem Dreschflegel über den Kopf bekommen, der ihn betäubt hat und von welchem er sich noch immer nicht erholen kann."

Er ist ohne Besinnung und wird die Sprache kaum wiedererlangen.

Nun, der alte Fürst Nossak hat den Chrschan dem Herrn von Zampach abgekauft und ihn auf der Folter zu Tode gequält; das hat aber weder seinen Schmerz um den Sohn gemildert, noch den Ritter Sych in das Leben zurückgerufen, noch Jagienkas Thränen getrocknet. Da hatten sie ihr Vergnügen! Vor sechs Wochen haben sie den Ritter hier begraben."

„Ein so starker Herr!" sprach der Böhme betrübt. „Bei Boleslawize hat er mich im Handumdrehen gefangen genommen, obgleich ich schon damals kein Knabe mehr war. Meine Gefangenschaft war aber eine so schöne, daß ich sie nicht mehr mit der Freiheit hätte vertauschen wollen. Der gute, edle Herr! Gott gebe ihm den ewigen Frieden! Wie leid thut mir das arme Fräulein!"

„Sie ist auch zu bedauern, denn sie hat ihren Vater mehr geliebt, als manches Mädchen ihre Mutter. Dazu wird der Aufenthalt in Sgorscheliz geradezu gefährlich für sie. Noch hatte der frisch fallende Schnee am Begräbnistage den Grabhügel nicht zugedeckt, da machten beide Konkurrenten schon einen Angriff auf Sgorscheliz. Glücklicherweise hatten meine Leute davon gehört, so konnten wir ihr zu Hilfe eilen und die Angreifer derb verhauen. Du würdest Sgorscheliz jetzt nicht wieder erkennen; ich habe ein reines Kastell aus dem Hofe gemacht. Sie haben den Ueberfall noch zweimal wiederholt, aber sie haben nichts ausgerichtet. Seit einiger Zeit ist Friede, denn sie haben sich gegenseitig so verhauen, daß beide darnieder liegen und nicht Hand noch Bein rühren können."

Hlawa erwiderte nichts; er knirschte nur ganz vernehmlich mit den Zähnen. Seine Handteller schienen ihn zu jucken, denn er rieb dieselben fortwährend an seinen Hüften. Endlich zischte er zwischen den Zähnen das eine Wort hervor:

„Verdammt!"

Da wurden im Flur plötzlich Stimmen laut, die Thüre wurde aufgerissen und Jagienka stürmte herein. Sie war von ihrem ältesten Bruder, dem vierzehnjährigen Jaschko, begleitet, welcher ihr so ähnlich sah, daß man ihn für ihren Zwillingsbruder halten konnte.

Sie hatte von ihren Leuten erfahren, daß ein Zug fremder

Männer unter der Führung des Böhmen Hlawa auf der Landstraße nach Bogdaniez gesehen worden sei; sie war darüber so sehr erschrocken, wie Matschko auch, und als man ihr gesagt hatte, daß Sbyschko nicht dabei sei, war sie fest überzeugt, ein Unglück sei geschehen, darum war sie unverzüglich herbeigeeilt, um die Wahrheit zu erfahren.

„Was ist denn geschehen? . . . Um Gotteswillen! . . .“ rief sie schon auf der Schwelle.

„Was sollte denn geschehen sein?“ antwortete Matschko. „Sbyschko lebt und ist gesund.“

Der Böhme eilte auf die Herrin zu, kniete nieder und küßte den Saum ihres Gewandes, aber sie beachtete ihn gar nicht und — als sie die Antwort des alten Ritters gehört hatte, wandte sie ihr Gesicht dem Schatten zu, vom Lichte fort. Erst nach einer Weile schien ihr einzufallen, daß sie ohne Gruß hereingestürmt war, und sprach nun:

„Gelobt sei Jesus Christus!“

„In alle Ewigkeit!“ antwortete Matschko.

Und Jagienka, welche erst jetzt den vor ihr knieenden Böhmen gewahrte, beugte sich zu diesem nieder und sprach:

„Ich freue mich von ganzem Herzen, Dich wiederzusehen, — aber warum hast Du Deinen Herrn nicht mitgebracht?“

„Er hat mich hergeschickt, liebwertes Fräulein.“

„Was hat er Dir befohlen?“ frug Jagienka hastig.

„Er hat mir befohlen, nach Bogdaniez zu gehen,“ antwortete Hlawa.

„Nach Bogdaniez? . . . Und was sonst?“

„Ich sollte um Rat fragen, . . . und Grüße ausrichten.“

„In Bogdaniez — und — nichts weiter? — Nun — auch gut. Und er selbst, wo blieb er?“

„Er ist nach Marienburg zu den Kreuzrittern gereist.“

Auf dem Gesicht Jagienkas malte sich Unruhe.

„Ist ihm sein Leben nicht mehr lieb, oder was sonst treibt ihn dahin?“ frug sie.

„Er ist hin, um zu suchen, was er nie finden wird, liebwertes Fräulein.“

„Wahrlich, niemals finden wird,“ warf Matschko ein. „Wie man einen Nagel nicht ohne Hammer einschlagen kann, so kann niemand seinen Willen durchsetzen ohne Gottes Willen.“

„Von was sprecht Ihr eigentlich?“ frug Jagienka.

Der Alte antwortete ihr mit der Gegenfrage:

„Hat Sbyschko Dir etwas von Jurands Tochter erzählt? Mir ist so, als hätte er mit Dir über sie gesprochen.“

Jagienka antwortete nicht sogleich, erst nach einem Weilchen, nachdem sie einen Seufzer unterdrückt hatte, sagte sie:

„Ei freilich! Was hätte ihn denn hindern sollen, von ihr zu sprechen.“

„Das ist gut!“ erwiderte der Alte. „Nun wird es mir leichter werden, davon zu reden.“

Und er begann zu erzählen und erzählte ihr alles, was er von dem Böhmen gehört hatte; dabei wunderte er sich selbst, daß seine Rede stellenweise gar nicht in Fluß kommen wollte, daß er immer ins Stocken geriet. Da er aber ein schlauer Mensch war und er auf keinen Fall Jagienka aller Hoffnung berauben wollte, so betonte er immer und immer wieder das, was er im Grunde der Seele selbst am liebsten glauben wollte, nämlich, — daß Sbyschko eigentlich gar nicht der Ehemann Danuschas sei und daß sie nie wieder zum Vorschein kommen werde.

Von Zeit zu Zeit nickte der Böhme zustimmend, oder er setzte hinzu: „Bei Gott! Wahrhaftig!“ oder: „So ist es; es ist so!“ Das Mädchen hörte mit niedergeschlagenen Augen zu, ohne zu fragen, ohne zu zucken, stumm und still, sodaß Matschko zuletzt besorgt fragte:

„Nun, und was sagst Du dazu?“ — und damit seine Erzählung beendete.

Sie antwortete wieder nicht gleich. Zwei Thränenperlen hingen an ihren Wimpern und fielen dann langsam auf ihre Wangen herab. Nach einer Weile näherte sie sich Matschko, und nachdem sie seine Hand geküßt hatte, wandte sie sich mit dem Abschiedsgruß: „Gelobt sei Gott!“ zum Gehen.

„In alle Ewigkeit!“ antwortete Matschko. „Warum hast Du es denn so eilig nach Hause? Bleibe doch bei uns.“

Aber sie entschuldigte sich mit ihrer Hausfrauenpflicht. Obgleich der Alte recht gut wußte, daß in Sgorscheliz die alte Sieziechowa das Hausregiment führte, so hielt er Jagienka doch nicht länger zurück; er fühlte, daß sie ihre Trauer vor den Augen der Menschen verbergen und in ihre stille Einsamkeit flüchten wollte, wie der Fisch unter die Oberfläche des Wassers taucht, wenn er den Angelhaken im Leibe fühlt.

Er streichelte also nur ihr Haar, dann begleitete er mit Hlawa das Mädchen in den Hof, wo sie ihr Pferd bestieg. Der Böhme aber zog auch das seinige aus dem Stalle hervor und

ritt ihr nach, während Matschko, als er in das Haus zurückging, tief seufzte und dann kopfschüttelnd vor sich hinmurmelte:

„Ist dieser Sbyschko doch ein dummer Kerl! ... Es duftet förmlich nach diesem Mädel im ganzen Hause!"

Dem Alten wurde sehr wehmütig ums Herz. Wie viel Freude wäre wohl schon in das Haus eingezogen, wenn Sbyschko dieses Mädel gleich nach ihrer Rückkehr von Krakau geheiratet hätte. Dagegen so? Man brauchte nur seinen Namen zu nennen, um Thränen in ihre Augen zu locken. Unterdessen reiste er in der weiten Welt umher, rannte sich vielleicht den Schädel an den Mauern Marienburgs ein, indessen hier daheim das Haus verödete und die Waffen an der Wand einrosteten. Wozu sollte er Nutzen aus der Wirtschaft zu ziehen suchen, wozu sich mühen, was sollte ihnen Spychow, was Bogdaniez, wenn sich keine Erben dazu fanden? So grübelte der Alte und er wurde zornig über dieser Grübelei.

„Warte, Du Herumtreiber!" sagte er plötzlich laut; „ich werde mich hüten, Dir nachzulaufen. Ich bleibe hier, thue Du, was Dir gefällt!"

Aber in demselben Augenblick befiel ihm auch schon eine große Sehnsucht nach Sbyschko. „Bah, ich will nicht fort von hier?" grübelte er weiter. „Wie lange werde ich es denn aushalten, ohne den Bengel einmal wieder zu sehen? ... Die reine Strafe Gottes! ... Ich halte es nicht aus! — Da hat er doch schon einen dieser falschen Kerle mittendurch geschlagen! Andere werden alt und grau, ehe sie die goldenen Sporen erwerben — er hat sie schon und das mit Recht, denn unter allen den forschen und tapferen Jünglingen des Landes ist er der kernigste und tapferste."

So bis ins Innerste gerührt, begann der Alte schon sich umzusehen, was des Mitnehmens wohl wert sein möchte. Er betrachtete die Rüstungen, die Schwerter und Beile, welche vom Rauche angelaufen waren. Aber er hielt es im Hause nicht länger aus; er ging in den Hof, um anzuordnen, daß die Wagenachsen geschmiert und den Pferden die doppelte Ration Hafer gegeben werden sollte.

Im Hofe kam ihm Jagienka wieder in den Sinn, die vor einer Weile hier auf das Pferd gestiegen war, und es fiel ihm schwer aufs Herz, was aus dem Mädchen werden sollte, wenn er sie nicht mehr vor diesen gewaltthätigen Burschen Wilk und Tschtan schützen konnte.

„Da schlage doch ein Donnerwetter drein!“ rief er. „Was soll ich thun?“

Unterdessen ritt Jagienka mit dem kleinen Jaschko auf dem Waldwege nach Sgorscheliz zu. Der Böhme folgte ihnen schweigend, das Herz von Liebe und Gram erfüllt. Er hatte die Thränen in ihren Augen vorhin gesehen; diese Thränen und das dunkle Gewand ließen ihn ihren Kummer erraten. Dazu glaubte er jeden Augenblick die räuberischen Hände Tschtans und Wilks aus dem Waldesdunkel sich nach dem Fräulein ausstrecken zu sehen; ein wildes Verlangen, sich mit ihnen zu schlagen, erfaßte ihn, und dieses Verlangen wurde minutenlang so unwiderstehlich, daß er unwillkürlich nach dem Beile griff, um auf die Baumstämme einzuhauen, welche am Wege standen. Er meinte, es müsse ihm leichter werden, wenn er zuschlagen oder wenigstens sein Pferd tüchtig tummeln könnte. Aber weder das eine noch das andere ging an, denn Jagienka ritt schweigsam und langsam dahin, und selbst der sonst so redselige Bruder schwieg, da er gemerkt hatte, daß sein Plaudern die Schwester nicht aus ihrem Sinnen aufzurütteln vermochte.

In der Nähe von Sgorscheliz aber überwog die Trauer Hlawas seinen Haß gegen die Beiden — Tschtan und Wilk — er trug nur noch das Verlangen, das Mädchen dort vor ihm, das er über alles liebte, zu trösten. Was aber sollte er ihr sagen? — „Ich will ihr wenigstens einen Gruß von ihm sagen,“ dachte er. „Wolle Gott, daß sie etwas tröstliches dabei fände.“

Er trieb sein Pferd an und brachte es an die Seite Jagienkas.

„Liebwerteste Herrin!“ sprach er sie an.

„Du reitest mit uns?“ frug das Mädchen wie aus einem Traume erwachend. „Was wolltest Du sagen?“

„Ich habe vergessen auszurichten, was mein Herr mir aufgetragen hat, Euch zu sagen. Kurz vor meiner Abreise in Spychow rief er mich zu sich und sprach so: „Umfasse die Kniee des Fräuleins von Sgorscheliz und sage ihr, daß ich sie weder in guten noch in bösen Stunden jemals vergessen werde und für alles das, was sie dem Ohm und mir gethan hat, täglich um Gesundheit und Glück für sie bete.“

„Gott lohne ihm das gute Wort,“ sagte Jagienka. Dann setzte sie wehmütig hinzu: „Und Dir, Hlawa!“ so daß dem armen Knappen fast das Herz schmolz.

Die Unterhaltung geriet ins Stocken, aber er freute sich doch, ihr den kleinen Trost gegeben zu haben, daß ihre Güte nicht mit Undank gelohnt ward. Er dachte nach, ob er ihr

nicht noch etwas Angenehmes sagen könnte, und begann nach einer Weile von neuem:

„Herrin . . ."

„Nun?"

„Ich wollte nur noch sagen, was ich auch dem alten Herrn in Bogdaniez gesagt habe, nämlich, daß jene ihm verloren ist für immer, daß er sie nicht wiederfinden wird, selbst wenn der Großmeister ihm suchen hilft."

„Du sprichst von seiner Ehefrau," entgegnete Jagienka.

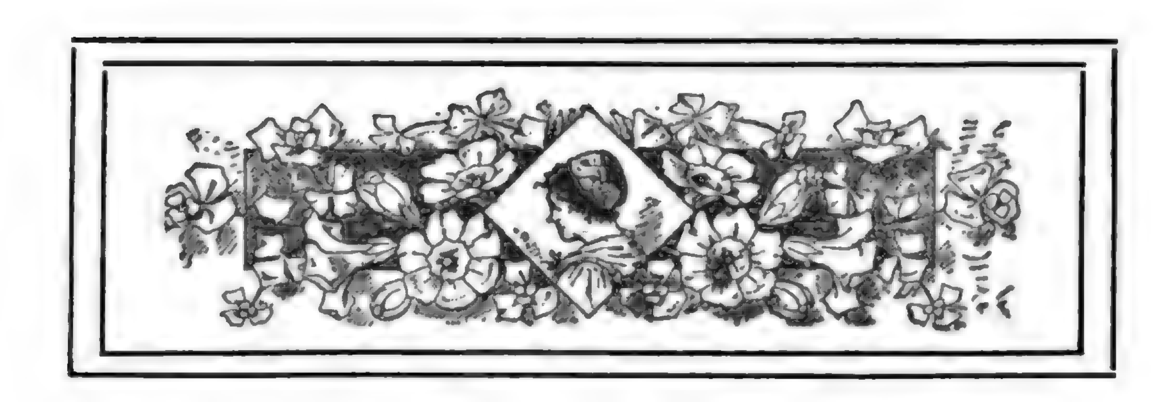
Der Böhme schüttelte den Kopf.

„Sie ist seine Ehefrau oder auch nicht," sagte er.

Jagienka entgegnete nichts mehr darauf; daheim aber, nach dem Nachtmahle, als Jaschko und die jüngeren Brüder schlafen gegangen waren, befahl sie, einen Krug Met zu bringen, und sich an den Böhmen wendend, frug sie:

„Ich möchte noch ein wenig mit Dir plaudern — oder möchtest Du lieber schlafen gehen? Bist Du sehr müde?"

Hlawa war bereit, mit ihr zu sprechen, so lange sie wollte, auch wenn er noch mehr ermüdet gewesen wäre, als er es ohnehin war. Sie plauderten daher, vielmehr, er mußte ihr ausführlich alle Abenteuer und Erlebnisse Sbyschkos, Jurands, Danuschas und auch seine eigenen erzählen, wie er sie vorher dem alten Herrn in Bogdaniez erzählt hatte.



9. Kapitel.

Matschko betrieb seine Reisevorbereitungen, und Jagienka ließ sich während zweier ganzer Tage nicht in Bogdaniez blicken, denn sie verbrachte die Zeit damit, Beratungen mit dem Böhmen zu halten, deren Resultat der alte Herr bald genug erfahren sollte. Er sah sie erst am dritten Tage, einem Sonntage, wieder, an welchem sie sich auf dem Wege zur Kirche begegneten. Jagienka war von ihrem Bruder Jaschko und einer ganzen Schar Bewaffneter begleitet, da sie nicht wußte, ob Tschtan und Wilk noch darniederlagen, und sie einen Ueberfall befürchtete.

„Ich wollte nach der Messe in Bogdaniez eintreten," sagte sie, „denn ich habe ein wichtiges Anliegen an Euch. Wir können es aber auch gleich hier besprechen."

Indem sie das sagte, ritt sie mit dem alten Ritter ein Stückchen voraus, damit die Knappen sie nicht hören sollten, und begann sogleich:

„Seid Ihr also nun fest entschlossen, abzureisen?"

„So Gott will, spätestens morgen," antwortete Matschko.

„Nach Marienburg?"

„Dorthin, oder wo sonst meine Anwesenheit nötig sein wird."

„Dann hört, was ich Euch jetzt sagen will," sprach das Mädchen. „Ich habe lange darüber nachgedacht, was mit mir werden soll, und will nun Euren Rat hören. Als der Vater noch lebte und der Abt gesund war, da fürchteten sich Wilk und Tschtan, und weil sie glaubten, ich würde einen von beiden wählen, bezwangen sie ihren Unmut. Jetzt aber, wo ich ohne allen Schutz bin, ist es schlimmer. Entweder werde ich in

Sgorscheliz hinter Verschanzungen wie eine Gefangene sitzen müssen, oder mir wird etwas sehr Schlimmes zustoßen. Sagt selbst, ist es nicht so?"

„Bah! freilich," erwiderte der Alte. „Auch ich habe viel darüber nachgegrübelt."

„Und was habt Ihr denn ausgegrübelt," frug Jagienka.

„Nichts! Aber ich muß Dir sagen, Du übertreibst. — Wir leben doch in polnischen Landen, wo die Vergewaltigung eines Mädchens hart bestraft wird."

„Das alles weiß ich. Aber wir leben nahe der Grenze. Auch Schlesien ist polnisches Land, trotzdem streiten die Fürsten dort miteinander und leben in unausgesetzter Fehde. Wäre es anders, dann lebte mein geliebtes Väterchen noch. Es haben sich schon Deutsche zwischen sie gedrängt, welche sie aufeinander hetzen, und wer von hier entweichen und sich den Landesgesetzen entziehen will, der findet leicht Schutz dort drüben. Freilich, so leichten Kaufes würde mich weder Wilk noch Tschtan bekommen, aber es geht mir auch um die Brüder. Bleibe ich in Sgorscheliz, dann wird Gott weiß was geschehen; nur wenn ich fortgehe, wird Friede sein. Jaschko ist jetzt vierzehn Jahre alt; er wird sich nicht abhalten lassen, meinetwegen mit den Beiden zu kämpfen, denn schon beim letzten Ueberfall, wo Ihr mir zu Hilfe kamet, ist er mit dem Tschtan um ein Haar zusammengeraten, und dem Gesinde hat er gesagt, daß er dem Wilk und Tschtan nächstens eine Forderung zuschicken wird. Es wird kein Friede herrschen, so lange ich hier bin, und die beiden Jüngsten kann ein Unglück treffen."

„Das kann ich nicht glauben! Sie sind beide Taugenichtse — Wilk und Tschtan —," sagte Matschko lebhaft, „aber den Kindern werden sie nichts zu Leide thun. Pfui! So etwas thut nur ein Kreuzritter."

„Direkt nicht!" beeilte Jagienka sich zu entgegnen. „Es könnte aber bei einem Ueberfall im Gedränge des Gefechtes, oder wenn sie mir den Hof anzünden, geschehen, daß den Kindern Unheil zustieße. Kurz und gut: die alte Sieziechowa liebt die Jungen wie eine Mutter; sie wird es an Sorgfalt und Pflege bei ihnen nicht fehlen lassen — sie werden in meiner Abwesenheit sicherer sein, als wenn ich hierbleibe."

„Das ist schon möglich!" versetzte Matschko. — Er blickte dem Mädchen scharf in die Augen und frug plötzlich:

„Was willst Du eigentlich mit alledem sagen?"

Da bat Jagienka leise und etwas zaghaft:

„Nehmt mich mit Euch."

Der alte Ritter, welcher längst durchschaut hatte, wo das Mädchen hinaus wollte, war dennoch von dieser plötzlichen Wendung der Unterredung so überrascht, daß er unwillkürlich sein Pferd anhielt und rief:

„Um Gotteswillen, Jagienka!"

Sie ließ den Kopf hängen und sprach halb traurig, halb verschämt:

„Ihr seid mir wie ein Verwandter! Darum will ich Euch ehrlich meine Gedanken sagen und nichts verbergen. Hlawa und Ihr sagt, daß Sbyschko sein Weib niemals wiederfinden wird, ja, der Böhme befürchtet noch Schlimmeres. Gott ist mein Zeuge, daß ich ihr nichts Böses wünsche. Möge die Mutter Gottes diese Aermste behüten und bewahren! Sbyschko hat sie lieber als mich, das ist nicht zu ändern, das ist mein Schicksal. Aber seht, so lange Sbyschko sie nicht findet, oder wenn er sie, wie Ihr glaubt, gar nicht findet, dann . . . dann . . ."

„Dann, was?" frug Matschko, welchem nicht entging, daß das Mädchen immer verlegener wurde.

„Dann — will ich weder Tschtans noch Wilks, noch sonst jemandens Weib werden."

Matschko blickte auf. Aus seinem Blick leuchtete Befriedigung und Zufriedenheit, als er sagte:

„Ich dachte, Du hättest ihn schon vergessen!" Und sie antwortete noch trauriger:

„Hej! Das wäre! . . ."

„Wie denkst Du Dir nun das? Wie sollen wir Dich zu den Kreuzrittern mitnehmen?"

„Nicht durchaus zu den Kreuzrittern," unterbrach sie schnell. „Vorläufig möchte ich zu dem Abt, welcher in Sieradz schwer krank liegt; er hat nicht eine Seele bei sich, die sich um ihn sorgt, denn seine Spielleute werden mehr in den Bierkrug sehen als ihn pflegen, und er ist doch mein Taufpate. Ich würde mich, auch wenn er gesund wäre, unter seinen Schutz stellen, denn er genießt die allgemeine Achtung und Respekt."

„Ich möchte Dir nicht dawider sein," sprach Matschko, welcher sich von Herzen über den Beschluß Jagienkas freute, da er überzeugt war, daß Danuscha nicht lebend aus den Händen der Kreuzritter wiederzubekommen sein würde. „Aber man hat mit Mädchen auf der Reise seine liebe Not."

„Mit anderen vielleicht," entgegnete sie, „mit mir nicht. Ich habe zwar noch keinen Kampf mitgemacht, aber ich bin ge-

wöhnt, die Armbrust zu führen und Beschwerden auf der Jagd zu ertragen. Wenn es sein muß, geht alles, fürchtet nichts! Ich werde die Kleider Jaschkos anlegen, ein Dolchschwert umgürten und mitreiten. Jaschko ist ebenso groß als ich und mir so ähnlich, daß uns der Vater selbst nicht von einander unterscheiden konnte, als wir uns zur Faschingszeit einmal verkleideten . . . Ihr werdet sehen, daß weder der Abt, noch sonst einer mich erkennt."

„Auch Sbyschko nicht?"

„Ich denke nicht, wenn ich ihn zu sehen bekomme . . ."

Matschko wurde nachdenklich. Plötzlich lachte er laut auf:

„Wilk von Brschosowo und Tschtan von Rogowo werden rasen," sagte er.

„Mögen sie!" sprach Jagienka. „Schlimmer wäre es, wenn sie uns verfolgen wollten."

„Ich fürchte sie nicht. Wenn ich auch alt bin, so möchte ich doch keinem raten, mir unter die Fäuste zu kommen."

Unter diesem Gespräch waren sie in Krscheschnia angekommen. In der Kirche sahen sie den alten Wilk, welcher von Zeit zu Zeit einen finsteren Blick zu Matschko hinübersandte. Doch der alte Ritter machte sich nichts daraus; leichten Herzens kehrte er mit Jagienka nach Hause zurück, als er sich aber wieder allein in Bogdaniez befand, da stellten sich auch die Bedenken und trüben Gedanken ein und er sagte sich, daß Jagienka zwar das Erbe ihrer Brüder durch ihre Abreise von einer drohenden Gefahr befreite, was aber sollte aus Bogdaniez werden, wenn er den Sitz seiner Ahnen verließ? Würden die Nachbarn nicht über die Aecker herfallen, sie verwüsten und neu Angelegtes zerstören? Sie betrachteten ihn ohnedies als denjenigen, welcher Jagienka verhinderte, einen von ihnen zu wählen; wenn sie nun gar mit ihm fortging, mußte ihr ganzer Zorn ihn, das heißt, in seiner Abwesenheit sein Bogdaniez treffen.

Ein heftiger Schmerz packte ihn. Er hatte sich so schön eingewirtschaftet, daß es eine Freude war; er konnte aber sicher sein, bei seiner Rückkehr alles zerstört und verwüstet wieder zu finden.

„Wir müssen sehen, wie die Sache sich am besten imstand halten läßt," sagte er sich.

Am Nachmittag ließ er sich sein Pferd satteln und ritt direkt nach Brschosowo. Es dunkelte bereits, als er dort anklopfte. Der alte Wilk saß in der Vorderstube hinter einem Kruge Met, während der Sohn, welcher durch Tschtan verwundet

worden war, auf einer mit Fellen bedeckten Bank lag und dem Vater beim Trinken Gesellschaft leistete. Matschko war unvermutet eingetreten und auf der Schwelle stehen geblieben. Er war unbewaffnet, bis auf das kurze Dolchschwert, welches die Ritter stets bei sich führten. Sie erkannten ihn sogleich, denn der helle Lichtschein des Kaminfeuers fiel voll auf sein Gesicht. Beide, Vater und Sohn, waren bei seinem Anblick aufgesprungen und hatten blitzschnell nach den Waffen an der Wand gegriffen, indem sie nahmen, was ihnen gerade in die Hände fiel.

Doch der alte Matschko, welcher Land und Leute genau kannte und sie zu nehmen verstand, stemmte beide Arme in die Seite und sprach ruhig, aber etwas spöttisch:

„Wie? Wollt Ihr Eure gerühmte Gastfreundschaft in Brschosowo mit der Waffe in der Hand bethätigen?"

Vater und Sohn ließen die Arme sinken. Der Alte ließ zuerst das Schwert, welches seine Hand hielt, klirrend zu Boden fallen, dann lehnte der Junge seinen Spieß an die Wand und beide standen mit vorgestreckten Hälsen, Verlegenheit und Staunen in den Gesichtern, da.

Matschko lächelte und sprach:

„Gelobt sei Jesus Christus!" — Und sie antworteten:

„In alle Ewigkeit!"

„Und der heilige Georg," sagte Matschko.

„Dessen Diener wir sind," erwiderten jene.

„Ich bin als Nachbar zu Euch gekommen, — in guter Absicht," — begann der alte Ritter jetzt.

„In guter Absicht, seid uns willkommen," sprach der alte Wilk. „Die Person des Gastes ist geheiligt."

Bei diesen Worten trat er dem Gaste entgegen, der junge Wilk folgte seinem Beispiel, beide schüttelten dem alten Ritter die Rechte und nötigten ihn auf den Ehrenplatz hinter dem Tisch. Gleich darauf wurden noch ein paar frische Scheite auf das Feuer geworfen, der Tisch mit einem Teppich bedeckt, in kurzem war derselbe mit gefüllten Schüsseln und Krügen besetzt, man begann zu essen und zu trinken.

Der junge Wilk betrachtete von Zeit zu Zeit den alten Matschko mit seltsamen Blicken; er gab sich augenscheinlich Mühe, den Haß gegen den Mann, der seines Vaters Gast war, zu bezwingen. Er bediente ihn so eifrig, daß er von der Anstrengung blaß wurde, da er von seinen Wunden noch nicht ganz genesen war. Beide, Vater und Sohn, brannten vor Neugier, zu erfahren, was ihn hierhergeführt haben mochte,

aber keiner von ihnen wagte, darnach zu fragen, sie warteten geduldig, bis er selbst beginnen würde.

Matschko aber lobte unterdessen das Essen, den Met, die Gastfreundschaft, und erst als er sich vollständig gesättigt hatte, blickte er ernst und würdevoll vor sich hin, dann begann er:

„Es geht doch nichts über eine gute Nachbarschaft. Es kann wohl vorkommen, daß Nachbarn sich streiten, wohl auch einmal schlagen, aber — wie gesagt — es geht nichts über Frieden und Freundschaft."

„Ihr habt recht, es geht nichts darüber," stimmte der alte Wilk ebenso würdevoll zu.

„Es kommt auch vor," fuhr Matschko fort, „daß Nachbarn, die in Feindschaft gelebt haben, sich aussöhnen, wenn einer von ihnen eine weite Reise antreten will. Der Scheidende bekommt plötzlich die Sehnsucht, Abschied zu nehmen."

„Gott lohne Euch das ehrliche Wort," sprach Wilk.

„Es ist nicht bloß ein Wort, sondern es ist in der That so — ich bin hergekommen," entgegnete Matschko.

„Wir freuen uns sehr über Euer Kommen. Kommt nur so oft Ihr wollt, am liebsten alle Tage."

„Ich wünschte, ich könnte Euch auch in Bogdaniez willkommen heißen und bewirten, wie es Leuten gebührt, welche Rilterehre und Rittersitte kennen, aber ich muß meine Reise schon morgen antreten."

„Wollt Ihr in den Krieg ziehen, oder zu einem heiligen Wallfahrtsorte pilgern?" frug Wilk.

„Daß es doch so wäre!" antwortete der alte Herr von Bogdaniez. „Ach, es ist eine gefährliche Reise, die ich antrete, — ich ziehe in das Land der Kreuzritter."

„Zu den Kreuzrittern?" riefen Vater und Sohn zugleich.

„So ist es!" bestätigte Matschko. „Und wer in feindlicher Absicht zu ihnen geht, der thut gut, nicht nur mit Gott, sondern auch mit den Menschen Frieden zu schließen, damit er nicht nur sein Leben, sondern auch sein Seelenheil vor dem Untergange bewahre."

„Es nimmt mich wunder, daß Ihr dorthin geht," versetzte der alte Wilk, „es ist noch keiner dagewesen, der nicht Schaden und Lasten erfahren hätte im Kampfe mit ihnen."

„Jawohl! So wie unser ganzes Königreich!" setzte Matschko hinzu. „Weder Litauen vor seiner Bekehrung zum Christentum, noch die Tataren haben das Reich so schwer bedrängt, als diese teuflischen Mönche."

„Es ist die reinste Wahrheit," warf Wilk dazwischen. „Ihr wißt so gut wie ich, daß das erlittene Unrecht sich angesammelt hat bis .... es ist Zeit, ein Ende zu machen. Seht so!"

Indem er das sagte, spie er leicht in beide Hände, der Junge aber setzte hinzu: „So und nicht anders machen wir es."

„Gewiß, so wird es geschehen, aber wann? — Das ist nicht unsere Sache, sondern die Sache des Königs. Vielleicht bald, vielleicht währt es noch ein Weilchen bis dahin ... Gott allein weiß es; unterdessen aber muß ich hin."

„Oder wollt Ihr vielleicht Lösegeld für Sbyschko hinbringen?"

Bei der Erwähnung Sbyschkos durch seinen Vater wurde das Gesicht des jungen Wilk kreideweiß und der Ausdruck tiefsten Hasses verunzierte dasselbe.

Matschko aber antwortete ruhig und gelassen:

„Vielleicht auch Lösegeld. Aber nicht für Sbyschko."

Diese Worte vermehrten noch die Neugier der beiden Gutsherren von Brschosowo und der Alte, welcher es nicht länger aushalten konnte, sagte: „Beliebt es Euch nun zu sagen, was Ihr dort wollt, oder nicht!"

„Freilich! Freilich! Ich will es gern sagen," sprach Matschko mit dem Kopfe nickend. „Aber zuerst möchte ich Euch etwas anderes sagen. Hört also! Nach meiner Abreise wird Bogdaniez verlassen sein, und nur unter dem Schutze Gottes zurückbleiben ... Früher, als wir beide, Sbyschko und ich, unter dem Fürsten Witold dienten, hatte Sych von Sgorscheliz, zuweilen auch der Abt, ein wachsames Auge auf unser Besitztum; das wird uns jetzt fehlen. Es ist mir ein schrecklicher Gedanke, daß meine Mühe und Arbeit umsonst gewesen sein soll ... Ihr wißt ja, wie das zu sein pflegt — die Leute werden einem aufgehetzt, die Grenzraine umgepflügt, von den Viehherden fängt jeder ein, was sich fangen läßt, und wenn der Herr Jesus eine glückliche Rückkehr gestattet, dann finden wir nichts als eine Wüstenei. Die einzige Rettung in diesem Falle für uns ist ein guter Nachbar. Darum bin ich hierher gekommen, Euch zu bitten, Ihr möchtet freundschaftlich, nachbarlich Euch meines Gutes Bogdaniez annehmen und es vor Schaden bewahren.

Als die Beiden diese Bitte hörten, blickte der alte Wilk den jungen, und der junge den alten ganz verdutzt an. Es entstand eine längere Pause, da keiner im ersten Augenblick eine Antwort finden konnte. Matschko aber führte den Krug mit dem Met an seine Lippen, trank das süße Getränk aus,

worauf er so ruhig und vertraulich weitersprach, als wären diese Beiden seit langen Jahren seine besten Freunde.

„Denn ich muß Euch offen sagen, von welcher Seite ich am meisten geschädigt zu werden fürchte," sagte er. „Es ist kein anderer, als Tschtan von Rogowo, den ich meine. Von Euch fürchte ich nichts, selbst wenn wir in Feindschaft auseinander-gingen, weil Ihr echte Ritter seid, die dem Feinde wohl in das Gesicht schlagen, aber nicht fähig sind, ihm hinter seinem Rücken Schaden zuzufügen. Hej! Mit Euch ist das ganz etwas anderes . . . Denn Ritter bleibt Ritter! Tschtan dagegen ist ein gemeiner Mann und von einem gemeinen Manne kann man das Schlimmste erwarten, umsomehr, da er, wie Ihr wißt, sehr auf mich erzürnt ist, weil ich ihm zu Sychs Tochter Jagienka den Weg verlege."

„Dieselbe, welche Ihr für Euren Brudersssohn bewahrt?" polterte der junge Wilk zornig hervor.

Matschko maß ihn eine Weile mit kühlen Blicken, dann wandte er sich an den Alten mit den Worten:

„Ich muß Euch sagen, daß mein Brudersssohn sich mit der Tochter eines reichen Masuren vermählt und mit ihr ein großes Heiratsgut erhalten hat."

Wieder entstand eine Pause; tiefe Stille herrschte in dem Gemach. Vater und Sohn starrten ihren Gast mit weit auf-gerissenen Augen und offenem Munde an. Endlich vermochte der Aeltere zu stammeln:

„Hej! Wie das? Man sagte doch . . . Sprecht!"

Und Matschko — als hätte er die Frage nicht gehört — fuhr ruhig zu sprechen fort:

„Das ist es ja, weshalb ich fort muß, darum bitte ich Euch, werft von Zeit zu Zeit einen Blick hinüber nach Bog-daniez, haltet ein wenig auf Ordnung dort und duldet nicht, daß ich zu Schaden komme. Besonders bitte ich, haltet den Tschtan von Bogdaniez fern und behütet mir mein Gut wie ehrsame ritterliche Nachbarn!"

Unterdessen hatte der junge Wilk, welcher ziemlich scharf-sinnig war, erwogen, daß es besser sei, den alten Matschko zum Freunde zu haben, da Sbyschko nun vermählt war. Denn auch Jagienka hatte Vertrauen zu ihm und folgte in allem dem Rate ihres alten Freundes. Es eröffneten sich dem jungen Manne plötzlich ganz neue Aussichten. Es war nicht bloß nötig, dem Gast seine Bitte nicht abschlägig zu beantworten, sondern es empfahl sich sogar, um seine Gunst zu werben. Obgleich er etwas be-

trunken war, streckte er doch den Arm unter den Tisch und kniff den Vater stark in das Knie, zum Zeichen, daß er nichts Unnützes sprechen sollte, und sagte dann:

„Fürchtet den Tschtan nicht. Oho! Er sollte es nur versuchen! Er hat mich zwar etwas verhauen — das ist wahr! — Aber ich habe ihm dafür das haarige Maul so zerbleut, daß ihn die eigene Mutter nicht erkennen würde. Fürchtet nur nichts! Ihr könnt ruhig reisen; es wird Euch keine Krähe von den Feldmarken Eurer Besitzung verloren gehen!“

„Wie ich sehe, habe ich es mit edlen Menschen zu thun,“ sprach Matschko würdevoll. „Ihr versprecht also?“

„Wir versprechen es!“ riefen beide wie aus einem Munde.

„Auf Ritterehre?“ frug Matschko.

„Auf Ritterehre!“

„Und auf die Reliquien?“ frug Matschko weiter.

Auf die Reliquien! — Bah! Auch auf das Kreuz! So wahr uns Gott helfe!“

Matschko lächelte zufrieden, dann sprach er:

„Nun, ich habe es nicht anders von Euch erwartet. Und da ich mich nicht in Euch getäuscht habe, so will ich Euch noch etwas sagen . . . Sych hat, wie Ihr wißt, mich schon früher zum Vormund seiner Kinder eingesetzt. Ich habe Dir, Du Grünspecht, und dem Tschtan den Zutritt in Sgorschelitz verweigert, solange ihr mit Gewalt dort eindringen wolltet. Jetzt, da ich nach Marienburg oder Gott weiß, wohin sonst, gehe, wird es schlecht um die Vormundschaft bestellt sein . . . Zwar, Gott wacht über den Waisen, und das Gesetz macht jeden um einen Kopf kürzer, dem es einfallen sollte, den Waisen einen Schaden zuzufügen, und erklärt ihn für ehrlos. Dennoch wird es mir sehr schwer, fortzugehen, sehr schwer. Versprecht mir, bitte, daß Ihr den Kindern Sychs kein Leid zufügen, und auch nicht dulden wollt, daß andere ihnen etwas Schlimmes zufügen.“

„Wir schwören, wir schwören!“

„Auf Ritterehre und Reliquien?“

„Auf Ritterehre und Reliquien!“ versicherten beide.

„Auch auf das Kreuz?“

„Auch auf das Kreuz!“

„Gott hat es gehört! — Amen,“ sprach der alte Ritter. Und er atmete tief auf; denn er war sicher, daß sie ihr Wort halten würden, und wenn sie vor Wut und Aerger sich die Fäuste benagen sollten. Er wollte sich gleich verabschieden, aber sie hielten ihn mit Gewalt zurück. Er mußte trinken und mit

dem alten Wilk Brüderschaft machen, während der junge so eifrig um Matschkos Bequemlichkeit besorgt war, als könnte er schon morgen Jagienka von ihm zum Weib erhalten, obgleich er sonst in betrunkenem Zustande stets Streit suchte. Glücklicherweise wurde er noch vor Mitternacht ohnmächtig von der Anstrengung, und als man ihn zu sich brachte, schlief er fest ein. Bald darauf folgte der Alte dem Beispiel des Sohnes, und Matschko verließ beide, welche wie tot unter dem Tische lagen. Er selbst vertrug sehr viel; er war nicht betrunken, nur etwas angeheitert. So dachte er denn, freudig erregt, auf dem Heimwege noch lange über das nach, was er vollbracht hatte.

„Nun . . .,“ sagte er sich, „Bogdaniez ist gesichert und Sgorschelitz auch. Sie werden rasen, wenn sie hören, daß Jagienka mit mir gegangen ist, aber sie werden mein und ihr Gut behüten, denn sie sind gezwungen, es zu thun . . . Der Herr Jesus hat mich mit Umsicht ausgestattet. Wo man mit der Faust nicht zuschlagen kann, da muß der Verstand aushelfen.“

„Wenn ich einmal zurückkehre, wird es ohne eine Forderung Wilks an mich nicht abgehen, — aber das macht nichts! Ich wünsche nur, daß es mir gelingen möchte, die Kreuzritter auch so zu überlisten . . . Das wird schon schwerer fallen . . . Wenn es unter uns auch manchen Schuft giebt, so ist trotzdem selbst diesen ihr Wort heilig, wenn sie einmal auf Ritterehre und Reliquien geschworen haben, während jene dort mit Eiden um sich werfen, ohne sie halten zu wollen. Möge die Mutter Christi mir beistehen, daß ich dem Sbyschko etwas nützen kann, so wie ich jetzt eben Sychs Kindern und unserem Bogdaniez etwas genützt habe. . . .“

Er dachte jetzt auch daran, daß die Abreise Jagienkas eigentlich nicht mehr vonnöten war, da die beiden Wilk, Vater und Sohn, sie wie ihren Augapfel behüten würden. Doch er verwarf den Gedanken sogleich wieder, denn er wußte, daß unter den obwaltenden Verhältnissen Tschtan von Rogowo ihr mit verdoppeltem Eifer nachstellen werde. Wer konnte wissen, welcher von beiden, der Tschtan oder der Wilk, der Stärkere bleiben würde; jedenfalls würden Unruhen, Streitigkeiten und ernstliche Kämpfe Platz greifen, unter welchen nicht nur Sgorschelitz, sondern auch die Söhne Sychs, besonders aber das Mädchen zu leiden haben würden. Den Wilks würde es leichter fallen, die ihrer Obhut anvertrauten Güter und die drei Söhne Sychs zu behüten, während das Mädchen selbst bei dem reichen Abt besser untergebracht war, als in der Nähe dieser Streit-

hähne. Matschko glaubte nicht, daß die Nachforschungen nach Danuscha von Erfolg sein würden; er gab die Hoffnung nicht auf, daß Sbyschko, einmal verwitwet, sich zu Jagienka hingezogen fühlen werde.

„Hej! starker Gott!“ dachte er bei sich. „Wenn Sbyschko als Gutsherr von Spychow Jagienka nehmen wollte, und mit ihr Motschydoly und alles das, was der Abt ihr hinterläßt, dann opferte ich freudig einen Stein Wachs zu Altarkerzen.“

Unter diesen und ähnlichen Gedanken war ihm der Weg von Brschosowo nach Bogdaniez sehr kurz geworden. Trotzdem war es schon spät in der Nacht, als er in den Hof ritt. Er war nicht wenig erstaunt, als er die Fenster noch hell erleuchtet fand. Die Knechte schliefen auch noch nicht, denn kaum war er auf dem Hofe angekommen, als schon der Stallknecht herzugesprungen kam, und während er dem Herrn das Pferd abnahm, meldete:

„Der junge Herr von Sgorscheliz ist mit dem Böhmen angekommen.“

Matschko war sehr erstaunt über diesen Besuch. Es war verabredet worden, daß Jagienka in aller Frühe am anderen Morgen eintreffen sollte, um gemeinschaftlich mit ihm die weite Reise anzutreten. Warum war nun Jaschko noch so spät angekommen? Es muß in Sgorscheliz etwas geschehen sein, dachte der alte Ritter beunruhigt.

In der Stube sah der Eintretende zuerst das mit kienigen Scheiten unterhaltene Kaminfeuer hell lodern und knisternd Funken sprühen. Ueber dem Tische brannten, von eisernen Klammern festgehalten, zwei Fackeln, in deren hellem Schein er den Jaschko von Sgorscheliz, den Böhmen Hlawa und noch einen Knaben mit roten Wangen sitzen sah.

„Wie geht es Dir, Jaschko? Was ist es denn mit Jagienka?“ frug der alte Edelmann.

„Jagienka entbietet Euch einen Gruß,“ sprach der Knabe, indem er ihm die Hand küßte. „Sie läßt Euch sagen, sie sei anderen Sinnes geworden, sie zieht vor, daheim zu bleiben.“

„Mein Gott! Was fällt ihr denn ein? Was ist denn geschehen?“ frug Matschko etwas ungehalten, während doch die Besorgnis aus dem Ton seiner Stimme klang.

Der Knabe schlug seine blauen Augen auf und lachte.

„Was giebt es zu lachen?“ schalt der alte Ritter.

In diesem Augenblick brachen auch der Böhme und der

andere Knappe in ein halb unterdrücktes Lachen aus, während der angebliche junge Herr von Sgorschelitz lustig ausrief:

„Da seht Ihr's doch! Wer sollte mich wohl erkennen, wenn selbst Ihr mich für meinen Bruder haltet.“

Da erst betrachtete Matschko die zierliche Gestalt näher.

„Im Namen des Vaters und des Sohnes!“ rief er. „Das ist der reine Faschingsspaß! Was treibt Dich Schelm denn hierher, was?“

„Mich? Was? . . . Nun, ich denke, wer verreisen will, muß früh aufstehen.“

„Du solltest doch erst morgen mit Tagesanbruch hierherkommen.“

„Damit alle Menschen mich sehen, nicht wahr? — Das wäre so etwas! Morgen wird man in Sgorschelitz denken, ich sei in Bogdaniez zu Gaste, übermorgen erst werden sie gewahr werden, daß ich ganz fort bin. Die Siezichowa und Jaschko wissen es, aber der Junge hat mir auf Ritterehre versprochen, daß er es erst dann sagen wird, wenn man anfangen wird, mich zu suchen. Also Ihr habt mich nicht erkannt?“

Jetzt lachte auch Matschko.

„Laß Dich noch einmal betrachten,“ sagte er. Hej! Du bist ein ganz schmucker Junge, noch dazu einer, von dem man Nachkommenschaft erwarten kann! Nimm Dich in acht, Mädel, daß ich mich nicht in Dich verliebe.“

Er drohte ihr lachend mit dem Finger, während er sie wohlgefällig betrachtete. Und — in der That, man konnte sich kaum einen schmuckeren Knappen vorstellen, als Jagienka es war. Sie trug ein Netz von roter Seide, in welchem ihr blondes Haar steckte, einen grünen Oberrock von feinem Tuch, die Höschen, an den Hüften bauschig, schmiegten sich weiter unten eng an die Beine an. Das eine Hosenbein hatte die rote Farbe des Netzes, das andere war der Länge nach gestreift. Mit dem kostbaren Dolchschwert an der Seite und dem frischen, lachenden Gesicht sah Jagienka so bildhübsch aus, daß man den Blick nicht von ihr losreißen konnte.

„Was bist Du nun eigentlich?“ sprach der alte Matschko sehr frohgelaunt. „Bist Du ein junges Herrchen oder eine wunderliebliche Blume, oder eine verzauberte Prinzessin?“ Darauf wandte er sich an den zweiten Knappen.

„Und der hier? Ist der etwa auch ein verkleidetes Frauenzimmer?“

„Nun freilich!“ rief Jagienka lachend. „Das ist ja die Tochter der Siezieсhowa! — Es wäre doch nicht schicklich, wenn ich ganz allein mit Euch Mannsleuten reiste, darum habe ich die Anulka (Anna Siezieсhowa) mit mir genommen. Man fühlt sich zu zweien mutiger, und ich habe eine Stütze und eine Dienerin an ihr. Sie wird auch von niemandem erkannt werden.“

„Da haben wir den Braten! Eine war zu wenig, daher müssen zwei kommen,“ sagte Matschko halb im Scherz, halb ärgerlich.

„Ach, treibt doch keinen Scherz,“ bat Jagienka.

„Mir ist durchaus nicht scherzhaft zu Mute,“ sprach der alte Herr. „Man wird Euch beide am Tage als Weiber erkennen.“

„Aber warum denn?“

„Weil Du X-Beine hast und sie auch.“

„Ach, laßt uns doch in Frieden! . . .“

„Ja, ja, ich will ja, denn es ist leider zu spät zum Aufschub der Reise. Aber es ist die Frage, ob Tschtan und Wilk das thun werden. Weißt Du, Hornisse, woher ich eben komme? Aus Brschosowo.“

„Ach, du lieber Gott, ist das wahr?“

„Ja, es ist wahr! Ebenso ist es wahr, daß die beiden Wilk, Vater und Sohn, Bogdaniez und Sgorschheliz vor den Ueberfällen Tschtans von Rogowo schützen und darauf achten werden, daß wir während unserer Abwesenheit keinen Schaden erleiden. Nicht wahr! Es ist ein Leichtes, einen Feind vor die Klinge zu fordern und ihn zu schlagen; einen Feind aber zum Behüter und Schützer der eigenen Güter zu gewinnen, das versteht nicht jeder Flegel.“

Und Matschko erzählte ausführlich den Verlauf und das Resultat seines Besuchs in Brschosowo und Jagienka lauschte verwundert auf jedes Wort des alten Freundes. Als er geendet hatte, sagte sie:

„Gott hat Euch mit List und Redekunst reich ausgestattet; Ihr versteht das durchzusetzen, was Ihr wollt.“

Doch Matschko schüttelte betrübt das alte Haupt, indem er klagte:

„Ei, Mädchen, wenn ich alles durchzusetzen vermöchte, was ich will, dann wärest Du längst die Herrin von Bogdaniez!“

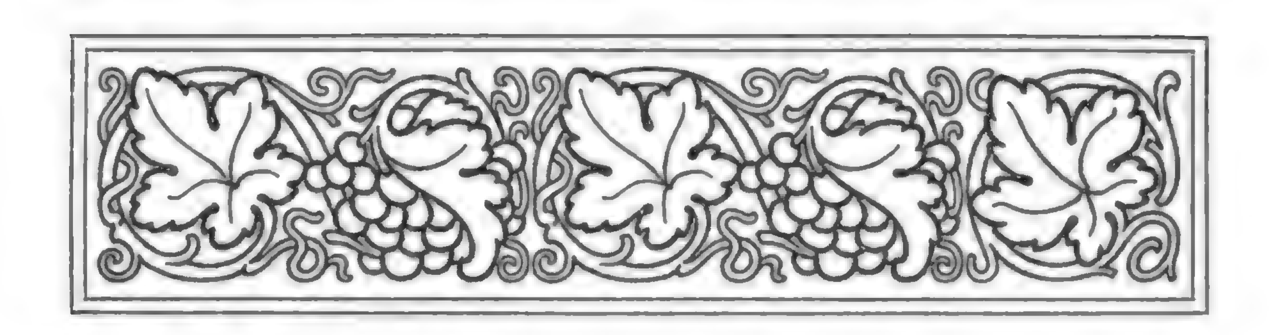
Jagienka schlug die blauen Augen zu ihm auf und sah

ihn forschend an. Dann beugte sie sich herab und küßte die Hand des Alten.

„Was willst Du noch?“ frug er.

„Nichts!“ antwortete Jagienka; „ich wollte Euch nur gute Nacht wünschen, denn morgen müssen wir früh aufstehen.“

Sie gab ihrer Dienerin einen Wink und ging hinaus. Gleich darauf führte Matschko den Böhmen in den Alkoven, wo sich beide auf die Lager von Bisonfellen ausstreckten und bald fest eingeschlafen waren.



10. Kapitel.

Nach der durch die Kreuzritter in Sieradz im Jahre 1331 mit Feuer und Schwert angerichteten Verwüstung hatte Kasimiersch der Große von Polen die dem Erdboden gleich gemachte Stadt wieder aufgebaut. Aber sie glich in ihrem Aussehen noch lange nicht anderen Städten des Königreichs, denn ihre Häuser und Straßen entbehrten des schmucken und gefälligen Aussehens, welches allein der Wohlstand ihrer Bewohner denselben zu verleihen vermag. Jagienka aber, welche nicht weiter in die Welt gekommen war, wie von Sgorscheliz nach Krscheschnia, war außer sich vor Staunen beim Anblick der Mauern und Türme der Stadt. Insbesondere bewunderte sie das Rathaus und die Kirchen, da das hölzerne Kirchlein in Krscheschnia über alle Begriffe einfach und bescheiden war. Im ersten Augenblick war sie so verwirrt, daß sie nicht laut zu sprechen wagte und den alten Matschko nur mit gedämpfter Stimme über alle die Wunderdinge ausfrug, die hier ihre Augen berückten. Als aber der alte Ritter ihr sagte, daß der Glanz dieses Städtchens sich zu der Hauptstadt Krakau ungefähr verhielt, wie der Glanz der Sterne zur Sonne, da schien es ihr unmöglich, denn eine schönere Stadt als diese hier konnte es in der ganzen Welt nicht geben.

Im Kloster empfing sie noch derselbe alte Prior, welcher dem jungen Ritter Sbyschko erzählt hatte, wie er als Kind die Zerstörung der Stadt mit angesehen hatte. Die Nachrichten, welche er ihnen über das Befinden des Abtes geben konnte, ver-

setzten sie in Betrübnis und große Sorge. Er hatte lange im Kloster gewohnt, vor etwa zwei Wochen aber war er abgereist, um seinen Freund, den Bischof von Plozk, zu besuchen. Er kränkelte noch immer. Am Morgen und den Tag über war er ganz vernünftig; aber wenn der Abend kam, verwirrte sich sein Verstand. Dann wurde er unruhig; er sprang auf, ließ sich seinen Panzer anlegen und ließ den Fürsten von Ratibor in die Schranken fordern. Die Kleriker und fahrenden Schüler mußten ihn mit Gewalt auf dem Lager festhalten, was nicht immer ohne große Anstrengung und Gefahr ablief. Vor zwei Wochen hatte es ihn hier nicht mehr gelitten; obgleich er noch sehr schwach war, hatte er doch befohlen, ihn nach Plozk zu bringen.

„Er meinte, daß er niemandem so vertraue, als dem Bischof von Plozk," so schloß der Prior. „Er wolle nur aus seiner Hand die Sakramente empfangen und bei ihm sein Testament niederlegen. Wir widersetzten uns seiner Abreise nach Möglichkeit, denn er war so schwach, daß wir fürchteten, er würde keine Wegstunde zurücklegen können; aber ihn zurückzuhalten war unmöglich. Die fahrenden Schüler polsterten den Wagen gut aus und brachten ihn hoffentlich glücklich nach Plozk."

„Ihr hättet es doch wohl erfahren, wenn er irgendwo in der Nähe gestorben wäre," entgegnete Matschko.

„O ja, das wäre uns nicht verborgen geblieben," versetzte der greise Prior. „Wir hoffen, daß er wenigstens glücklich bis nach Lentschyz gekommen sein wird. Was hinter jenem Ort passiert, davon bekommen wir meist nichts zu hören. Wenn Ihr ihm nachreisen wollt, dann werdet Ihr schon unterwegs etwas über seine Reise erfahren."

Matschko war recht bekümmert durch diesen Bericht des Priors. Er begab sich sogleich zu Jagienka, um mit ihr zu beraten, was nun zu thun blieb. Sie hatte von dem Böhmen bereits gehört, wohin der Abt sich begeben hatte. Als Matschko nun die Frage an sie richtete, was sie jetzt beginnen sollten, antwortete sie, ohne sich zu besinnen:

„Ihr müßt unbedingt nach Plozk aufbrechen, und ich gehe mit Euch."

„Nach Plozk, ja, wir müssen nach Plozk," echote das feine Stimmchen der Sieziechowa.

„Seht einmal, wie die Mädchen zu kommandieren verstehen," sprach der alte Ritter. „Gerade als ob man dorthin fliegen könnte."

„Ich kann doch aber nicht allein mit der Sieziechowa um-

kehren. Wenn ich nicht weiter mitreisen darf, dann hätte ich lieber daheim bleiben sollen. Glaubt Ihr etwa, daß die dort bei uns jetzt weniger erbittert aufeinander und auf uns sind, als früher?"

„O, die beiden Wilk werden Dich vor dem Tschtan schon beschützen," sagte Matschko.

„Ich fürchte ihren Schutz gerade so sehr, wie Tschtans Angriffe," versetzte Jagienka. „Aber thut doch nicht so, als wenn Ihr gegen meine Weiterreise so viel einzuwenden hättet — es ist Euch doch nicht ernst damit."

Und wirklich — es war von dem Alten nicht ernst gemeint, wenn er für die Heimkehr Jagienkas zu sein schien; er wünschte vielmehr sehr ihre Begleitung und mußte nun bei ihren Worten lächeln.

„Du glaubst Anspruch auf Verstand haben zu dürfen, weil Du die Weiberkleider abgelegt hast?" sprach er, ihr freundlich in die Augen blickend.

„Der Verstand hat seinen Sitz nirgends anders als im Kopfe," entgegnete Jagienka.

„Aber ich mache einen Umweg, wenn ich über Plozk gehe," versetzte Matschko.

„Der Böhme behauptet, daß dem nicht so ist," antwortete Jagienka. „Er behauptet sogar, daß der Weg über Plozk nach Marienburg der nähere ist, und setzte hinzu, daß durch die Fürstin Alexandra von Plozk viel von den Kreuzrittern zu erreichen sei. Sie genießt nämlich beim Orden ein großes Ansehen, und für den Fall, daß dem jungen Herrn — so sagt der Böhme — in Marienburg etwas Böses zugestoßen ist, dann ist sie, als Schwester des Königs, die einzige Person, die mit Erfolg für ihn eintreten kann."

„So wahr Gott lebt, — er hat recht!" rief Matschko. „Es ist im allgemeinen bekannt, daß die Fürstin von den Ordensrittern hochverehrt wird. Wenn wir von ihr einen Geleitsbrief erlangen könnten, dann dürften wir ungehindert in ganz Preußen umherreisen. Der Böhme hat recht; er ist kein dummer Kerl, sein Rat ist gut."

„Und wie gut!" rief die Sieziechowa begeistert, indem sie ihre blauen Augen aufschlug. Sie senkte aber sogleich wieder die Lider, denn der alte Ritter fuhr sie unwirsch an und verbat sich ihre Einmischung.

Matschko sah ein — es ließ sich nichts anderes thun, als beide Mädchen weiter mitzunehmen, und da er selbst im Stillen

ihre Begleitung wünschte, so verabschiedete er sich von dem greisen Prior schon am nächsten Morgen und begab sich auf die Weiterreise, welche ziemlich langsam von statten ging, weil das Tauwetter noch immer anhielt und Wege und Stege von dem Schneewasser überschwemmt waren. Unterwegs zog er eifrig Erkundigungen über den Verbleib des Abtes ein. Es war leicht, seiner Spur zu folgen, denn er war in zahlreichen Pfarrhöfen, auf Gutshöfen, ja sogar in Gastwirtschaften eingekehrt und er hatte überall ein freundliches Andenken zurückgelassen, denn der freigebige Herr hatte mit vollen Händen Almosen gespendet, bald hier eine Summe zur Ausbesserung einer alten Kirche, bald da ein Kapital zur Anschaffung von Glocken niedergelegt, so daß Bettler und Pfarrer und die Armen der Dörfer, durch die er gekommen war, des freundlichen Gebers dankerfüllt gedachten. Man sagte überall, er sei wie ein guter Engel durch das Land gezogen, man betete um Erhaltung seines Lebens und seiner Gesundheit, denn nur zu schnell hatte sich die Kunde von dem Unfall, der ihn betroffen, verbreitet, man wußte, daß seine Gesundheit untergraben war, sein Verstand gelitten hatte. An manchen Orten hatte der gute Herr wegen eintretender Körperschwäche zwei bis drei Tage gerastet. Matschko hoffte ihn noch vor Plozk einzuholen, aber er wurde in seiner Berechnung getäuscht, denn die Reisenden wurden durch die ausgetretenen Wasser der Flüßchen Bsura und Ner aufgehalten, noch ehe sie Lentschyz erreicht hatten. Sie waren gezwungen, vier Tage lang in einer leeren Schenke zuzubringen, welche der Eigentümer wahrscheinlich aus Furcht vor der Ueberschwemmung verlassen hatte. Der Weg, welcher von dort nach der Stadt führte, war eine ganze Strecke lang in Sumpf und Wasser verschwunden, obgleich derselbe durch dicke Baumstämme bereits erhöht und passierbar gemacht worden war.

Der Knappe Matschkos, Wit mit Namen, welcher aus dieser Gegend stammte, hatte zwar von einem Pfade durch die Wälder gehört, der auch nach der Stadt führte, aber er wagte es nicht, sich als Führer anzubieten, denn er wußte aus seiner Kinderzeit, daß alte Leute erzählt hatten, wie böse Geister, besonders der mächtige Boruta, ihr Unwesen in den Sümpfen im Walde trieben, die Reisenden in die Sümpfe lockten und sie nur nach dem Opfer einer Seele vom Versinken erretteten. Die Schenke selbst stand in einem schlechten Ruf, und wenn auch die Menschen jener Zeit sich nicht auf Reisen begaben, ohne eine Menge Lebensmittel mitzunehmen, so wurde der alte

Matschko doch durch den langen Aufenthalt an diesem verrufenen Orte etwas beunruhigt.

Man hörte nachts ein Rennen und Lärmen auf dem Dache, zuweilen pochte es an die Thür. Jagienka und die Sieziechowa, welche sich in dem Alkoven neben der großen Stube ein Lager hergerichtet hatten, hörten im Dunkel der Nacht kleine Füßchen auf dem Bodenraum über ihren Köpfen herumtrippeln, ja selbst an den Wänden kletterte es herum. Doch das machte sie nicht furchtsam; sie waren von Sgorschelitz her daran gewöhnt, spukhafte Geräusche zu hören, die Sych als von hungrigen Gespenstern herrührend bezeichnete. Es waren die Hausgeister, welche er immer zu füttern befohlen hatte, die niemals den Menschen ein Leids thaten, wenn man ihrer nicht vergaß. Einmal aber nachts ertönte im nahen Dickicht ein dumpfes, unheilverkündendes Gebrüll und am nächsten Tage fand man die Spuren kolossaler Hufabdrücke in dem aufgeweichten Boden ganz in der Nähe des Hauses. Man konnte dieselben für die Hufabdrücke eines Auerochsen halten, aber Wit blieb dabei, der mächtige Boruta sei hier gewesen. Er behauptete, dieser Waldgeist wandle zwar in Menschengestalt einher, sogar in edelster Menschengestalt, „statt der Füße besitzt er aber Hufe und" sprach Wit geheimnisvoll, „er legt die Stiefeln, die er im Verkehr mit den Menschen trägt, aus Sparsamkeit ab, wenn er allein in den Sümpfen umherwatet." Matschko, welcher gehört hatte, daß man sich diesen mächtigsten der Waldgeister durch Verabreichung von Getränken geneigt machen könne, beriet lange mit Jagienka, ob es wohl sündhaft wäre, seine Freundschaft zu suchen.

„Ich möchte über Nacht eine mit Wein gefüllte Ochsenblase am Zaune aufhängen," sprach Matschko. „Wenn dieselbe morgen geleert ist, so wüßten wir wenigstens, daß er uns umkreist."

„Wenn wir damit nur nicht die Macht Gottes beleidigen," warf Jagienka ein. „Wir werden Gottes Segen nötig brauchen, wenn wir Sbyschko Rettung bringen sollen."

„Darum bange auch ich," sagte Matschko. „Aber ich denke — eine Blase voll Wein ist doch keine Seele. Ich will ja meine Seele nicht aufs Spiel setzen und eine Wenigkeit Wein macht doch nichts aus!"

Er beugte sich herab zu Jagienkas Ohr und fuhr im Flüsterton fort:

„Es ist doch etwas ganz alltägliches, daß ein Edelmann

dem anderen etwas vorsetzt, selbst wenn er der größte Kampfhahn ist — und, er soll ein Edelmann sein."

„Wer?" frug Jagienka.

„Ich will den unreinen Namen nicht nennen," antwortete der alte Ritter ebenso leise wie vorher.

An demselben Abend band er eine mit Wein gefüllte Ochsenblase, wie man sie zum Transportieren der Getränke benützte, eigenhändig an einen Zaunpfahl. — Am nächsten Morgen war diese vollständig geleert.

Als der Böhme davon hörte, lächelte er eigentümlich, doch niemand beachtete dieses Lächeln. Der alte Matschko aber freute sich; er hoffte, daß der mächtige Waldgeist ihnen nun nichts mehr in den Weg legen werde, wenn sie den Waldpfad suchen mußten.

Vor allem galt es zu untersuchen, ob, und wo ein Weg durch den Wald führte. Er konnte nur dort zu finden sein, wo der Boden mit Baumwurzeln und Gestrüpp durchwachsen und gegen die Gewalt des Wassers widerstandsfähiger war. Der Knappe Wit, welcher als Eingeborener hier am besten hätte raten und helfen können, schrie schon bei der ersten Aufforderung, den Weg zu suchen, aus vollem Halse: „Lieber lasse ich mich totschlagen, ehe ich das thue!" Man versuchte umsonst, ihn zu belehren, daß am Tage die bösen Geister keine Gewalt über den Menschen haben; er war nicht dazu zu bewegen. Schon wollte Matschko selbst gehen, da erbot sich Hlawa, welcher eine große Portion Dreistigkeit besaß, das Unternehmen zu wagen. Er steckte also ein Beil hinter den Gürtel, nahm einen mit Eisen beschlagenen Stock in die Hand und ging davon.

Das geschah am frühen Morgen. Man hoffte, ihn gegen Mittag wiederzusehen und man wurde unruhig, als er auch am Nachmittage nicht wieder kam. Wit winkte nur mit der Hand, als wollte er sagen: „Der kommt nicht mehr zum Vorschein, und wenn — dann wehe uns — vielleicht in ein reißendes Tier verwandelt!"

Diese Worte des Knappen ängstigten alle. Matschko wurde sehr besorgt, Jagienka machte das Zeichen des Kreuzes nach dem Walde zu und die Sieziechowa bedeckte in Ermangelung einer Schürze die Augen mit den Fingern und weinte.

Endlich, zur Zeit des Abendgemelkes, als eben die Sonne im Begriff stand, unterzugehen, sah man die Gestalt des Böhmen am Waldrande auftauchen. Er kam nicht allein, sondern in

Begleitung einer menschlichen Gestalt, die er an einem Stricke führte oder vielmehr vor sich hertrieb. Man lief ihm entgegen und begrüßte ihn mit Ausrufen der Freude. Aber diese Rufe verstummten beim Anblick der Gestalt neben ihm, die klein, mit verkrümmten Händen, bärtig und von dunkler Gesichtsfarbe, in Wolfsfelle gehüllt, daherkam.

„Um Gotteswillen! Was für ein Ungetüm bringst Du uns denn?" frug Matschko, nachdem er sich ein wenig von seinem Schrecken erholt hatte.

„Das weiß ich selbst nicht," antwortete der Böhme. „Er sagt aus, daß er ein Kohlenbrenner, ein Mensch ist; ob er die Wahrheit sagt, weiß ich nicht!"

„O nein, das ist kein Mensch!" schrie der Knappe des Ritters Matschko.

Doch dieser gebot ihm Schweigen und nachdem er den Gefangenen Hlawas genau von allen Seiten betrachtet hatte, befahl er dem Fremden plötzlich: „Mache schnell das Zeichen des Kreuzes auf Deiner Stirn! . . ."

„Gelobt sei Jesus Christus!" rief der Gefangene, indem er sich schnell bekreuzte. — Darauf atmete er tief, sah mit vertrauensvollem Blick die Versammelten nacheinander an und wiederholte: „Gelobt sei Jesus Christus! Ich konnte ja auch nicht wissen, ob ich in christliche oder in Teufelshände geraten bin. O Jesu!"

„Fürchte nichts. Du bist bei Christen, welche gern eine heilige Messe hören. Wer bist Du?"

„Ich bin ein Kohlenbrenner, ein Häusler. Wir sind mit den Weibern und Kindern sieben in dem Häusel am Meiler," antwortete der Fremde.

„Wie weit ist das von hier?" frug Matschko wieder.

„Nicht ganz zehn Gewende weit."

„Auf welche Weise gelangt ihr nach der Stadt?"

„Wir haben einen eigenen Weg durch die Teufelsschlucht."

„Was? Teufelsschlucht? Bekreuze Dich noch einmal!" rief der alte Ritter.

Der Gefangene that, wie ihm befohlen worden.

„Gut!" sprach Matschko. „Kann ein Wagen auf diesem Wege fortgebracht werden?"

„Die Wege sind jetzt überall aufgeweicht, im Walde aber weniger wie im offenen Lande, und durch die Teufelsschlucht pfeift der Wind, der trocknet. Es wird nur schwer sein, den Wagen durch das Dickicht bis zu dem Häusel zu bringen; aber

ich hoffe, es wird gehen, wenn auch langsam, ich kenne den Wald genau."

„Möchtest Du uns für einen Heller oder für zwei durch den Wald führen?" frug der alte Ritter.

Der Kohlenbrenner erklärte sich gern bereit, nur bat er, dem Lohn von zwei Hellern noch einen Laib Brot zuzufügen. Denn wenn man im Walde auch nicht Hungers zu sterben brauchte, so hatten die Leute am Kohlenmeiler doch schon lange kein Stückchen Brot zu sehen bekommen. Man beschloß, am nächsten Morgen in der Frühe aufzubrechen, da es nicht ratsam war, während der Nacht den Wald zu betreten. Der Kohlenbrenner sprach auch von dem mächtigen Waldgeist Boruta; er erzählte, daß derselbe oft fürchterlich im Walde haust, aber dem gemeinen Manne keinen Schaden zufügt. Er ist nur neidisch auf andere Waldgeister, welche gern die Herrschaft im Lentschyzer Walde mit ihm teilen möchten, und diese hetzt er über Stock und Stein. Nur in der Nacht darf man ihm nicht in den Weg kommen, besonders wenn man betrunken ist. Am Tage, in nüchternem Zustande, hat man im Walde nichts zu fürchten.

„Du hast Dich aber doch gefürchtet?" sagte Matschko.

„Weil dieser Ritter mich mit solcher Gewalt gepackt hat, daß ich dachte, er sei kein Mensch."

Nun lachte Jagienka herzlich, weil sie alle den Kohlenbrenner für ein Waldungeheuer und der Kohlenbrenner sie für Teufel gehalten hatte. Die Sieziechowa leistete ihr bei diesem Lachen Gesellschaft, bis Matschko sich ärgerlich an die Dienerin wandte und sagte:

„Was bist Du für ein wetterwendisches Geschöpf! Noch sind Deine Augen nicht trocken von den Thränen, die Du dem Hlawa nachgeweint hast, und schon lachst Du wieder wie toll?"

Der Böhme blickte, durch diese Worte aufmerksam gemacht, in das rosige Gesicht der Dienerin, und da er wirklich noch Thränen an ihren Wimpern hängen sah, frug er:

„Also Ihr habt mir nachgeweint?"

„Ei, nicht doch!" entgegnete das Mädchen; „ich fürchtete mich nur sehr, das ist alles."

„Ihr seid doch aber von Adel und eine Adlige sollte sich der Furchtsamkeit schämen. Eure Herrin ist nicht furchtsam. Was sollte Euch wohl hier am hellen Tage mitten unter Menschen Uebles zustoßen?"

„Mir, nichts," antwortete sie, „aber Euch."

„Ihr habt mir doch aber eben erst gesagt, daß Eure Thränen nicht mir galten.“

„Nein, das war es auch nicht.“

„Warum weintet Ihr dann?“ frug Hlawa.

„Weil ich mich fürchtete,“ antwortete die Sieziechowa.

„Und jetzt? — fürchtet Ihr Euch jetzt auch noch?“

„Nein, jetzt nicht mehr, denn Ihr seid ja wieder da.“

Der Böhme lächelte, warf ihr einen dankbaren Blick zu und sagte:

„Ihr seid ein Schelm; man würde bis zum Morgen mit Euch streiten können und doch nicht fertig werden.“

Aber Hlawa wußte sehr gut, daß die Sieziechowa nichts weniger als schelmisch war; er hatte in diesen Tagen bemerkt, daß das Mädchen sich ihm von Tag zu Tag mehr zuneigte. Er selbst liebte Jagienka von ganzer Seele, aber er liebte sie, wie der Unterthan die Tochter seines Gebieters liebt, mit Ehrfurcht und Demut, hoffnungslos. Die Reisetage hatten ihn der Dienerin näher gebracht. Sie waren paarweise geritten — vornweg der Ritter Matschko mit Jagienka, Anula*) und er waren ihnen gefolgt und er hätte kein Mann von Fleisch und Blut sein müssen, wenn er ihre blauen Augen und die blonden Löckchen, die durchaus nicht in dem Netze bleiben wollten, sondern sich immer hervordrängten, sowie ihre schlanke und doch volle Gestalt, besonders aber die schönen, wie aus Erz gegossenen Füße nicht hätte bewundern sollen. Der böhmische Knappe hatte sich, während sie so nebeneinander herritten, nicht enthalten können, immer öfter die Reize des bildhübschen Knappen zu betrachten, der so sanft, so gehorsam und so fröhlich war, und oft schon hatte er im Stillen denken müssen, daß wohl der Teufel die Gestalt dieses Knappen angenommen haben müsse, um ihn zu bestricken und in Versuchung zu führen. Eigentümliche verworrene Gedanken kreuzten sich in seinem Kopfe und einmal, als sie bei den Saumpferden etwas zurückzubleiben genötigt waren, hatte er ganz plötzlich zu ihr gesagt:

„Wißt Ihr auch, daß ich neben Euch herreite, wie der Wolf neben dem Lamm?“

Da hatte sie gelacht, daß ihre weißen Zähne zwischen den Lippen glänzten, und sie hatte übermütig gesagt:

„Ihr hättet wohl Lust, mich aufzuessen?“

„Mit Haut, Haaren und Knöchelchen!“ hatte er darauf

*) Anula, Kosename der Sieziechowa.

geantwortet. Dabei hatte er sie so verliebt angesehen, daß sie tief errötete; dann waren sie verstummt, nur ihre Herzen hatten laut gepocht, — das seine vor Verlangen, das ihre in süßer, abweisender Angst.

Anfangs hatte das sinnliche Verlangen des Böhmen ein wirklich zärtliches Gefühl nicht in ihm aufkommen lassen; er hatte diesem Verlangen thatsächlich wider Willen Ausdruck gegeben, als er sagte: „Ich bin wie der Wolf, der neben dem Lamm herreitet." Erst heute gegen Abend war ihm beim Anblick ihrer feuchten Wimpern das Herz aufgegangen. Sie erschien ihm so gut, ihm so viel näher, liebenswerter, und da er selbst ein braver, ritterlicher Mensch war, so machte das Bewußtsein, daß Anula aus Angst um sein Leben Thränen vergossen hatte, ihn nicht stolz, sondern demütig und ehrfurchtsvoller in seinem Verhalten gegen sie. Die frühere Sorglosigkeit und Achtlosigkeit, mit der er seine Worte hingeworfen, hatte ihn plötzlich verlassen; er scherzte wohl noch beim Abendessen über ihre Furchtsamkeit, aber der Ton seiner Rede war ein anderer, er behandelte sie mit der Zuvorkommenheit eines Knappen dem adligen Mädchen gegenüber. Der alte Matschko bemerkte das auch, obgleich seine Gedanken schon bei der morgen stattfinden sollenden Wanderung durch den Wald weilten. Er lobte die feinen Sitten des Knappen, die derselbe, wie er meinte, nur bei Sbyschko gelernt haben konnte, als er mit dem jungen Ritter am masowischen Hofe geweilt hatte.

Dann wandte er sich an Jagienka und setzte hinzu:

„Ja, Sbyschko! . . . der weiß sich selbst am Königshofe zurechtzufinden."

Als nach dem Abendessen beim Auseinandergehen Hlawa zuerst Jagienkas Hand geküßt hatte, führte er auch die Hand der Sieziechowa an seine Lippen. Dabei sagte er artig und galant:

„Fürchtet nur nichts für mich, aber fürchtet auch nichts, wenn ich Euch begleite, denn ich lasse Euch kein Leid zufügen."

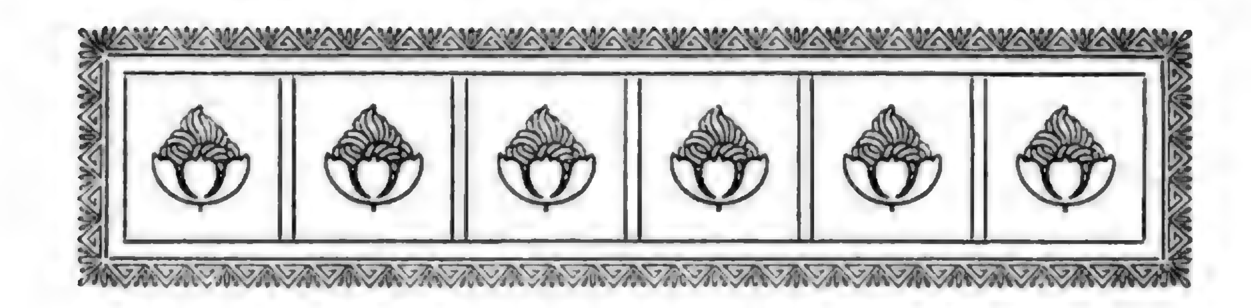
Darauf nahmen die Männer ihre Lagerstätten in der vorderen Stube ein, während für Jagienka und Anula in dem Alkoven ein großer Teppich über ein Heulager gebreitet worden war. Beide Mädchen lagen lange auf ihrem gemeinschaftlichen Lager, ehe sie einschlafen konnten; besonders aber war es die Sieziechowa, die sich unruhig hin- und herwälzte, bis Jagienka ihren Kopf dicht an das Ohr der Dienerin schob und ihr zuflüsterte: „Anula, mir scheint . . . Du hast diesen Böhmen sehr lieb . . . Ist es nicht so?"

Da die Frage unbeantwortet blieb, so flüsterte Jagienka weiter: „Ich kann das wohl begreifen ... Ich verstehe Dich ... sprich Dich aus!“

Aber die Sieziechowa blieb auch jetzt die Antwort schuldig. Sie drückte nur ihre Lippen auf die Wangen ihrer Herrin und küßte sie ein über das andere Mal.

Die Brust Jagienkas hob sich auch ein über das andere Mal unter schweren Seufzern, und sie flüsterte wieder, aber so leise, daß Anula kaum noch die Worte hörte:

„Ich kann es begreifen, ich verstehe es!“



II. Kapitel.

Einer nebligen, lauwarmen Nacht folgte ein trüber, windiger Tag. Auf Augenblicke hellte sich das Firmament auf, je nachdem der Wind das Gewölk auseinanderfegte oder zusammenballte. Matschko war samt seinen Begleitern, den Wagen und den Saumtieren mit dem ersten Morgengrauen aufgebrochen. Der Kohlenbrenner hatte erklärt, daß der Fußweg bis zum Kohlenmeiler und der Hütte stellenweise zu schmal sei, die Wagen darüber zu bringen, die Pferde dagegen überall einen bequemen Durchgang finden würden. Man mußte sich also entschließen, die Wagen zu zerlegen und ihre Bestandteile einzeln bis zum Kohlenmeiler zu transportieren, was dann auch mit den darauf befindlichen Gepäckstücken geschehen mußte. Obgleich das Fortkommen auf diese Weise ein sehr mühevolles war, so zogen die abgehärteten, an Strapazen gewöhnten Reisenden doch vor, sich diesen Mühen zu unterziehen, als unthätig das Ablaufen und Eintrocknen des Wassers hier in der verlassenen Schenke abzuwarten. Man machte sich daher freudigen Mutes auf den Weg, und selbst der furchtsame Wit hatte sich an den Anblick des Kohlenbrenners gewöhnt.

Gleich hinter der Schenke betraten die Reisenden den Hochwald; es befand sich hier kein Unterholz, so daß die Wagen ohne zu große Schwierigkeit zwischen den Bäumen hindurchgebracht werden konnten. Von Zeit zu Zeit legte sich der Wind, als wolle er neue Kräfte zum Ansturm gegen die Kronen der himmelanstrebenden Fichten sammeln, die er schon im nächsten

Augenblick wieder rüttelte, niederbog, verschränkte und durcheinanderpeitschte, als wolle er sie dem Verderben weihen. War ein solcher Ansturm vorüber, dann sauste, brauste und donnerte der Wald noch nach, wie im Zorn über den Unhold, der ihn so gewaltig in Bewegung setzte. Dann wieder verdunkelten plötzlich schwere Wolkenmassen das Tageslicht, ein kalter, mit kleinen Eisstückchen vermischter Sprühregen fiel hernieder und schnitt in die unbedeckten Gesichter, daß sie schmerzten. Der Knappe des alten Ritters verlor wieder den Mut; er rief ein über das andere Mal, die bösen Geister hätten sich verschworen; sie wollten ihnen den Eintritt in ihr Gebiet wehren. Aber niemand wollte seine Warnrufe hören, selbst die so furchtsame Anula ließ sich durch dieselben nicht mehr schrecken, besonders da der Böhme dicht neben ihr ritt und so herausfordernd vor sich blickte, als wollte er den Kampf mit dem obersten der Waldgeister selbst aufnehmen.

Dem Hochwalde schloß sich jedoch bald eine mit Gestrüpp durchwachsene Waldstrecke an, welche in ein vollständiges Dickicht überging. Hier mußten die Wagen zerlegt werden. Das geschah mit großer Leichtigkeit und Schnelligkeit. Man befand sich etwa nur noch drei Gewende weit von dem Kohlenmeiler entfernt, die rüstigen Troßbuben Matschkos trugen die Vorderwagen, Deichseln und Räder auf ihren Schultern durch das Dickicht, dann holten sie die Gepäckstücke, Mundvorräte und was sonst noch zurückgeblieben war, nach. Gegen Abend war der Transport beendet, die Reisenden befanden sich in der Hütte der Kohlenbrenner, welche sie sehr gastfreundlich empfingen. Man versicherte Matschko, daß die Teufelsschlucht entlang ein befahrbarer Weg bis zur Stadt führte. Diese Menschen, die zwar in der Einöde, in welcher sie sich eingelebt hatten, sehr selten einmal Brot und Mehl zu sehen bekamen, lebten dennoch nicht ganz schlecht; sie nährten sich meist mit dem geräucherten Fleisch der von ihnen erlegten Tiere, namentlich mit geräucherten Peiskern, von denen es in den Sümpfen hier wimmelte. Sie bewirteten ihre Gäste freigebig damit, streckten aber gierig ihre Hände nach den Kuchen aus Brotteig aus, welche diese ihnen für ihre Rauchwaren boten. Die Weiber und Kinder sahen ebenso verräuchert und schwarz aus wie die Männer, unter denen sich ein Greis befand, der über hundert Jahre alt war und die Metzelei mit erlebt hatte, welche die Kreuzritter im Jahre 1331 auch in Lentschyz verübt hatten. Die ganze Stadt war damals zerstört worden. Obgleich die Erzählung des Alten

derjenigen des Priors in Sieradz fast auf ein Haar glich, so hörten Matschko, der Böhme und die beiden Mädchen ihm doch aufmerksam zu. Während er erzählte, stocherte und wühlte er mit einem eisernen Stabe im Feuer herum, als wollte er die Erinnerungen und alle die gräßlichen Eindrücke aus früheren Zeiten darin aufwühlen. Ja, genau wie in Sieradz hatten die Kreuzritter hier gehaust. Sie hatten weder Greise noch Kinder, noch Kirchen und Geistlichkeit geschont. Ueberall, allüberall waren die Spuren der mörderischen Eroberer zu finden! Die Gedanken Jagienkas und Matschkos flogen unaufhörlich hinüber zu Sbyschko, der eben jetzt sozusagen im Wolfsrachen, mitten zwischen diesem kriegerischen Geschlecht steckte, das weder die Pflichten der Gastfreundschaft, noch Barmherzigkeit übte. Auch der Sieziechowa sank der Mut, wenn sie daran dachte, daß die Jagd hinter dem Abte her sie möglicherweise bis in das Gebiet dieser grausamen Menschen führen könnte....

Zuletzt begann der Greis von der Schlacht bei Plowze zu erzählen, welche den Einfällen der Kreuzritter endlich ein Ende gemacht hatte. Auch der Erzähler hatte an dem Kampfe teilgenommen; er war als Troßbube einer bäuerlichen Abordnung, den Dreschflegel als einzige Waffe in der Hand, mit in die Schlacht gezogen. Es war dies die Schlacht, in welcher das Geschlecht derer „vom Hagel" bis auf den Einen, den ehrenvollen Tod gefunden hatte. Matschko kannte den Verlauf der Schlacht genau, trotzdem lauschte er der Schilderung des Alten, als höre er heute zum erstenmale davon.

„Ha! ich denke noch daran," sprach der alte Mann; „sie fielen wie gemähtes Getreide unter den Streichen der polnischen Ritter und des Königs Lokietek! Das war eine Schlacht! Anu! Wenn ich die Augen schließe, habe ich noch das ganze Feld vor mir....."

Er schloß die Augen und verstummte. Seine Hand aber bewegte den Stock, mit welchem er in dem Feuer stocherte, unaufhörlich, bis endlich Jagienka, die ihre Ungeduld nicht länger bemeistern konnte, frug:

„Wie war das? Sprecht doch!"

„Wie das war?" wiederholte der Greis. „Ich habe das Schlachtfeld so deutlich vor Augen wie damals. Es befand sich Gestrüppe darauf, rechts ein Wassertümpel, ein kleines Roggenfeld, nur ein Fetzen Land. Nach der Schlacht aber war nichts mehr von allem zu sehen, weder das Gestrüpp, noch der Tümpel, noch das Roggenfeld; da, wo das alles gewesen, lagen überall

Eisenstücke, überall Schwerter, Beile, Lanzen und andere kostbare Waffenstücke, eins auf und über dem anderen, als hätte jemand dieses Stück Erde absichtlich damit bedeckt ... Niemals vorher und niemals nachher habe ich so viel erschlagene Männer und solche Ströme Blutes gesehen ..."

Ritter Matschkos Herz labte sich förmlich an der Erinnerung dieser Dinge, er sprach:

„Es ist wahr! Gott ist barmherzig! Die Kreuzritter sind damals wie eine Feuersbrunst oder wie die Pest über dieses Königreich dahin gezogen. Sie haben nicht nur Sieradz und Lentschyz, sondern noch viele andere Städte zu Grunde gerichtet. Aber unser Volk ist ein kerniges Volk und unbezwinglich zähe. Die Kreuzritter haben sich an uns den Magen verdorben und die Zähne ausgebissen ... Seht! Der König Kasimiersch hat die Städte Sieradz und Lentschyz besser und schöner aufgebaut, als sie je dagestanden, und die Märkte und Landtage werden daselbst nach wie vor abgehalten, während die Kreuzritter bei Plowze liegen und faulen. Gäbe Gott allen Feinden ein solches Ende!"

Als der alte Kohlenbrenner diese Worte hörte, nickte er zuerst zustimmend mit dem Kopfe, dann aber sagte er:

„Es heißt — sie liegen und faulen gar nicht mehr dort. Der König hatte uns, das heißt dem Fußvolk, befohlen, Gräben zu graben, und die Bauern aus der Umgegend kamen, uns dabei zu helfen. Wir legten die toten Deutschen dort hinein und deckten sie gehörig mit Erde zu, damit nicht ansteckende Krankheiten entstehen sollten, aber sie sind dort nicht liegen geblieben."

„Was soll das heißen?" frug Matschko. „Was ist mit ihnen geschehen?"

„Ich selbst habe es nicht gesehen," sprach der Greis weiter; „nur erzählen hörte ich davon. Es soll sich nach der Schlacht ein schreckliches Unwetter erhoben haben, welches zwölf Wochen lang anhielt, aber nur des Nachts. Am Tage schien die Sonne wie sonst; in der Nacht aber tobte der Sturm, daß einem die Haare zu Berge standen. Die Teufel kamen in ganzen Schwärmen, drehten sich in der Luft herum, jeder mit einer Mistgabel in den Händen. Sobald einer in die Nähe der Gräber kam, in denen die Deutschen lagen, stach er mit der Gabel in die Erde, holte sich damit einen Kreuzritter aus dem Grabe und fuhr mit ihm zur Hölle. Die Menschen in Plowze hörten ein Gelärme und ein Heulen, als wie von ganzen Herden Hunden, aber sie konnten nicht dahinter kommen,

waren es die Toten, die aus Angst, oder die Teufel, die aus Freude dieses Geheul anstimmten. Das währte so lange, bis die Geistlichkeit die Gräber eingesegnet hatte und bis zu Neujahr die Erde so hart gefroren war, daß die Gabeln nicht mehr durchdringen konnten."

Hier hielt er inne; nach einer Weile setzte er hinzu:

„Gäbe Gott, daß das Ende immer ein solches wäre, wie Ihr es sagtet, Herr Ritter. Wenn ich es auch nicht mehr erlebe, so doch diese beiden Knappen hier; — aber ihre Augen werden das nicht schauen, was die meinigen gesehen haben."

Während er das sagte, betrachtete er Jagienka und die Sieziechowa aufmerksam und bewunderte kopfschüttelnd ihre schönen Gesichter.

„Wie der rote Mohn im Kornfelde," sagte er. „So etwas habe ich noch nicht gesehen."

Auf diese Weise hatten sie bis tief in die Nacht geplaudert, dann legten sie sich zur Ruhe und schliefen bis zum Morgen weich auf Moos gebettet, warm mit Fellen zugedeckt. Sie erhoben sich neugestärkt und setzten ihre Reise fort, als der Tag schon vollständig angebrochen war.

Der Weg längs der Teufelsschlucht war zwar nicht bequem, aber auch nicht zu schwer zu passieren. So konnten sie gegen Abend schon das Schloß von Lentschyz sehen. Die Stadt war kaum erst neu aus der Asche erstanden; sie war aus roten Ziegeln, zum Teil sogar aus Steinen aufgebaut, von hohen Mauern mit Schutztürmen umgeben, und ihre Kirchen waren noch prächtiger, als diejenigen in Sieradz. Bei den Dominikanern erhielten sie sichere und gute Kunde über den Abt. Er fühlte sich wohler und hatte die Hoffnung ausgesprochen, daß er noch einmal ganz genesen werde. Vor ein paar Tagen war er weiter gereist. Es lag Matschko nicht mehr viel daran, ihn einzuholen; sein Beschluß, die beiden Mädchen bis nach Plozk zu bringen, stand ohnehin fest. Der Abt hätte sie ja auch dorthin mitgenommen. Aber eine andere Nachricht machte ihn umsomehr besorgt, da ihm viel daran lag, Sbyschko sobald als möglich zu erreichen. Die Flüsse waren nämlich aus ihren Ufern getreten und hatten alle Wege so hoch überschwemmt, daß an ein Fortsetzen der Reise gar nicht gedacht werden konnte. Die Dominikaner gewährten dem Ritter mit dem ansehnlichen Gefolge, der, wie er sagte, zu dem Fürsten Siemowit reiste, bereitwilligst Gastfreundschaft. Bei der Abreise schenkten sie dem alten Ritter ein Täfelchen von Olivenholz, auf welchem in lateinischer

Schrift ein Gebet zum Erzengel Rafael, dem Schutzpatron der Reisenden stand.

Der unfreiwillige Aufenthalt in Lentschyz hatte zwei Wochen gedauert. Bei dieser Gelegenheit hatte ein Knappe des dortigen Schloßhauptmanns entdeckt, daß die beiden Knappen des durchreisenden Ritters verkleidete Mädchen waren und sich auf der Stelle in Jagienka verliebt. Der Böhme wollte den jungen Burschen sogleich zum Zweikampf auf festgestampfter Erde fordern, doch Matschko riet ihm davon ab, da die Entdeckung am Abend vor der Abreise gemacht worden war.

Der Wind hatte die Wege nach Plozk zu schon etwas getrocknet, und wenn auch zuweilen noch feuchte Niederschläge erfolgten, so waren sie nur von kurzer Dauer, während der Wind warm und anhaltend wehte. Es war vollständig Frühling geworden. In den Wasserfurchen blinkte das angesammelte Wasser und von den Ackerbeeten her trug der Wind einen kräftigen Erdgeruch herüber. Die Sümpfe begannen sich mit Entenkraut zu bedecken, in den Wäldern waren die ersten Waldviolen aufgeblüht und zwischen den Aesten der Sträucher zwitscherten Grasmücken fröhlich ihr Liedchen. Auch den Reisenden ward fröhlich und hoffnungsfroh zu Mute, da die Reise glücklich von statten ging und sie nach sechzehn Tagen vor den Thoren der Stadt Plozk anlangten.

Aber es war Nacht, als sie dort ankamen, und das Thor geschlossen, so daß sie bei einem Leinweber außerhalb der Stadtmauer übernachten mußten. Die Mädchen, welche übernächtig und sehr ermüdet waren, schliefen fest bis in den hellen Tag hinein. Matschko, welchem keine Strapaze etwas anhaben konnte, mochte sie nicht wecken, aber er selbst betrat beim Oeffnen des Thores die Straßen der Stadt, fand leicht den Weg zum Dom und bischöflichen Wohnsitz. Das Erste, was er hier in Erfahrung brachte, war, daß vor etwa acht Tagen der Abt gestorben war.

Ja, er war vor einer Woche gestorben, aber nach der damals herrschenden Sitte waren die Seelenmessen und Totengebete am Sarge abgehalten worden, das Begräbnis sollte heute stattfinden und nach demselben gleich die Gedächtnisgebete und das letzte Totenmahl für den Verstorbenen abgehalten werden.

Matschko nahm sich vor lauter Betrübnis nicht einmal Zeit, sich ein wenig in der Stadt umzusehen, — er hatte sie bereits früher flüchtig gesehen, denn er war hier durchgekommen, als er mit dem Briefe der Fürstin Alexandra zum Großmeister gereist war, — sondern er kehrte so schnell als möglich zu

seinem Nachtquartier zurück. Unterwegs mußte er immerfort nur denken:

„Ha, er ist gestorben! Ewiger Frieden sei seiner Seele! Aber was in aller Welt fange ich jetzt mit den beiden Mädchen an?"

Er überlegte, was wohl das Beste sein möchte — sie bei der Fürstin Alexandra lassen, sie zur Fürstin Danuta bringen, oder noch besser, sie in Spychow einquartieren? Schon oft war ihm unterwegs der Gedanke gekommen, daß es ganz gut sein könnte, Jagienka in Sbyschkos Nähe zu bringen, für den Fall, daß Danuscha nicht mehr leben sollte. Der alte Ritter zweifelte nicht, daß Sbyschko den Verlust seiner über alles Geliebten lange und tief betrauern werde, aber er zweifelte auch nicht, daß ein Mädchen wie Jagienka ihn zu trösten wissen werde. Aus diesem Grunde war er längst entschlossen, im Falle des Todes des Abtes Jagienka nirgends hin zu schicken, besonders da er fest glaubte, daß Danuscha für immer verschollen bleiben werde. Aber da er doch etwas habgierig war, so beunruhigte ihn der Gedanke an das Testament des Abtes. Der Abt war zwar im Zorne von ihnen gegangen und hatte gedroht, ihnen nichts zu hinterlassen. Wie aber, wenn Reue und Mitleid ihn noch vor seinem Tode anderen Sinnes gemacht hatten? Daß er seinem Patenkinde etwas verschrieben hatte, das stand fest, und durch Jagienka konnte die Erbschaft an Sbyschko kommen. Auf Augenblicke packte ihn die Lust, auch in Plozk zu bleiben; die Neugier trieb ihn, dem Testament nachzuforschen und sich der Angelegenheit Jagienkas anzunehmen, aber er wies die Versuchung von sich, indem er sich sagte: „Wie sollte ich hier ruhig nach Geld und Gut jagen, während mein lieber Junge vielleicht in irgend einem Kreuzritterlichen Verließ die Arme flehend nach mir ausstreckt und um Hilfe schreit?" — Es gab einen Ausweg und das war — Jagienka unter dem Schutze der Fürstin und des Abtes zurücklassen und beide zu bitten, sich der Sache des Mädchens anzunehmen und nicht zu dulden, daß ihr von dem Nachlasse des Abtes etwas verloren gehe.

Aber auch das wollte dem Alten wenig gefallen, denn — sagte er sich — das Mädchen hat ohnedies eine große Mitgift. Wenn sie nun noch den Abt beerbt, wird irgend ein hochgeborener Masure sie zum Weibe begehren und Jagienka wird nicht widerstehen können; hat doch ihr Vater selbst erzählt, daß sie feurig wie eine glühende Kohle sei. Und der alte Ritter erschrak sehr, als er sich auf diesem Gedanken ertappte, denn auf diese Weise

konnte Sbyschko beider verlustig werden, Danuschas und Jagienkas; das aber mußte auf jeden Fall verhindert werden.

Er soll diejenige haben, die Gott ihm bestimmt hat, aber eine muß er haben.

So beschloß Matschko denn, vor allem an die Rettung Sbyschkos zu denken und Jagienka lieber in Spychow oder bei der Fürstin Danuta zurückzulassen, wenn eine Trennung von ihr notwendig wurde, da der Hofhalt hier in Plozk viel glänzender und reicher an schönen Rittern war, als derjenige der Fürstin Danuta in Tschiechanow.

Unter der Last solcher Gedanken schritt er schnellen Schrittes dem Hause des Leinwebers zu, um Jagienka die Neuigkeit vom Tode des Abtes mitzuteilen. Er wollte es ihr nicht plötzlich sagen, damit ein plötzlicher Schreck ihrer Gesundheit keinen Schaden brachte. Als er das Haus betrat, fand er beide Mädchen schon geschmückt und fröhlich wie die Bachstelzen. Matschko setzte sich auf einen Schemel, befahl den Gesellen des Leinwebers, ihm eine Schüssel Warmbier zu reichen, darauf legte er sein ohnedies runzliches Gesicht in noch tiefere Falten und sprach zu Jagienka gewendet:

„Hörst Du die Glocken läuten? Rate einmal, warum sie geläutet werden, da doch heute nicht Sonntag ist und Du die Frühmesse verschlafen hast. Hättest Du nicht Lust, den Abt wiederzusehen?"

„Freilich will ich das," sagte Jagienka.

„Nun, Du wirst noch lange auf ein Wiedersehen mit ihm warten müssen," sprach Matschko weiter.

„Was ist denn? Ist er schon wieder abgereist?" frug das Mädchen ungeduldig.

„Ja, er ist abgereist!" sprach Matschko mit Betonung. „Hörst Du nicht die Glocken läuten?"

„Er ist gestorben?" rief Jagienka.

„Bete für seiner Seele Heil!"

Die Mädchen knieten nieder und begannen mit ihren glockenreinen Stimmchen laut zu beten, während Thränenströme über Jagienkas Wangen liefen, denn sie hatte den Abt sehr geliebt. Wenn derselbe auch im Verkehr mit den Menschen heftig und aufbrausend war, so beging er doch nie ein Unrecht, teilte mit vollen Händen Almosen aus und war besonders seinem Patenkinde zugethan gewesen, wie einer eigenen Tochter. Das alles sagte Jagienka sich jetzt, während selbst Matschko bei dem Gedanken daran, daß der Abt sein und Sbyschkos Verwandter

war, ein paar Thränen vergoß. Nachdem alle auf diese Weise dem Toten den Tribut der Liebe dargebracht und einen Teil ihres Leides vom Herzen heruntergeweint hatten, begab Matschko sich mit beiden Mädchen und dem Böhmen zu den Begräbnisfeierlichkeiten in den Dom.

Das Leichenbegängnis war prächtig. Den Zug führte der Bischof Jakob von Kurdwanow selbst, die gesamte weltliche und Ordensgeistlichkeit, Mönche aller Konvente, die ihren Sitz in Plozk hatten, gaben dem Toten das letzte Geleit, die Glocken aller Kirchen wurden geläutet, Reden wurden gehalten, von denen außer der Geistlichkeit niemand etwas verstand, weil sie in lateinischer Sprache gesprochen wurden, darauf kehrten alle, Zivilpersonen und Geistliche, in die bischöfliche Wohnung zurück, um das Gastmahl einzunehmen.

Auch Matschko begab sich mit seinen beiden jungen Knappen dorthin, weil er als Verwandter des Abtes und Bekannter des Bischofs ein Recht dazu hatte. Der Bischof empfing ihn freundlich und zeichnete ihn als Verwandten des Verstorbenen ganz besonders aus. Er sagte ihm gleich nach der Begrüßung, daß im Testament die vom Wappen „derer vom Hagel“ in Bogdaniez einen Wald zugeschrieben erhalten hatten, während der ganze Rest des Nachlasses, ein paar Legate an Klöster und an die Abtei des Verstorbenen ausgenommen, dem Patenkinde des Abtes, einer gewissen Jagienka von Sgorscheliz, zufalle.

Matschko, welcher nichts zu erben erwartet hatte, freute sich auch über diesen Zuwachs, indes Jagienka beim Nennen ihres Namens, sich ganz vergessend, ausrief:

„Gott lohne es ihm! Aber mir wäre es lieber, wenn er noch lebte!“

Glücklicherweise hatte der Bischof sie nicht gehört. Matschko aber wandte sich zornig nach ihr um und gebot ihr Stillschweigen, indem er sagte:

„Wirst Du wohl stille sein! Du wirst noch Schande über Dich bringen.“

Plötzlich unterbrach er seine Scheltworte; es blitzte eigentümlich in seinen Augen auf, sein Gesicht verlängerte sich und nahm den Ausdruck eines Raubtieres an. Dicht neben ihm, an der Thüre, durch welche soeben die Fürstin Alexandra das Gemach betrat, tauchte plötzlich die tief und mit galanter Höflichkeit sich verneigende Gestalt Kunos von Lichtenstein auf, desselben Kreuzritters, um dessen Willen Sbyschko um ein Haar sein Leben hätte lassen müssen.

Jagienka hatte, so alt sie war, noch niemals den alten Matschko so gesehen, wie eben jetzt. Sein ganzes Gesicht hatte sich zusammengezogen wie die Schnauze eines Hundes, der beißen will; die weißen Zähne blitzten unter seinem Schnauzbarte hervor, er hatte sich im Augenblick dem verhaßten Kreuzritter zugewendet; doch schon strich er mit der breiten Hand glättend über sein Haar, denn gleichzeitig erinnerte er sich, daß Lichtenstein entweder ein Gast des Bischofs oder, was noch wahrscheinlicher, Botschafter am Hofe der Fürstin war. Fast hätte er sich hinreißen lassen, dasselbe zu thun, was Sbyschko auf dem Wege von Krakau nach Tyniez gethan hatte.

Da er nun älter und verständiger war, als jener in seinem jugendlichen Uebermut, zwang er sich, seinem Gesicht einen freundlicheren Ausdruck zu geben, und wartete geduldig, bis die Begrüßung der hohen Frau mit Lichtenstein vorüber war und diese eine Unterhaltung mit dem Bischof Jakob von Kurdwanow begann. Da näherte er sich ihr, verbeugte sich ehrerbietig und nannte ihr seinen Namen, indem er die Fürstin daran erinnerte, daß er derselbe sei, den sie, seine mächtige Wohlthäterin, mit einem Briefe von Krakau nach Marienburg gesandt hatte.

Zwar konnte sich die Fürstin nicht mehr seiner Gesichtszüge erinnern, aber sie erinnerte sich gar wohl des Briefes und der Angelegenheit, in welcher sie denselben geschrieben. Sie war auch schon bekannt mit dem, was am benachbarten masowischen Hofe sich zugetragen hatte. Sie kannte das traurige Geschick Jurands, und hatte die Gefangennahme seiner Tochter, die Vermählung Sbyschkos und seinen Zweikampf mit Rottger erfahren. Das alles hatte ihre Neugier rege gemacht; was sie erfahren hatte, kam ihr vor, wie eine jener Erzählungen und Berichte über ritterliche Thaten, wie sie in damaliger Zeit überall von deutschen Minnesängern und masowischen Lautenschlägern an fürstlichen Höfen besungen wurden.

Nun waren die Kreuzritter der Fürstin Alexandra zwar nicht so sehr verhaßt, wie ihrer Base Anna Danuta, der Gemahlin des Fürsten Janusch, besonders da die Ritter, um die Gunst der hohen Frau buhlend, sich gegenseitig in Ehrfurchtsbezeigungen wie in Schmeicheleien und durch Ueberreichen kostbarer Geschenke überboten. In diesem Falle aber befand sie sich durchaus auf seiten des Liebespaares. Sie war entschlossen, ihnen zu helfen, und darum freute sie sich jetzt, einen Mann vor sich zu sehen, welcher ihr genau bis ins Kleinste den Verlauf der Begebenheiten erzählen konnte.

Matschko, der seit seiner Abreise aus Sieradz sich schon mit dem Vorsatz nach Plozk begeben hatte, dort um die Gunst und Protektion der Fürstin Alexandra für Sbyschko zu bitten, war sehr erfreut, das Interesse der Fürstin für sein Anliegen gleich bei dem ersten Zusammentreffen bei ihr vorzufinden. Sie hörte aufmerksam zu, während der alte Ritter die unglücklichen Ereignisse und das traurige Geschick Sbyschkos und Danuschas in lebhaften Farben schilderte; schmerzte ihn doch das Unglück seines Brudersohnes genau so, als wäre Sbyschko sein eigen Kind.

„Ich habe etwas Rührenderes mein ganzes Lebenlang nicht gehört," sagte die Fürstin, nachdem Matschko geendet. „Am meisten betrübt es mich, daß Sbyschko, obgleich mit dem Mädchen vermählt, nicht eine Stunde der Glückseligkeit mit ihr genossen hat. Außerdem — doch wißt Ihr es genau, daß er sie nicht genossen?"

„Hej! beim allmächtigen Gotte!" entgegnete Matschko. „Wenn es doch geschehen wäre! Aber er lag ja schwerkrank, als die Beiden miteinander getraut wurden; das war nach Mitternacht und mit Tagesanbruch führte man sie fort von ihm."

„Und Ihr glaubt, die Kreuzritter hätten sie entführen lassen?" frug die Fürstin. „Bei uns ist erzählt worden, das Mädchen sei von Grenzräubern geraubt und die Kreuzritter von diesen getäuscht worden, als man ihnen ein fremdes Mädchen an Stelle Danuschas übergab. Auch von dem Briefe Jurands an den Fürsten Janusch hat man uns erzählt . . ."

„In dieser Angelegenheit kann nur Gott richten — und er hat bereits gerichtet," sprach der alte Ritter. „Wie man sagt, war dieser Rottger ein großer Ritter, der es mit den stärksten Gegnern aufnahm und immer siegte, und dennoch! — ein Knabe hat ihn erschlagen!"

„Nun, ich wäre diesem Knaben lieber aus dem Wege gegangen," sprach die Fürstin lächelnd. „Es ist Euch allen großes Unrecht widerfahren — das ist nicht zu leugnen, und Ihr beklagt Euch nicht mit Unrecht. Dennoch — von jenen Vieren leben drei nicht mehr, und der Alte, welcher übrig geblieben ist, entging, wie ich hörte, kaum dem Tode."

„Und Danuscha? und Jurand?" versetzte Matschko, „wo sind sie? Und Gott weiß, was mit Sbyschko geschehen sein mag, da er nach Marienburg gegangen ist."

„Ich weiß," sprach die Fürstin. „Aber die Kreuzritter sind nicht alle so schlecht, wie Ihr denkt. Es wird Eurem

Brudersohn in Marienburg, in der Nähe des Großmeisters und seines Bruders Ulrich, welcher ein gar ritterlicher Herr ist, nichts Uebles widerfahren; er hat jedenfalls wohl ein Schreiben des Fürsten Janusch dorthin gebracht. Es wäre denn, er hätte einen der stets in Marienburg weilenden ausländischen Ritter gefordert und wäre im Zweikampf gefallen."

„Darum ist mir nicht bange," entgegnete der alte Ritter. „Wenn man ihn nur nicht in einen unterirdischen Kerker gesteckt, ihn hinterlistig in eine Falle gelockt hat. So lange Sbyschko noch ein Stück Eisen in der Faust hat, fürchte ich nichts für ihn. Einmal nur hat sich einer gefunden, der stärker war als er und der war der Masowierfürst Henryk, welcher Bischof war und sich in die schöne Ryngalla verliebt hat. Damals war Sbyschko noch ein Knabe. Einen aber hätte er wie einen Baum gefällt: das ist der, dem ich Feindschaft geschworen, der, welcher hier gegenwärtig ist."

Indem er das sagte, ließ er seinen Blick hinüber zu Lichtenstein schweifen, der mit dem Wojewoden von Plozk in einem Gespräche begriffen war.

Da runzelte die Fürstin die Stirn, ihre Stimme wurde streng und heiser, was immer geschah, wenn sie zornig wurde.

„Ob Ihr ihm Feindschaft geschworen habt oder nicht," sagte sie, „denkt daran, daß er Gastfreundschaft bei uns genießt. Wer unser Gast sein will, darf die gute Sitte nicht verletzen."

„Ich weiß, liebwerteste Herrin!" antwortete Matschko. „Ich war vorhin nahe daran, nach dem Dolchschwert zu langen, aber ich bezwang mich, indem ich daran dachte, daß jener möglicherweise als Gesandter hier weilt."

„So verhält es sich auch," versetzte die Fürstin. „Lichtenstein ist unter seinesgleichen eine hochgeachtete Persönlichkeit, deren Ratschläge der Großmeister nicht entbehren will und auf deren Vorstellungen er großen Wert legt. Der Großmeister versagt dem Ritter Lichtenstein selten eine Bitte. Gott sei Dank, daß Lichtenstein während der Anwesenheit Eures Brudersohnes nicht auch in Marienburg war, denn, obgleich er einem sehr edlen Geschlechte entstammt, sagt man von ihm — er sei sehr gehässig und rachsüchtig. Hat er Euch erkannt?"

„Ich glaube nicht, denn er kennt mich zu wenig," antwortete Matschko. „Auf dem Wege nach Tyniez waren unsere Köpfe mit Helm und Visier bedeckt, später war ich einmal in Sbyschkos Angelegenheit bei ihm; das war am Abend im Dunklen,

und zuletzt sahen wir uns flüchtig vor dem Gericht. Ich habe mich in der letzten Zeit sehr verändert, — mein Gesicht ist runzelig geworden, mein Bart ergraut. Soeben habe ich auch bemerkt, daß er mich betrachtete, aber wohl nur darum, weil Ew. Durchlaucht mich einer längeren Unterredung würdigen; er hat gleich darauf seinen Blick gleichgültig wieder fortgewendet. Den Sbyschko würde er erkannt haben — mich hat er vergessen. Vielleicht weiß er auch nichts von meinem Schwur, denn er hat an Andere, Bessere zu denken, als ich es bin."

„Wie das? An Bessere?" frug die Fürstin mit Interesse.

„Weil, wie ich erfahren habe, Sawischa von Garbow, Powala von Tatschew, Marzin von Wrotschimowiz, Paschko Slodschiej und Lis von Targowisko ihm den Tod geschworen haben. Jeder Einzelne von diesen nimmt es mit zehn Männern von Lichtensteins Schlage auf; wie erst, wenn sie sich alle gegen ihn erheben. Es wäre besser, die Mutter hätte ihn nicht geboren, als daß er in solcher Gefahr und Bedrohung lebt. Ich meinerseits will ihn nicht angreifen, sondern vielmehr sein Vertrauen zu gewinnen suchen."

„Warum das?" frug die Fürstin wieder.

Das Gesicht Matschkos nahm einen listigen Ausdruck an, als er sagte:

„Ich will ihm einen Geleitsbrief abzulocken suchen, der mir freie, ungehinderte Bewegung in allen den Kreuzrittern gehörenden Länderstrichen verschafft, um Sbyschko Rettung bringen zu können."

„Ich bitt' Euch! Ist solch ein Thun eines Ritters würdig?" frug die Fürstin lächelnd.

„Wohl ist es das!" antwortete Matschko mit Bestimmtheit. „Wenn ich den Todfeind im Schlachtgetümmel hinterrücks anfallen wollte, ohne ihn vorher anzurufen, dann würde ich Schande auf mich häufen; aber im Frieden den Feind mit Reden überlisten, deß braucht sich kein echter Ritter zu schämen."

„Dann will ich Euch miteinander bekannt machen," sprach die Fürstin, — und indem sie Lichtenstein herbeiwinkte, nannte sie Matschkos Namen. Die fürstliche Frau that das ohne sonderliches Bangen, denn was konnte es auch schaden, wenn Lichtenstein den Gegner wirklich erkannte.

Aber er erkannte ihn nicht. Er nickte dem alten Ritter sehr herablassend zu; nur als er hinter ihm die beiden jungen, bildhübschen Knappen in reichen Kleidern stehen sah, dachte er

bei sich, daß nicht der erste beste Landedelmann sich in Besitz solcher Jungen und solcher Kleider zu setzen imstande sei. Sein Gesicht wurde freundlicher, obgleich er immer noch mit aufgeblasenen Backen vor sich hinprustete, was er stets zu thun pflegte, wenn er nicht mit regierenden Herrschern verhandelte.

Die Fürstin aber setzte, auf Matschko weisend, noch hinzu:

„Dieser Ritter reist nach Marienburg. Ich selbst werde ihn der Gnade des Großmeisters empfehlen, da er aber von dem hohen Ansehen gehört hat, welches Ihr im Orden genießt, wünscht er auch von Euch ein Empfehlungsschreiben."

Nachdem sie das gesagt hatte, entfernte sie sich, um zum Bischof zu gehen.

Lichtenstein heftete seine kalten, stahlblauen Augen auf Matschko und frug:

„Welches Verlangen, edler Herr, lenkt Eure Schritte nach unserer bescheidenen, frommen Hauptstadt?"

„Es ist ein ehrliches und frommes Verlangen, edler Ritter," sprach der Alte, indem er den Blick voll und fest auf Lichtenstein richtete. „Wäre es anders — so würde die liebwerteste Fürstin sich meiner nicht annehmen und mich dem Großmeister empfehlen. Außer der Erfüllung einiger Gelübde will ich in Marienburg auch die Bekanntschaft des Großmeisters suchen, der den Frieden auf Erden erhält und der tapferste Ritter der Welt ist."

„Wer von der durchlauchtigsten Fürstin, unserer liebwertesten Herrin und Wohlthäterin empfohlen ist, wird niemals Ursache haben, sich über unsere Gastfreundschaft zu beklagen," sagte Lichtenstein. „Aber ich glaube kaum, daß Ihr Gelegenheit haben werdet, den Großmeister zu sehen, denn er ist vor einem Monat nach Danzig abgereist; er will von dort weiter nach Königsberg und an der Grenze entlang die Burgen und Schlösser bereisen, denn, wenngleich er schon ein großer Freund des Friedens ist, so ist er doch gezwungen, die Grenzen seines Reiches gegen die hinterlistigen Anschläge Witolds zu schützen."

Als Matschko das hörte, wurde er so bekümmert, daß auch der scharfsichtige Lichtenstein seine Bekümmernis gewahrte und sagte:

„Ich sehe, daß es Euch ebenso Ernst damit ist, den Großmeister kennen zu lernen, als Eure Gelübde zu erfüllen."

„O freilich! Ich wollte es so gern!" antwortete Matschko hastig. Dann setzte er hinzu: „So ist also der Feldzug gegen Witold um die Smudz schon beschlossene Sache?"

„Er hat uns dazu gezwungen, indem er entgegen seinen Eiden die Empörer unterstützt," entgegnete der Kreuzritter.

Es trat eine Pause ein.

„Ha!" unterbrach Matschko endlich das Schweigen. „So möge denn Gott den Orden nach Verdienst schützen und segnen. Wenn mir das Glück nicht zu Teil werden kann, den Großmeister kennen zu lernen, so will ich wenigstens meine Gelübde erfüllen."

Aber die Worte Lichtensteins hatten ihn sehr betrübt. Wohin sollte er sich nun wenden, wo Sbyschko suchen und wo ihn finden? Das waren die Fragen, welche der Alte sich immer wieder vorlegte. Wenn der Großmeister Marienburg verlassen hatte, dann befand sich voraussichtlich auch Sbyschko nicht mehr dort. — Auf jeden Fall aber mußten über seinen Verbleib Nachforschungen angestellt werden. Glücklicherweise war der alte Matschko ein besonnener Mann, der sich überall und in jeder Lebenslage zu helfen wußte. Er beschloß daher, keine Zeit zu verlieren und schon am nächsten Morgen weiter zu reisen. Durch die Vermittelung der Fürstin gelang es ihm leicht, ein Empfehlungsschreiben an den Schloßhauptmann von Brodniza*) und an den Großschatzmeister in Marienburg von Lichtenstein zu erlangen, für welche er dem Ritter einen prachtvollen Pokal, ein Meisterwerk der Breslauer Goldschmiedekunst, schenkte.

Diese Freigebigkeit Matschkos setzte den Böhmen in nicht geringe Verwunderung, da der alte Ritter sich immer nur schwer entschließen konnte, etwas fortzugeben. Doch Matschko antwortete ihm darauf mit den Worten:

„Ich thue das, weil ich ihm den Tod geschworen habe und über kurz oder lang mit ihm zusammenstoßen muß. Es widerstrebt mir aber, das Leben eines Menschen zu bedrohen, dem ich etwas schuldig bin. Das ist nicht Sitte bei uns . . ."

„Aber das prachtvolle Kunstwerk ist zu gut für diesen Zweck!" entgegnete der Böhme etwas dreist.

Worauf Matschko erwiderte:

„Ich thue nichts ohne Berechnung! Wenn Gott mir vergönnt, den Kreuzritter zu besiegen, dann kommt der Pokal und viele andere kostbare Sachen mit ihm in meinen Besitz zurück."

Darauf berieten beide und Jagienka mit ihnen, was und wie sie nun zu handeln hatten. Matschko kam wieder darauf

*) Jetzt Strasburg in Westpreußen.

zurück, die beiden Mädchen unter den Schutz der Fürstin Alexandra zu stellen und sie in Plozk zurückzulassen, um die Erbschaft in Besitz zu nehmen, welche Jagienka laut Testament des Abtes zugefallen war. Doch das Mädchen widersetzte sich dem mit dem ganzen Eigensinn eines unbeugsamen Willens. Sie gab zu, daß den Männern die Weiterreise ohne sie schneller und bequemer von statten gehen würde; die Mädchen waren in gewisser Beziehung, durch die Rücksichten, welche auf sie genommen werden mußten, doch an einem schnelleren Fortkommen zuweilen hinderlich. Aber Jagienka sagte sich: „ich bin doch nicht von Sgorschelitz fortgegangen, um mich in Plozk niederzulassen. Das Testament ruht bei dem Bischof in guten Händen; es wird hier nicht verloren gehen, und wenn ein Zurückbleiben unterwegs durchaus notwendig werden sollte, dann wäre es immer noch besser, bei der Fürstin Anna Danuta Schutz zu suchen, als hier, wo man die verhaßten Kreuzritter mehr liebte als Sbyschko.“

Der Widerstand des alten Ritters, der ohnehin kein allzugroßer war, wurde aber vollends gebrochen, als Jagienka ihn beiseite zog und mit Thränen in den Augen auf ihn einredete:

„Ihr müßt wissen! . . . Gott sieht mein Herz und weiß, daß ich alle Morgen und alle Abende für Danuscha und für Sbyschkos Glück bete! Das weiß Gott im Himmel am besten! Aber Hlawa und Ihr sagt immer, daß sie für ihn verloren ist und nie wieder den Händen der Kreuzritter entrinnt. — Wenn das nun so ist, dann will ich . . .“

Hier zögerte sie etwas; die Thränen rollten ihr langsam an den Wangen herab, endlich setzte sie flüsternd hinzu:

„Dann will ich in Sbyschkos Nähe sein . . .“

Matschko wurde von diesen Thränen, diesen Worten gerührt. Dennoch fuhr er fort, sie zu widerlegen.

„Wenn jene stirbt, wird Sbyschko so traurig und vergrämt sein, daß er Dich nicht einmal ansehen wird. Doch Jagienka ließ sich nicht einschüchtern und entgegnete:

„Ich will auch gar nicht, daß er mich ansieht, — ich will nur in seiner Nähe sein.“

„Du weißt ganz gut, daß das auch mein Wunsch ist,“ sprach Matschko weiter. „Es kann aber geschehen, daß Sbyschko Dich im ersten Schmerz mißachten und Dich schmähen wird . . .“

„Auch das will ich ertragen,“ antwortete Jagienka, während ein trübes Lächeln über ihr verweintes Gesichtchen huschte, „aber er wird es nicht thun, denn er wird mich nicht erkennen.“

„Wohl wird er Dich erkennen!" rief Matschko.

„Nein, er wird es nicht! Ihr habt mich auch nicht erkannt, und Ihr werdet ihm sagen, daß ich Jaschko bin; es wird ihm gar nicht einfallen, zu denken, daß ich es nicht bin . . ."

Darauf murmelte der alte Ritter noch etwas von Knieen, die immer zusammenstoßen und einen Buchstaben des Alphabets bilden, aber da solche X=Beine auch bei Männern vorkommen, so wäre das kein so besonders auffallender Umstand. Die Geschwister waren sich in der That auffallend ähnlich, und seit Jaschkos Haar lang gewachsen war und er dasselbe im Netz trug, kaum von einander zu unterscheiden.

Endlich also gab Matschko nach; man brach von diesem Gegenstande ab und begann über die Reise zu beraten. Dieselbe sollte am folgenden Tage angetreten werden. Matschko beschloß, in das Gebiet der Kreuzritter bis nach Brodniza vorzudringen, dort Erkundigungen einzuziehen, und für den Fall, daß entgegen der Behauptung Lichtensteins, der Großmeister dennoch in Marienburg sein sollte, dorthin weiter zu reisen, andernfalls aber der Grenze entlang nach Spychow zu ziehen, überall unterwegs dem jungen Ritter nachzuforschen. Der alte Ritter war sogar der Meinung, daß man in Spychow und am Hofe des Fürsten Janusch eher etwas von Sbyschko hören würde als sonstwo.

Am folgenden Morgen also wurde die Reise angetreten. Der Frühling war vollständig in das Land gezogen, die Bäche und Flüsse waren überall aus ihren Ufern getreten, besonders aber die Skrwa und die Drwenza. Man mußte Umwege machen, und die Reisenden gelangten auf diese Weise erst am zehnten Tage nach ihrer Abreise von Plozk über die Grenze und befanden sich bald darauf in Brodniza. Das Städtchen war sauber und in schönster Ordnung, aber gleich beim Eintritt in dasselbe erblickten sie einen großen gemauerten Galgen*), an welchem mehrere Körper Erhängter baumelten, und dessen Anblick dem Fremden sogleich die strenge deutsche Gerichtsbarkeit vor Augen führte. Vom Wachtturme und von der Burg herab wehten Fahnen, die eine rote Hand in weißem Felde trugen. Die Reisenden fanden den Komtur nicht daheim; er war mit einem Teil der Besatzung an der Spitze des Adels aus der Umgegend nach Marienburg gezogen. Die Mitteilung von der Abreise des Komturs machte ihnen ein alter Kreuzritter, der

*) Die Ueberreste dieses Galgens fanden sich noch im Jahre 1818 vor.

ehemals Komtur in Brodniza, jetzt auf beiden Augen erblindet war. Er verbrachte den Rest seines Lebens hier auf der ihm durch Gewohnheit liebgewordenen Stätte. Nachdem der Burgvikar ihm den Brief Lichtensteins vorgelesen hatte, nahm der Kreuzritter seinen Gast freundlich auf; da er fast ein ganzes Menschenalter mitten unter polnischer Bevölkerung gelebt hatte und die polnische Sprache ausgezeichnet verstand, war die Verständigung zwischen beiden Rittern eine leichte. Der alte Kreuzritter erzählte, daß er vor sechs Wochen nach Marienburg berufen worden war, um als alter, erfahrener Krieger am Kriegsrat teilzunehmen; er kramte daher allerhand Neuigkeiten aus der Hauptstadt aus. Von Matschko über einen jungen polnischen Ritter befragt, der sich in Marienburg aufhalten sollte, erzählte er, daß er von einem solchen gehört, aber seinen Namen vergessen habe. Derselbe hatte in Marienburg damit Aufsehen erregt, daß er trotz seiner Jugend schon gespornt und gegürtet war; er hatte wiederholt gelegentlich der den ausländischen Gästen zu Ehren veranstalteten Turniere mit Glück gekämpft. Der alte Ritter erinnerte sich, daß der tapfere und edle Bruder des Großmeisters, Ulrich von Jungingen, jenen jungen Ritter liebgewonnen und in seinen besonderen Schutz genommen hatte. Ulrich von Jungingen hatte seinem Schützling sogenannte „eiserne Geleitsbriefe“ ausgestellt, mit welchen sich derselbe auf die Reise nach dem Osten begeben hatte.

Matschko war unendlich erfreut über diese Nachrichten, denn es war kein Zweifel, der junge Ritter war kein anderer als Sbyschko. Es war also unnütz, nach Marienburg weiter zu reisen, denn wenn Matschko auch Näheres über den Gesuchten vom Großschatzmeister und den dort weilenden Rittern erfahren konnte, so würde ihm doch keiner Auskunft geben können, wo Sbyschko sich gegenwärtig befand. Der alte Ritter wußte nunmehr, wo er am leichtesten die Spur Sbyschkos finden konnte, es war kein Zweifel — er schwärmte sicherlich in der Gegend von Ortelsburg umher, und wenn er Danuscha dort nicht fand, würde er in den verschiedenen Komtureien an der Ostgrenze des Kreuzrittergebietes nach ihr forschen.

Um keine Zeit zu verlieren, machten daher der alte Ritter mit Jagienka, dem Böhmen und dem anderen Gefolge sich auf den Weg nach dem Osten, nach Ortelsburg. Sie kamen rasch vorwärts, denn die vielen Städte und Städtchen Preußens waren durch Wege verbunden, welche von den Kreuzrittern und Kaufleuten in fast ebenso gutem Zustande erhalten waren, wie

diejenigen, die unter dem Schutze und der energischen Leitung Kasimierschs von Polen hergestellt worden waren. Das Wetter war herrlich, die Nächte sternenhell, die Tage klar und sonnig; um die Mittagszeit erfrischte ein lauer, trockener Wind die Glieder und die warme Frühlingsluft erfüllte die Menschen mit Behagen. Die Saaten begannen zu grünen, die Wiesen bedeckten sich mit den Sprossen der ersten Frühlingsblumen und die Wälder strömten einen erquickenden Harzduft aus. Auf dem ganzen Wege bis nach Lautenburg und Soldau erblickten die Reisenden nicht ein Wölkchen am Himmel, erst in Neidenburg trat in der Nacht ein starkes, von Regenströmen begleitetes, aber kurzes Frühlingsgewitter ein. Dafür war der darauffolgende Tag voll strahlender Bläue des Himmels, rosig, golden, und soweit das Auge reichte, überall an Bäumen, Sträuchern, Gräsern und Knospen voll herrlichster Brillanten und Perlen, voll üppigen Lebens.

An diesem herrlichen Morgen befanden sich die Reisenden auf der Landstraße nach Ortelsburg. Die Grenze Masowiens lag so nahe, daß der alte Matschko einen Augenblick schwankte, ob er nicht den Weg nach Spychow einschlagen sollte. Nach kurzem Ueberlegen jedoch zog er vor, die Schritte direkt nach dem gräßlichen Kreuzritternest zu lenken, in welchem sich das bittere Geschick Sbyschkos vollzogen hatte. Er nahm also einen Führer und befahl diesem, ihn und seine Begleitung nach Ortelsburg zu führen, obgleich ein Führer eigentlich unnötig war, da man die Landstraße von Neidenburg nach Ortelsburg nicht verfehlen konnte, weil sie mit deutschen Meilensteinen besetzt war.

Der Führer ritt einige Schritte voraus, dann folgten Matschko und Jagienka zu Pferde, während der Böhme mit der schönen Sieziechowa noch weiter zurückgeblieben war, und die Wagen in der Ferne, umgeben von dem Troß der Bediensteten, nachgefahren kamen.

Es war noch sehr frühe; die Morgenröte war noch nicht ganz vom östlichen Firmament verschwunden, obgleich die Sonne schon hell schien und alle die glitzernden Tropfen in Brillanten verwandelte.

„Fürchtest Du Dich nicht, nach Ortelsburg zu gehen?“ frug Matschko.

„Nein,“ antwortete Jagienka. „Gott wacht über mir, denn ich bin eine Waise.“

„Du mußt wissen, daß Treue und Glaube dort schale Worte sind,“ sprach der alte Ritter. „Der Schlimmste von allen soll zwar Danveld gewesen sein, derselbe, den Jurand

zugleich mit Gottfried erschlagen hat . . . So sagte wenigstens der Böhme . . . Der Zweitschlimmste war Rottger, der von Sbyschkos Beil Gefallene, aber noch immer lebt der grausame Alte, der seine Seele dem Teufel verkauft hat . . . Die Menschen wissen nichts Genaues, . . . ich denke mir nur, daß Danuscha, wenn sie getötet wurde, von seiner Hand gefallen ist. Man spricht auch von einem Unfall, der ihn betroffen haben soll; . . . die Fürstin erzählte mir in Plozk, er sei mit genauer Not dem Tode entkommen. Mit ihm also werden wir es in Ortelsburg zu thun bekommen. Es ist nur gut, daß ich den Geleitsbrief Lichtensteins habe; ohne ihn würde ich nicht wagen, in der Burg Einkehr zu halten, denn diese Teufelsbrut fürchtet den Lichtenstein mehr als den Großmeister."

„Wie nennt sich denn jener grausame Alte?" frug Jagienka.

„Siegfried von Löwe ist sein Name. Wolle Gott, daß wir mit ihm fertig werden," sagte Matschko.

Sie ritten ein Weilchen schweigend weiter. Plötzlich lachte der Alte vor sich hin, gleich darauf sagte er:

„Die Fürstin in Plozk sprach zu mir: „Ihr klagt und klagt über das widerfahrene Unrecht, wie die Schafe, wenn der Wolf in die Herde eingebrochen ist. Wenn man aber recht zusieht, so lebt von den vier Wölfen nur noch einer, und frägt man, wer sie erschlagen hat, so waren es die Lämmlein, welche klagen." Und, ernst genommen, — sie hat recht . . ."

„Und Danuscha? und ihr Vater? zählen die nicht mit?" warf Jagienka ein.

„Ich sagte dasselbe der Fürstin. Im stillen aber freue ich mich doch, daß man anerkennen muß, wie gefährlich es ist, uns zu schädigen. Wir wissen auch, wie man ein Beil am Stiele fassen und es schwingen muß! Was den Ritter Jurand und Danuscha betrifft, so glaube ich ebenso wie der Böhme, daß sie nicht mehr am Leben sind. Wer aber kann das bestimmt behaupten? Ich bedauere den Jurand von ganzem Herzen, denn er hat auch zu Lebzeiten des Mädchens sich nur von Gram und Sorgen genährt, und wenn er getötet worden sein sollte, dann hat er einen schweren Tod erlitten."

„Ich muß immer an meinen guten Vater denken, wenn Jurands Name genannt wird," sagte Jagienka wehmütig. „Auch er wandelt nicht mehr auf Erden."

Bei diesen Worten richtete sie die thränenfeuchten Augen zum Himmel empor, während Matschko kopfnickend sagte:

„Er sitzt jetzt bei den himmlischen Räten, in der ewigen

Herrlichkeit, denn er war der beste Mensch unter Gottes Sonne . . ."

„Das war er! Ihr habt recht, das war er."

In diesem Augenblick hielt der Führer das Füllen, das er ritt, plötzlich an, im nächsten wandte er dasselbe und kam mit schnellen Sätzen herangesprengt, indem er erschreckt und mit vor Angst bebender Stimme sprach:

„Um Gotteswillen! Herr Ritter! Seht doch! Wer kommt da den Weg vom Hügel herab auf uns zu?"

„Wo? Wer?" rief Matschko erstaunt.

„Dorther!" sprach der Bauer, den Weg hinaufzeigend, der geradeaus zu einer kleinen Anhöhe hinaufführte. „Er ist ein Riese, oder ein . . ."

Matschko und Jagienka hielten jetzt ebenfalls ihre Pferde an und blickten aufmerksam nach der angedeuteten Richtung hin. Sie sahen nun wirklich auf dem Gipfel der Anhöhe, ein Stück von ihnen entfernt, eine Gestalt auf sich zukommen, welche die Größe gewöhnlicher Menschen bedeutend zu überragen schien.

„Er hat recht," murmelte Matschko. „Der Mann ist sehr groß."

Darauf runzelte er die Stirn, spie aus und sprach:

„Der Teufel hole den Spuk!"

„Warum flucht Ihr?" frug Jagienka.

„Mir fällt eben ein, daß wir, Sbyschko und ich, an einem ebensolchen Frühlingstage auf dem Wege von Tyniez nach Krakau einen ebensolchen Riesen erblickten. Damals sagte man, es wäre Walgiersch Wdal. Bah! Es zeigte sich bald, daß es der Herr von Tatschew war. Trotzdem hat diese Begegnung uns nichts Gutes gebracht. Fort mit Dir, Gespenst!"

„Der dort ist doch aber kein Ritter," sprach Jagienka, indem sie mit Spannung auf die Gestalt blickte. „Er ist zu Fuß; ich sehe sogar, daß er keine Waffen hat, nur einen Stock, den er an der linken Hand trägt . . ."

„Er tastet mit demselben vor sich hin, als wäre es Nacht," setzte Matschko hinzu.

„Und er kommt kaum von der Stelle! Gewiß, er ist blind, oder es fehlt ihm sonst etwas, bemerkte Jagienka weiter.

„Er ist blind, wirklich blind!" bestätigte Matschko.

Sie setzten ihre Pferde wieder in Bewegung und kurze Zeit darauf hielten sie vor einem Greise, welcher unendlich langsam die Anhöhe herabschlich und mit dem Stocke nach dem Wege

tastete. Er war ein sehr großer Mann, obgleich er in der Nähe gesehen, gar nicht mehr so gewaltig erschien, und er war wirklich blind. An Stelle der Augen befanden sich zwei rötliche Höhlen. Auch die rechte Hand fehlte ihm; um das Handgelenk, an dem sie einst gewesen, war ein grober, schmutziger Lappen gewickelt. Die weißen Haare fielen ihm bis auf die Schultern herab und der Bart reichte bis zum Gürtel.

„Mein Gott! Der Aermste hat weder einen Knaben, noch einen Hund, der ihn führt; er muß sich den Weg ertasten," sprach Jagienka. „Wir können ihn nicht so hilflos lassen! Ich weiß nur nicht, ob er mich verstehen wird, aber ich will ihn doch ansprechen."

Indem sie das sagte, sprang sie behende vom Pferde, trat dicht an den Greis heran und begann in der Ledertasche, welche an ihrem Gürtel befestigt war, nach Kleingeld zu suchen.

Der Greis hatte, von dem Klappern der Pferdehufe und dem Summen von Menschenstimmen beunruhigt, seinen Stock gerade vor sich hingestreckt und den Kopf hochaufgerichtet, wie Blinde zu thun pflegen, wenn sie eine Gefahr für sich fürchten.

„Gelobt sei Jesus Christus!" sagte das Mädchen. „Versteht Ihr die christliche Sprache, Alterchen?"

Beim Klange der süßen, jungen Stimme Jagienkas zuckte es wie ein Blitz über das Gesicht des Blinden; es war wie Schmerz, wie Rührung — die Lider fielen ihm über die leeren Augenhöhlen; plötzlich warf er den Stock fort und fiel vor ihr auf die Kniee nieder, seine Arme hoch emporstreckend.

„Steht doch auf! ich will Euch gern unterstützen. Was ist Euch?" frug Jagienka, erstaunt über die Veränderung, die mit dem Alten vorging.

Aber er antwortete nicht, nur zwei große Thränen flossen an seinen Wangen herab und dem Munde entquollen ein paar unverständliche, einem Gurgeln ähnliche Laute:

„Aa! Aa!"

„Barmherziger Gott! Seid Ihr stumm oder was ist Euch?"

Wieder brachte der Alte die beiden gurgelnden Laute hervor, wobei er die linke Hand emporhob, mit derselben zuerst das Kreuzeszeichen machte und dann mit den Fingern auf den Mund wies.

Jagienka, die nicht verstand, was der blinde Greis meinen konnte, blickte fragend den alten Ritter an, welcher alsbald sprach:

„Er scheint sagen zu wollen, daß man ihm die Zunge abgeschnitten hat.“

„Hat man Euch die Zunge abgeschnitten?“ frug das Mädchen den Greis.

„A! a! A! a!“ wiederholte derselbe einigemale, indem er mit dem Kopf nickend bejahte.

Darauf wies er mit den Fingern auf die Augenhöhlen, streckte den verstümmelten rechten Arm aus und machte mit der linken Hand die Bewegung des Abschneidens.

Jetzt verstanden alle beide.

„Wer hat Euch das gethan?“ frug Jagienka, vom Mitleid bebend.

Der Alte machte wiederholt das Zeichen des Kreuzes in der Luft.

„Die Kreuzritter!“ rief Matschko plötzlich.

Da senkte der Greis zum Zeichen der Bestätigung den Kopf auf die Brust. Ein tiefes Schweigen folgte. Matschko und Jagienka wechselten unruhige, ängstliche Blicke. Hier hatten sie ein Beispiel der Unbarmherzigkeit und maßlosen Grausamkeit, durch welche die Kreuzritter sich auszeichneten.

„Sie führen ein grausames Regiment!“ rief Matschko. „Er ist schwer gestraft worden und Gott weiß, ob er es verdient hat. Das werden wir wohl niemals erfahren. Wenn wir wenigstens wüßten, wohin wir ihn bringen sollen? Er muß aus dieser Gegend sein, denn er versteht unsere Sprache und die Leute hier sind gerade so, wie die in Masowien.“

„Versteht Ihr, was wir sagen?“ frug Jagienka den Blinden.

Er bejahte durch Kopfnicken.

„Seid Ihr aus dieser Gegend?“

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Also seid Ihr aus Masowien?“ setzte Jagienka ihr Verhör fort.

Wieder nickte der Blinde bejahend.

„Ein Unterthan des Fürsten Janusch?“

Ja, nickte der Alte.

„Was hattet Ihr bei den Kreuzrittern zu thun?“

Das konnte der Alte nicht erzählen. Sein Gesicht verzog sich augenblicklich so schmerzlich, daß das mitleidige Herz Jagienkas sich vor Wehe zusammenzog und selbst Matschko schmerzlich bewegt sagte:

„Wahrscheinlich hat hier die Unbarmherzigkeit der Kreuzritter ein großes Unrecht an einem Unschuldigen verübt.“

Jagienka steckte etwas Kleingeld in die gesunde Hand des Greises.

„Hört!“ sprach das Mädchen. „Wir werden Euch nicht verlassen. Ihr sollt mit uns nach Masowien gehen, wir wollen dann in jedem Dorfe fragen, ob das Eure Heimat ist, vielleicht finden wir sie. Jetzt erhebt Euch aber, denn wir sind keine Heiligen.“

Aber der Blinde stand nicht auf, er beugte sich noch tiefer hinab, umfaßte ihre Kniee, als wolle er ihr danken und sich unter ihren Schutz stellen. Dabei huschte es wie ein Staunen, darauf wie eine Enttäuschung über seine Gesichtszüge. Vielleicht hatte er nach der Stimme Jagienkas geglaubt, ein Mädchen vor sich zu haben; seine Hand hatte aber statt der Kleider die kalblederne Hose zu fassen bekommen, wie sie die Ritter und Knappen auf Reisen zu tragen pflegten.

Jagienka aber fuhr fort zu sprechen:

„So soll es sein! Unsere Wagen müssen bald hier sein, dann sollt Ihr ausruhen und Euch sättigen. Aber nach Masowien werden wir nicht sogleich kommen, wir müssen zuerst nach Ortelsburg.“

Als Jagienka dieses Wort aussprach, sprang der Blinde mit beiden Beinen zugleich auf. Verzweiflung und Entsetzen spiegelte sich auf seinem Gesicht, er breitete seine Arme aus, als wollte er den Weg versperren, und unheimliche, gräßliche Laute entrangen sich seiner Brust.

„Was ist Euch?“ rief Jagienka erschrocken.

Da wandte sich der Böhme, welcher mit der Sieziechowa inzwischen herangekommen war und den Alten unaufhörlich betrachtet hatte, plötzlich an Matschko. Sein Gesicht war ganz verändert und seine Stimme hatte einen seltsamen Klang, als er bat: „Bei den Wunden Gottes! Erlaubt Herr, daß ich zu ihm spreche, denn Ihr ahnt nicht, wer er möglicherweise sein kann.“

Und ohne erst die Antwort Matschkos abzuwarten, eilte er zu dem Blinden, legte seine Hände auf die Schultern des Alten und begann zu fragen:

„Ihr kommt von Ortelsburg?“

Beim Klange dieser Stimme schien dem Alten eine Erinnerung zu dämmern; er wurde ruhiger und nickte mit dem Kopfe.

„Habt Ihr nicht Euer Kind dort gesucht? . . .“

Ein tiefes, schmerzliches Stöhnen war die einzige Antwort auf diese Frage.

Hlawa erbleichte. Eine Sekunde lang noch betrachtete er mit seinen Luchsaugen das Gesicht des Blinden, dann sprach er langsam und mit Nachdruck:

„So seid Ihr Jurand von Spychow!"

„Jurand!" schrie Matschko auf.

In diesem Augenblick schwankte der Greis und brach ohnmächtig zusammen. Die Qualen, die er erduldet, Mangel an Nahrung und die Mühsale seiner Wanderung hatten seine Kräfte vollständig erschöpft. Seit zehn Tagen war der Arme in der Irre umhergewandert, ohne Nahrung, nur dem Gefühl folgend, mit dem Stocke vor sich hertastend, in Ungewißheit, wo er sich befand, wohin er kommen werde. Da er niemanden nach dem Wege fragen konnte, lenkte er seine Schritte den Strahlen der warmen Sonne zu und verbrachte die Nächte in den Gräben an der Landstraße. Kam er durch ein Dorf, eine Ansiedelung, oder kamen ihm Menschen entgegen, so bettelte er mit ausgestreckter Hand und den Gurgellauten, die sich seiner Kehle entrangen, aber selten nur unterstützte ihn eine mitleidige Hand, denn meist hielt man ihn für einen Verbrecher, den die Rache der Gerechtigkeit und des Gesetzes erreicht hatte. Während der letzten zwei Tage hatte er nur noch von Baumrinde und trockenem Laube gelebt; er hatte die Hoffnung, Masowien zu erreichen, schon vollständig aufgegeben, als er sich plötzlich von freundlichen Landsleuten umgeben fand und Stimmen hörte, von denen die eine ihn an seine Tochter erinnerte. Als er sich dann erkannt sah, da preßte die Freude ihm so gewaltig die Brust, daß er zusammenbrach und mit dem Gesicht in den Staub gefallen wäre, wenn nicht die kräftigen Arme Hlawas ihn aufgehalten hätten.

Matschko war vom Pferde gesprungen; er half dem Böhmen den Unglücklichen auf einem der Wagen bequem unterbringen. Dort bemühten sich Jagienka und die Sieziechowa, ihn zu sich zu bringen. Sie flößten ihm Wein und etwas Speise ein, wobei Jagienka ihm selbst den Becher hielt. Gleich darauf versank Jurand in einen tiefen Schlaf, aus welchem er erst am dritten Tage erwachen sollte.

Nun wurde schnell beratschlagt, was mit dem Unglücklichen anzufangen sei.

„Kurz und gut," sprach Jagienka, „wir müssen jetzt statt nach Ortelsburg nach Spychow fahren, um ihn an sicherem Ort bei den Seinigen in guter Pflege unterzubringen."

„Seht einmal, wie Du anzuordnen verstehst!" entgegnete

Matschko. „Aber es ist nicht notwendig, daß wir alle nach Spychow gehen, es genügt, wenn wir ihn hinschicken.“

„Ich ordne gar nichts an; ich denke nur, daß wir von ihm viel über Sbyschko und Danuscha erfahren können,“ sagte das Mädchen.

„Wie willst Du denn etwas aus ihm herausbekommen, da ihm doch die Zunge fehlt?“ frug Matschko.

„Wer hat Euch denn gezeigt, daß sie ihm herausgerissen worden ist? doch nur er selber,“ widerlegte das Mädchen. „Ihr habt doch gesehen, daß wir alles von ihm erfahren haben, was uns zu wissen not thut, ohne daß er gesprochen hat. Wenn wir erst vertrauter mit ihm sein werden, dann lernen wir auch bald seine Zeichensprache noch besser verstehen.“

„Das ist wahr!“ rief der Böhme.

„Ich bestreite die Richtigkeit von Jagienkas Voraussetzungen nicht,“ versetzte der alte Ritter; „ich selbst habe schon daran gedacht, nur daß ich erst überlege, ehe ich spreche.“

Nachdem er das gesagt, befahl er, die Wagen der masowischen Grenze zuzuwenden. Jagienka ritt von Zeit zu Zeit an den Wagen heran, auf welchem Jurand lag, um sich zu überzeugen, ob er noch lebte.

„Ich hätte ihn nicht erkannt,“ sagte Matschko, „aber das ist kein Wunder. Er war ein Riese; die Masuren sagten von ihm, daß er unter ihnen allen der einzige war, der es mit Sawischa hätte aufnehmen können. Jetzt ist er nur noch ein Skelett.“

„Es verlautet hier und da,“ erzählte der Böhme, „daß man ihn gequält und gemartert hat, — aber wer vermöchte denn zu glauben, daß Christenmenschen imstande sein könnten, mit einem Ritter, der die goldenen Sporen hat, so zu verfahren.“

„Gott hat es gefügt, daß Sbyschko ihn wenigstens zum Teil gerächt hat,“ sprach der alte Ritter. „Aber es bleibt immer noch eine ungleiche Abrechnung zwischen uns und ihnen, denn von den Vieren, die das Verbrechen an Jurand und seiner Tochter verübt haben, lebt zwar nur noch einer, — aber sie sind alle im Gefecht, im Kampfe gefallen, niemand hat sie in Ketten geschmiedet und dann die Gefesselten der Zunge, der Hand und des Augenlichtes beraubt.“

„Gott wird sie dafür strafen,“ sagte Jagienka.

„Wie war es Dir möglich, ihn zu erkennen?“ wandte Matschko sich jetzt an den Böhmen.

„Ich erkannte ihn anfangs auch nicht," antwortete Hlawa, „obgleich ich ihn später gesehen habe als Ihr. Er hatte damals weder einen langen Bart noch graue Haare; ich sah ihn als reichgekleideten, vornehmen Herrn, wie hätte ich ihn da in diesem Bettler vermuten sollen. Aber ich hatte eine Ahnung, es drängten sich mir die verschiedensten Gedanken auf, er kam mir doch bekannt vor und als er so gräßlich zu schreien begann, wie er das Wort Ortelsburg hörte, da gingen mir vollends die Augen auf."

„Man müßte den Aermsten eigentlich dem Fürsten bringen, damit er ihn sieht, denn ein solches Verbrechen, an einem Manne von der Bedeutung Jurands verübt, darf nicht ungesühnt bleiben."

„Die Kreuzritter werden die That leugnen, so wie sie die hinterlistige Gefangennahme seines Kindes geleugnet haben," versetzte Hlawa. „Sie werden sagen: „der Herr von Spychow ist im Gefecht so verstümmelt worden."

„Du hast recht!" warf Matschko ein. „Sie haben ja seinerzeit auch den Fürsten selbst auf ähnliche Weise eingekerkert. Der Fürst allein kann es mit ihnen nicht aufnehmen; es wäre denn, der König käme ihm zu Hilfe. Da wird immerfort von einem großen Kriege gefabelt, der bald losbrechen soll, aber es läßt sich nicht einmal auf einen Grenzstreit an."

„O doch wohl!" sprach der Böhme. „Der Krieg mit dem Fürsten Witold steht nahe bevor."

„Gelobt sei Gott, daß der wenigstens sich nichts aus ihnen macht. . . . Hej! Der Fürst Witold, das ist mir ein Fürst. Ihm thut es an Tapferkeit und List keiner gleich — die Kreuzritter allesamt nicht. Wie oft war er schon in Bedrängnis, daß alle glaubten, er könne nicht mehr entrinnen. Da plötzlich schlüpfte er wie eine Schlange zwischen ihnen durch und stach sie auch gleich. . . . Bei ihm heißt es: Hüte dich vor ihm, wenn er dich schlägt, aber noch mehr sei auf der Hut, wenn er schmeichelt."

„Verfährt er mit allen in gleicher Weise?" konnte Hlawa sich nicht enthalten zu fragen.

„Nur im Verkehr mit den Kreuzrittern braucht er die List. Sonst ist er ein gütiger, freigebiger Herr!"

Hier wurde Matschko nachdenklich; es war, als wolle er sich den Fürsten deutlicher in Erinnerung rufen.

„Er ist so ganz anders, als die hiesigen Fürsten," fuhr er endlich fort. „Sbyschko hätte sich zu ihm begeben sollen, denn

unter seiner Führung läßt sich am meisten gegen die Kreuzritter unternehmen."

Nach einer Weile setzte er noch hinzu:

„Wer weiß, ob wir nicht dort noch einmal zusammentreffen, denn auch die Rache kann man leichter unter Witolds Fahnen befriedigen."

Dann sprachen sie wieder über Jurand, über sein unglückliches Geschick und über die unaussprechlichen Qualen, die er durch die Ränke und Grausamkeit der Kreuzritter erlitten hatte, und Matschko und der Böhme dachten zähneknirschend, daß die größte und berechnetste Grausamkeit, die letzte ihrer Thaten, die Freilassung des verstümmelten Jurand war. Der alte Ritter beschloß nicht eher zu ruhen, bis er genau den Zusammenhang der Dinge erforscht haben würde und dann — dann wollte er heimzahlen.

Unter solchen Gesprächen und Gedanken verging ihnen die Fahrt nach Spychow schnell. Dem heiteren Tage folgte eine helle, stille Nacht; die Reisenden brauchten also kein Nachtquartier zu beziehen, sie fütterten nur dreimal die Pferde gehörig, stärkten sich selbst in der Eile, passierten noch in der Nacht die Grenze und befanden sich mit anbrechendem Morgen, von dem gemieteten Führer geleitet, auf Spychower Territorium. Der alte Tolima mußte jedenfalls ein strenges Regiment in der Burg führen, denn sie hatten kaum den Wald betreten, da kamen ihnen auch schon zwei bewaffnete Reiter entgegen, welche jedoch die Reisenden ungehindert ziehen ließen als sie sahen, daß sie keine bewaffnete Truppe, sondern friedliche Fremde mit kleinem Gefolge vor sich hatten; sie halfen ihnen sogar an den gefährlichen Sumpfstellen vorüber, in welchen jeder den Tod finden mußte, der die Gegend und den Weg nicht kannte.

In der Burg wurden die Gäste von Tolima, dem alten Diener Jurands, und dem Probst Kaleb empfangen. Die Nachricht, daß der Herr und Gebieter von guten Menschen hergefahren worden sei, verbreitete sich mit Blitzeseile. Als sie aber sahen, in welchem schrecklichen Zustande die Kreuzritter ihn in Freiheit gesetzt hatten, da erscholl ein allgemeiner Wut- und Empörungsschrei aus dem Munde der Besatzung, und es war ein Glück, daß in jener Stunde sich kein Gefangener in den Verließen Spychows befand, — er hätte sicherlich einen schrecklichen Tod gefunden.

Die Troßbuben wollten sogleich auf die Füllen springen, an die Grenze reiten, Deutsche einfangen so viele ihrer zu er-

reichen waren, ihnen die Köpfe abschlagen und dieselben ihrem Herrn zu Füßen legen. Aber Matschko zügelte diese wilde Rachgier der Buben; er wollte nicht, daß unschuldig Blut vergossen werden sollte, er verwies sie auf die Befehle Jurands nach seinem Erwachen.

Doch weder das Geschrei der Diener und der Besatzung, noch der Lärmen im Hofe und das Kreischen des Ziehbrunnens vermochte den Schläfer zu wecken, den man auf einem Bärenfell auf das Lager in seiner Kammer trug. Der Probst Kaleb blieb bei ihm. Er war seit vielen Jahren der treue Freund und Berater Jurands, den er liebte wie seinen Bruder.

Auch die von der Nachtfahrt ermüdeten Reisenden begaben sich nach eingenommenem Frühmahle zur Ruhe. Matschko erwachte gegen Mittag und ließ sogleich den alten Tolima zu sich rufen.

Da er von dem Böhmen erfahren hatte, daß Jurand vor seinem Fortgange nach Ortelsburg dem Alten samt der ganzen Besatzung Gehorsam gegen Sbyschko geboten, und ihm durch den Probst die Einsetzung Sbyschkos zu seinem Erben hatte bekannt machen lassen, so redete Matschko den alten Diener im Tone des Gebieters an:

„Ich bin der Ohm Eures jungen Herrn," sagte er, „und so lange er nicht zurückkehrt, habt ihr alle mir zu gehorchen."

Tolima streckte seinen grauen Kopf ein wenig vor, legte seine hohlen Hände Schallrohren gleich um die Ohren und frug:

„Seid Ihr, Herr, also der edle Ritter von Bogdaniez?"

„Der bin ich!" antwortete Matschko. „Doch woher wißt Ihr von mir?"

„Der junge Herr Sbyschko hat Euch hier erwartet und nach Euch gefragt," antwortete Tolima.

Der alte Ritter sprang auf. Seine Würde ganz vergessend, rief er:

„Was? Sbyschko ist hier in Spychow?"

„Er war hier, Herr!" entgegnete der Alte. „Er ist vor zwei Tagen abgereist."

„Du lieber Gott!" rief Matschko. „Woher kam er, wohin ist er gegangen?"

„Er kam von Marienburg, aber er hat nicht gesagt, wohin er gehen wollte."

„Er hat es nicht gesagt?"

„Vielleicht doch dem Probst Kaleb?" sagte Tolima.

„Hej! Starker Gott! Wir haben uns also verfehlt!“ sagte Matschko, sich ärgerlich auf die Hüften klopfend.

Wieder legte Tolima seine Schallrohre um die Ohren und frug: „Was spracht Ihr, Herr?“

„Wo ist der Probst Kaleb?“ frug der alte Ritter.

„Er sitzt am Lager des alten Herrn,“ lautete die Antwort.

„Bittet ihn her zu mir!“ befahl Matschko. „Oder nein! Ich will lieber zu ihm gehen.“

„Ich werde ihn rufen!“ sagte der Alte und entfernte sich. Doch ehe er zurückkehrte, trat Jagienka bei dem alten Ritter ein.

„Komm einmal her!“ sprach Matschko. „Weißt Du das Neueste? Vor zwei Tagen war Sbyschko hier.“

Das Gesicht Jagienkas veränderte sich auffallend und die in eng anliegenden gestreiften Hosen steckenden Beine zitterten sichtbar.

„Er war hier, und ist wieder fort?“ frug sie, während ihr Herz fast hörbar klopfte. „Wohin ist er?“

„Ja, er war vor zwei Tagen hier. Vielleicht hat er dem Probst gesagt, wohin er gegangen ist.“

„Wir müssen ihm nach!“ rief Jagienka mit großer Bestimmtheit.

Wenige Minuten später kam der Probst Kaleb, und im Glauben, der Ritter habe ihn rufen lassen, um über den Zustand des Ritters von Spychow Erkundigungen einzuziehen, rief er, einer Frage zuvorkommend, schon an der Thüre:

„Er schläft noch.“

„Ich hörte soeben, daß Sbyschko hier war?“ sprach Matschko.

„Ja, er war hier. Vor zwei Tagen ist er abgereist.“

„Wohin?“

„Er wußte es selbst noch nicht ... er wollte suchen ... er hat sich der Smudzer Grenze zugewandt, dorthin, wo jetzt der Krieg entbrannt ist,“ antwortete der Probst.

„Beim gütigen Gott, Pater, erzählt doch, was Ihr von ihm wißt.“

„Ich weiß nur das, was er mir selbst gesagt hat,“ berichtete der Probst. „Der junge Ritter hat dort einen mächtigen Protektor in der Person Ulrichs von Jungingen, dem Bruder des Großmeisters, gewonnen. Auf seinen Befehl war es Sbyschko erlaubt, alle Schlösser zu durchsuchen.“

„Nach Jurand und Danuscha?“

„Ja, aber er suchte nur Danuscha, denn man hatte ihm gesagt, daß Jurand nicht mehr am Leben sei.“

„Erzählt doch von Anfang an,“ drängte Matschko.

„Gleich; doch laßt mich erst etwas zu mir selbst kommen, denn ich kehre soeben aus einer anderen Welt zurück,“ bat der Probst.

„Wie? aus einer anderen Welt?“ frug Matschko verwundert.

„Ja, aus einer Welt, in welche man nur mittels des Gebetes gelangt ... ich komme vom Kreuze des Erlösers, vor welchem ich um Barmherzigkeit für Jurand bat.“

„Ihr fleht um ein Wunder? Habt Ihr die Macht dazu?“ frug der alte Ritter mit großer Teilnahme.

„Ich besitze wohl keine, aber der Erlöser hat die Macht, dem armen Verstümmelten das Augenlicht, die Sprache und die Hand wiederzugeben ...“

„Wenn er will, kann er alles. — Doch Ihr habt um Großes gebeten.“

Der Probst antwortete nicht mehr, — vielleicht hatte er auch nichts mehr gehört. Seine Augen waren verschleiert; er sah wirklich aus wie einer, der der Welt entrückt und noch im Gebet versunken war. Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und verharrte so schweigend lange Zeit. Endlich schüttelte er sich, rieb die Augen mit den Händen, als wolle er den Schlaf daraus vertreiben oder ein schreckliches Bild von sich scheuchen, dann sagte er:

„Jetzt könnt Ihr fragen.“

„Auf welche Weise hat Sbyschko sich das Wohlwollen des Landvogtes von Sambien erworben?“ begann Matschko.

„Er ist ja gar nicht mehr Landvogt von Sambien,“ entgegnete der Probst.

„Das ist ja Nebensache ... Ihr könnt Euch denken, was ich wissen will, — antwortet und erzählt, was Ihr wißt.“

„Es geschah gelegentlich eines Turniers. Ulrich tritt gern in die Schranken, darum wollte er sich auch mit Sbyschko messen, denn es befanden sich eine Menge fremde Ritter in Marienburg und der Großmeister hatte Wettkämpfe befohlen. Während sie kämpften, platzte der Sattelgurt an Ulrichs Pferde und Sbyschko hätte ihn leicht aus dem Sattel werfen können, aber da er es gesehen, warf er die Lanze fort nnd stützte den Schwankenden.“

„Hej!“ Hast Du gehört?“ wandte sich Matschko an Jagienka. „Darum hat Ulrich ihn liebgewonnen?“

„Darum! Er wollte später weder auf scharfe, noch auf stumpfe Waffen mehr mit ihm kämpfen, kurz, er liebt ihn.

Sbyschko hat ihm auch seinen ganzen Kummer offenbart, und er, dem Ritterehre über alles in der Welt geht, entbrannte in hellem Zorn gegen seinen Bruder, den Großmeister, als er Sbyschko mit seiner Klage zu ihm führte. Gott lohne ihm dereinst mit der ewigen Seligkeit dafür, denn es giebt wenige unter seinesgleichen, welche die Gerechtigkeit lieben. Sbyschko hat mir auch erzählt, daß der Herr de Lorche ihm viel durch das Ansehen genützt hat, welches er und sein Geschlecht bei den Kreuzrittern genießt, da seine Zeugenschaft für Sbyschko schwer ins Gewicht fiel."

„Was ist nun aber aus der Klage und Herrn de Lorches Zeugnis geworden?" frug der Ritter von Bogdaniez.

„Die Folge davon war, daß der Großmeister dem Komtur von Ortelsburg strengstens anbefohlen hat, sofort alle Gefangenen, die sich in Ortelsburg befanden, nach Marienburg zu senden, den Ritter Jurand nicht ausgenommen. Der Komtur schickte alle Gefangenen, darunter auch das blödsinnige Mädchen, aber unsere Danuscha war nicht dabei. Bezüglich des Ritters Jurand schrieb der Komtur dem Großmeister, daß derselbe seinen Wunden erlegen und auf dem Friedhofe neben der Kirche begraben sei."

„Der böhmische Knappe, Hlawa, hat mir berichtet," versetzte Matschko, „daß auch Rottger, derselbe, den Sbyschko beim „Gottesgericht" getötet, von einem blödsinnigen Mädchen gesprochen hat, welches sie für die Tochter Jurands gehalten haben, und als die Fürstin ihm darauf erwiderte, daß sie die echte Tochter Jurands doch gekannt und gewußt hätten, daß dieselbe nicht blödsinnig war, da hat er geantwortet: „Das ist wohl wahr, aber wir dachten, ein böser Zauber hätte sie so verwandelt."

„Ganz dasselbe hat er dem Großmeister geschrieben; — er hat hinzugefügt, daß sie das Mädchen nicht als Gefangene, sondern als Gast behandelt haben, nachdem sie den Händen der Räuber entrissen war, die ihnen, den Kreuzrittern, beschworen hatten, sie sei Jurands Tochter."

„Und das hat der Großmeister geglaubt?"

„Er hat selbst nicht gewußt, ob er es glauben sollte oder nicht," erzählte der Probst weiter. „Da ist Ulrich noch zorniger geworden und hat den Bruder bestimmt, daß er einen hohen Beamten des Ordens mit Sbyschko nach Ortelsburg schickte. In Ortelsburg angekommen, fanden sie den Komtur nicht mehr anwesend; er war bereits nach den öst-

lichen Komtureien zum Kampfe gegen Witold abgereist und hatte die Aufsicht über die Burg einem Untervogt übertragen. Der Begleiter Sbyschkos hat diesem befohlen, alle Keller und Verließe aufzuschließen; sie haben nichts gefunden. Dann haben sie die Besatzung ins Verhör genommen. Der eine Soldat hat dem Sbyschko gesagt, daß man vom Burgkaplan viel, sehr viel erfahren könne, weil er die Zeichensprache des Henkers versteht. Aber — den Henker hat der Komtur mit sich genommen, der Kaplan ist nach Königsberg zu einer geistlichen Versammlung gereist ... Die Geistlichkeit der Kreuzritter hält häufiger derartige Versammlungen ab, wo dann Klageschriften gegen die Kreuzritter aufgesetzt und an den Papst abgeschickt werden, denn auch sie haben kein leichtes Los bei ihnen."

„Ich wundere mich nur, daß man den Ritter Jurand nicht gefunden hat," bemerkte Matschko.

„Der alte Komtur wird ihn wohl vor seiner Abreise in Freiheit gesetzt haben. Diese Freilassung war der Gipfelpunkt aller Grausamkeit; es wäre barmherziger gewesen, er hätte ihn töten lassen. Aber nein! Jurand sollte, ehe er starb, mehr leiden, als selbst der stärkste Mann ertragen kann. Blind, stumm, ohne rechte Hand! — Haben jene denn keine Gottesfurcht mehr? ... Er sollte nicht den Heimweg finden, ihn nicht erfragen, nicht um einen Bissen Brot bitten können ... Sie wollten, er sollte Hungers sterben, irgendwo am Wege liegen bleiben oder in irgend ein Gewässer geraten, um zu ertrinken. ... Was ist ihm von allem, was er im Leben besessen, gelassen worden? Nichts! Nur die Erinnerung und die Erkenntnis des Elends, in welches sie ihn gebracht haben. Und das ist die grausamste Qual, eine Qual der Qualen! .... Vielleicht hat er irgendwo an der Kirchhofsmauer oder am Wege gesessen; vielleicht ist Sbyschko an ihm vorbeigeritten, ohne ihn zu erkennen; vielleicht hat er Sbyschkos Stimme gehört und ihm nicht zurufen können ... Hej! ... Ich mag nicht alles ausdenken, was Jurand gelitten hat ... Da hat Gott es wunderbar gefügt, daß Ihr ihm begegnen mußtet, und darum zweifle ich nicht, daß der Herr der Heerscharen dem einen Wunder ein zweites hinzufügen wird, ein größeres, um welches meine unwürdigen Lippen unaufhörlich bitten werden."

„Was hat Sbyschko noch gesagt?" frug Matschko. „Wohin wollte er gehen?"

„Er hat zu mir gesagt: „Ich weiß, daß Danuscha in Ortelsburg war. Man hat sie entweder fortgebracht oder ver-

hungern lassen, und das hat der Alte von Löwe gethan," sagte er, „und so wahr mir Gott helfe — ich will nicht eher ruhen, bis ich ihn gefunden habe."

„Wenn er das gesagt hat, dann ist er ebenfalls nach den östlichen Komtureien gereist. Dort ist aber jetzt Krieg," sprach der alte Ritter.

„Das hat er gewußt," versetzte der Probst. „Deshalb ist er zum Fürsten Witold gezogen, weil er denkt, bei ihm mehr gegen die Kreuzritter auszurichten, als selbst beim Könige."

„Zum Fürsten Witold also?" rief Matschko aufspringend. Und zu Jagienka gewendet, fuhr er fort:

„Da siehst Du, wie gut es ist, wenn man Verstand hat. Habe ich nicht auch gesagt, daß unser Weg uns zu Witold führen wird?"

„Sbyschko hofft, daß Witold in Preußen einbrechen und die Grenzschlösser erobern wird," versetzte der Probst Kaleb.

„Wenn sie ihm Zeit dazu lassen werden," entgegnete Matschko. „Nun, Gott sei Dank! Wir wissen jetzt wenigstens, wo wir Sbyschko finden können."

„Wir müssen gleich dorthin aufbrechen!" sagte Jagienka.

„Schweige!" befahl Matschko. „Es ziemt einem Knappen nicht, mit Ratschlägen zu kommen." Er warf ihr dabei einen vielsagenden Blick zu, welchen sie wohl verstand, denn sie sprach nicht mehr, um sich nicht zu verraten.

Matschko aber fuhr nach kurzem Besinnen fort:

„Den Sbyschko finden wir nun schon, sobald wir es wollen. Mir liegt aber viel mehr daran, zu erfahren, ob er noch etwas anderes in der Welt zu finden hoffen darf, als die Pfauenbuschen, die er gelobt hat."

„Wie sollte man das in Erfahrung bringen?" frug der Probst Kaleb.

„Wenn ich wüßte, daß der Kaplan von Ortelsburg schon von der Synode zurückgekehrt ist, möchte ich ihn sprechen," sagte Matschko. „Der Empfehlungsbrief von Lichtenstein verschafft mir dort Einlaß und Sicherheit."

„Der Kaplan muß längst zurück sein," antwortete der Probst Kaleb.

„Gut denn! — Das Andere könnt Ihr mir ruhig überlassen. Ich werde den Hlawa mitnehmen und zwei Troßknechte mit Schlachtrossen für alle Fälle — und dorthin reisen."

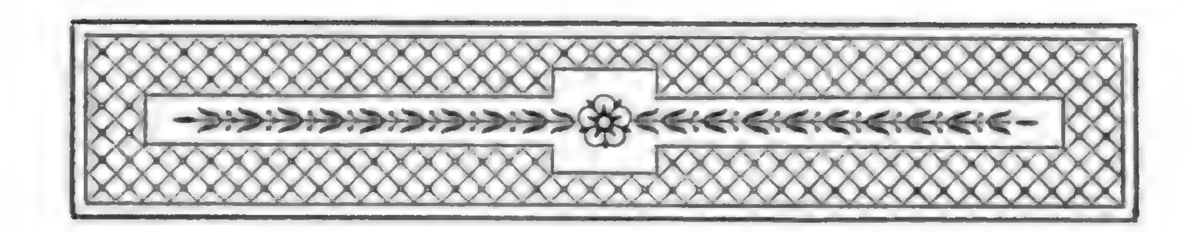
„Und dann zu Sbyschko?" frug Jagienka.

„Dann zu Sbyschko. Unterdessen wirst Du hier warten,

bis ich aus Ortelsburg zurückkomme. Ich denke, daß ich nicht länger als drei bis vier Tage fortbleiben werde. Meine Knochen sind hart und an Strapazen gewöhnt. Euch, Pater Kaleb, bitte ich um ein Schreiben an den Kaplan von Ortelsburg, damit er mir eher Vertrauen schenkt, denn unter euch Geistlichen herrscht größere Vertraulichkeit, als unter uns."

„Die Leute sprechen gut von jenem Geistlichen und wenn einer etwas weiß, dann ist er es," sprach der Probst.

Gegen Abend wurde das Schreiben ausgefertigt und am anderen Morgen, ehe die Sonne aufging, war der alte Ritter Matschko in Spychow nicht mehr zu finden.



12. Kapitel.

Jurand erwachte aus seinem langen Schlaf, als gerade der Probst sich bei ihm befand. Der Schlaf hatte ihn in Vergessenheit versenkt; er hatte alles vergessen, was mit ihm geschehen war. Er konnte sich nicht zurechtfinden, wußte nicht, wo er sich befand, und er begann umherzutasten; er betastete das Lager und die Wand, neben welcher es stand. Da fühlte er sich an beiden Armen festgehalten und mit halb vom Weinen erstickter Stimme sprach der Probst Kaleb:

„Ich bin es! Du bist in Spychow, Bruder Jurand! Gott hat Dich heimgesucht .... aber Du bist bei den Deinigen.... Fromme Männer haben Dich hierher gebracht. ... Bruder Jurand! ... Lieber Bruder Jurand! ..."

Er drückte den Freund an die Brust, küßte seine Stirn, die leeren Augenhöhlen, drückte und herzte ihn wieder und wieder. Jurand war wie betäubt davon; er schien nicht zu verstehen, was das alles bedeuten sollte. Endlich strich er mit der linken Hand über seine Stirn, als wolle er den Schlaf und schwere Gedanken vollends verscheuchen.

„Hörst Du mich? Verstehst Du mich?" frug der Probst Kaleb.

Jurand nickte mit dem Kopfe zum Zeichen, daß er höre und verstehe, dann langte er mit der linken Hand das silberne Kruzifix von der Wand, welches er einst von einem reichen deutschen Ritter erobert hatte, drückte dasselbe an seine Brust und reichte es dem Probst.

Und dieser sprach:

„Ich verstehe Dich, Bruderherz! Er, Gott, bleibt Dir, und wie er Dich aus dem finsteren Gefängnis befreit hat, so wird er Dir auch alles wiedergeben, was Du verloren hast.“

Jurand zeigte mit der Hand nach oben, als wollte er sagen, daß er dort im Himmel erst wiederfinden werde, was er verloren. Dabei füllten sich die leeren Augenhöhlen mit Thränen und ein Zug unaussprechlichen Schmerzes legte sich um seinen Mund.

Der Probst deutete die Bewegung der Hand und die Thränen Jurands so, als wolle jener damit sagen, daß Danuscha tot sei; er kniete also am Lager nieder und begann laut zu beten:

„Herr, gieb ihr den ewigen Frieden, und das ewige Licht leuchte ihr. Laß sie in Frieden ruh'n, Amen!“

Da setzte der Blinde sich auf seinem Lager auf, schüttelte den Kopf und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung. Augenscheinlich protestierte er gegen das Gebet für die Tote, er wollte ihn zurückhalten, es weiter zu sprechen, aber ehe sie sich verständigen konnten, trat der alte Tolima in das Gemach. Ihm folgte auf dem Fuße die Besatzung der Burg, der Wirtschafter und Speicherverwalter, die vornehmsten und ältesten Bauern von Spychow, die Waldläufer und Fischer, denn die Kunde von der Rückkehr des Herrn hatte sich schon in der ganzen Umgegend verbreitet, sie kamen alle, ihn zu sehen, zu begrüßen. So umfaßten sie nun die Kniee des geliebten Gebieters, küßten seine Arme und brachen endlich beim Anblick dieses verstümmelten Greises, der in nichts mehr an den früheren schreckhaften Jurand, den Sieger und Todfeind der Kreuzritter erinnerte, in ein lautes Weinen und Wehklagen aus. Einige von ihnen — namentlich diejenigen, welche an seiner Seite alle Feldzüge mitgemacht hatten — wurden von einer grenzenlosen Wut gepackt. Sie stellten sich in Haufen zusammen, berieten mit zornverzerrten, bleichen Gesichtern, flüsterten und stießen sich mit den Ellenbogen an, bis endlich einer von ihnen, einer der zur Besatzung gehörte und zugleich der Schmied von Spychow war, vortrat und Jurands Kniee umfassend zu sprechen begann:

„Als man Euch hierher brachte, Herr, da wollten wir gleich gen Ortelsburg ziehen, aber jener Ritter, der Euch hergebracht, wehrte uns.“

„Erlaubt Ihr uns jetzt auszuziehen, denn ungerächt dürft Ihr nicht bleiben. Es sei diesmal wie früher auch, man durfte und darf uns nicht ungestraft schänden. Wir wollen wie vor=

dem unter Eurer Führung jetzt unter dem Befehle Tolimas ausziehen, oder wenn es sein muß, auch allein, um Ortelsburg zu erobern, die Burg zerstören und alles töten, was sich lebend dort befindet, — so wahr Gott uns helfe!"

„So wahr Gott uns helfe!" wiederholten eine Anzahl andere Stimmen. „Auf nach Ortelsburg!"

„Wir müssen Blut sehen!" rief es durcheinander.

Es schlug wie Flammen der Begeisterung aus diesen leicht entzündlichen masurischen Herzen. Die Stirnen wurden gerunzelt, die Augen leuchteten und schossen Blitze, hier und da wurde ein Zähneknirschen laut. Dann wurde es still im Gemach, die Augen aller Anwesenden richteten sich auf Jurand.

Die Wangen des Unglücklichen hatten sich gerötet; es war, als kehre der frühere Haß, die ehemalige Kriegslust wieder in seine Brust ein. Er richtete sich höher auf und tastete knieend an der Wand umher. Die Leute glaubten, er suche sein Schwert, aber die Finger des Blinden berührten das Kruzifix, welches der Probst wieder an seinem Platz aufgehängt hatte.

Jurand nahm es noch einmal herab, die Röte in seinem Gesicht machte einer tiefen Blässe Platz; er wandte sich den Leuten zu, richtete den Kopf nach oben und streckte das Kruzifix weit von sich. Es herrschte Totenstille im Gemach. Draußen sank der Abend herab, durch das offene Fenster drang Vogelgezwitscher, die letzten Strahlen der sinkenden Sonne beleuchteten grell das hocherhobene Kruzifix und die weißen Haare Jurands.

Der Schmied betrachtete seinen Herrn lange, wandte dann seinen Kopf den Gefährten zu, sah noch einmal nach Jurand hin, bekreuzte sich, und verließ leise, auf den Zehen schreitend, das Gemach. Die anderen folgten ebenso leise; erst als sie im Burghofe angelangt waren, wagten sie miteinander zu flüstern:

„Nun, was meint Ihr?"

„Sollen wir gehen oder nicht?"

„Er hat es nicht erlaubt!"

„Er will die Rache Gott überlassen. Es ist eine Wandlung mit seiner Seele vorgegangen."

Und so war es auch.

Unterdessen waren bei Jurand nur der Probst Kaleb, der alte Tolima und Jagienka mit der Sieziechowa zurückgeblieben. Die beiden Mädchen waren dem Zuge der Männer gefolgt, als sie dieselben in Haufen nach Jurands Kammer ziehen sahen. Die Neugier hatte sie getrieben, zu erfahren, was diese zu ihrem Herrn führte.

Als nun das Gemach sich wieder geleert hatte, trat Jagienka, welche die dreistere der beiden Mädchen war, an Jurand heran.

„Gott helfe Euch, Ritter Jurand!“ sprach sie. „Wir sind es, — wir, die wir Euch aus Preußen hierhergebracht haben.“

Das Gesicht Jurands hellte sich beim Klange dieser Stimme auf. Er schien sich jetzt auch genauer auf alles zu besinnen, was auf dem Wege nach Ortelsburg geschehen war, denn er begann kopfnickend zu danken, indem er gleichzeitig mehrmals die Hand aufs Herz drückte. Darauf erzählte sie ihm ausführlich, wie sie ihm begegnet waren, wie der Böhme, der Knappe Sbyschkos, ihn erkannt, und wie sie ihn nach Spychow gebracht hatten. Sie erzählte ihm auch von sich selber, daß sie samt dem Gefährten hier, Schildknappen des Ritters Matschko von Bogdaniez seien, welcher der Ohm Sbyschkos, von Bogdaniez hergekommen war, den Brudersohn zu suchen. Auch daß er jetzt nach Ortelsburg gezogen war, berichtete sie, und daß er in drei bis vier Tagen nach Spychow zurückkehren wolle.

Die Erwähnung des ihm so verhaßten Ortes versetzte den Ritter Jurand zwar nicht, wie schon zuvor, in eine große Aufregung, dennoch wurde er sehr unruhig. Jagienka, welche das bemerkte, versicherte ihn, daß Matschko ebenso listig wie tapfer und außerdem mit Geleitsschreiben von Lichtenstein ausgerüstet sei, mittels welcher er überall sicheren und freien Zutritt erhalte. Diese Worte beruhigten den Ritter sichtlich; man merkte ihm an, daß er gern noch viel gefragt hätte und daß er sehr darunter litt, es nicht zu können. Das scharfsinnige Mädchen bemerkte auch das bald; sie hatte das Bedürfnis, den unglücklichen Mann zu trösten, darum sagte sie schnell:

„Wenn wir viel miteinander plaudern, dann werden wir uns auch vollständig verstehen lernen.“

Der Blinde lächelte; er streckte seine Hand aus und tastete nach ihrem Kopfe, auf welchem er dieselbe längere Zeit liegen ließ, als wollte er sie segnen. Schuldete er ihr doch auch wirklich sehr viel; dazu rührte ihn sichtlich die Jugend und das fröhliche, wie Vogelgezwitscher klingende Geplauder Jagienkas.

Von diesem Tage an sehnte er sich nach ihr, und wenn er nicht schlief oder betete, was viele Stunden lang geschah, da bemühte er sich auf alle mögliche Art, sich dem Probst Kaleb und dem alten Tolima verständlich zu machen, daß er den jungen Knappen in seiner Nähe zu haben wünsche.

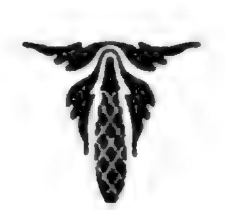
Jagienka kam gern, denn ihr mitleidvolles Herz begriff voll-

kommen die Qualen, welche seine Gebrechen dem unglücklichen Ritter bereiten mußten. Dazu verging ihr im Geplauder mit ihm die Zeit schneller, denn sie wartete mit Ungeduld auf Matschko, dessen Aufenthalt in Ortelsburg sich seltsamerweise sehr verlängerte. Er hatte versprochen, in drei Tagen wieder zurück zu sein, unterdessen aber waren bereits fünf Tage vergangen, ohne daß von ihm auch nur eine Nachricht eingetroffen wäre. Am sechsten Tage gegen Abend war das besorgte Mädchen eben im Begriff, den alten Tolima zu bitten, Kundschafter auszusenden, um über den Verbleib des Ritters Matschko von Bogdaniez Nachforschungen anzustellen, da verkündete der Turmwächter, daß zwei Reiter sich Spychow näherten.

Etwas später dröhnten die Tritte von Pferden auf der Zugbrücke und gleich darauf ritt Hlawa mit dem einen der beiden mitgenommenen Troßknechte in den Burghof. Jagienka, die schon die Treppe, welche aus dem oberen Gemach führte, herabgeeilt war, sprang ihm entgegen und noch ehe Hlawa Zeit gewonnen hatte, vom Pferde zu steigen, stellte sie die Frage an ihn:

„Wo ist Matschko?“ Dabei klopfte ihr Herz zum Zerspringen.

„Der Ritter von Bogdaniez ist zum Fürsten Witold gegangen,“ antwortete der Böhme. „Er läßt Euch sagen, Ihr möchtet Spychow nicht verlassen.“



13. Kapitel.

Jagienka war, nachdem sie die Botschaft Hlawas erfahren hatte, im ersten Augenblick außer stande, auch nur eine Silbe hervorzubringen. Der Befehl Matschkos, in Spychow zurückzubleiben, erfüllte das Mädchen mit Zorn und Schmerz. Sie starrte den Böhmen mit weit aufgerissenen Augen an und dieser, begreifend, welche unangenehme Botschaft er ihr gebracht hatte, wollte den Gedanken Jagienkas eine andere Richtung geben, indem er sagte:

„Ich möchte Euch außerdem gern bald berichten, was wir in Ortelsburg erfahren haben; es giebt viele und wichtige Neuigkeiten."

„Auch von Sbyschko?" frug sie hastig.

„Nein, nur Ortelsburger ... Ihr wißt ja ..."

„Ich verstehe! Der Knecht soll die Pferde absatteln, Ihr geht mit mir!"

Nachdem sie noch ein paar Befehle an die Knechte erteilt hatte, stieg sie mit dem Böhmen die Treppe hinauf.

„Warum hat Matschko uns verlassen? Warum sollen wir in Spychow bleiben, und warum seid Ihr zurückgekommen?" frug Jagienka in einem Atem.

„Ich bin zurückgekommen," antwortete Hlawa, „weil Ritter Matschko es mir befohlen hat. Ich hatte große Lust, mit in den Krieg zu ziehen, aber Befehl bleibt Befehl, da heißt es gehorchen. Der Ritter Matschko hat so zu mir gesprochen: „Du kehrst nach Spychow zurück zum Schutz für das Fräulein, und wartest dort Nachrichten von mir ab. Es wäre möglich,

— so sagte er —, daß das Fräulein nach Sgorscheliz zurückgebracht werden muß, dann bist Du da, sie zu begleiten, denn allein wird sie nicht reisen können, noch wollen."

„Du lieber Gott! Was ist denn geschehen? Habt Ihr Jurands Tochter gefunden? Oder . . . ist Matschko nicht zu seinem Brudersohn gereist, sondern nach ihr? Hast Du sie gesehen? Hast Du mit ihr gesprochen? Warum hast Du sie nicht mitgebracht, und wo ist sie jetzt?"

Nachdem Hlawa diesen Schwall von Fragen hatte über sich ergehen lassen müssen, verneigte er sich tief vor Jagienka und sagte:

„Zürnt mir nicht, Ew. Liebden, wenn ich alle diese Fragen nicht auf einmal beantworte, — aber das ist nicht möglich. Ich will alles, immer eines nach dem anderen, der Ordnung gemäß erzählen, wenn ich dabei nicht gestört werde."

„Gut denn! Habt Ihr sie gefunden oder nicht?" forschte Jagienka hastig.

„Nein, aber wir wissen jetzt mit Sicherheit, daß sie in Ortelsburg war und daß man sie nach einer der östlichen Komtureien gebracht hat."

„Warum sollen wir hier in Spychow sitzen bleiben?"

„Es ist nur für den Fall, daß Danuscha aufgefunden wird! . . . Denn . . . Ew. Liebden . . . dann wäre es zwecklos für Euch, dorthin zu gehen . . ."

Jagienka verstummte; nur ihre Wangen überzogen sich mit Purpurröte. Der Böhme aber fuhr fort:

„Ich dachte und denke immer noch, daß wir sie nicht lebend wiederfinden werden, aber . . . . es steht zuletzt alles in Gottes Hand. Doch ich will der Reihe nach erzählen. Wir kamen in Ortelsburg an . . . alles ging gut von statten. Der Ritter Matschko zeigte dem Untervogt das Schreiben Lichtensteins, welches dieser, da er einstmals Schildknappe Lichtensteins gewesen, ehrerbietig an die Lippen drückte und das Wappensiegel küßte. Darauf empfing er uns sehr gastlich und ließ uns ungehindert schalten und walten. Hätten wir eine kleine Schar Landsknechte in der Nähe gehabt, so wäre es ein Leichtes gewesen, die Burg zu nehmen. Er legte uns auch keinerlei Hindernisse im Verkehr mit dem Burgkaplan in den Weg; wir konnten uns wiederholt ungestört mit ihm unterhalten und haben seltsame Sachen erfahren, die der Kaplan alle von dem Henker weiß."

„Der Henker ist ja stumm, wie konnte denn der etwas erzählen?“ sprach Jagienka.

„Er verstand trotzdem, sich verständlich zu machen; der Kaplan versteht ihn ebensogut, als wenn er sprechen könnte. Seltsam! Man muß wirklich in allem, was dort geschehen ist, den Finger Gottes erkennen. Jener Henker scheute sich nicht, dem Ritter von Spychow die Hand abzuhauen, er brannte ihm kaltblütig die Augen aus und ebenso kaltblütig riß er ihm die Zunge aus dem Halse, aber dieser grausame Mensch brachte es nicht über sich, seine Verbrecherhände gegen ein Weib zu erheben; keine Folterqual hätte ihn gezwungen, einem Weibe etwas Schlimmes zu thun. Man sagt, er habe in jungen Jahren einmal ein Mädchen geliebt; sie sei sein Alles auf der Welt gewesen. Dieses Mädchen haben ihm die Kreuzritter ...“

Hier hielt Hlawa plötzlich inne. Er hatte etwas sagen wollen, was nicht für zarte Mädchenohren bestimmt war, und wußte sich aus der Verlegenheit nicht herauszuhelfen.

Da kam ihm Jagienka, die das recht gut bemerkt hatte, zu Hilfe, indem sie sagte:

„Des Henkers Mädchen geht mich nichts an. Erzählt lieber Eure eigenen Erlebnisse. Kommt zur Sache!“

„Das gehört auch zur Sache,“ antwortete der Böhme. „Als man dem alten Komtur Siegfried den durch die Hand unseres jungen Ritters erschlagenen Ritter Rottger brachte, soll er fast toll vor Wut geworden sein. In Ortelsburg hieß es allgemein, Rottger sei der Sohn Siegfrieds, und der Kaplan bestätigte, daß der alte Komtur den jungen Ritter wie einen eigenen Sohn geliebt hat. Der Henker war Zeuge, daß Siegfried von Löwe aus Rachsucht dem Teufel seine Seele verschrieben hat! Er hat mit dem Toten gesprochen, wie ich mit Euch. Der Tote im Sarge hat bald gelacht, bald mit den Zähnen geknirscht, bald mit der Zunge sich die Lippen beleckt, alles aus Freude darüber, daß der alte Komtur ihm Sbyschkos Kopf in den Sarg zu legen versprochen, und da dieser nicht sogleich zu erlangen war, hat er unterdessen die abgehauene Hand und die ausgerissene Zunge Jurands in den Sarg neben Rottger gelegt, der dieselbe, frisch wie sie war, zu verzehren begann. ...“

„O, das ist gräßlich anzuhören!“ rief Jagienka; „im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen!“

Sie war bei diesen Worten aufgestanden und warf nun

ein paar Holzscheite in den Kamin, denn der Abend war völlig angebrochen.

„Wie nun?“ sprach Hlawa weiter. „Was soll am Tage des letzten Gerichts geschehen? Ich möchte das gern wissen! Denn was dem Jurand gehört, das muß auch zu ihm zurück. Da reicht unser Verstand nicht aus; wir dürfen das nicht zu ergründen suchen! Der Henker hat, wie gesagt, alles gesehen. Nachdem er so den Sarg mit Menschenfleisch angefüllt hatte, wollte der alte Komtur noch Jurands Kind zur Kapelle schleppen, denn der Tote mochte ihm wahrscheinlich zugeflüstert haben, daß er auch durstig sei und reines Jungfrauenblut zu trinken wünsche. ... Da war der Henker, der das nicht dulden wollte, ihm vorausgeeilt und hatte sich auf der Treppe aufgestellt, die zu der Kammer Danuschas führte. ... Der Kaplan hat gesagt, daß der Henker blödsinnig ist wie ein Vieh ... nur das eine hat er verstanden ... und wo er etwas versteht, da übertrifft ihn an List Keiner. ... Er setzte sich also auf die Treppe und wartete, bis der Komtur kam. Da fing er an zu fauchen, und als der Komtur das hörte und die Augen des Henkers im Dunklen leuchten sah, glaubte er einen Spuk zu sehen. In diesem Augenblick größter Angst hat ihm der Henker dann einen Faustschlag in den Nacken versetzt, daß er dachte, der Genickwirbel müsse dem Komtur gebrochen sein. Er war aber nicht tot, ist nur vom Schreck ohnmächtig und krank geworden. Als er dann wieder gesundete, hat ihn die Furcht zurückgehalten, der Tochter Jurands ein Leids anzuthun.“

„Aber er hat sie an einen anderen Ort gebracht? — nicht wahr?“ frug Jagienka.

„Ja, das hat er, — aber, — er hat auch den Henker mitgenommen, da er nicht wissen konnte, daß gerade der des Mädchens Beschützer war. Der Komtur dachte an eine höhere Gewalt — an etwas Ungreifbares, Böses oder Gutes. In Ortelsburg mochte er den Henker nicht zurücklassen, wohl weil er den Zeugen seiner Schandthaten fürchtete. Er wußte, daß der Stumme, vor eine Gerichtsbarkeit gestellt, durch seine Zeichensprache, die der Kaplan verstand, alles offenbaren würde. ... So beruhigte denn der Kaplan den Ritter Matschko, indem er zu ihm sprach: „Der alte Siegfried von Löwe wird die Tochter Jurands selbst nicht töten, dazu ist er zu feige, und sollte er einen anderen beauftragen — nun, so lange Diederich lebt, wird ihr nichts geschehen, besonders da er sie schon einmal beschützt hat.“

„Weiß der Kaplan, wohin man sie gebracht hat?“ frug Jagienka.

„Er weiß nichts Genaues, aber er hat etwas von Ragnit reden hören. Diese Burg soll unweit der litauischen oder Smudzer Grenze liegen.“

„Was sagt Matschko dazu?“

„Der Ritter Matschko,“ antwortete der Böhme, „hörte das alles an, dann — es war am folgenden Tage — sagte er zu mir: „Wenn die Sachen so stehen, so ist es möglich, daß wir das Mädchen doch noch finden. Aber ich muß so schnell als möglich zu Sbyschko zu gelangen suchen, damit man ihn durch die Tochter Jurands nicht ebenso in einen Hinterhalt lockt wie ihren Vater. Er ist imstande, blindlings in sein Verderben zu laufen, wenn man ihm vorspiegelt, daß sie dadurch ihre Freiheit wiedererlangt. Geschieht das, dann wehe ihm! Siegfried würde schmähliche Rache an ihm für Rottger nehmen.“

„Es ist wahr! es ist wahr!“ rief Jagienka besorgt. „Wenn Matschko es deswegen so eilig hatte, dann ist es gut. Er hat nur den einen Fehler gemacht, daß er Euch fortschickte. Was brauchen wir hier Eure Bewachung? Der alte Tolima ist ein ausgezeichneter Wächter und Ihr könntet Eurem jungen Herrn sehr von Nutzen sein, denn Ihr seid stark und verständig.“

„Wer aber sollte Euch, Herrin, gegebenen Falles nach Sgorscheliz bringen?“ frug Hlawa.

„Gegebenen Falles werdet Ihr mir die Botschaft bringen, die ein anderer mir doch bringen muß; dann ist noch Zeit genug, daß wir in Eurer Gesellschaft nach Sgorscheliz abreisen.“

Der Böhme küßte die Hand Jagienkas und frug voll Rührung:

„Wollt Ihr bis dahin geduldig hier ausharren?“

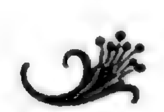
„Das will ich! Gott wird die Waise schützen!“ antwortete Jagienka.

„Und mit was wollt Ihr Euch denn beschäftigen? Wird Euch nicht bangsam werden?“

„Ich will den Herrn Jesus bitten, daß er Sbyschko wieder zu seinem Glücke verhilft und Euch alle gesund erhält.“

Jagienka brach in Thränen aus und weinte bitterlich. Der Böhme aber verneigte sich tief, umfaßte ihre Kniee und sagte:

„Ihr seid genau so gütig wie die Engel im Himmel.“



14. Kapitel.

Jagienka trocknete ihre Thränen und begab sich mit dem böhmischen Knappen zu dem Ritter Jurand, um ihm alle die soeben vernommenen Neuigkeiten zu überbringen. Sie fanden ihn in der großen Halle, in Gesellschaft des Probstes Kaleb, des alten Tolima und der Sieziechowa; er saß auf einem Schemel, mit Rücken und Armlehnen, ihm zu Füßen lag lang ausgestreckt eine zahme Wölfin und nicht weit davon stand an die Wand gelehnt der Ortsküster, welcher zugleich die Stelle eines fahrenden Schülers bekleidete mit der Laute, zu deren Begleitung er ein Lied auf die früheren Heldenthaten Jurands gegen die übermütigen Kreuzritter sang. Die Anwesenden lauschten alle, den Kopf auf die Arme gestützt, in trübseliger Versunkenheit dem Sänger. Einem sonnigen, fruchtbaren Tage war ein stiller, fast warmer Abend gefolgt, die Fenster waren geöffnet, das Mondlicht durchstrahlte den weiten Raum und das Surren der die Lindenbäume draußen umschwärmenden Maikäfer drang durch dieselben herein. Zuweilen auch verirrte sich einer der braunen Schwärmer bis in das Innere der Halle, wo er dann mit großem Geräusch umherflog. Trotz der Wärme des Abends brannte im Kamin doch ein kleines Feuer, an welchem ein Knabe Met und Wein mit verschiedenen Kräutern heiß machte, deren würziger Duft den Raum erfüllte.

Der Sänger hatte soeben ein neues Lied „vom Wiedersehen“ angestimmt. „Es reitet Jurand auf schnellem Roß ...“ als Jagienka eintrat und grüßend sprach: „Gelobt sei Jesus Christus!“

„In alle Ewigkeit!“ antwortete der Probst Kaleb.

Als Jurand ihre Stimme hörte, wandte er seinen Kopf der Eintretenden zu und nickte und winkte ihr grüßend entgegen.

„Sbyschkos Knappe ist aus Ortelsburg zurückgekommen,“ sagte das Mädchen; „er hat Neuigkeiten von dem Kaplan dort mitgebracht! Matschko kommt nicht mehr zurück. Er ist zum Fürsten Witold gezogen.“

„Wie? Er kommt nicht mehr zurück?“ rief der Probst.

Und nun erzählte Jagienka alles, was sie von dem Böhmen erfahren hatte, wie Siegfried den Tod Rottgers gerächt, wie er dem Toten Danuscha hatte bringen wollen, damit jener ihr unschuldiges Blut trinke, und wie sie unverhofft in dem Henker einen Retter gefunden hatte. Sie verhehlte auch nicht, daß Matschko hoffte, die Tochter Jurands gemeinschaftlich mit Sbyschko aufzufinden und sie nach Spychow zu bringen und — daß dies der Grund sei, warum Matschko nicht zurückgekehrt sei: „Er ist zu Sbyschko gegangen und hat uns befohlen, hier zu bleiben!“ sagte sie.

Dabei zitterte ihr die Stimme wie von unterdrücktem Weinen. Als sie geendet hatte, herrschte in der Halle tiefes Schweigen; nur das langgedehnte Schluchzen der Nachtigallen drang von den Linden im Hofe herüber und erfüllte den weiten Raum mit süßem Wohllaut. Die Blicke aller hatten sich auf Jurand gerichtet, welcher mit geschlossenen Lidern und rückwärts gelehntem Kopfe nicht das geringste Lebenszeichen gab.

„Habt Ihr gehört?“ frug ihn endlich der Probst Kaleb.

Da legte er den Kopf noch mehr rückwärts, streckte die linke Hand hoch empor und wies mit dem Finger zum Himmel.

Das Mondlicht fiel voll auf das bleiche Gesicht, die weißen Haare, die tiefen Augenhöhlen, und bei seinem Scheine konnte man in den Zügen dieses unglücklichen Mannes lesen. Eine ganze Leidensgeschichte stand darin geschrieben, ein Märthyrium; gleichzeitig aber breitete der Ausdruck grenzenloser Gottergebenheit einen lichten Schein über die Gestalt des Mannes, dessen Seele losgelöst schien von allem Irdischen, nichts mehr hoffte und nichts mehr wünschte.

Noch immer dauerte das Schweigen, welches keiner zu unterbrechen wagte, nur das Schluchzen der Nachtigallen drang noch süßer, noch lockender durch die Stille der Nacht.

Jagienka wurde beim Anblick dieses hilflosen Greises von einem so großen Mitleid erfaßt; ihr war, als müsse sie ihm etwas Tröstendes sagen. Diesem Impulse folgend, eilte sie auf

ihn zu, ergriff seine Hand und bedeckte dieselbe mit Küssen und gleichzeitig mit heißen Thränen, indem sich aus der Tiefe ihres Herzens die Worte rangen:

„Auch ich bin eine Waise! Ich bin kein Knabe, sondern Jagienka von Sgorscheliz! Matschko hat mich mit auf die Reise genommen, weil er mich vor bösen Menschen schützen mußte. Jetzt aber bleibe ich bei Euch, bis Gott Euch Eure Danuscha zurückführt."

Jurand schien gar nicht überrascht von dieser Eröffnung; er schien schon gewußt zu haben, daß Jagienka ein Mädchen und nicht ein Knabe sei. Er zog sie nur fester an sich und drückte sie an seine Brust, während sie mit von Schluchzen unterbrochener Stimme zu sprechen fortfuhr:

„Ich bleibe bei Euch, bis Danuscha zurückkommt ... dann gehe ich nach Sgorscheliz zurück ... Gott wird die arme Waise schützen! Die Deutschen haben auch mein Väterchen erschlagen, doch Euer Liebling lebt, sie wird wiederkommen. Dazu verhelfe ihr der liebe Gott und die heilige, mildthätige Jungfrau ..."

In diesem Augenblick kniete der Probst Kaleb plötzlich nieder und begann mit feierlicher Stimme zu beten:

„Kyrie eleison!"

„Christe eleison!" antworteten der Böhme und Tolima.

Die Anwesenden knieten alle nieder, denn sie wußten, daß die Litanei gebetet werden sollte, welche man nicht nur in der Todesstunde, sondern auch für teuere Personen betet, wenn sie sich in Todesgefahr befinden. Auch Jagienka kniete nieder und Jurand ließ sich vom Schemel auf seine Knie gleiten, darauf sprachen die anderen im Chor:

„Kyrie eleison! Christe eleison! ... Gott, Vater vom Himmel, erbarme Dich unser! ... Gott, Sohn, Erlöser der Welt, erbarme dich unser ..."

Die Stimmen der Menschen, welche das „Erbarme dich unser!" in flehenden, zu Herzen dringenden Tönen riefen, vermischten sich mit dem Schluchzen der Nachtigallen. Plötzlich aber klang noch ein anderer Ton in das Gebet hinein. Es war die Wölfin, welche bis dahin zu den Füßen Jurands gelegen hatte; sie war aufgestanden, an das offene Fenster gegangen, und indem sie sich am Rahmen desselben hoch aufrichtete, steckte sie die eckige Schnauze hinaus und begann leise und melancholisch zu heulen.

Obgleich der Böhme Jagienka sehr verehrte und das Herz ihn immer mehr zu der liebreizenden Siegiechowa hinzog, so

sehnte seine junge heldenmütige Seele sich doch nach dem Kriege. Er war zwar dem Befehle des Ritters Matschko gefolgt und nach Spychow zurückgekehrt, weil er als Diener zu gehorchen gezwungen war. Auch bereitete ihm der Gedanke, den beiden adligen Mädchen Schützer und Berater sein zu dürfen, ein gewisses Behagen, doch als Jagienka selbst die Ansicht aussprach, daß ihnen in Spychow keinerlei Gefahr drohte, daß seine Pflicht ihn an Sbyschkos Seite riefe, da mußte er ihr recht geben. Er ging mit Freuden auf ihren Vorschlag ein. Matschko war nicht sein unmittelbarer Gebieter; er konnte seinen Ungehorsam vor ihm sehr gut damit rechtfertigen, daß er ihm sagte: „Ich bin auf den Befehl meiner rechtmäßigen Herrin hier, welche mir gebot, zu dem jungen Herrn zu gehen."

Jagienka hatte das in der ehrlichen Meinung gethan, daß ein Knappe von der Körperkraft und Gewandtheit Hlawas immer gut zu gebrauchen war, um Sbyschko vor Gefahren zu bewahren. Den Beweis dafür hatte er schon auf jener Jagd geliefert, auf welcher Sbyschko um ein Haar durch den Auerochsen sein Leben verloren hätte. Er konnte also durch seine Gegenwart dem jungen Ritter viel nützen, besonders da der Krieg an der Smudzer Grenze seinen Schauplatz hatte. Dem Böhmen war es daher so eilig mit der Abreise, daß er, nachdem er mit Jagienka die Halle verlassen hatte, die Kniee der Herrin umfaßte und sagte:

„Ich möchte mich von Ew. Liebden gleich jetzt verabschieden und um ein gutes Wort auf den Weg bitten."

„Wie?" frug Jagienka, „Du willst noch heute fort?"

„Nicht heute mehr, aber morgen mit dem frühesten, damit die Pferde noch ruhen können," antwortete Hlawa. „Der Weg nach der Smudzer Grenze ist weit!"

„Dann beeile Dich! Vielleicht kannst Du den Ritter Matschko noch einholen."

„Das wird schwer halten," sagte der Böhme. „Der alte Herr ist abgehärtet gegen alle Beschwerden, dazu ist er mir ein paar Tagereisen voraus und nimmt den Weg durch Preußen, weil er kürzer ist. Das kann ich nicht; ich muß mich durch die Wälder schleichen, denn ich habe keine Empfehlungsschreiben aufzuweisen, wie der Ritter Matschko, mir muß dieses hier allein den Weg ebnen."

Bei diesen Worten legte er die Hand auf den Griff seines Dolchschwertes, und Jagienka, welche das sah, rief aus:

„Vorsicht! Sei vorsichtig! Wenn Du die Reise unter-

nimmst, dann thut es auch not, daß Du das Ziel erreichst und nicht in irgend ein unterirdisches Verließ bei den Kreuzrittern gerätst. Auch in den Wäldern und Heiden laß die Vorsicht nicht außer acht, denn sie wimmeln von bösen Geistern, welche von jenem Volke verehrt wurden, ehe es getauft war. Ich denke an das, was Ritter Matschko und Sbyschko in Sgorschelitz davon erzählt haben."

„Auch ich erinnere mich!" versetzte Hlawa, „aber ich fürchte sie nicht, denn sie haben keine Gewalt über die Menschen. Ich werde mir sie und die Deutschen vom Leibe halten, wenn nur der Krieg erst ordentlich entbrannt sein wird."

„Ist er noch nicht entbrannt?" frug Jagienka. „Sprich! was hast Du darüber bei den Deutschen gehört?"

Der vorsichtige Knappe runzelte die Stirn, dachte einen Augenblick nach, dann sagte er:

„Er ist entbrannt und auch nicht, wie man es nimmt. Wir haben genaue Kundschaft eingezogen, besonders der Ritter Matschko, denn er ist sehr schlau, er versteht auch den schlauesten Deutschen zu überlisten. Während es den Anschein hat, als wolle er etwas ganz anderes erfahren, während er größte Teilnahme vorgiebt und dabei selbst nichts verrät, lockt er aus den Menschen heraus, was er wissen will. Wenn Ew. Liebden geduldig zuhören wollen, dann will ich erzählen, was ich weiß: „Es sind schon mehrere Jahre her, daß der Fürst Witold, um sich von der deutschen Seite während seines Feldzuges gegen die Tataren die Ruhe zu sichern, den Deutschen die Smudz abgetreten hat. Seitdem herrschte tiefster Friede und große Freundschaft zwischen ihnen. Er erlaubte ihnen, Schlösser und Burgen zu bauen, ja er half ihnen sogar dabei. Auf irgend einer Insel traf er auch wiederholt mit dem Großmeister zusammen; sie speisten und tranken miteinander und thaten sich viel Liebes; sogar die Jagd war ihnen in den Smudzer Heiden und Wäldern erlaubt, und als die armen Smudzer Bauern sich über die Härte und die Bedrückungen der Kreuzritter zu beklagen anfingen, da half Witold jenen gegen seine früheren Unterthanen, indem er den Deutschen ein Heer gegen sie zur Verfügung stellte, worüber ganz Litauen sehr unwillig war. Das alles hat uns der Untervogt von Ortelsburg erzählt; dabei hat er die Wirtschaftseinrichtung der Kreuzritter in der Smudz sehr gelobt und besonders hervorgehoben, daß sie Geistliche hingeschickt haben, die Smudzer zu taufen, auch daß sie ihnen während einer Hungersnot Getreide geliefert haben. Das soll

auch wahr sein, denn der Großmeister, welcher gottesfürchtiger ist als sie allesamt, hat es befohlen. Dafür haben sie ihnen dann die Kinder fortgenommen, dieselben nach Preußen gebracht, die Weiber in Gegenwart ihrer Männer und Brüder entehrt. Diejenigen, welche sich ihnen widersetzten, wurden ohne Erbarmen aufgehängt. Das war die Ursache zum Kriege, Herrin!"

„Und der Fürst Witold?" frug Jagienka.

„Der hat den Kreuzrittern lange durch die Finger gesehen, denn er war ihnen sehr gewogen. Noch unlängst erst war die Fürstin in Marienburg zu Gaste. Man hat sie dort hofiert, als wäre sie die Königin von Polen. Es gab Turniere, Gastmähler und Schaustellungen aller Art in jedem Städtchen, durch das sie kam, und sie wurde überall mit Geschenken überschüttet. Die Menschen dachten damals, eine solche Freundschaft könne niemals in die Brüche gehen, da plötzlich hat sich die Gesinnung des Fürsten Witold geändert."

„Wenn ich an das denke, was mein seliger Vater und der Ritter Matschko einander oft erzählt haben, so muß der Fürst oftmals seine Gesinnung ändern," sagte Jagienka.

„Gegen tugendhafte Menschen wohl nicht, nur gegen die Kreuzritter," entgegnete der Böhme, „weil jene selbst gegen jedermann treulos sind. Sie verlangten jetzt von ihm die Herausgabe einiger Flüchtlinge, die sich in des Fürsten Schutz gestellt hatten. Darauf hat der Fürst ihnen geantwortet, daß er gesonnen sei, nur Leute gemeinen Standes, das heißt Leibeigene auszuliefern, niemals aber Freisassen, denen das Recht zusteht, zu leben wo sie wollen. Da haben sie angefangen, sich scheel anzusehen, herausfordernde Briefe zu schreiben, zuletzt zu drohen. Als die Smudzer erst dahinter kamen, haben sie sich aufgelehnt, in der Smudz deutsche Schlösser zerstört, die Besatzungen niedergehauen, und eben jetzt sind sie in Preußen eingebrochen und der Fürst Witold hindert sie nicht mehr daran wie früher, sondern er hat ihnen heimlich Hilfstruppen gesandt und verlacht die deutschen Klagen."

„Ich verstehe," versetzte Jagienka. „Wenn er sie aber heimlich unterstützt, dann ist doch der Krieg noch nicht erklärt."

„Im Grunde ist er es; mit den Smudzern sowohl, wie auch mit Witold. Die Deutschen strömen von allen Seiten herbei, ihre Grenzburgen zu verteidigen, sie würden am liebsten gleich einen großen Feldzug in die Smudz unternehmen, aber sie müssen damit warten bis zum Winter, denn die Smudz ist ein sumpfiges Stück Land, wo die schwer bepanzerten Ritter ver-

sinken und wo nur die Smudzer leicht darüber hinwegzuschreiten verstehen. Mit dem Eintritt der Winterfröste wird die ganze Macht der Kreuzritter aber in der Smudz einbrechen und der Fürst Witold wird den Smudzern, mit der Erlaubnis des Königs von Polen, zu Hilfe ziehen, denn dieser hat die Oberherrschaft über den Großfürsten und ganz Litauen."

„Dann wird der Krieg auch vom Könige von Polen erklärt?" frug Jagienka.

„Man sagt so," antwortete Hlawa. „Es heißt, die Kreuzritter betteln überall, bei allen Höfen um Hilfe; der Boden brennt ihnen unter den Füßen, die Schöpfe rauchen ihnen vor Angst, wie allen denjenigen, die sich eines Unrechts bewußt sind und — mit den Polen ist nicht zu scherzen, die polnischen Ritter speien gleich in die Hände, wenn nur das Wort „Kreuzritter" gesprochen wird."

Jagienka seufzte tief.

„Wie viel fröhlicher und besser leben die Männer in der Welt, als wir," sagte sie. „Du wanderst nun auch in den Krieg, so wie Matschko und Sbyschko hinausgezogen sind, während wir hier in Spychow bleiben müssen."

„Wie sollte es auch anders sein," entgegnete der Böhme. „Ihr bleibt sicher und geborgen hier, denn der Name Jurands jagt seinen Feinden noch jetzt Entsetzen ein. Das habe ich erst jüngst wieder gesehen; denn als man in Ortelsburg erfuhr, daß Jurand in Spychow ist, da brach die Angst über sie herein, daß sie zitterten."

„Wir wissen, daß wir hier sicher sind; die Sümpfe und der alte Tolima schützen uns. Aber es wird schwer sein, ohne Nachrichten in dieser Abgeschiedenheit auszuhalten," klagte Jagienka.

„Wenn etwas zu berichten sein sollte, dann sende ich Nachricht. Schon vor unserer Abreise nach Ortelsburg schickten sich zwei brave Troßbuben von hier an, freiwillig in den Krieg zu ziehen. Tolima kann sie nicht hindern, denn sie sind Adlige von Lenkowiz. Wir wollen morgen zusammen ausziehen, im Notfalle schicke ich einen von ihnen mit Nachrichten her."

„Gott lohne es Dir!" sprach Jagienka. „Ich hielt Dich immer für verständig; für Dein gutes Herz aber und Deine Dienstbereitschaft werde ich Dir dankbar bis zum Tode sein."

Da ließ sich der Böhme auf ein Knie nieder und sagte: „Ich habe nur Wohlthaten von Euch empfangen, niemals ein Unrecht erfahren. Der Ritter Sych hat mich in Gefangen-

schaft geführt, als ich noch ein Knabe war, und mir bald nach unserem Aufbruch von Boleslawize die Freiheit geschenkt. Mir ist aber mein Dienst bei ihm und Euch bald lieber geworden als die Freiheit. Möge mir Gott die Gunst gewähren, für Euch, meine Herrin, mein Blut zu vergießen!"

„Gott geleite und bringe Dich wieder zurück," entgegnete Jagienka, indem sie ihm die Hand entgegenstreckte.

Doch er nahm dieselbe nicht, er beugte sich tief herab und küßte ihre Fußspitzen, um ihr die höchste Ehrfurcht zu erweisen, die ein Mann einem Weibe erweisen kann. Dann sprach er, ohne sich zu erheben mit schüchterner, demütiger Stimme:

„Ich bin zwar ein Knecht, aber dennoch adlig von Geburt, und ein treuer Diener ... Gebt mir, ich bitte, ein Andenken mit auf den Weg. Versagt mir die Bitte nicht! Wir gehen schweren Kriegszeiten entgegen und der heilige Georg ist mein Zeuge, daß ich nicht die Absicht habe, mich in die letzten Reihen der Krieger zu verbergen, sondern in den ersten Reihen zu kämpfen."

„Was für ein Andenken meinst Du?" fragte Jagienka etwas verwundert.

„Umgürtet mich, sei es auch nur mit dem Salband Eures Oberkleides, denn wenn der Tod mich treffen sollte, so würde ich leichter sterben mit dem Kleinod von Euch an mir."

Wieder neigte er sich auf ihre Fußspitzen, dann faltete er die Hände wie zum Gebet und sah flehend zu ihr empor. In dem Gesicht Jagienkas malte sich tiefe Bekümmernis — endlich sprach sie mit einem Anfluge von Bitterkeit:

„O, mein Lieber! Bitte nicht mich um ein Andenken, denn es würde Dir keinen Nutzen bringen. Nur jemand, der selbst glücklich ist, darf Dir den Talisman in den Krieg reichen, denn nur ein solcher bringt Glück. Was aber ist an und in mir glücklich? Nichts! Nur Traurigkeit ist mein Teil gewesen. Und was liegt vor mir? — Elend! Nichts als Elend! Ich kann niemanden mit meinen Gaben beglücken, denn was man selbst nicht besitzt, daß kann man auch niemandem geben. Mein lieber Hlawa, es ist schlecht in der Welt, daß, daß ..."

Hier verstummte sie plötzlich, denn sie fühlte, daß sie in Thränen ausbrechen würde, sobald sie noch ein Wort sprach. Es lag wie eine dunkle Wolke vor den Augen Jagienkas, der Böhme aber war tief erschüttert von den Worten der Herrin, denn er begriff, daß es ihr ebenso schwer fallen mußte, nach

Sgorschelitz in die Nähe der beiden Rivalen Tschtan und Wilk zurückzukehren, wie hier zu bleiben, wo über kurz oder lang Sbyschko mit Danuscha ankommen mußte.

Hlawa verstand ausgezeichnet, was im Herzen dieses Mädchens vorging. Da er aber ihr Unglück nicht zu wenden wußte, so umfaßte er noch einmal ihre Kniee und sprach:

„O, für Euch zu sterben wäre süß!“

Und sie antwortete darauf:

„Stehe auf! Den Kriegstalisman soll die Sieziechowa Dir reichen. Sie wird Dir gern ein Andenken geben, denn sie hat Dich schon lange gern.“

Und sie rief nach Anula, die nicht lange auf sich warten ließ. Sie kam eilig aus der anliegenden Kammer, wo sie längst hinter der Thüre das Gespräch der Herrin mit dem Diener belauscht hatte. Nur die Schüchternheit hatte sie abgehalten, schon eher herbeizukommen, obgleich sie vor Begierde brannte, von dem schönen Knappen Abschied zu nehmen. Nun trat sie klopfenden Herzens, mit Augen, welche vom Ueberwachen und von verhaltenen Thränen glänzten, etwas verlegen in das Gemach. Sie schlug die Augen nieder während sie vor ihn hintrat, und blieb stumm und lieblich wie eine Apfelblüte stehen.

Hlawa fühlte für Jagienka außer einer großen Anhänglichkeit noch eine unbegrenzte, andachtsvolle Hochachtung und Ehrfurcht; er hätte nie gewagt, auch nur in Gedanken, einen Wunsch nach ihr zu hegen, während die Sieziechowa ihn unwiderstehlich anzog, denn ihr Liebreiz und ihre frische Schönheit machten sein Blut lebhafter kreisen. Ihre Verlegenheit machte sie ihm in diesem Augenblick noch werter, und durch die Thränen, die er in ihren Augen hatte schimmern sehen, leuchtete ihm, wie aus einem klaren Bach, der goldene Boden der Liebe entgegen.

So wandte er sich denn ihr mit den Worten zu:

„Wißt Ihr, daß ich in den Krieg ziehe und dort fallen kann? Thut es Euch nicht ein wenig leid um mich?“

„Ja, Ihr thut mir leid!“ antwortete das feine Stimmchen des Mädchens. Gleichzeitig stürzten die verhaltenen Thränen unaufhaltsam über ihre Wangen herab. Sie war leicht zum Weinen geneigt und hatte immer ein paar Thränchen in Bereitschaft, trotzdem zerfloß der Böhme fast vor Rührung, als er sie fließen sah; er küßte ihre Hände, und nur die Gegenwart Jagienkas legte ihm den Zwang auf, sich weiterer Vertraulichkeiten zu enthalten.

„Umgürte ihn, oder gieb ihm sonst ein Andenken auf den Weg, damit er unter Deinem Zeichen kämpfe," sprach Jagienka zu ihr.

Doch es war nicht leicht, etwas Passendes zu finden, da die Siesiechowa noch den Anzug eines Knappen trug. So viel sie auch suchen mochte, sie fand weder ein Band noch sonst einen Gegenstand, mit welchem sie ihn hätte umgürten können, denn die Frauenkleider der beiden Mädchen waren noch verpackt, wie man sie aus Sgorscheliz mitgenommen hatte. Endlich half Jagienka ihr aus der Verlegenheit, indem sie ihr riet, das Netz, welches sie über den Haaren trug, herzugeben.

„Sei es denn das Netz!" rief Hlawa etwas heiterer gestimmt. „Ich werde es an meinem Helm befestigen — und wehe der unglückseligen Hand, welche es wagt, sich darnach auszustrecken!"

Die Siesiechowa langte mit beiden Händen nach ihrem Kopfe und im nächsten Augenblick fielen die üppigen Strähne ihres Goldhaares über Schultern und Rücken herab. Als Hlawa das Mädchen so rosig und schön, das Gesicht von den goldenen Löckchen umsäumt, dastehen sah, da veränderte sich sein Gesicht ganz und gar. Seine Wangen wurden erst dunkelrot, dann wieder bleich; er nahm das Netz, drückte es an seine Lippen und verbarg es an seinem Busen. Dann umfaßte er noch einmal die Kniee Jagienkas und der Siesiechowa und verließ die beiden Mädchen, indem er nichts weiter sagte als die kurzen Worte: „So sei es denn!"

Obgleich sehr ermüdet und von seinem Ritt von Ortelsburg hierher noch nicht ausgeruht, ging Hlawa doch nicht schlafen; er trank mit den beiden jungen Adligen von Lenkowiz die ganze Nacht durch auf Tod und Leben, aber — er betrank sich nicht, und das erste Morgengrauen fand ihn schon in dem inneren Burghofe, wo die Pferde gesattelt und zur Reise bepackt bereit standen. In der Wand über der Wagenremise wurde ein Fenster ein wenig geöffnet, und durch die schmale Spalte blickten zwei blaue Augen auf den Hof hernieder. Der Böhme hatte dieselben nicht sobald erspäht, als er auch schon auf sie zuschritt, um das auf dem Helm befestigte Haarnetz zu zeigen und noch einmal Abschied zu nehmen. Aber der Probst Kaleb und Tolima, die soeben die Treppe herabkamen, um ihm noch gute Ratschläge auf den Weg mitzugeben, störten ihn in diesem Vorhaben.

„Gehe zuerst an den Hof des Fürsten Janusch,“ sprach der Probst Kaleb, „vielleicht ist auch der Ritter Matschko dort eingetreten. Auf jeden Fall kannst Du sichere Neuigkeiten erfahren, denn es kommen viele Bekannte dort zusammen, die Wege nach Litauen sind besser und ein Führer durch die Wälder leichter zu haben. Wenn Du sicher zu Deinem jungen Herrn gelangen willst, so darfst Du nicht direkt nach der Smudz gehen, denn Du würdest von der preußischen Grenze her das Land betreten; es ist aber besser für Dich, wenn Du von Litauen her kommst. Auch von den Smudzern droht Dir Gefahr, denn es könnte geschehen, daß sie Dich für einen Preußen halten, wenn Du die preußische Grenze überschreitest, und Dich niederschlagen, ehe Du imstande wärest, zu sagen, wer Du bist. Endlich! Gott segne Dich und jene beiden Ritter in der Ferne, zu denen Du gehen willst, auf daß Ihr alle gesund zurückkehrt und das Kind mitbringt, für dessen glückliche Errettung ich beten und von der Vesperzeit bis zum Erscheinen des ersten Sternes am Himmel zu Kreuze liegen will.“

„Ich danke Euch für den Segen, Pater,“ antwortete Hlawa. „Es wird nicht leicht sein, das arme Opferlamm diesen Teufelsklauen lebend zu entreißen, aber es liegt alles in den Händen Jesu, und es ist besser zu hoffen, als zu trauern.“

„Sicherlich ist die Hoffnung der Trauer vorzuziehen,“ sagte der Probst, „darum will ich nicht aufhören, zu hoffen, wenn auch das Herz voller Sorgen ist. . . . Das Schlimmste ist, daß Jurand selbst, sobald der Name seiner Tochter genannt wird, gleich mit den Fingern nach dem Himmel zeigt, als sähe er sie schon dort.“

„Wie könnte er sie denn sehen, nachdem er das Augenlicht verloren hat?“ bemerkte Hlawa.

Und der Probst begann halb für sich, halb für den Böhmen zu sprechen:

„Wenn des Menschen Augen die Fähigkeit verlieren, irdische Dinge zu sehen, so schauen sie oftmals Dinge, die kein anderer zu sehen vermag. Das kommt vor! ja! ja! das kommt vor! Aber es scheint unmöglich, daß Gott diesem Lämmchen ein Leid zufügen läßt. Was hat sie denn den Kreuzrittern gethan? Nichts! Ich sage Dir, sie ist unschuldig wie die Lilie Gottes und den Menschen angenehm wie ein Singvögelchen. Gott hat die Kinder doch lieb und hat Erbarmen mit den Qualen der Menschen. . . . Bah! wenn man sie getötet haben sollte, liegt es noch immer in seiner Macht, sie von den Toten zu erwecken,

wie jenen, der, aus dem Grabe auferstanden, noch lange Jahre auf Erden schaltete und waltete. . . . Reise mit Gesundheit und Gott behüte euch alle und sie!"

Nach diesen Worten wandte sich der Probst der Kapelle zu, um die Frühmesse zu lesen, und der Böhme stieg auf sein Pferd. Noch einmal grüßte er zu der Spalte im Fenster hinauf — dann sprengte er davon, denn der Tag war vollständig angebrochen.

15. Kapitel.

Der Fürst und die Fürstin Janusch waren mit einem Teile des Hofes zum Frühjahrsfischfang nach Tschersk gereist, weil das fürstliche Paar dieses Schauspiel über alle Maßen liebte und es zu seinen vornehmsten Vergnügungen zählte.

Dennoch erfuhr der Böhme durch den Ritter Mikolaj von Dlugolas viele wichtige Dinge, welche teilweise privater Natur waren, hauptsächlich aber den bevorstehenden Krieg betrafen. Zuerst also erfuhr er, daß der Ritter Matschko jedenfalls seine Absicht, auf dem nächsten Wege über die preußische Grenze nach der Smudz zu gehen, aufgegeben haben mußte, denn er war erst vor wenigen Tagen in Warschau gewesen, wo er das Fürstenpaar noch angetroffen hatte. Vom Kriege konnte der alte Mikolaj nur das bestätigen, was Hlawa in Ortelsburg gehört hatte. Ganz Smudz hatte sich wie ein Mann gegen die Deutschen erhoben und der Fürst Witold unterstützte die Kreuzritter nicht nur nicht mehr gegen die Aufständischen, sondern er half den unglücklichen Smudzern, indem er ihnen Geld, Männer, Pferde und Lebensmittel sandte und die Kreuzritter durch Vorspiegelungen aller Art noch von einer Kriegserklärung abhielt.

Unterdessen hatten beide Parteien, die Kreuzritter und der Fürst, Boten an den Papst, den Kaiser und andere christliche Herrscher gesandt und sich gegenseitig der Wortbrüchigkeit, Untreue und des Verrates beschuldigt. Von seiten des Fürsten Witold war der kluge Mikolaj von Rschniew mit den betreffen-

den Schreiben ausgesandt worden, weil er am besten vermochte, das durchtriebene Lügengewebe der Gegner zu zerreißen und auf die unendlichen Bedrückungen hinzuweisen, welche die Litauischen und Smudzer Volksstämme zu erdulden hatten.

Als nun auf dem Landtage in Wilna das Bündnis zwischen Litauen und Polen noch befestigt worden war, da kam ein großes Bangen über die Kreuzritter, denn nun war voraussichtlich Jagiello, als Oberherrscher über die litauischen und alle anderen Ländereien, die dem Regiment Witolds unterstanden, im Falle eines Krieges der Parteigenosse Witolds gegen sie. Der Graf Johann Sayn, Komtur von Graudenz, und der Graf Schwarzburg von Danzig reisten auf Befehl des Großmeisters zum Könige mit der direkten Anfrage, was der Orden von ihm zu gewärtigen habe. Der König antwortete ihnen nichts darauf, obgleich sie ihm flinke Geierfalken und kostbare Gefäße zum Geschenk mitbrachten. Sie drohten ihm also mit der Kriegserklärung, obgleich sie selbst die schreckliche Macht Jagiellos sehr fürchteten und in der Tiefe ihres Herzens den entscheidenden Augenblick noch so fern als möglich wünschten.

Von da ab begannen alle Bande zu reißen, besonders zwischen Witold und den Kreuzrittern. Am Abend nach der Ankunft Hlawas kamen wieder neue Nachrichten auf das Warschauer Schloß. Bronisch von Ziasnoz, ein Höfling des Fürsten Janusch, welchen jener zuvor nach Litauen gesandt hatte, um Erkundigungen einzuziehen, war angekommen und brachte zwei litauische Knäsen als Begleiter mit, die mit Briefen vom Fürsten Witold und von dem Smudzer Volk ausgestattet waren. Die Neuigkeiten waren in der That schlimm. Der Orden bereitete sich zum Kriege vor. Er befestigte die Schlösser, ließ die Pulvermühlen drehen und zog die Landsknechte und Ritter an die Grenze zusammen. Von Ragnit, Gotteswerder und anderen Grenzschlössern aus waren Abteilungen leichter Reiter und Fußvolk schon in die Grenzen Litauens und der Smudz eingebrochen. Ueberallhin, bis in das Dickicht der Wälder, in die Dörfer und Felder drangen bereits Kriegsrufe und abends stiegen oftmals über den dunklen Wäldern rote Feuerscheine auf. Zuletzt nahm Fürst Witold offen Partei für die Smudzer; er sandte Beamte aus, die Ordnung wieder herzustellen, und an die Spitze der kampffähigen Smudzer Männer stellte er den durch seinen persönlichen Mut berühmten Litauer Skirwoillo. Dieser unternahm Kriegszüge nach Preußen, brandschatzte und verwüstete, wo er konnte. Der Fürst selbst rückte mit seinem Kriegsheere der

Smudzer Grenze näher, befestigte einige seiner Schlösser, andere, wie z. B. Kowno, zerstörte er, damit im ungünstigen Falle der Feind nicht einen Stützpunkt an ihnen habe. Es zweifelte niemand mehr daran, daß mit dem Beginn des Winters, sobald der Frost die Sümpfe starren machte oder — wenn der Sommer sehr trocken wurde — auch schon früher ein Krieg losbrechen mußte, der ganz Litauen, die Smudz und ganz Preußen in Mitleidenschaft ziehen, und wenn der König von Polen dem Großfürsten zu Hilfe zog, entweder ganz Litauen in die Hände der Kreuzritter liefern oder einen vollständigen Rückzug derselben für alle Zeiten auf das zuerst von ihnen okkupierte Ordensgebiet zur Folge haben mußte.

Aber damit hatte es einstweilen Zeit. Der Anfang zu dem folgen sollenden war gemacht. Die ganze Welt hallte wider von dem Wehklagen und den Hilferufen der Bedrängten. Man hatte den Brief dieses unglücklichen Volkes in Krakau, in Prag, am Hofe des Papstes und in anderen Residenzen westeuropäischer Fürsten gelesen. Nun hatten jene beiden Bojarensöhne, welche in der Gesellschaft des Bronisch von Ziasnoz in Warschau angekommen waren, das Schreiben dem Fürsten Janusch gebracht. Beim Lesen desselben langte mancher Masure an den Griff seines Schwertes und überlegte, ob er nicht gleich als Freiwilliger zu dem Heere Witolds ausziehen solle. Man wußte, daß der große Fürst den gegen alle Anstrengungen und alle Witterungsverhältnisse abgehärteten lechischen Adel sehr liebte, weil derselbe ebenso bereitwillig in den Kampf zog, wie die litauischen und Smudzer Bojaren, aber besser bewaffnet und besser geübt war als jene. Manchen von ihnen trieb auch der Haß gegen den alten Feind der Lechen, das Schlachtschwert zu ziehen, andere wurden von dem Mitleid für die Bedrückten fortgerissen. „Hört uns, hört uns!" riefen die Smudzer in ihrem Schreiben an alle Könige, Fürsten und Völker. „Wir waren ein freies, adliges Volk, der Orden aber will uns zu Sklaven machen! Er will nicht unsere Seelen dem Himmel zuführen; er will nur Besitz von unseren Ländereien nehmen. Unser Elend ist so groß geworden, daß wir Hungers sterben oder auswandern müssen! Wie wollen sie uns denn mit dem Taufwasser von unserer Sünde reinigen, wenn ihre Hände, die das Wasser über uns ausgießen sollen, unrein sind! Wir begehren, getauft zu werden, aber nicht mit Schwert und Blut; wir wollen den Glauben annehmen, aber den Glauben, welchen die edlen Monarchen Jagiello und Witold lehren. Erhört und rettet uns, sonst sind wir verloren. Der

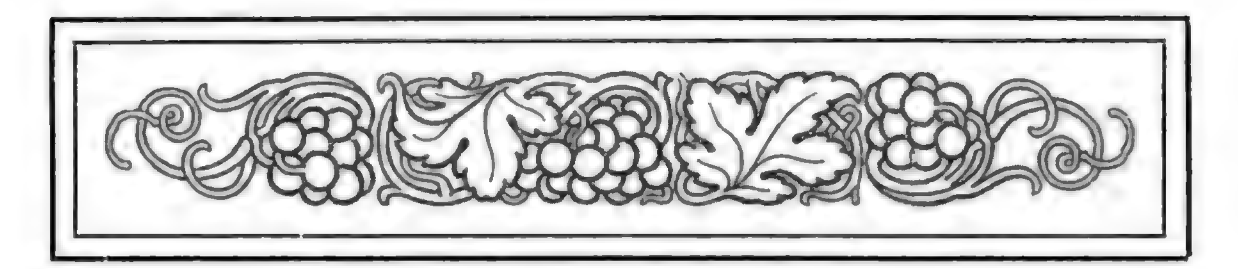
Orden will uns taufen, um uns leichter knechten zu können; er sendet uns nicht Geistliche, sondern Henker. Unsere Bienenstöcke, unsere Viehherden, unsere Feldfrüchte, alles haben wir schon hergeben müssen, wir dürfen weder mehr in unseren Seen fischen, noch in unseren Wäldern jagen. Wir flehen um Erbarmen! Denn seht! sie haben unsere freigeborenen Nacken geknechtet, sie haben sie zu nächtlicher Frohnarbeit bei ihren Schlössern gebeugt, unsere Kinder als Geiseln fortgeführt und unsere Weiber und Töchter in Gegenwart ihrer Männer geschändet. Unsere Familiensitze sind verbrannt, unsere Herren in die Gefangenschaft geführt, und unsere vornehmsten Bojaren — den Korkutsch, Wassigina, Swolka und Sagajla haben sie getötet — diese gierigen Blutsauger! O, erhört uns! Wir sind ja doch Menschen und nicht Tiere. Darum bitten wir den heiligen Vater, daß er uns von polnischen Bischöfen taufen lassen soll, denn wir verlangen aus voller Seele die Taufe, aber wir wollen mit reinem Wasser getauft werden, nicht mit dem lebendigen Blute der Zerstörung."

So klagten die Smudzer! Als nun ihre Klagen am masowischen Hofe laut wurden, da beschlossen sogleich mehrere Ritter und Höflinge, ihnen zu Hilfe zu eilen. Sie glaubten dazu der Erlaubnis des Fürsten Janusch nicht zu bedürfen, da die Fürstin doch die Schwester des Fürsten Witold war. Die Empörung wurde immer allgemeiner, als man erfuhr, daß viele adlige Jünglinge der Smudz, welche von den Kreuzrittern als Geiseln festgehalten worden waren, sich selbst getötet hatten, weil sie die Grausamkeiten und Schandthaten, welche man an ihnen verübte, nicht ertragen gekonnt.

Hlawa war sehr erfreut durch diese Kriegslust der Masuren, denn je mehr Menschen aus Polen dem Fürsten Witold zuzogen, desto gewaltiger mußte der Kampf werden und desto sicherer mußten die Kreuzritter eine Niederlage erleiden. Es freute ihn auch, daß er bald seinen jungen Herrn, welchem er sehr zugethan war, und den Ritter Matschko wiedersehen sollte, von welchem er sich sagte, daß es ein ganz besonderes Vergnügen sein müsse, ihn bei der Arbeit zu sehen; er freute sich auf die unbekannten wilden Länder und Städte und noch nie gesehenen Ritter und Heere, ja auf den Fürsten Witold selbst, dessen Ruhm zu jener Zeit die Welt erfüllte.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, beschloß er, die „großen und Eilwege" zu benutzen, und nirgends länger zu rasten, als

durchaus zur Stärkung der Pferde nötig war. Die beiden Bojaren, welche mit Bronisch von Ziasnoz hierhergekommen waren, und einige andere Litauer, die sich am Hofe der Fürstin befanden und die Wege und Flußübergänge genau kannten, sollten ihn und die freiwilligen Masuren von Ansiedlung zu Ansiedlung, von Burg zu Burg durch die stillen, unermeßlichen Wälder führen, welche den größten Teil der Masowischen, Litauischen und Smudzer Erde bedeckten.



16. Kapitel.

In den Wäldern bei Kowno, welche Stadt Witold selbst zerstört hatte, etwa eine Meile östlich davon, stand die Hauptmacht Skirwoillos, welche, je nachdem es die Notwendigkeit forderte, mit Blitzesschnelle ihre Stellung wechselte, und sich bald in das Innere Preußens begab, bald dieses oder jenes Grenzschlößchen angriff, das noch in den Händen der Kreuzritter geblieben war, überall die Kriegsfackel schwingend und den Brand schürend. Dort fand der treue Knappe seinen jungen Ritter Sbyschko und den alten Ritter Matschko, welcher erst zwei Tage vor ihm angekommen war. Nachdem er Sbyschko begrüßt hatte, schlief der Böhme die ganze Nacht durch wie ein Toter und begab sich erst am folgenden Tage abends zu dem alten Ritter, um sich auch bei ihm zu melden. Derselbe empfing ihn ärgerlich, denn er war noch sehr müde von der Reise und zornig, und seine barsche erste Frage war, warum er nicht, wie er ihm befohlen, in Spychow geblieben — und beruhigte sich erst dann etwas, als Hlawa eine kurze Abwesenheit Sbyschkos benutzte, um ihm mitzuteilen, daß er nur dem ausdrücklichen Befehl Jagienkas Folge geleistet, als er hierher gegangen war.

Dann fügte er noch hinzu, daß außer diesem Befehl und seiner eigenen Kriegslust ihn der Wunsch hergelockt habe, in einem gewissen Falle sofort einen Eilboten nach Spychow zu schicken. „Das Fräulein," sprach er, „ist wie ein Engel; sie betet, ganz entgegen ihrem eigenen Kummer, um die Wiederauffindung der Tochter Jurands, nur damit Sbyschko glücklich wird. Aber dem allen muß ein Ende gemacht werden. Wenn die Tochter

Jurands nicht mehr lebt, dann gebe ihr Gott die ewige Seligkeit, denn sie war unschuldig wie ein Lämmchen. Finden wir sie aber wieder, so muß das Fräulein unbedingt gleich benachrichtigt werden, damit sie Spychow sofort verlassen kann, nicht erst dann, wenn die Tochter Jurands in das Vaterhaus zurückgekommen ist — als wäre sie eine mit Schimpf und Schande Verstoßene."

Matschko hörte die Auseinandersetzungen des Knappen nur widerwillig an; er hatte ihn wiederholt unterbrechen wollen, indem er ihm zurief: „Das geht Dich nichts an!"

Aber Hlawa, der sich vorgenommen hatte, einmal offen mit dem alten Ritter zu sprechen, ließ sich nicht irre machen.

„Es wäre überhaupt besser gewesen, das Fräulein in Sgorschelitz zu lassen, die ganze Reise hatte keinen Zweck. Wir haben der Aermsten eingeredet, daß die Tochter Jurands nicht mehr lebt — nun kann es anders kommen."

„Wer anders als Du hat denn gesagt, daß sie nicht mehr lebt?" frug Matschko zornig. „Man hätte eben das Maul halten sollen! Ich habe sie deshalb mitgenommen, weil sie sich vor Wilk und Tschtan fürchtete."

„Ach, das war doch nur ein Vorwand," entgegnete der Knappe. „Sie hätte unbehelligt in Sgorschelitz sitzen können, denn die Beiden hätten immer einer den anderen im Zaume gehalten. Ihr habt nur gefürchtet, Herr, daß im Falle des Todes der Tochter Jurands, Sbyschko dem Fräulein verloren gehen kann; darum habt Ihr sie mitgenommen!"

„Was ist denn mit Dir vorgegangen, daß Du so den Stolzen herauskehrst? Bist Du denn ein gegürteter Ritter?" rief Matschko empört.

„Mit Verlaub — ich bin ein einfacher Diener, aber ich bin der Diener eines Fräuleins, deshalb habe ich darauf zu achten, daß ihre Reputation nicht leidet."

Matschko verfiel in düsteres Grübeln; er war unzufrieden mit sich. Er hatte sich selbst schon Vorwürfe darüber gemacht, daß er Jagienka von Sgorschelitz fortgenommen hatte, denn er fühlte recht gut, daß in diesem Nachlaufen hinter Sbyschko etwas wie eine Erniedrigung für das Mädchen lag und für den Fall, daß Danuscha wiedergefunden wurde — schlimmeres als das. Er fühlte also auch die Wahrheit, welche die stolzen Worte des Böhmen enthielten; denn — wenn er Jagienka nur darum mitgenommen hatte, um sie unter den Schutz des Abtes zu stellen, so hätte er das Mädchen, nachdem er den Tod des

Abtes erfahren, auf jeden Fall in Plozk am Hofe der Fürstin zurücklassen müssen, anstatt sie mit nach Spychow zu nehmen, um sie nötigenfalls gleich bei der Hand zu haben.

„Aber das ist mir ja gar nicht in den Sinn gekommen," sprach der alte Ritter endlich, um den Böhmen und sich etwas weiß zu machen, „sie selbst hat sich durchaus aufgedrängt."

„Freilich hat sie sich dazu gedrängt, weil wir ihr eingeredet haben, daß jene nicht mehr lebt, daß die Brüder ohne sie sicherer seien, als wenn sie bei ihnen bleibt — freilich, dann ist sie mit uns gegangen."

„Du hast es gesagt!" schrie Matschko.

„Ich habe es gesagt — und mich trifft die Schuld," sagte der Böhme. „Jetzt muß es sich ja herausstellen, wie die Sache steht. Man muß etwas unternehmen, sonst wäre es besser, wir kommen um."

„Was willst Du hier unternehmen?" rief Matschko ungeduldig. „Mit so einem Heere, in so einem Kriege! .... Ehe wir etwas anfangen können, muß der Julimond herankommen, denn für die Kreuzritter giebt es nur zwei Jahreszeiten zum Kriegführen — entweder der kalte Winter oder der dürre Hochsommer. Jetzt glimmt der Brand nur, lodern wird er erst später. Der Fürst Witold soll nach Krakau gereist sein, um vom Könige die Erlaubnis zum Feldzuge und seine Hilfe zu erbitten."

„Es giebt hier in der Gegend doch Burgen, welche den Kreuzrittern gehören. Wenn wir wenigstens ihrer zweie erobern könnten, vielleicht würden wir die Tochter Jurands selbst, oder Kunde von ihr finden."

„Vielleicht auch nichts!" sprach Matschko.

„Siegfried hat sie in diese Gegend gebracht. Ihr wißt, man erzählte es uns in Ortelsburg, überall an anderen Orten auch und wir selbst dachten es," versetzte Hlawa.

„Hast Du schon die Soldaten hier gesehen?" frug der alte Ritter. „Geh' hinaus und sieh sie Dir an. Viele von ihnen sind nur mit Knitteln bewaffnet, einige sind mit kupfernen Schwertern aus ihrer Großväterzeit versehen."

„Bah! aber ich habe gehört, daß sie tüchtig dreinzuschlagen verstehen."

„Aber sie können mit leeren Fäusten keine Burgen stürmen, besonders nicht Burgen, wie die der Kreuzritter."

Hier wurde ihre Unterredung durch den Eintritt Sbyschkos und Skirwoillos unterbrochen, welch letzterer der Führer des

Smudzer Heeres war. Er war klein, aber breitschulterig, von untersetztem Körperbau. Seine Brust war so stark gewölbt, daß sie fast wie ein Buckel aussah, und an dem kurzen Körper hingen ein paar unnatürlich lange Arme fast bis zu den Knieen herab. Seine ganze Erscheinung erinnerte an Syndram von Maschkowiz, diesen berühmten Ritter, welchen Matschko und Sbyschko seiner Zeit in Krakau kennen gelernt hatten; er hatte nämlich einen ebenso großen Kopf und ebenso krumme Beine als jener. Man sagte auch, daß er sich ebenso gut auf die Kriegskunst verstehe; sein ganzes Leben war im Felde, in Kämpfen mit den Tataren verflossen, mit denen er sich jahrelang in Reußen herumgeschlagen hatte, und mit den Deutschen, welche er haßte bis aufs Blut. Während dieser Feldzüge hatte er die reußische Sprache und später am Hofe Witolds etwas polnisch erlernt; vom Deutschen wußte er die drei Worte: „Feuer, Blut und Tod!" wenigstens sprach er nur diese. Sein Kopf war vollgepfropft mit verschiedenen Einfällen und Kriegslisten, welche die Kreuzritter weder vorhersehen, noch verhüten konnten — deshalb fürchtete man ihn in den benachbarten Komtureien.

„Wir haben soeben einen Ausfall besprochen," sagte Sbyschko ungewöhnlich lebhaft zu Matschko gewendet. „Wir sind hergekommen, auch Eure Meinung darüber zu hören."

Matschko nötigte den Skirwoillo auf einen fichtenen Wurzelstock, der mit einem Bärenfell bedeckt war, zum Niedersitzen — darauf befahl er eine Kanne Met hereinzubringen, aus welcher die Ritter den süßen Trank mit Blechbechern schöpften und tranken. Als sie sich gehörig gestärkt hatten, frug Matschko:

„Ihr wollt einen Feldzug unternehmen oder sonst etwas?"

„Wir wollen den Deutschen eine Burg ausräuchern," lautete die Antwort.

„Welche?" frug Matschko.

„Entweder Ragnit oder Gotteswerder," sprach Skirwoillo.

„Ich bin für Ragnit," versetzte Sbyschko. „Vor vier Tagen waren wir bei Gotteswerder und wir sind geschlagen worden."

Eben darum gehen wir dorthin," sagte Skirwoillo.

„Warum das?" rief Sbyschko. „Weil es gut ist."

„Wartet ein wenig," sprach Matschko. „Ich kenne das Land hier zu wenig. Wo liegt Gotteswerder, wo Ragnit?"

„Wir haben von hier aus bis nach Kowno knapp eine Wegmeile, von Kowno nach Gotteswerder ebenso weit. Die Burg liegt auf einer Insel. Vor vier Tagen wollten wir

übersetzen, da wurden wir während der Ueberfahrt zurückgeschlagen. Die Feinde haben uns einen halben Tag lang verfolgt, bis wir endlich Schutz hier in den Wäldern fanden. Das Heer aber ist so versprengt worden, daß die letzten sich erst heute früh eingefunden haben."

„Und Ragnit?" frug Matschko.

Skirwoillo streckte seine langen Arme wie zwei Aeste gen Norden aus und sagte:

„Weit! Weit!"

„Eben darum, weil es weit ist," versetzte Sbyschko. „Dort herrscht tiefster Friede, denn was an Bewaffneten dort vorhanden war, das ist an die Grenze hierher vorgeschoben worden. Man erwartet dort keinen Ueberfall, wir werden die Ahnungslosen überraschen."

„Er spricht gut!" sagte Skirwoillo.

Matschko aber frug:

„Glaubt Ihr, daß das Schloß zu nehmen sein wird?"

Skirwoillo schüttelte verneinend den Kopf und Sbyschko sagte:

„Das Schloß ist fest; nur ein Zufall könnte dasselbe in unsere Hände liefern. Aber wir können die Gegend verwüsten, Städte und Dörfer abbrennen, vor allem aber Gefangene machen, vielleicht ein paar Männer von Bedeutung darunter, für welche die Kreuzritter ein gutes Lösegeld zahlen, oder andere Gefangene austauschen . . ."

Hier wandte er sich an Skirwoillo:

„Ihr habt selbst zugegeben, Knäs, daß ich recht habe, und nun überlegt noch eins: Gotteswerder liegt auf einer Insel. Dort giebt es keine Dörfer, die wir zerstören, keine Viehherden, die wir eintreiben können, auch keine Gelegenheit, Gefangene zu machen. Dazu haben wir eben erst eine Schlappe von ihnen erlitten. Ei! laßt uns lieber dorthin gehen, wo man uns keinenfalls erwartet."

„Der Sieger erwartet am allerwenigsten einen Ueberfall," murmelte Skirwoillo.

Nun ergriff Matschko das Wort; er unterstützte die Meinung Sbyschkos, denn er verstand, daß der junge Ritter eher hoffte, bei Ragnit etwas über Danuscha zu erfahren, als bei Gotteswerder, und daß sich dort eher Gelegenheit bieten mußte, einen vornehmen Gefangenen zu machen, der zum Austausch gegen Danuscha schwer genug ins Gewicht fiel. Er war zudem auch der Meinung, daß es auf alle Fälle vorteilhafter sei, unverhofft in das Innere des Landes einzubrechen, als

gegen eine Insel anzustürmen, die schon von Natur aus befestigt war, und dazu von einem befestigten Schlosse aus durch eine erfahrene Kriegstruppe verteidigt werden konnte. Als kriegsgewohnter, erfahrener Mann begründete Matschko seine Ansicht klar und brachte so gewichtige Gründe dafür bei, daß ein jeder überzeugt sein mußte. Er hatte auch sehr aufmerksame Zuhörer; Skirwoillo zog zum Zeichen des Beifalls von Zeit zu Zeit die Augenbrauen in die Höhe und nickte dazu mit dem Kopfe. Manchmal auch murmelte er vor sich hin: „er hat recht!“ Zuletzt zog er seinen großen Kopf so tief zwischen die breiten Schultern ein, daß er wie ein Kretin aussah, und versank in tiefes Sinnen.

Nach einer geraumen Weile erhob er sich und wollte sich stillschweigend verabschieden.

„Wie steht es, Knäs?“ frug Matschko, als er ihm die Hand reichte. „Wohin gehen wir?“

„Nach Gotteswerder!“ sprach Skirwoillo kurz, und ging hinaus.

Matschko und der Böhme blickten verwundert zu Sbyschko hin. Plötzlich klatschte der alte Ritter mit den Händen auf seine Hüften und rief:

„Tfu! ist das ein Holzklotz! . . . Da sitzt er nun, hört anscheinend andächtig zu und macht zuletzt doch, was er will. Schade drum, daß man sich das Maul zerreißt! . . .“

„Ich habe schon gehört, daß er so sein soll,“ sagte Sbyschko. „Uebrigens ist das ganze Volk hier eigensinnig und hartnäckig wie selten eines. Es hört wohl die Meinung anderer, beachtet sie aber nicht.“

„Warum wollte er sie dann wissen?“ frug Hlawa.

„Weil wir Ritter mit Gurt und Sporen sind,“ antwortete der junge Ritter, „und — weil er jedes Ding gern von zwei Seiten betrachtet. Er ist nicht dumm!“

„Man wird uns bei Gotteswerder am allerwenigsten erwarten,“ bemerkte der Böhme, „gerade darum, weil man euch eben erst eine Schlappe gegeben hat. Darin hat er recht.“

„Kommt, wir wollen uns einmal die Leute ansehen, die unter meinem Kommando stehen,“ sagte Sbyschko, dem es in dem Zelte zu enge wurde. „Wir müssen ihnen sagen, daß sie sich bereit halten sollen.“

Draußen war die Nacht finster und stürmisch hereingebrochen, nur die Lagerfeuer, an welchen die Smudzer Kriegsknechte saßen, verbreiteten ein wenig Helle.

---

17. Kapitel.

Für Matschko und Sbyschko, welche von ihrem früheren Aufenthalt beim Fürsten Witold die Litauischen und Smudzer Krieger kannten, war der Anblick des Heerlagers im Walde hier nichts neues. Dagegen betrachtete der Böhme dasselbe mit großer Neugier, indem er sich im stillen frug, was man von diesen Männern im Falle einer Schlacht wohl erwarten konnte, wenn man sie mit den deutschen und polnischen Rittern und Landsknechten verglich. Das Lager befand sich in einer Niederung, die ringsum von Sumpf und Wald umgeben war; es war also gegen einen Ueberfall vollkommen gesichert, da kein anderes Heer dieses gefährliche Moor zu durchwaten gewagt hätte. Die Niederung, in welcher die Lagerzelte standen, hatte ebenfalls lockeren, sumpfigen Boden, aber die Kriegsknechte hatten große Mengen Kiefern- und Fichtenäste abgehauen und den Boden so dick damit belegt, daß sie auf denselben wie auf der trockensten Diele saßen. Dem Knäsen Skirwoillo hatte man in der Eile etwas wie ein Blockhaus aus unbehauenen Stämmen hergerichtet, für die bedeutenderen unter den Leuten hatte man von Aesten und Zweigen etliche Baracken aufgerichtet, während die gewöhnlichen Krieger unter freiem Himmel um die Lagerfeuer saßen, ohne jeden anderen Schutz gegen Regen, Nebel und Wind, als die Pelze und Felle, die sie auf dem bloßen Leibe trugen. Es schlief noch niemand im Lager. Die Leute hatten nach der erlittenen Niederlage den Tag über geschlafen. Manche saßen oder lagen um die hell lodernden Feuer, auf die immer neue Stöße

trockenen Reisigs geworfen wurden, während andere in der glühenden Asche schon erloschener Feuerstätten Feldrüben brieten, die einen süßlichen Geruch verbreiteten. Auch der Duft gebratenen Fleisches drang von anderen Feuern herüber. Zwischen den Feuern standen Haufen zusammengestellter Waffen so nahe, daß im Notfalle jeder die seinige sofort zur Hand hatte. Hlawa betrachtete neugierig die langen, dünnen Spieße an den Lanzenschäften, die aus hartgeschmiedetem Eisen hergestellt waren, die Bündel, welche aus eichenen Stöcken bestanden, in die man spitze Feuersteine und Eisensplitter hineingeschlagen, und die steinernen Beile mit kurzen und langen Stielen; es befanden sich auch etliche aus Kupfer darunter, die schon vor längst vergangenen Zeiten angefertigt worden waren, als das Eisen in dieser weltfernen Gegend noch nicht bekannt war. So waren auch noch einige Schwerter aus Kupfer vorhanden, obgleich die Mehrzahl derselben aus gutem Nowgoroder Stahl geschmiedet waren. Der Böhme nahm sie alle einzeln in die Hand, die Schwerter, Lanzen, Beile, die kienigen, im Feuer gekrümmten Armbrustbogen, und prüfte sie beim Scheine des Feuers genau auf ihre Beschaffenheit. Nur Pferde gab es wenige im Lager, da diese in großen Koppeln unter der Obhut wachsamer Pferdeknechte auf den Waldwiesen in der Nähe weideten. Nur einige der vornehmeren Bojaren, die ihre Rosse jeden Augenblick zur Hand haben wollten, hatten sie zurückbehalten und diese wurden von den herrschaftlichen Sklaven aus der Hand gefüttert. Hlawa wunderte sich über die zottigen Leiber dieser überaus zierlichen, nur mit mächtigem Nacken ausgestatteten Tiere, die so seltsam aussahen, daß die Ritter der westlich gelegenen Länder sie zuweilen für Waldtiere hielten, die dem Einhorn ähnlicher sahen als einem Pferde.

„Unsere großen Streitrosse würden uns hier gar nichts nützen,“ sagte der erfahrene Matschko, eingedenk seiner hier bei Witold verbrachten Dienstjahre. „Jene würden gleich im Morast versinken, während diese hier schnell und leicht darüber hinschlüpfen wie die Menschen.“

„Aber im Felde, während der Schlacht, können doch diese hier nicht den Vergleich mit unseren großen Tieren aushalten.“

„Das ist richtig!“ antwortete der alte Ritter. „Dafür entflieht kein Deutscher einem Smudzer und er holt auch keinen ein, denn diese Krabben sind so schnellfüßig und leicht oder noch schneller als die tatarischen.“

„Mich wundert nur — die Tataren, welche der Ritter Sych

als Gefangene nach Sgorscheliz gebracht hat, sind klein; die trägt jedes Pferd, hier aber sind die Menschen groß gewachsen," sprach Hlawa.

So war es auch! Die Männer hier an den Feuern waren starke, gut gewachsene Gestalten. Man konnte beim Scheine der Feuer ihre breite Brust und die sehnigen Arme deutlich unter den Pelzen und Fellen erkennen. Sie waren Mann bei Mann hochgewachsene, knochige, aber hagere Menschen und übertrafen an Schönheit und Kraft die Männer der angrenzenden Länder, so auch die Litauer, denn sie saßen auf ertragsfähigerem Boden und hatten nicht so oft eine Mißernte mit damit verbundener Hungersnot durchzumachen, als jene. Aber sie waren ungleich roher und wilder als die Litauer. In Wilna war der großherzogliche Hof, nach Wilna kamen Geistliche vom Osten und Westen, es kamen Gesandtschaften, ausländische Kaufleute, wodurch die Bewohner der Stadt und ihrer Umgegend sich mit ausländischen Sitten befreundeten. Hierher kamen Fremde nur in der Gestalt von Kreuzrittern oder bewaffneten Männern, welche in diese öden Ansiedlungen Feuer, Gefangenschaft und die Bluttaufe trugen. Darum war hier alles gröber, roher, in vorzeitlichem Zustande, den Neuerungen abhold. Hier herrschten noch die alten Gebräuche, die alte Lebensweise, die alte Art, Krieg zu führen, und auch das Christentum fand hier schwerer Eingang, weil die Lehre vom heiligen Kreuz nicht mit der sanften Liebe des Apostels verkündet wurde, sondern der bewaffnete Kreuzritter mit der Seele eines Henkers ihr Eingang erzwingen wollte.

Skirwoillo und die vornehmen Knäsen und Bojaren waren schon zum Christentum übergegangen; sie waren dem Beispiel Jagiellos und Witolds gefolgt. Andere, sogar die einfachsten und wildesten Krieger trugen in ihrer Brust das unklare Gefühl, daß für ihre alte Welt, für ihren alten Glauben der Tod, das Ende nahe. Sie wollten gern das Haupt vor dem Zeichen des heiligen Kreuzes beugen, wenn nur nicht die verhaßten Ritter vom Kreuz es ihnen aufzwingen wollten. „Wir bitten um die Taufe," so riefen die Smudzer Männer den anderen Fürsten und Nationen zu, „aber bedenkt, wir sind Menschen und nicht Tiere, die man nach Belieben schenken, kaufen und verkaufen kann." Als nun allmählich der alte Glaube in ihren Herzen erlosch wie die Flamme, die keine Nahrung mehr erhält, — und als der neue Glaube nicht in ihre Herzen einziehen wollte, weil blutgierige Uebermacht ihn mit Gewalt aufzwingen

wollte, da waren die Seelen der Smudzer von einer grenzenlosen Oede, einer fieberhaften Unruhe und einer großen Trauer über den Verlust ihrer glücklichen Vergangenheit erfüllt. Der Böhme, der von Kindesbeinen an im lustigen Getriebe eines lebhaften Lagerlebens mit Gesang und rauschender Musik aufgewachsen war, sah zum erstenmale ein so stilles, düsteres Lagerbild. Kaum, daß hier und da in einiger Entfernung von dem Blockhause Skirwoillos der Ton einer Pfeife erklang oder die Worte eines leise gesungenen Liedes zu hören waren. Die Krieger lauschten mit gesenkten Köpfen, den Blick fest auf die verglimmenden Feuer gerichtet. Viele von ihnen hatten die Kniee emporgezogen, die Ellenbogen darauf gestemmt und die Gesichter in den Händen verborgen. So, ganz in ihre Felle gehüllt, sahen sie aus wie Tiere des Waldes. Wenn sie aber den Kopf erhoben, um die vorübergehenden Ritter zu betrachten, da beleuchtete die Flamme sanfte Gesichter mit blauen Augen, aus denen weder Grausamkeit noch Raubgier zu lesen war, sondern die tiefe Trauer eines betrübten Kinderherzens. An den Rändern des Lagers waren auf weichem Moose die Verwundeten gebettet, die man von der letzten Niederlage hatte mitbringen können. Die Wahrsager und Zauberer, an denen es in diesem Lande nirgends mangelte, murmelten Beschwörungen über ihnen, verbanden ihre Wunden und legten nur ihnen bekannte Heilkräuter darauf, während die Aermsten, ohne zu klagen, geduldig ihre Schmerzen und Plagen ertrugen. Aus der Tiefe des Waldes, von jener Seite her, wo die Waldwiesen lagen, hörte man das Knallen der Peitschen, welche die Pferdehirten schwangen, von Zeit zu Zeit trug der Wind die Töne und Laute des Waldes kräftiger herüber, er jagte den Rauch von den Feuerplätzen auf, erfüllte das ganze Lager damit, während die Kronen der Bäume laut dazu rauschten. Die Nacht schritt immer mehr vor, die Feuer verblaßten allmählich, zuletzt erloschen sie ganz. Die Stille wurde noch tiefer, jedes Geräusch verstummte, der Eindruck der Trauer und des Gedrücktseins wurde durch das alles gleich einhüllende Dunkel gemildert, nur Ruhe und Friede breiteten ihre Flügel um die Schläfer.

Sbyschko hatte den Leuten, deren Führer er war, seine Befehle erteilt; er konnte sich gut mit ihnen verständigen, denn es befand sich eine kleine Anzahl Männer aus Plozk unter ihnen; dann wandte er sich an seinen Knappen und sprach:

„Du hast Dich jetzt genug hier umgesehen, es ist Zeit, in das Zelt zurückzukehren.“

„Jawohl, ich habe mich umgesehen," antwortete der Knappe, „aber ich bin nicht erfreut von dem, was ich gesehen habe. Man sieht es diesen Männern an, daß sie eine Niederlage erlitten haben."

„Zwei Niederlagen," versetzte Sbyschko. „Vor vier Tagen am Schlosse selbst, vorgestern an der Fähre. Und jetzt will Skirwoillo zum drittenmal dahin gehen, um sich die dritte Niederlage zu holen."

„Wie kann der Mann glauben, daß er mit solch einem Heere irgend etwas gegen die Deutschen ausrichten wird? Schon der Ritter Matschko hat es mir gesagt, und ich selbst habe nun gesehen, was für elende Streitkräfte dies sind."

„Du irrst!" rief Sbyschko. „Sie sind ein braves, tapferes Volk, kein anderes auf Erden kommt ihm gleich; nur daß sie in ungeordneten Haufen zur Schlacht ausziehen, während die Deutschen in Reihe und Glied kämpfen. Wenn es gelingt, die Schlachtordnung der Deutschen zu stören, dann streckt eher der Smudzer einen Deutschen, wie der Deutsche einen Smudzer hin. Das wissen jene sehr gut, darum drängen sie sich wie eine Mauer zusammen."

„Na und an die Erstürmung eines Schlosses oder einer Burg mit diesen Leuten ist doch nicht zu denken," sagte der Böhme.

„Weil wir die notwendigen Geräte nicht haben," entgegnete Sbyschko. „Die führt der Fürst Witold mit sich, und bevor er nicht herbeigekommen ist, werden wir keinen Stein aus einer Burgmauer brechen, es wäre denn durch Zufall oder Verrat."

Unter diesen Gesprächen waren sie an dem Zelte angelangt, vor dem ein großes, durch das Gesinde unterhaltenes Feuer loderte, an welchem vorher von den Knechten zurechtgehackte Fleischstücke brieten. Im Zelt war es kühl und feucht, deshalb zogen die beiden Ritter und Hlawa es vor, sich neben dem Feuer auf Fellen hinzustrecken. Sie nahmen noch einen Schlaftrunk und versuchten einzuschlafen, aber es wollte ihnen nicht gelingen. Matschko wälzte sich von einer Seite auf die andere, und als er sah, daß Sbyschko, statt zu schlafen, dicht vor dem Feuer saß und die Arme um die Kniee geschlungen hatte, frug er ihn plötzlich:

„Höre! Warum hast Du geraten, lieber nach dem ferneren Ragnit zu gehen, als hier das nahe Neu-Kowno, oder wie die Deutschen es heißen, Gotteswerder, zu bestürmen? Hattest Du dabei eine bestimmte Absicht?"

„Ein Etwas flüstert mir unaufhörlich zu, daß Danuscha

in Ragnit ist, und daß man dort weniger wachsam ist wie hier," antwortete Sbyschko.

„Wir haben noch gar nicht Zeit gehabt, uns auszusprechen," fuhr Matschko fort, „denn ich war sehr müde und Du warst im Walde, um die Leute nach der Niederlage zu sammeln. Jetzt aber sprich, willst Du dieses Mädchen noch immer suchen?"

„Es ist hier nicht von irgend einem Mädchen die Rede, sondern von meinem Eheweibe," antwortete Sbyschko.

Eine Pause trat ein; denn Matschko begriff sehr wohl, daß es auf diese Erklärung keine Antwort gab. Wäre Danuscha auch jetzt nur noch die Tochter Jurands gewesen, so hätte der alte Ritter den Brudersohn unbedingt zu bereden gesucht, die Nachforschungen nach ihr einzustellen. Angesichts der Heiligkeit des Sakraments aber wurden diese Nachforschungen zur zwingenden Pflicht. Auch hätte Matschko niemals diese Frage gethan, wenn er der Trauung beigewohnt hätte; da dies nicht der Fall war, so betrachtete er wider Willen Danuscha noch als Mädchen.

„Gut also!" begann er endlich von neuem. „Was mir während dieser zwei Tage aber möglich war, Dich zu fragen, das habe ich gefragt; Du sagtest mir immer: „Ich weiß nichts!"

„Weil ich wirklich nichts weiß, außer, daß der Zorn Gottes über mir ist."

Plötzlich setzte Hlawa sich auf seinem Lager auf, spitzte die Ohren und begann mit großer Neugier eifrig zu horchen.

Und Matschko sprach:

„Ehe der Schlaf über Dich kommt, sprich! was sahst, was thatest Du in Marienburg, und was hast Du dort ausgerichtet?"

Sbyschko strich die Haare zurück, welche ihm schon lange nicht verschnitten waren und fast bis über die Augen herabfielen; er saß noch ein Weilchen ganz still, dann fing er an zu sprechen.

„Wollte Gott, daß ich so viel von meiner Danuscha wüßte, als ich von Marienburg weiß. Ihr fragt, was ich dort gesehen? Ich sah die grenzenlose Macht der Kreuzritter, durch alle Nationen gestützt und verstärkt, mit der sich kaum eine andere Macht der Welt zu messen vermag. Ich sah eine Burg, so herrlich, wie selbst der römische Kaiser keine haben kann; ich sah unermeßliche Schätze und die kostbarsten Waffen und sah gleich Ameisen die bewaffneten Mönche, Ritter und Landsknechte umherrennen; — ich sah Reliquien, wie sie nur noch der heilige Vater in Rom haben kann, und mein Herz erstarrte, wenn ich denken mußte: Wer wollte es wagen, sich gegen diese Macht

aufzulehnen? wer vermöchte ihr Vordringen aufzuhalten, wer sie zu brechen?"

„Wir! Verdammt sei sie!" konnte Hlawa sich nicht enthalten, auszurufen.

Auch dem alten Ritter erschienen diese Worte Sbyschkos seltsam, und obgleich er sehr begierig war, mehr von den Abenteuern des Jungen zu hören, so unterbrach er ihn doch und sagte:

„Hast Du denn Wilna vergessen? Wie oft haben wir uns mit ihnen gemessen — Schild an Schild, Kopf an Kopf! Hast Du vergessen, wie sie zögerten, uns entgegenzuziehen, und wie sie über unsere Hartnäckigkeit und Hartherzigkeit klagten, und wie wir nicht zufrieden damit seien, unsere Pferde in Schweiß zu bringen und eine Lanze zu brechen, sondern durchaus fremdes oder eigenes Blut sehen wollten. Es waren doch auch Gäste dort, die uns in die Schranken forderten, sind sie nicht alle mit Schande abgezogen? Was ist geschehen, daß Du so weich geworden bist?"

„Ich bin nicht weich geworden, denn auch in Marienburg habe ich in den Schranken gekämpft; und es wurde mit scharfen Klingen gefochten. Aber Ihr kennt noch nicht ihre ganze Macht."

Da wurde der Alte zornig.

„Und Du," rief er, „kennst Du denn die ganze polnische Macht? Hast Du schon einmal die ganze polnische Armee, alle ihre Fahnen beisammen gesehen? Nein, Du hast es nicht! Die ganze Macht jener aber fußt auf menschlichem Elend und Verrat, denn nicht eine Handvoll Erde von dem, was sie ihr Eigentum nennen, gehört ihnen in Wirklichkeit. Unsere fürstlichen Ahnen haben sie aufgenommen, wie man einen Armen in sein Haus aufnimmt, sie haben sie beschenkt, und als ihre Macht zuzunehmen begann, da haben sie die Hand gebissen, die sie genährt hat, wie ein toller Hund die Hand seines Herrn beißt, die ihm die Nahrung reicht; sie haben immer mehr verlangt, Güter eingezogen und Städte durch Verrat unterjocht, da, das ist ihre Macht! Aber wenn auch alle Reiche der Welt ihnen zu Hilfe kommen wollten — der Tag des Gerichts und der Rache wird auch kommen."

„Wenn Ihr schelten wollt, nachdem Ihr mir befohlen habt, zu reden, so will ich lieber schweigen," sprach Sbyschko.

Matschko schnaufte noch eine Weile zornig, endlich beruhigte er sich und sagte:

„Ist es nicht immer so? Es steht eine Fichte im Walde, so hoch und stark wie ein Turm; man könnte meinen, sie müßte durch Ewigkeiten so stehen. Giebt man ihr aber einen kräftigen

Stoß, so hört man es hohl tönen und der morsche Staub fliegt auf. So ist es mit der Macht der Kreuzritter. Aber ich habe Dir zu sprechen geboten, was Du dort gethan und ausgerichtet hast. Hast Du auf scharfe Klingen gefochten? Sagtest Du nicht?"

„Ja, das habe ich. Man hat mich anfangs hochmütig und unfreundlich dort aufgenommen, denn sie wußten schon, daß ich mich mit Rottger geschlagen hatte. Vielleicht wäre mir doch ein Unglück zugestoßen, wenn ich nicht das Schreiben vom Fürsten gehabt und der Herr de Lorche mich nicht vor ihren Bosheiten geschützt hätte. Später aber begannen die Gastmähler und Wettkämpfe, bei welchen der Herr Jesus mich segnete. Ihr habt doch gehört, daß der Bruder des Großmeisters, Ulrich, mich lieb gewann? — Er hat mir selbst vom Großmeister den Befehl ausgewirkt, daß Danuscha sofort in Freiheit gesetzt werden sollte."

„Man hat uns erzählt," warf Matschko dazwischen, „daß ihm der Bauchgurt am Sattel geplatzt ist, und Du, nachdem Du das gesehen hattest, nicht weiter mit ihm kämpfen wolltest."

„Ich hob die Lanze hoch, sobald ich das sah, und von dem Augenblick an war er mir gewogen. Hej! du lieber Gott! Sie haben mir Briefe über Briefe gegeben, mit denen ich von Burg zu Burg reisen und suchen konnte. Schon glaubte ich das Ende meines Elends und meines Kummers gekommen, und nun; — ich sitze hier in der Wildnis, ratloser und kummervoller denn je, und sehne mich von Tag zu Tag mehr . . ."

Sbyschko verstummte einen Augenblick; plötzlich ergriff er einen großen Holzspan, warf ihn mit aller Gewalt ins Feuer; daß die Funken stiebten und rief:

„Wenn die Aermste hier herum irgendwo in einer Burg jammert und denkt, daß ich sie vergessen habe, so wollte ich lieber gleich eines plötzlichen Todes sterben!"

Die so lange zurückgedrängte Ungeduld und der stumm getragene Schmerz mußten wohl bei Sbyschko jetzt gewaltsam hervorbrechen, denn als treibe eine nicht zu ertragende Qual ihn an, so ergriff er immer mehr Späne und warf sie auf das Feuer, und die Beiden sahen ihm verwundert zu, denn sie hätten niemals gedacht, daß er Danuscha so gewaltig lieben könne.

„Mäßige Dich doch," rief Matschko. „Was war es denn mit jenen Geleitsbriefen? Wollten die Komture dem Befehl des Großmeisters nicht Folge leisten?"

„Mäßigt Euch doch," sprach auch der Böhme. „Gott wird Euch trösten — wer weiß, vielleicht bald."

Dem jungen Ritter glänzten die Thränen in den Augen, aber er beruhigte sich allmählich, dann fuhr er fort zu erzählen:

„Man hat mir die Burgen und Verließe geöffnet. Ich war überall, habe überall gesucht! Da brach dieser Krieg aus und der Burgvogt von Gerdauen, Herr von Heideck, war der erste, der mir sagte, daß das Kriegsrecht ein anderes sei, und daß Geleitsscheine, welche zur Zeit des Friedens ausgestellt worden sind, jetzt ihre Giltigkeit verloren haben. Ich forderte ihn sogleich vor die Klinge, aber er stellte sich mir nicht, und ließ mich zur Burg hinaustreiben."

„Und die anderen?" frug Matschko.

„Die anderen thaten dasselbe. In Königsberg — dort ist der Komtur der Vorgesetzte des Komturs von Gerdauen — wollte man das Schreiben des Großmeisters gar nicht erst lesen. Der Komtur befahl mir, die Burg zu verlassen, wenn mir mein Kopf lieb sei. Ich fragte überall und bekam überall dieselbe Antwort."

„Jetzt verstehe ich," sprach der alte Ritter. „Da Du nirgends etwas erreichen konntest, so zogst Du vor, hierher zu kommen, wo Dir wenigstens die Rache bleibt."

„So ist es," antwortete Sbyschko. „Ich hoffte auch Gefangene zu machen und ein paar Burgen zu zerstören, aber diese hier verstehen nicht eine Burg zu stürmen."

„Hej! der Fürst Witold wird kommen, dann wird die Sache anders werden."

„Möchte ihn doch Gott bald herführen!" rief der junge Ritter.

„Er wird kommen. Ich habe es bei Hofe in Masowien gehört und er kommt vielleicht nicht allein, sondern mit dem Könige von Polen und dessen ganzer Kriegsmacht."

Die Entgegnung, welche Sbyschko auf der Zunge schwebte, wurde ihm abgeschnitten, denn plötzlich tauchte aus dem Dunkel der Nacht die Gestalt Skirwoillos vor ihnen auf.

„Wir brechen sofort auf!" sprach der Krieger.

Als die Ritter das hörten, erhoben sie sich eilig. Skirwoillo brachte seinen unförmlichen Kopf ganz nahe an ihre Köpfe und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Ich habe Nachricht, daß nach Gotteswerder ein Zug mit Proviant und frischen Streitkräften gebracht wird. Zwei Ritter führen eine Truppe Landsknechte, eine Herde Vieh und Wagen mit Proviant. Wir wollen ihnen den Weg verlegen."

„Wir müssen also den Niemen überschreiten?“ frug Sbyschko.

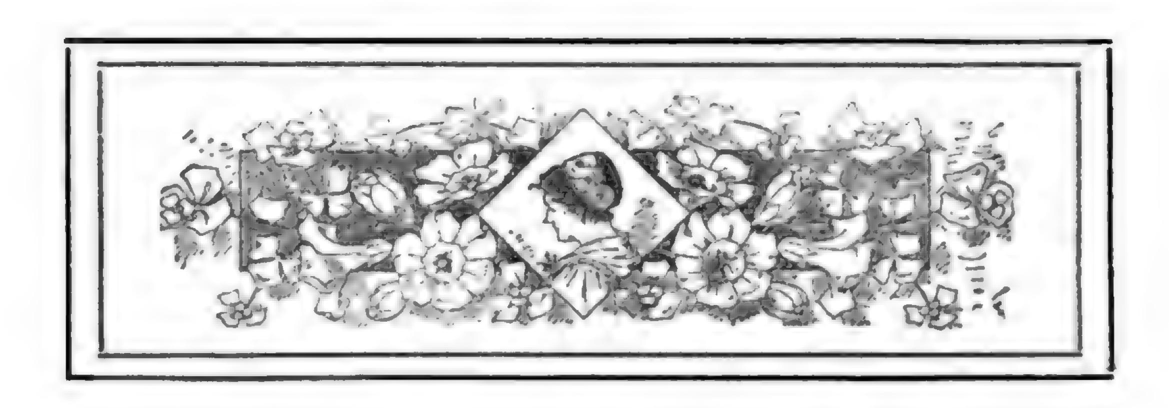
„Ja, ich kenne die Furt.“

„Weiß man in der Burg, daß der Zuzug kommt?“

„Man weiß es und wird ihm entgegen gehen. Ihr sollt verhindern, daß sie zusammentreffen.“

Und nun setzte er ihnen auseinander, wo sie sich in den Hinterhalt zu legen hatten, um unvermutet über die herzufallen, die aus der Burg dem Zuge entgegeneilen wollten. Ihm war darum zu thun, gleichzeitig an zwei Stellen den Feind zu packen, um die Schlappen der letzten Tage zu rächen, was um so leichter geschehen konnte, da die Feinde sich nach den letzten Siegen vollständig sicher fühlten. Er beschrieb ihnen also genau die Stelle und bestimmte die Zeit, in welcher sie dort sein mußten, das andere überließ er ihrer Tapferkeit und Umsicht. Die Ritter aber freuten sich; denn aus der Sicherheit, mit welcher er seine Anordnungen traf, erkannten sie, daß ein erfahrener und geschickter Krieger aus Skirwoillo sprach. Nachdem er geendet, befahl er ihnen, ihm zu folgen und begab sich zurück in sein Blockhaus, wo die Knäsen, Bojaren und Hauptleute ihn erwarteten. Dort wiederholte er seinen Befehl, fügte noch einige neue hinzu, zuletzt nahm er eine, aus einem Wolfsknochen geschnitzte Pfeife, führte dieselbe an den Mund und ließ einen lauten, schrillen Pfiff ertönen, welcher von einem Ende des Lagers bis zum anderen gehört wurde.

Es währte auch nicht lange, da regte es sich um die erloschenen Feuer; hier und da sprühten Funken, dann leckten Flämmchen an dem Reisig empor und wurden von Minute zu Minute größer. Bei ihrem Schein sah man die Krieger um die zusammengestellten Waffen sich scharen. Der Wald erbebte, er wurde wach — aus der Tiefe der Wälder tönten die Rufe der Pferdeknechte, welche die Tiere dem Lager zutrieben.



18. Kapitel.

Gegen Morgen waren die Truppen bei Niewiasch angelangt und man begann sofort den Fluß zu überschreiten. Manche hielten sich an den Schweifen der Pferde fest, andere benutzten große Bündel von Schilf. Das alles ging so schnell von statten, daß Matschko, Sbyschko, Hlawa und alle diejenigen Masuren, welche als Freiwillige mitgekommen waren, nicht genug die Geschicklichkeit dieses Volkes bewundern konnten. Jetzt erst fingen sie an zu begreifen, daß weder Wälder, noch Sümpfe, noch Flüsse imstande waren, die Litauer von einmal begonnenen Unternehmungen zurückzuhalten, denn sie waren ihnen keine Hindernisse. Nachdem sie aus dem Wasser gekommen, entledigten sie sich nicht ihrer Pelze und Felle, sie stellten sich mit dem Rücken gegen die Sonne, welche die Feuchtigkeit auffsog, daß der Dampf aufstieg, wie der Rauch in einem Kohlenmeiler — nur nach einer kurzen Ruhepause trabten sie eilig dem Norden zu. Es war schon dunkler Abend, als sie am Niemen ankamen. Auch hier war der Uebergang über den großen von den Frühlingswassern stark angeschwollenen Fluß kein leichter. Die Furt, welche Skirwoillo kannte, war stellenweise in einen Sumpf verwandelt, durch welchen die Pferde mehr schwimmen als waten mußten. Dicht von der Seite Sbyschkos und des Böhmen riß der Strom zwei Reiter fort, welche man sich vergeblich bemühte zu retten, weil man dieselben wegen der Finsternis in den schäumenden Wassern bald aus den Augen verlor; die Unglücklichen wagten nicht, um Hilfe zu rufen, weil der Führer vorher den Befehl erlassen hatte, daß die Ueberschreitung des Flusses

in der tiefsten Stille bewerkstelligt werden sollte. Alle anderen gelangten glücklich an das andere Ufer, an welchem sie ohne Feuer bis zum Morgen verharrten.

Bei dem ersten Morgengrauen teilte sich das Heer in zwei Abteilungen. Mit der einen Abteilung begab sich Skirwoillo in das Innere des Landes, um mit jenen Rittern zusammenzutreffen, die den Zuzug nach Gotteswerder führten, die andere führte Sbyschko direkt der Insel zu, um die Leute aufzuhalten, welche von der Burg aus jenen entgegenziehen wollten. Am Firmament zeigte sich der Tag klar und heiter an, dicht über der Erde aber lagen die Wälder, das Unterholz und die Sträucher in dichte, weiße Nebel gehüllt, die keinen Fernblick gestatteten. Das war für Sbyschko und seine Leute ein sehr günstiger Umstand, da die Deutschen, welche von der Burg kommen mußten, sie nicht sehen und sich daher nicht zurückziehen konnten. Der junge Ritter freute sich dessen sehr und gab dem neben ihm reitenden Matschko gegenüber dieser Freude lebhaften Ausdruck.

„Wir werden eher aneinander rennen, als uns in diesem Nebel sehen; gebe Gott nur, daß der Nebel wenigstens bis Mittag dauert."

Indem er das sagte, sprengte er etwas voraus, um den Hauptleuten, die an der Spitze des Zuges ritten, einige Befehle zu erteilen. Er kehrte jedoch gleich wieder zurück und sprach:

„Wir werden bald zu der Landstraße kommen, welche von der Ueberfuhr vor der Insel in das Innere des Landes führt. Dort wollen wir uns im Dickicht verbergen und auf sie warten."

„Woher weißt Du, daß die Landstraße so nahe ist?" frug Matschko.

„Die Bauern aus dieser Gegend haben es mir gesagt," antwortete Sbyschko, „ich habe einige von ihnen in meiner Abteilung, die überall unsere Führer sind."

„Gut! Wie weit von der Burg entfernt, willst Du Dich in den Hinterhalt legen?"

„Eine Meile davon."

„Gut! Wenn es näher wäre, könnte leicht einer der Landsknechte in die Komturei zurücksprengen, um Hilfe zu holen, so aber, — sie kommen nicht mehr zurecht und werden auch keinen Lärm hören," sagte Matschko.

„Ihr seht, ich habe bereits daran gedacht," versetzte Sbyschko.

„Wenn Du an das eine gedacht hast, so denke auch an das andere. Kannst Du Dich auf die Treue der Bauern ver-

lassen, so sende zwei oder drei von ihnen aus. Derjenige, welcher zuerst die herannahenden Deutschen sieht, soll uns sofort Meldung davon machen."

„Auch das ist bereits geschehen!" sagte der junge Ritter.

„Dann will ich Dir noch etwas sagen: Gieb den Befehl, daß hundert oder zweihundert Mann sich gar nicht an dem Gefecht beteiligen, sondern gleich beim Beginn desselben den Deutschen den Rückzug abschneiden."

„Das war das Erste, woran ich dachte!" entgegnete Sbyschko. „Auch dieser Befehl ist ausgegeben. Die Deutschen werden wie die Maus in die Falle gehen."

Matschko blickte bei diesen Worten den Brudersohn wohlwollend an; es freute ihn, daß Sbyschko trotz seiner Jugend mit so großer Umsicht den Feldzug leitete und, indem er still vor sich hinlächelte, murmelte er:

„Es fließt echtes Blut in seinen Adern!"

Noch mehr als Matschko freute sich der Böhme, denn für ihn gab es nichts Freudigeres als eine Schlacht.

„Ich weiß zwar noch nicht, wie unsere Leute sich bewähren werden," sagte er zu seinem jungen Herrn, „aber sie bewegen sich geschickt, leise, und die Kampflust leuchtet ihnen aus den Augen. Wenn Skirwoillo alles gut ausgeklügelt hat, so darf uns keiner entkommen."

„Gott gebe, daß ihrer so wenige wie möglich entkommen," versetzte Sbyschko. „Ich habe befohlen, recht viele Gefangene zu machen und — sollte sich darunter ein Ritter oder ein Ordensbruder befinden — dessen Leben unbedingt zu schonen."

„Warum das, Herr!" frug der Böhme.

Sbyschko aber entgegnete: „Habt nur alle acht darauf, daß es so geschieht. Es giebt eine Menge ausländische Ritter, die sich als Gäste hier aufhalten, von Stadt zu Stadt ziehen, viele Menschen sehen, viel Neues hören. Sind es aber Ordensritter, dann sind sie noch sorgfältiger in Obacht zu nehmen, denn, um der Wahrheit die Ehre zu geben, ich bin nur darum hierher gekommen, weil ich hoffe, irgend eine hochgestellte Persönlichkeit einzufangen und auf diese Weise, durch Austausch, zum Ziele zu gelangen. Es ist der einzige Weg, der mir noch geblieben ist ... wenn er mir noch blieb."

Nach diesen Worten spornte er sein Pferd und sprengte wieder an die Spitze des Zuges, um noch einige Anordnungen zu treffen und — um den traurigen Gedanken zu entfliehen,

denen nachzuhängen jetzt keine Zeit mehr war, da sie sich bald am Ziel befanden.

„Woraus schließt denn der junge Herr, daß sein Weibchen noch lebt und sich hier in der Gegend befindet?“ frug der Böhme den alten Ritter.

„Man kann sehr wohl glauben, daß sie noch lebt, da Siegfried von Löwe sie nicht im ersten Wutanfall getötet hat,“ entgegnete Matschko. „Denn, hätte er sie ermordet, so würde uns der Kaplan von Ortelsburg nicht solche Dinge erzählt haben. Sbyschko hat dasselbe gehört. Es ist keine Kleinigkeit, die Hand gegen ein Weib zu erheben, selbst der grausamste Bösewicht zögert, ein wehrloses, unschuldiges Geschöpf niederzuschlagen.“

„Jawohl, jeder Mensch, nur nicht die Kreuzritter,“ versetzte Hlawa. „Ihr wißt doch, was sie mit den Kindern Witolds gethan haben?“

„Es ist wahr, sie sind blutgierig wie die Wölfe. Dennoch ist es auch wahr, daß Siegfried sie in Ortelsburg nicht umgebracht hat und, da er selbst in diese Gegend gezogen ist, so liegt der Gedanke nahe, daß er die Tochter Jurands in irgend einem der Grenzschlösser untergebracht hat.“

„Hej! Wenn es uns doch gelingen möchte, diese Insel samt der Burg darauf zu erstürmen!“ rief Hlawa.

„Sieh Dir einmal die Männer vor uns an,“ sprach Matschko.

„Ihr meint, daß wir es mit ihnen nicht unternehmen können? Sicher nicht. Aber ich habe einen Gedanken, welchen ich dem jungen Herrn mitteilen will.“

„Und hättest Du ihrer zwanzig, mit Lanzen rennt man keine Mauern ein.“ Damit wies Matschko auf die Reihen schmaler Lanzen, welche im Nebel vor ihnen herschwankten, denn der größte Teil des Heeres war mit solchen bewaffnet. Dann wandte er sich wieder mit der Frage an den Böhmen:

„Hast Du je ein solches Heer gesehen?“

Und wirklich; der Böhme hatte so etwas noch nicht gesehen. In regellosem Schwarm zog die Kriegerschar vor ihnen her; sie konnten des Unterholzes und Buschwerks wegen nicht in Reihen marschieren. Die Fußsoldaten liefen zwischen den Reitern mit, und um gleichen Schritt mit ihnen halten zu können, hielten sie sich an den Mähnen, Sätteln und Schwänzen der Pferde fest. Die Schultern der Krieger waren mit Wolfs-, Bison- und Bärenfellen bedeckt. Auf ihren Köpfen ragten die Hauer von Wildschweinen, Hirschgeweihe, zottige Ohren, kurz der Kopfschmuck aller jener Tiere, deren Felle sie als Körper-

hülle trugen, und wären nicht die Speere und Lanzen gewesen, die diese Köpfe überragten, hätten über ihren Schultern nicht die kienigen, angeschwärzten Bogen gehangen und die Köcher mit den Pfeilen auf den Rücken dieser Männer hin und her gewiegt, man hätte sie, so vom Rücken gesehen, für eine Herde wilder Bestien halten können, die aus der Wildnis kommend, von Hunger und Blutgier getrieben, auf Beute auszogen. Es lag im Vorwärtsbewegen dieser im Nebel nur halb erkennbaren Gestalten etwas so Gräßliches und zugleich Seltsames, daß man jenes Wunder zu sehen meinen konnte, an das das Volk so fest glaubte, nämlich, daß der „Gomon“*) durch den Wald gehe, vor dessen Nahen alle Tiere sich fürchteten und selbst die Steine und Sträucher sich fortbewegten.

Darauf aufmerksam gemacht, näherte sich einer der beiden Adligen von Lenkowiz, welche mit dem Böhmen zugleich in das Lager gekommen waren, und indem er sich bekreuzte, sprach er:

„Im Namen des Vaters und des Sohnes! Sagt an! Sind das wirklich Menschen oder sind es Wölfe, mit denen wir zum Kampfe ziehen?“

Hlawa aber, obgleich er selbst zum erstenmal ein solches Heer erblickte, antwortete als erfahrener Mann, den nichts in Verwunderung zu setzen vermag:

„Die Wölfe ziehen zwar nur im Winter herdenweise auf Raub aus, aber das Blut der Kreuzritter schmeckt auch im Frühling.“

Ja, es war Frühling! Die Haselsträucher, welche allenthalben im Walde wuchsen, waren mit jungem, hellen Grün bedeckt; aus dem quellenden, weichen Moose, über welches der ganze Zug lautlos hinschritt, ragten schon überall weiße Anemonen, junge Erdbeerranken mit Blütenbüscheln und die gezackten Blätter der Farnkräuter. Die von den feuchten Niederschlägen nassen Bäume dufteten harzig, und vom Waldboden stieg der strenge Geruch der in Fäulnis geratenen abgefallenen Nadeln und Rindenstücke auf. Die Sonne malte Regenbogenfarben in die Tropfen, welche zwischen den Blättern und Nadeln hingen und die Vögel sangen schmetternd ihr Lied in den Lüften.

Der Zug bewegte sich immer schneller vorwärts, denn Sbyschko drängte zur Eile. Der junge Ritter kam wieder an das Ende des Zuges, wo sich Matschko mit dem Böhmen und den masurischen Freiwilligen befand.

„Auf!“ rief er, „wir müssen jetzt an die Spitze des Zuges.“

---

*) Ein heidnischer Götze der Litauer.

Mit diesen Worten trabte er schon wieder davon, und die anderen folgten ihm auf dem Fuße. Die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des bevorstehenden Kampfes belebte ihn sichtlich; sein Gesicht trug nicht mehr den sorgenvollen Ausdruck, den es in letzter Zeit beständig gehabt, und seine Augen leuchteten wieder wie ehemals.

„Nun merkt auf," sprach er zu Matschko gewendet, nachdem sie die Spitze des Zuges eingenommen hatten. „Vielleicht gelingt es uns, die Deutschen zu überrumpeln; sollten sie aber vorher etwas merken und Zeit genug haben sich zu formieren, dann müssen wir sie zuerst angreifen, denn unsere Rüstung und Waffen sind besser, als die der übrigen Truppen!"

„So soll es sein!" rief Matschko.

Die anderen aber setzten sich fester im Sattel zurecht, als sollte der Angriff sogleich stattfinden. Dieser und jener schöpfte tief Atem und probierte am Griff seines Schwertes, ob dasselbe auch leicht aus der Scheide ging.

Sbyschko schärfte ihnen nochmals ein, Ritter oder Ordensbrüder in weißen Mänteln, die sich zwischen den Landsknechten etwa finden sollten, nicht zu töten, sondern gefangen zu nehmen, dann ritt er zu den Führern und gleich darauf hielt der Zug an.

Die Landstraße war erreicht. Sie war noch nicht wie andere Straßen des Landes vollständig ausgebaut, sondern nur notdürftig hergestellt, so daß im Notfalle Wagen und Reiter passieren konnten. Sie wurde von beiden Seiten von Hochwald begrenzt und an beiden Rändern von umgeschlagenen und längs hingelegten alten Fichtenstämmen abgegrenzt. Die Haselstauden wuchsen hier so dicht, daß sie das Waldesdunkel völlig verhüllten. Sbyschko stellte seine Leute an einer Biegung des Weges auf, damit die Herankommenden nichts sehen, sich also nicht vorzeitig zurückziehen oder formieren konnten. Hier besetzte er beide Seiten des Weges und wartete.

Die mit dem Walde und den Kämpfen im Walde vertrauten Smudzer verbargen sich so geschickt hinter Baumstämme, im Strauchwerk und in den Vertiefungen des Bodens, als wären sie in die Erde versunken. Von Zeit zu Zeit kam ein kleineres oder größeres Waldtier bis dicht an sie heran, ohne die Verborgenen wahrzunehmen, zuweilen fuhr ein Windstoß durch die Kronen der Bäume, daß sie laut rauschten, und trat dann wieder Stille ein, so hörte man in der Ferne den Ruf des Kuckucks und in der Nähe das Hämmern der Spechte an den Bäumen. Die Smudzer hörten dieses Hämmern gern, denn der Specht galt

bei ihnen als der Bringer froher Botschaft. Sie waren hier so zahlreich vertreten und ihr Klopfen so stark, daß Matschko und die Masuren glaubten, es seien Zimmerleute im Walde.

Aber es vergingen Stunden und noch immer hörte man nichts anderes als das Rauschen des Waldes und die Laute der Vögel. Sonst war es vollkommen still, denn die Wartenden verhielten sich lautlos, nicht einmal ein Pferd schnaufte. Der Nebel wurde lichter, die Sonne war schon hoch am Himmel und wärmte heiß. Endlich begann Hlawa, den das lange Warten langweilte, zu flüstern. Er neigte sich dicht zu Sbyschkos Ohr und sprach ganz leise:

„Herr! . . . so Gott will, soll keiner der Hundesöhne entkommen. Könnten wir nicht nachts nach der Insel ziehen, die Burg plötzlich überfallen und nehmen?“

„Glaubst Du, sie bewachen die Kähne nicht und geben keine Losung aus?“

„Freilich weiß ich, daß sie es thun,“ flüsterte der Böhme; „aber wenn wir die Wächter fangen, dann werden sie uns mit dem Messer am Halse die Losung verraten, ja, sie werden sie der Besatzung in deutscher Sprache sogar selber zurufen. Sind wir erst auf der Insel, das Schloß . . .“

Hier verstummte er, denn Sbyschko drückte ihm die Hand auf den Mund; vom Wege her hörte man das Krächzen einer Krähe.

„Still!“ flüsterte Sbyschko, „das ist das Zeichen!“

Ungefähr fünf Minuten später erschien auf dem Wege ein Smudzer auf kleinem, zottigen Pferdchen, dessen Hufe mit Schaffell umwickelt waren, damit sie kein Klappern verursachen und keine Spuren hinterlassen sollten. Während er langsam daherkam, blickte er forschend nach beiden Seiten hinein in den Wald, bis er plötzlich die Antwort auf sein Krächzen, den gleichen Laut aus dem Walde vernahm, da tauchte auch er in das Dunkel desselben und befand sich im nächsten Augenblick an Sbyschkos Seite.

„Sie kommen!“ sagte er leise.

19. Kapitel.

Auf seine Fragen erhielt Sbyschko von dem Smudzer die Antwort, daß die Abteilung, welcher sie entgegensahen, hundertfünfzig Mann nicht überstieg. Von diesen waren nur fünfzig beritten, der Führer kein Kreuzritter, sondern ein weltlicher Ritter; sie marschierten in Reihe und Glied, führten mehrere Wagen mit sich, deren Ladung aus Wagenrädern bestand. Etwa zwei Bogenschüsse voraus marschierte ein Vortrab oder Wachabteilung von acht Mann, die häufig vom Wege abbog, um das Dickicht zu untersuchen, endlich — daß der Zug noch etwa eine Viertelmeile entfernt sei.

Sbyschko war gar nicht erfreut darüber, daß sie im Gliede marschierten, denn er wußte aus Erfahrung, wie schwer eine geschlossene Abteilung Deutscher zu sprengen war und wie sie um sich zu hauen verstanden. Dafür freute ihn, daß sie nicht mehr weiter, als eine Viertelmeile entfernt waren, denn nun konnte er mit Sicherheit darauf rechnen, daß seine Leute ihnen schon den Rückzug abgeschnitten hatten — und im Falle einer Niederlage keine Seele entkommen lassen würden. Ueber den Vortrab machte sich Sbyschko weiter keine Sorgen; er erteilte sofort den Befehl, daß man die acht Mann entweder unbehelligt vorüberziehen lassen, oder falls sie auf Untersuchungen in den Wald drangen, dieselben ohne Lärm einfangen und knebeln sollte.

Diese letzte Anordnung erwies sich bald als überflüssig, denn der Vortrab war schon da. Die zunächst des Weges

liegenden Smudzer konnten deutlich sehen, wie die Landsknechte an der Biegung stehen blieben und sich besprachen. Der Anführer, ein rotbärtiger Mann, winkte, daß sie schweigen sollten, und horchte angestrengt hinaus. Einen Augenblick schien es, als schwanke er, ob er in den Wald eindringen sollte oder nicht; endlich, da er nichts weiter hörte, als das Hacken der Spechte, mußte er wohl denken, daß die Vögel nicht so ununterbrochen arbeiten würden, wenn jemand im Walde versteckt wäre, denn er winkte wieder mit der Hand und führte seine Leute weiter.

Sbyschko wartete noch, bis sie hinter der nächsten Biegung verschwunden waren, dann näherte er sich an der Spitze seiner schweren, bewaffneten Männer der Landstraße. Es waren außer einer Anzahl anderer, Matschko, der Böhme, die beiden jungen Adligen von Lenkowiz, drei junge Ritter aus der Gegend von Tschiechanow und etliche vornehme und besser bewaffnete Smudzer Bojaren. Sich noch länger zu verstecken, wäre nutzlos gewesen. Sbyschkos Absicht war, sogleich, wenn die Deutschen in Sicht kamen, mitten auf dem Wege über sie herzufallen und die Abteilung zu zersprengen. Wenn das gelang, dann hatten sie gewonnenes Spiel, wenn die Kräfte des Feindes sich zersplittern ließen, dann konnte man sicher sein, daß die Smudzer mit den Deutschen fertig würden.

Wieder trat tiefe Stille ein, welche nur durch die Stimmen des Waldes unterbrochen wurde. Bald aber drangen zu den Ohren der Krieger von der östlichen Seite der Straße her Menschenstimmen, die zwar noch undeutlich zu hören waren, allmählich aber immer näher kamen.

In diesem Augenblick führte Sbyschko seine Abteilung nach der Mitte des Weges und stellte sie keilförmig auf. Er selbst trat an ihre Spitze, unmittelbar hinter ihm stand Matschko und der Böhme. In der folgenden Reihe standen drei Männer, in der nächstfolgenden vier; es fehlte ihnen zwar an den mächtigen sogenannten „Bäumen", das heißt den Ritterlanzen, weil diese beim Kämpfen im Walde nur hinderlich waren. Sonst waren sie gut bewaffnet, denn sie hielten in der Hand die kurzen, leichten Lanzen der Smudzer zum ersten Anlauf, und hatten an den Sätteln Schwerter und Beile zum Kampf im Handgemenge.

Hlawa horchte aufmerksam, dann flüsterte er dem alten Matschko zu: „Sie singen, die verdammten Hunde!"

„Ich wundere mich, antwortete Matschko, „daß man sie noch nicht sieht; es ist, als ob der Wald geschlossen wäre."

„Das scheint nur so," sprach Sbyschko, der eine besondere

Vorsicht nicht mehr für nötig erachtete, ganz laut, „weil der Weg dem Laufe des Baches folgt, welcher hier viele Windungen macht. Wir werden uns unverhofft gegenüber stehen, — um so besser!“

„Und sie singen so fröhlich!“ wiederholte der Böhme.

So gingen die Deutschen fröhlich und voller Lust dem Tode entgegen.

„Wir müssen sie bald zu sehen bekommen,“ sagte Matschko. Dabei nahm sein Gesicht einen raubtierartigen Ausdruck an, denn seine Seele lechzte nach Rache, weil der Bogenschuß, den er erhalten hatte, als die Schwester des Fürsten Witold ihn zu Sbyschkos Rettung mit einem Briefe an den Großmeister gesandt hatte, noch nicht gerächt war.

„Wehe dem, der ihm zuerst in den Weg kommt,“ dachte Hlawa, indem er einen Seitenblick auf den alten Ritter warf.

Inzwischen trug der Luftzug den Gesang der Deutschen immer deutlicher herüber, man konnte jetzt das im Chor immer wiederholt gesungene Wort „Tandaradei!“ ganz gut verstehen. Gleichzeitig vernahm der Böhme auch die Worte eines ihm wohlbekannten Liedes:

„Bi den rosen er wol mac,
Tandaradei!
Merken wa mir'z houlet lac . . .“

Plötzlich verstummte das Lied. Zu beiden Seiten des Weges erhob sich ein vielstimmiges Gekrächze von Krähen, als wollten ganze Schwärme dieser Vögel hier eine Versammlung abhalten. Die Deutschen schienen sich nur zu wundern, daß das Gekrächze nicht aus der Luft, sondern aus der Erde kam, denn als sie jetzt eben um die Biegung des Weges bogen, sahen sie alle hinauf nach den Kronen der Bäume. Da plötzlich blieb das erste Glied der deutschen Abteilung wie angewurzelt stehen, man hatte die ihnen gegenüberstehenden unbekannten Reiter erblickt.

In demselben Augenblick bückte Sbyschko sich tief im Sattel, gab seinem Pferde die Sporen und jagte mit dem Rufe: „Los!“ dem Feinde entgegen. Ihm folgten auf dem Fuße die anderen und von beiden Seiten erschollen aus dem Walde die Kriegsrufe der Smudzer Krieger. Etwa zweihundert Schritte noch trennten die Leute Sbyschkos von den Deutschen, welche im Handumdrehen ihre Lanzen den heranstürmenden Reitern entgegen richteten, während die folgenden Reihen mit gleicher Schnelligkeit Front gegen den Wald machten, um dem Angriff, der von der Seite kam, zu begegnen. Die polnischen Ritter

hätten sicherlich diese geschickte Wendung bewundert, wenn sie Zeit dazu gehabt hätten; ihre Pferde aber trugen sie im rasendsten Laufe den blinkenden, auf sie gerichteten Spießen entgegen.

Zum Glück für Sbyschko befand sich die feindliche Reiterei augenblicklich ganz zuletzt im Zuge bei den Wagen, und wenn dieselbe auch beim Anblick der Angreifer herbeieilte, so war sie doch nicht schnell genug zur Hand, um sich als Schutzwall vor die Landsknechte zu Fuß aufstellen zu können. Sie war aber auch im Augenblick von einer Menge Smudzer umringt, die so dicht aus dem Walde hervorstürmten, wie ein Haufen aus seiner Ruhe aufgestörter Ameisen. Sbyschko drang also mit seinen Leuten auf die Füsiliere ein, aber ohne Erfolg. Die Deutschen hatten die Schäfte ihrer Lanzen und Streitäxte in die Erde gestemmt und hielten sie so stramm und sicher, daß der leichte Anprall das Glied nicht zu durchbrechen vermochte. Das Pferd Matschkos wurde von einer Streitaxt in die Kniescheibe des einen Vorderbeines getroffen; es stieg zuerst hoch auf, dann fiel es vornüber und fuhr mit den Nüstern in die Erde. Eine Sekunde lang schwebte der Tod über dem alten Ritter — doch er, erfahren in allen Listen und Ränken eines geübten Kriegers, zog schnell die Füße aus den Steigbügeln, packte mit seiner mächtigen Faust die Schneide der deutschen Lanze, so daß diese, statt seine Brust zu treffen, ihm als Stütze diente. Darauf sprang er zwischen die Pferde, zog sein Schwert und hieb damit so kräftig auf die Schäfte der Lanzen und Streitäxte ein, wie ein Geierfalke auf die langen Schnäbel eines Zuges Kraniche, daß sie krachten.

Sbyschko, dessen Pferd beim ersten Anprall sich auf die Hinterbeine gesetzt hatte, war dem Beispiel Matschkos gefolgt; es war ihm gelungen, sich auf seinen Wurfspieß zu stützen, aber der Spieß zerbrach dabei. So hatte auch er zum Schwert greifen müssen. Der Böhme, der das Beil am liebsten benutzte, wollte sich dieser Waffe bedienen, doch hatte er das Unglück, zu weit damit auszuholen. Das Beil fuhr durch die Luft und flog dann mitten in die Reihen der Feinde, so daß Hlawa einen Augenblick wehrlos blieb. Einer der beiden Adligen aus Lenkowiz war gefallen. Darüber wurde der andere von einer solchen Raserei befallen, daß er wie ein Wolf zu heulen anfing und sein blutendes Pferd spornte, daß es mitten in die Reihen der Feinde sprang. Die Smudzer Bojaren schlugen wie toll mit ihren Streitäxten auf die Lanzen und Spieße der Deutschen los, hinter welchen die Landsknechte zusammengeduckt standen

und mit verwunderten Blicken die hartnäckig auf sie eindringenden Krieger betrachteten. Aber es half nichts; die Glieder der Deutschen blieben geschlossen. Auch die Smudzer, welche die Reiter angegriffen hatten, mußten gleich nach dem ersten Anprall den Rückzug antreten, aber sie kamen bald in größerer Anzahl wieder. Etliche von ihnen waren auf die Bäume am Wege geklettert und begannen von oben herab ihre Pfeile auf die Füsiliere zu senden. Der Anführer des Zuges gab sogleich den Befehl, sich bis zu den Reitern zurückzuziehen, dann sandten auch die Deutschen ihre Pfeile nach den Baumwipfeln. Von Zeit zu Zeit fiel einer der Smudzer herab, wie ein überreifer Tannenzapfen und riß im Todeskampf das Moos, auf das er gefallen war, oder — starb unter krampfhaften Zuckungen.

Die von allen Seiten umringten Deutschen konnten zwar auf einen Sieg nicht rechnen, doch da sie den Erfolg ihrer Verteidigung sahen, hofften sie wenigstens zum Teil sich retten und zum Flusse zurückkehren zu können. Es fiel keinem von ihnen ein, sich zu ergeben, denn — selbst bis zum Aeußersten grausam gegen die Gefangenen, die sie machten, durften sie als Gefangene von den durch die Verzweiflung bis zur Raserei getriebenen Smudzern kein Erbarmen erwarten. Die Landsknechte zu Fuß zogen sich schweigend, Schulter an Schulter gedrängt, zurück, schlagend, stoßend und stechend, bemüht, unter den Schutz ihrer Reiter zu kommen, die ebenfalls auf Tod und Leben mit den Smudzern kämpften.

Da geschah etwas ganz Unvermutetes, das plötzlich den Ausgang dieses hartnäckigen Kampfes entschied. Jener Lenkowizer Adlige, den der Schmerz um den Verlust seines Bruders so rasend gemacht, bückte sich plötzlich. Er war sichtlich bemüht, den Leichnam des Gefallenen vom Boden aufzuheben, um ihn vor dem Zertreten zu bewahren oder an einen Ort zu bringen, wo er leichter aufzufinden war. In demselben Augenblick aber mußte wohl der Schmerz und die Raserei ihn wahnsinnig gemacht haben, denn, anstatt den Leichnam aus dem Wege zu räumen, drang er mit demselben auf die Landsknechte ein und warf ihn direkt auf die vorgestreckten Spieße und Lanzen. Die scharfen Waffen drangen dem Toten in Brust, Bauch und Hüfte, während die Wucht des schweren Körpers die Waffen niederdrückte und zu Boden zog. Ehe aber die Landsknechte imstande waren, ihre Waffen von der Last zu befreien, sprengte der Rasende als Erster in die Mitte der Glieder, rannte die Männer um, nach allen Seiten hin Hiebe und

Stiche austeilend. Es half nichts, daß zehn Hände sich ihm entgegenstreckten, um nach ihm zu schlagen, daß zehn Spieße sein Pferd durchbohrten, die Bresche war gemacht und ehe sie wieder gefüllt werden konnte, stürmten die anderen Angreifer nach. Dem Herrn von Lenkowiz folgte zuerst einer der Smudzer Bojaren, der ihm zunächst gefochten hatte, dann Sbyschko und der Böhme; eine gräßliche Verwirrung entstand, die von Minute zu Minute größer wurde. Jetzt nahmen auch die anderen Bojaren die Körper schon toter Gefallener auf und warfen sie auf die Spitzen der noch in die Höhe ragenden Lanzen und Spieße, um auch diese zum Sinken zu bringen. Alle Ordnung war zerstört, die fest geschlossene Abteilung wankte und schwankte wie ein Haus, dessen Wände einzustürzen drohen, und zerfiel endlich wie ein Holzklotz, in welchen der Holzhauer einen Keil treibt.

Die Schlacht wurde bald zur Metzelei. Die langen deutschen Lanzen und Spieße konnten nicht mehr gebraucht werden, dazu fehlte der Raum, dafür sausten die Streitäxte der Smudzer Reiter auf die Schädel und Nacken der Feinde nieder, die Pferde zwängten sich in das Gedränge, dasselbe mit ihren Leibern teilend, alles unter ihre Hufe tretend. Es war den Reitern nun ein Leichtes, von oben Schläge auszuführen, die gut trafen; von den Seiten aus dem Walde kamen immer neue Scharen der wilden Krieger in Tierfellen mit raubtierartigen Gelüsten, Rache und Blut dürstend. Ihr Geheul übertönte die Rufe um Erbarmen, die Besiegten warfen die Waffen von sich; manche von ihnen bemühten sich in den Wald zu entkommen, andere stellten sich tot oder standen kreideweiß, unbeweglich, den Todesstreich erwartend, noch andere beteten und einer, dem sich wohl der Verstand verwirrt hatte, begann lachend auf der Pfeife zu blasen, wobei er die Augen zum Himmel empor richtete, bis das Beil eines Smudzers ihm den Schädel spaltete. Der Wald ward still, kein Lüftchen rauschte mehr in den Zweigen, der Wald erstarrte unter dem Grauen des Todes.

Allmählich schmolz das Häuflein der Kreuzritter zusammen. Hier und da noch verriet aus dem Dickicht des Waldes kommend ein dumpfer Laut einen kurzen Kampf; hier und da ein letzter verzweifelter Aufschrei. Jetzt konnten Sbyschko, Matschko und mit ihnen die anderen Berittenen sich der Reiterei der Kreuzritter zuwenden.

Diese verteidigte sich noch, indem sie sich im Kreise aufstellte, so wie die deutschen Reiter sich immer aufzustellen pflegten, sobald es dem Feinde gelang, sie in der Ueberzahl anzugreifen.

Die Reiter, welche auf guten Pferden saßen und auch besser bewaffnet waren als die Landsknechte zu Fuß, wehrten sich mit achtenswertem Mute. Es befand sich kein einziger weißer Mantel unter ihnen; die Männer schienen alle dem preußischen Mittel- und Kleinadel anzugehören, der verpflichtet war, jedem Befehl und Rufe der Kreuzritter Folge zu leisten. Selbst die Pferde waren bewaffnet, denn sie trugen alle eiserne Stirnbänder, in deren Mitte sich ein scharfgeschliffenes Horn aus Stahl befand. Ihr Anführer war ein hoher, schlanker Ritter in dunkelblauem Stahlpanzer und ebensolchem Helm, dessen Visier geschlossen war.

Aus der Tiefe des Waldes regnete es Pfeile auf die Reiter, sie prallten alle an den Panzern und Helmen derselben ab, ohne Schaden anzurichten, die Smudzer drangen zu Pferde und zu Fuß auf die Deutschen ein, es hatte sich ein ganzer Wall um ihren Kreis gebildet. Ein Wall von Leichen lag vor den Hufen der deutschen Pferde, die Smudzer wären gern etwas zurückgewichen, aber sie konnten nicht, denn die hinteren Reihen drängten nach. Jetzt kamen ihnen die Bojaren, Sbyschko, der Böhme, die Masuren zu Hilfe. Unter ihren mächtigen Streichen begann die feindliche Masse hin und her zu schwanken, die Pferde quiekten, es entstand eine Verwirrung, ein großes Gedränge; sie kamen nur langsam vorwärts, doch sie ließen sich nicht in ihrem stetigen Vorgehen beirren. Da geriet Matschko auf den Einfall, die schweren Lanzen und Wurfspieße der gefallenen Landsknechte zu sammeln und die Smudzer damit zu bewaffnen. Er drängte mit der so bewaffneten Schar durch den Wall von Menschen und Leichen bis dicht vor die deutschen Reiter, dann befahl er mit weithin schallender Stimme, mit den Lanzen die Beine der Pferde zu schlagen. Bald zeigten sich die Folgen dieser Taktik. Die Deutschen erreichten mit ihren Schwertern nicht mehr die Anstürmenden und die deutschen Lanzen in den Händen der Smudzer zerbrachen und zerstießen den deutschen Pferden die Beine und Kniescheiben. Da erkannte der Ritter im blauen Stahlpanzer, daß ihnen nur noch die Wahl blieb, den Heldentod zu sterben oder sich durch die Flucht zu retten. Er versuchte das letztere. Mit Blitzesschnelle warf er an der Spitze seiner Reiter das Pferd nach der Ostseite des Weges herum, von woher sie gekommen waren. Mit Donnerstimme erscholl sein Kommando: „Mir nach!“ und im nächsten Augenblick setzte die ganze Abteilung, die Schilder über den Rücken geworfen, mitten in die Scharen der Smudzer hinein, durch-

brach, alles vor sich niedertretend, die Reihen derselben und jagte im Galopp davon. Da plötzlich stieß sie auf die Abteilung Smudzer, welche Sbyschko ausgeschickt hatte, ihnen den Rückzug abzuschneiden. Aber auch diese mußten dem gewaltigen Anprall der schweren deutschen Reiter weichen. Der Weg nach der Burg war frei! Doch die Rettung war damit nicht gewonnen. Der blaue Ritter wußte recht gut, daß die Smudzer Pferde schneller waren als die schwerfälligen deutschen Rosse und daß keiner von ihnen entkommen konnte; darum galt es, sein Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Er rief den nächsten seiner Reiter zu, die Pferde anzuhalten; er selbst beschrieb einen Kreis und, ohne darauf zu achten, ob jemand seinen Befehl gehört, oder verstanden hatte, wandte er sein Gesicht den Verfolgern zu.

Sbyschko war der erste, der ihn erreichte. Der Deutsche schlug mit der Lanze direkt auf das Visier des Ritters, um es zu zerschmettern, es gelang ihm aber nicht. Sbyschko, anstatt den Schlag zu erwidern, packte mit festem Griff den Gegner um den Leib und bemühte sich, ihn aus dem Sattel zu heben. Da riß von dem übermäßigen Druck der Riemen des Steigbügels an Sbyschkos Sattel und beide Ritter fielen zu Boden. Eine Weile wälzten sie sich auf der Erde umher, jeder bemüht, den Gegner unterzukriegen. Endlich siegte die außergewöhnliche Kraft des jungen Ritters; es gelang ihm, auf den Bauch des anderen zu knieen, und nun hielt er ihn fest, wie der Wolf den Hund, der sich ihm im Walde entgegenwirft, um ihn zu stellen. Aber der Kraftaufwand war unnütz, der Deutsche war ohnmächtig.

Unterdessen waren Matschko und der Böhme herbeigekommen, und Sbyschko, als er sie erblickte, rief ihnen zu:

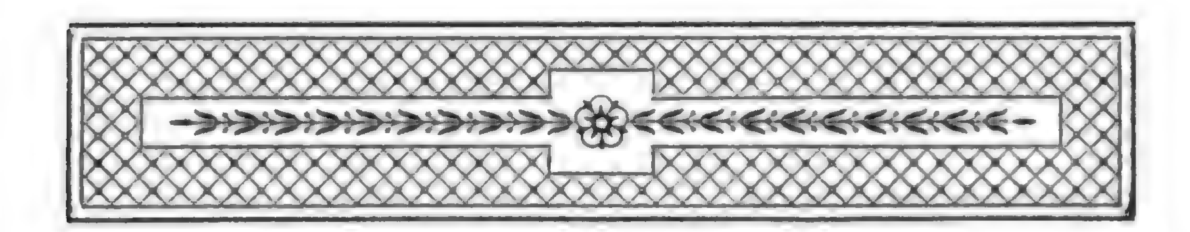
„Kommt, bindet ihn! Er ist ein vornehmer Ritter."

Der Böhme sprang vom Pferde; als er aber den Besiegten regungslos daliegen sah, begann er, anstatt ihn zu binden, die Riemen seiner Rüstung zu lösen. Dann nahm er ihm den Gurt ab, an welchem sein Dolchschwert hing, durchschnitt die Riemen, die seinen Helm festhielten, und löste die Schrauben, die das Visier schlossen. Doch kaum hatte er einen Blick auf das Gesicht des Ohnmächtigen geworfen, da rief er laut:

„Herr! Herr! Seht doch hierher!"

„De Lorche!" schrie Sbyschko auf.

Mit bleichen Wangen und schweißtriefender Stirn, geschlossenen Augen, einem Toten ähnlich, lag der Ritter de Lorche vor ihm, ohne ein Glied zu rühren.



20. Kapitel.

Sbyschko befahl, den Gefangenen auf einen der Wagen zu legen, die, mit Rädern beladen, den Zuzüglern entgegenfahren sollten. Er selbst sprang auf ein anderes Pferd und jagte mit Matschko den Flüchtenden nach. Die Verfolgung war keine schwere, denn die Pferde der Deutschen kamen auf dem aufgeweichten Boden schlecht fort. Besonders schnell kam Matschko auf dem leichtfüßigen Klepper des gefallenen Herrn von Lenkowiz vorwärts. Er hatte bald alle Smudzer überholt und gleich darauf den ersten Reiter erreicht. Matschko rief ihm nach Ritterbrauch zu, sich entweder zu ergeben, oder mit ihm zu kämpfen. Als jener aber nicht zu hören schien und — um sein Pferd zu erleichtern, seinen Schild fortwarf und, sich tief herunterbückend, dem Pferde die Sporen gab, da ließ der alte Ritter keine Rücksicht mehr walten; — er schlug ihm seine Streitaxt mit voller Wucht zwischen die Hüften und warf ihn zu Boden. Das war seine Rache für jenen hinterlistigeu Bogenschuß, den er damals erhalten, und er freute sich, wie er die Flüchtlinge vor sich herstieben sah wie ein Rudel Hirsche, die an nichts anderes dachten, als an Flucht und Rettung. Etliche flohen in den Wald; einer von ihnen blieb im Morast stecken, und dieser wurde von den nachfolgenden Smudzern aufgehängt. Es begann eine wilde, lärmende Jagd; das Dickicht des Waldes hallte noch lange wider von den Rufen und Antworten der Verfolger, ehe alle Flüchtlinge eingefangen waren.

Darauf kehrten der alte Ritter, der Böhme und Sbyschko nach dem Schlachtfelde zurück, auf welchem die deutschen Landsknechte hingestreckt lagen, ihre Leiber waren von den haßerfüllten Smudzern vollständig entkleidet und größtenteils schrecklich verstümmelt worden. Der Sieg war ein bedeutender, die Smudzer siegestrunken, denn nach der letzten Niederlage Skirwoillos bei Gotteswerder waren die Herzen der armen Bedrückten und Unglücklichen doch etwas mutlos geworden, besonders, da die versprochenen Streitkräfte Witolds so lange ausblieben. Nun wurde ihre Hoffnung von neuem belebt, die Begeisterung entfacht wie eine Flamme, die neue Nahrung erhält.

Es waren der Gefallenen zu viele, als daß man an die Bestattung der Körper hätte denken können. Nur für die beiden Brüder von Lenkowiz, die zur Erringung des Sieges das meiste beigetragen hatten, ließ Sbyschko mit den Lanzen ein Grab unter einer Fichte ausgraben, in deren Rinde er ein Kreuz einschnitt. Darauf befahl er dem Böhmen, über dem Herrn de Lorche zu wachen, der noch immer nicht zur Besinnung gekommen war, und brach mit seinen Leuten auf, um, den Weg landeinwärts verfolgend, mit möglichster Eile zu Skirwoillo zu stoßen, ihm kräftige Hilfe zu bringen.

Aber er fand nach einem langen Marsche nur ein wüstes, mit Leichen bedecktes Schlachtfeld, ähnlich dem, welches er verlassen. Sbyschko mutmaßte, daß Skirwoillo hier auch den Sieg davongetragen hatte, denn wenn er geschlagen worden wäre, hätte er den, dem Schlosse zuziehenden Deutschen begegnen müssen. Der Sieg mußte aber ein sehr blutiger gewesen sein, denn ein Stück hinter dem eigentlichen Schlachtfelde lag noch einmal eine große Anzahl Getöteter. Der kriegserfahrene Matschko schloß daraus, daß es einem Teil der Deutschen gelungen sein mußte, der Niederlage zu entkommen. Es war schwer zu erraten, ob Skirwoillo sie noch verfolgte oder nicht, denn die Spuren waren zu dicht auf- und übereinander, um aus ihnen eine Folgerung ziehen zu können. Aber die Schlacht hier mußte früher stattgefunden haben, als jene durch Sbyschko geschlagene, denn die Körper der Gefallenen waren bereits aufgelaufen und etliche schon von den Wölfen angefressen, die beim Herannahen der bewaffneten Truppe jetzt die Flucht ergriffen.

Sbyschko beschloß also, nicht auf ein Zusammentreffen mit Skirwoillo zu warten, sondern in das sichere Lager zurückzukehren. Er langte spät in der Nacht an und fand den Anführer der Smudzer bereits vor. Skirwoillo war ein wenig

früher zurückgekommen als er. Nachdem er Sbyschko über den Verlauf seines Feldzuges ausgefragt und dessen Sieg erfahren hatte, rief er mit krächzender Stimme:

„Ich bin mit Euch zufrieden und — mit mir. Wenn der große Knäs mit seinen Hilfstruppen zu uns stoßen wird, kann er sich freuen, denn dann wird die Burg schon unser sein.“

„Habt Ihr Gefangene gemacht, und wen?“ frug Sbyschko.

„Nur gemeines Volk, keinen, der etwas wert wäre. Es waren ihrer zweie dort, aber sie hatten scharfe Zähne, sie haben sich durchgebissen,“ antwortete Skirwoillo.

„Mir hat Gott einen geschenkt,“ versetzte der junge Ritter. „Er ist ein vornehmer weltlicher Ritter, ein Gast des Ordens, und mir wohlbekannt.“

Der grausame Smudzer machte die Bewegung des Aufhängens.

„So soll ihm geschehen!“ sprach er, „ihm und allen den anderen . . . ja, so!“

„Es wird ihm weder so, noch anders geschehen,“ entgegnete Sbyschko, „denn er ist mein Gefangener und mein Freund. Der Fürst Janusch hat uns beiden an demselben Tage den Rittergurt und die Sporen verliehen, ich lasse ihm nicht einen Finger krümmen.“

„Ihr gebt ihn also nicht her?“ frug Skirwoillo.

„Nein, ich gebe ihn nicht!“ antwortete Sbyschko.

Sie blickten sich finster in die Augen; es war einen Augenblick, als müßten beide in wilden Zorn ausbrechen; aber Sbyschko, welcher mit dem alten Smudzerfeldherrn, den er sehr schätzte, keinen Streit wünschte, und dem dazu das Herz von freudiger Rührung über den Sieg noch überfloß, legte plötzlich seine Arme um den Hals Skirwoillos, drückte ihn fest an seine Brust und rief:

„Wollt Ihr mir den Gefangenen mit Gewalt entreißen und mich damit der letzten Hoffnung berauben? Wofür wollt Ihr mich strafen? Was that ich Euch?“

Skirwoillo wehrte dem Ungestüm des jungen Ritters nicht. Als ihm endlich gelang, sich aus den Armen Sbyschkos loszumachen, blickte er den jungen Kampfgenossen freundlich an und schnaufte mehr, als er sprach:

„Morgen sollen meine Gefangenen gehängt werden. Solltet Ihr einen von ihnen noch brauchen können, so nehmt ihn Euch.“

Darauf umarmten sie sich noch einmal und gingen zur großen Befriedigung Matschkos als gute Freunde auseinander.

„Mit Zorn richtet man bei ihm nichts aus,“ sagte Matschko, „in Güte läßt er sich wie Wachs kneten.“

„So sind die Menschen hier alle,“ versetzte Sbyschko; „nur wissen es die Deutschen nicht!“

Nachdem er das gesagt, befahl Sbyschko, den Herrn de Lorche herbeizuführen, der bis jetzt in der Laubhütte geruht hatte. Als der Böhme ihn seinem Herrn vorführte, war der Ritter unbewaffnet; er trug einen Kaftan von Leder, welchem die Streifen der Rüstung aufgedrückt waren, und eine kleine rote Mütze auf dem Kopfe. Durch den Knappen hatte de Lorche bereits erfahren, daß er der Gefangene Sbyschkos war. Vielleicht gerade darum aber trat er kühl und stolz vor seinen Besieger hin, mit einem Gesicht, in welchem sich Verachtung und Widerspenstigkeit malten.

„Dankt Gott,“ sprach Sbyschko, ihm freundlich die Hand reichend, „daß Ihr in meine Hände gefallen seid; es droht Euch keine Gefahr von mir.“

De Lorche wies die dargebotene Hand zurück und sprach hochmütig:

„Ich lege meine Hand nicht in die eines Mannes, der die Ritterehre schändet, indem er mit den Sarazenen gegen Christen kämpft.“

Einer der anwesenden Masuren verdolmetschte diese Worte dem jungen Ritter. Sbyschko fuhr empor und griff in der ersten Aufwallung nach dem Dolchschwert, aber er besann sich sogleich und sprach nur das eine Wort: „Dummkopf!“

„Tötet mich!“ rief de Lorche, welcher die Bewegung Sbyschkos wohl bemerkt hatte; „ich weiß, Ihr schont die Gefangenen nicht.“

„Schont Ihr sie etwa?“ sprach nun der Masure, der diese Worte nicht mehr ruhig mit anzuhören vermochte. „Habt Ihr nicht am Rande Eurer Insel alle diejenigen aufgehängt, die Ihr in der letzten Schlacht gefangen genommen habt? Darum wird Skirwoillo auch unsere Gefangenen erhängen lassen.“

„Man hat es gethan,“ antwortete de Lorche, „aber sie waren Heiden.“

Aus dieser Antwort des Ritters klang ein gewisses Schamgefühl heraus; es war nicht schwer zu erraten, daß er diese That nicht lobte.

Inzwischen hatte Sbyschko sich gefaßt. Ernst und würdevoll trat er auf seinen Gefangenen zu und sprach:

„De Lorche! Wir haben an demselben Tage und aus derselben Hand den Rittergurt und die Sporen empfangen.

Ihr wißt, daß meine Ehre mir über mein Leben geht. Darum hört, was ich bei meinem Eide auf den heiligen Georg Euch sagen muß. Viele von den Menschen hier, gegen die Ihr zu Felde zieht, haben längst die Taufe empfangen; sie sind Christen wie wir. Diejenigen, welche noch nicht getauft sind, strecken ihre Arme sehnsüchtig dem Kreuze entgegen, und wißt Ihr, wer sie hindert, den Weg des Heils zu betreten, wer ihnen die Taufe weigert?"

Nachdem de Lorche mit dem Inhalt der Worte Sbyschkos durch den Masuren bekannt gemacht worden war, blickte er den jungen Ritter fragend an. Jener aber sagte:

„Die Kreuzritter!"

„Das ist nicht möglich!" rief der Ritter von Geldern.

„Beim Speer und den Sporen des heiligen Georg, die Kreuzritter!" wiederholte Sbyschko. „Denn wenn das Zeichen des Kreuzes überall in diesem Lande aufgepflanzt wäre, dann hätten sie keinen Vorwand mehr, sich dieses Land unterwerfen, dieses unglückselige Volk knechten zu können. Ihr, de Lorche, habt sie ja kennen gelernt, und Ihr wißt am Besten, ob ihre Handlungen gerecht sind oder nicht."

„Ich war der Meinung, sie wollen ihre Sünden tilgen, indem sie mit den Heiden kämpfen und sie zur Annahme des Christentums zwingen."

„Sie taufen mit Schwert und Blut, nicht mit dem Wasser der Erlösung und der Liebe. Lest diesen Brief! Ihr werdet Euch bald überzeugen, daß nicht ich, sondern Ihr für eine ungerechte Sache kämpft."

De Lorche, welchem die Kunst zu lesen nicht fremd war, überflog das Schreiben, und nachdem er dessen Inhalt gelesen hatte, war seine Verwunderung grenzenlos.

„Ist das alles wahr, was hier geschrieben steht?" frug er.

„So wahr Gott mir helfe! Ich diene hier keinem anderen Zweck, als diesem armen Volke Gerechtigkeit zu verschaffen," entgegnete Sbyschko.

De Lorche schwieg eine Weile, dann sagte er:

„Ich bin Euer Gefangener!"

„Reicht mir Eure Hand! Ihr seid mir wie ein Bruder, kein Gefangener."

Und de Lorche wies die Freundeshand nicht mehr zurück. Sie setzten sich gemeinschaftlich zum Nachtmahle nieder und Sbyschko erzählte ihm während des Essens, daß er trotz der Geleitsbriefe Danuscha noch immer suche, weil die Komture

ihm bei Ausbruch des Krieges den Eintritt in die Komtureien verweigert hatten.

„Jetzt verstehe ich, warum Ihr hier seid," sprach de Lorche," und ich danke Gott, daß ich Euer Gefangener bin, denn für meine Person wird man Euch Euer Weib . . ."

Er schlug sich plötzlich vor die Stirn und rief:

„Bei den heiligen Reliquien von Aachen! An der Spitze des Zuges, welcher die Zufuhr nach Gotteswerder bringen sollte, befand sich ja Arnold von Baden und Siegfried von Löwe. Wir wissen es aus Briefen, die in die Burg gekommen sind. Habt Ihr sie denn nicht gefangen genommen?"

Sbyschko sprang auf.

„Nein," rief er. „Beim allmächtigen Gott, Ihr sagt mir da eine wichtige Neuigkeit. Es sind noch andere Gefangene hier, die morgen aufgehängt werden sollen; ich will sie fragen, ob sie ein Weib in Siegfrieds Gesellschaft gesehen haben."

Er rief einigen Troßbuben zu, ihnen mit Fackeln zu leuchten, dann rannte er nach der Seite hin, wo die Gefangenen Skirwoillos untergebracht waren. De Lorche, Matschko und der Böhme folgten ihm auf dem Fuße.

„Hört!" rief de Lorche ihm zu. „Ihr gebt mir auf mein verpfändetes Ehrenwort die Freiheit; ich will nach Preußen gehen, um Euer Weib zu suchen, und wenn ich sie finde, bringe ich sie Euch als Lösegeld für mich."

„Wenn sie noch lebt!" antwortete Sbyschko.

Sie waren bei den Gefangenen angelangt. Die einen lagen auf dem Rücken, andere waren an Baumstämme festgebunden und standen aufrecht. Das Licht der Fackeln fiel grell auf Sbyschkos Kopf, die Augen aller dieser Unglücklichen richteten sich fest auf das Gesicht des jungen Ritters.

Da ertönte aus dem Hintergrunde, aus dem Dunkel des Waldes eine angsterfüllte Stimme, welche laut rief:

„Mein Herr, mein Beschützer! Rettet mich!"

Sbyschko riß dem neben ihm stehenden Knappen die Fackel aus der Hand, eilte dem Baume zu, von welchem die Stimme gekommen war und leuchtete dem Gefesselten in das Gesicht.

„Sanderus!" rief er voll Staunen, und . . .

„Sanderus!" wiederholte der Böhme.

Jener aber streckte den Hals weit vor, da er die Arme nicht rühren konnte, und rief noch angstvoller:

„Erbarmen! . . . ich weiß, wo die Tochter Jurands ist! . . . Rettet mich!"

---

21. Kapitel.

Die Knappen durchschnitten sogleich die Fesseln des Gefangenen, doch seine Glieder, die sehr erstarrt sein mußten, vermochten nicht, ihn zu halten. Er fiel zu Boden und wurde ohnmächtig, denn er schien auch sehr erschöpft. Obgleich man ihn zum Feuer trug, ihn zu erwärmen, oder ihn durch Einflößen von Wein und Speisen zu kräftigen suchte, so half doch nichts, Sanderus verfiel in einen tiefen Schlaf, aus dem ihn zu erwecken es dem Böhmen erst am nächsten Tage zu Mittag gelang.

Sbyschko, dessen Ungeduld aufs Höchste gestiegen war, ging sogleich zu ihm; aber vor der Hand war es unmöglich, etwas aus ihm herauszubekommen, denn — wie bei vielen kleinmütigen Menschen nach überstandener Gefahr erst die Angst und Schwäche sich Bahn bricht, so auch bei Sanderus. Er weinte und schluchzte, als ob sein Leben mit den Thränen entfließen sollte. Endlich faßte er sich ein wenig, und nachdem man ihn mit Stutenmilch, deren stärkende Eigenschaft die Litauer von den Tataren kennen gelernt hatten, gestärkt und erquickt hatte, begann er zuerst zu lamentieren, daß diese Söhne „Belials“ ihm sein Pferd weggenommen und ihn wie eine Erdnuß mit ihren Spießen zerstochen hätten. Als man ihn an den Baum gebunden, da hätten ihm Ameisen die Beine und den ganzen Körper so zerstochen, daß er davon schon sterben müsse, wenn nicht heute, dann sicherlich morgen.

Zuletzt wurde Sbyschko zornig; er fuhr ihn barsch an und befahl ihm, auf das zu antworten, was er ihn fragen werde.

„Jetzt rede, damit Dir nicht noch schlimmeres geschehe!“ sprach Sbyschko.

Digitized by Google

„Es befindet sich hier in der Nähe ein Ameisenhaufen voll roter Waldameisen,“ versetzte der Böhme. „Befehlt Herr, daß wir ihn dahinein legen, das wird ihm die Zunge schon lösen.“

Hlawa hatte diese Worte nur im Scherz gesprochen, denn er war dem Sanderus wohlgewogen; jener aber schrie entsetzt auf und flehte von neuem um Erbarmen, indem er zugleich rief:

„Gebt mir noch etwas von dem heidnischen Getränk, dann will ich alles erzählen, was ich gesehen und nicht gesehen habe!“

„Wenn Ihr eine einzige Unwahrheit sagt, so schlage ich Euch die Zähne ein,“ sagte der Böhme. Trotzdem setzte er ihm den Schlauch mit der Stutenmilch an die Lippen und Sanderus begann gierig daran zu saugen und schluckte und zog wie ein neugeborenes Kind an der Brust der Mutter, bis er nicht mehr konnte, dann setzte er den Schlauch ab, legte ihn vor sich über die Kniee und indem er sich wie im Ekel schüttelte, sprach er:

„Pfui! Das schmeckt eklich!“ Und zu Sbyschko gewendet fuhr er fort: „Jetzt fragt, mein Befreier!“

„Hat sich mein Eheweib bei der Abteilung befunden, mit der Du marschiert bist?“

Einen Augenblick malte sich ein gewisses Staunen in dem Gesicht des Reliquienhändlers, denn obgleich er erfahren hatte, daß Sbyschko und Danuscha heimlich getraut worden waren, hatte er Danuscha in Gedanken nur immer die Tochter Jurands genannt. Aber er besann sich schnell und antwortete eilig:

„Ja, Wojewode, sie war dort! Aber Siegfried von Löwe und Arnold von Baden haben sich mit ihr durchgeschlagen.“

„Hast Du sie gesehen?“ frug der junge Ritter, während sein Herz klopfte, daß es zu zerspringen drohte.

„Ihr Gesicht habe ich nicht gesehen, Herr, — aber ich sah eine Sänfte aus Weidenruten zwischen zwei Pferden, die ganz geschlossen war. Es saß jemand darin, der von derselben Eidechse bewacht wurde, die damals von Danveld in das Jagdhaus geschickt worden war. Ich hörte auch zuweilen einen wehmütigen Gesang aus der Sänfte kommen.“

„Sbyschko erbleichte; doch auch der alte Matschko und der Böhme waren durch diese wichtige Neuigkeit sehr aufgeregt. Hlawa mußte dabei unwillkürlich an seine geliebte Herrin denken, die in Spychow zurückgeblieben war und die durch die Auffindung Danuschas ins Elend gestoßen wurde.

Es entstand eine Pause. Endlich blickte der alte Matschko, der vorher kaum etwas von Sanderus gehört hatte und ihn gar nicht kannte, den Reliquienhändler mißtrauisch an und

frug plötzlich: „Wer bist Du? Was hattest Du bei den Kreuzrittern zu suchen?"

„Wer ich bin, gnädigster Ritter," antwortete der Vagabund, „das mag Euch hier dieser mächtige Fürst — er deutete auf Sbyschko — und dieser tapfere böhmische Graf sagen, die mich beide schon sehr lange kennen."

Wahrscheinlich wirkte der Kumys bereits bei ihm, denn er wurde lebhafter, und sich an Sbyschko wendend, sprach er laut und mit vernehmlicher Stimme, der man nichts mehr von der früheren Ermüdung anmerkte:

„Herr, Ihr habt mich zweimal vom Tode gerettet. Ohne Eure Hilfe wäre ich ein Fraß für die Wölfe oder ein Opfer der bischöflichen Strafen geworden, die mich für den Verkauf der Reliquien zur Verantwortung ziehen wollten. Ihr habt mich zu Euch genommen, mich gespeist und getränkt, mit Besserem als diese Stutenmilch hier, die mich anekelt, von der ich aber noch trinken will, um zu zeigen, daß ein frommer Pilger keine Bußübung scheuen darf."

„Sprich! Erzähle, was Du weißt, und mache keine Flausen!" rief Matschko entrüstet.

Doch jener setzte den Schlauch wieder an die Lippen und that erst einen kräftigen Zug, ehe er zu Sbyschko gewendet weiter sprach:

„Dafür habe ich Euch liebgewonnen, Herr! Wie die heilige Schrift sagt, sündigen die Heiligen neunmal in einer Stunde, warum sollte Sanderus weniger sündigen als sie. Er ist ein großer Sünder, aber — er war nie ein Undankbarer. Ihr wißt, Herr, was ich Euch sagte, als das Unglück über Euch kam. Ich will von Burg zu Burg wandern und suchen, was Euch verloren ging. Ach, wo wäre ich nicht gewesen, wen hätte ich nicht gefragt? Ich hätte viel zu erzählen, genug — ich fand, was ich suchte, und von der Stunde an, wo ich es fand, heftete ich mich wie eine Klette an die Fersen Siegfrieds. Ich trat in seine Dienste, zog mit von Komturei zu Komturei, von Stadt zu Stadt bis zu dieser letzten Schlacht."

Nun hatte Sbyschko seine Rührung etwas bemeistert.

„Ich danke Dir!" sagte er. „Die Belohnung wird Dir nicht entgehen. Jetzt beantworte mir, was ich Dich frage: Kannst Du bei Deiner Seele Heil beschwören, daß sie lebt?"

„Ich schwöre bei meinem Seelenheil, die Tochter Jurands lebt!" sprach Sanderus ernst.

„Warum hat Siegfried Ortelsburg verlassen?“ frug Sbyschko weiter.

„Das weiß ich nicht; ich denke es mir nur. Er war ja gar nicht Burghauptmann von Ortelsburg und hat wohl die Komturei nur darum verlassen, weil er den Befehl des Großmeisters fürchtete, der ihm geschrieben haben soll, seine Gefangene der Fürstin von Masowien auszuliefern. Er hatte diesen Befehl noch nicht erhalten, deshalb entfloh er, noch ehe das Schreiben ihn erreichte, denn seine Seele war hart geworden im Schmerz und in der Rache um Rottgers Tod. Man hat gesagt, Rottger sei sein Sohn gewesen; ich weiß nicht, ob es wahr ist, aber er ist damals fast toll geworden der Alte, und ich weiß — er läßt die Tochter Jurands nicht — ich wollte sagen — die junge Herrin nicht aus den Händen, so lange er lebt.“

„Das klingt sonderbar,“ unterbrach Matschko plötzlich den Sprecher. „Denn wenn dieser alte Hund das ganze Geschlecht Jurands so haßte, dann hätte er Danuscha getötet.“

„Er wollte es ja thun,“ entgegnete Sanderus, „es ist ihm aber etwas begegnet, was ihn aufs Krankenlager geworfen hat und ihm fast das Leben gekostet hätte. Man sagt, daß ihm auf seinem nächtlichen Wege zum Turm etwas erschienen sei, man weiß nur nicht, war es der Böse oder war es ein Engel. Genug — man fand ihn leblos vor dem Turme auf dem Schnee. Noch heute zittert er bei der bloßen Erinnerung daran und er selbst wird nicht Hand an die Tochter Jurands legen, aber er fürchtet auch, sie töten zu lassen. Er führt den früheren Henker von Ortelsburg immer mit sich, man weiß nicht warum; man denkt aber, sie alle fürchten sich, die Mordthat zu vollbringen.“

Diese Worte machten einen großen Eindruck auf die Zuhörer. Sie rückten alle näher zusammen und Sanderus fuhr fort, indem er sich bekreuzte:

„Es ist kein Vergnügen, unter und mit ihnen zu sein; ich sah und hörte Dinge, die einen erschauern machen. Ich erwähnte schon, daß dem alten Komtur etwas im Hirnkasten zersprungen ist. Wie konnte das auch anders sein, da er doch von Geistern besucht wird. Sobald er sich allein befindet, suchen sie ihn auf. Da kommt zuerst jener Danveld, den der Herr von Spychow erschlagen hat. Siegfried spricht mit ihm: „Was soll's? Heilige Messen? Die nützen Dir nichts! Warum kommst Du also?“ Der aber knirscht mit den Zähnen und faucht wie eine Katze. Noch öfter aber kommt Rottger, der immer einen häßlichen Schwefelgeruch hinterläßt. Mit ihm

spricht der Komtur noch mehr: „Ich kann nicht! (spricht er zu ihm) ich kann nicht! Später einmal, wenn ich selbst komme, dann vielleicht, jetzt kann ich nicht!“ Einmal habe ich auch gehört, wie der Alte sagte: „Ist Dir jetzt leichter, mein Söhnchen?“ Und so geht es fort; es kommt vor, daß er tagelang mit niemandem ein Wort spricht und mit gramverzerrtem Gesicht umhergeht. Er selbst und die Ordensschwester bewachen die junge Herrin so sorgfältig, daß kein Mensch sie zu sehen bekommt.“

„Sie quälen sie doch nicht etwa?“ frug Sbyschko mit dumpfer Stimme.

„Die Wahrheit zu sagen, Ew. Liebden, — ich habe noch niemals einen Schrei von ihr gehört, nur zuweilen ein Zwitschern, wie wenn ein Vögelchen singt, und einen schwermütigen Gesang.“

„Wehe! Wehe!“ zischte Sbyschko zwischen den Zähnen hervor.

Der alte Matschko aber verhinderte weitere Fragen, indem er barsch sagte:

„Genug davon! Sprich jetzt von der Schlacht! Warst Du zugegen? Was hast Du gesehen? Wie sind sie entkommen und was ist aus allen geworden?“

„Ich war zugegen und will getreulich berichten, was ich sah,“ antwortete Sanderus. „Sie wehrten sich zuerst fürchterlich; erst als sie sich von allen Seiten umringt sahen, fingen sie an zu überlegen, wie sie entkommen könnten. Der Ritter Arnold, der ein wahrer Riese ist, brach zuerst durch den Kreis der Feinde und bahnte einen Weg, so breit, daß auch der alte Komtur zugleich mit mehreren Leuten und der Sänfte folgen konnte. Die Sänfte war zwischen zwei Pferden befestigt.“

„Hat man sie denn nicht verfolgt? Wie war es möglich, daß sie entkommen konnten?“

„Die Verfolger konnten nichts ausrichten, denn wenn sie den Flüchtlingen nahe kamen, da wandte der Ritter Arnold ihnen die Stirn zu. Er nahm es mit allen auf und wehe dem, der ihm zu nahe kam, denn er besitzt übermenschliche Körperkräfte. Zu dreien Malen mußte er sich wenden und die Verfolger abwehren. Seine Leute waren alle gefallen, er selbst verwundet, sein Pferd verwundet, trotzdem hielt er sie auf und verschaffte so dem Alten Zeit zur Flucht.“

Während Matschko der Erzählung des Sanderus aufmerksam lauschte, überdachte er zugleich die Lage des Schlachtfeldes

und erkannte, daß der Erzähler nicht log, denn was er mit Sbyschko dort gesehen, bestätigte die Wahrheit des Erzählten.

„Wie kam es, daß Du alles so genau sehen konntest?" frug der alte Ritter dennoch.

„Ich sah es — denn ich klammerte mich an den Schwanz des einen der beiden Pferde, welche die Sänfte trugen und konnte so mit entfliehen bis, schon ein Stück vom Schlachtfelde entfernt, das Pferd mir mit dem Hufe einen Schlag vor den Bauch versetzte. Da wurde mir sehr schlecht, ich mußte zurückbleiben und fiel so in Eure Hände."

„Es ist nicht gerade unmöglich, daß das wirklich geschehen ist, was Ihr erzählt," sagte Hlawa, „aber seht Euch vor, daß Ihr nicht ins Lügen geratet, sonst könnte es Euch schlecht ergehen!"

„Das Zeichen von dem Schlage muß noch zu sehen sein," entgegnete Sanderus, „wer Lust dazu hat, kann es sich ansehen. Besser aber ist, aufs Wort zu glauben, als wegen Ungläubigkeit verdammt zu werden."

Und nun begannen die Beiden sich wie ehedem zu necken, bis der alte Ritter die Frage aufwarf, wohin Siegfried und Arnold sich geflüchtet haben könnten.

„Ich denke, Herr," sprach der Vagabund, „daß die beiden Ritter irgendwo im Walde umherirren, oder sich bemühen, dorthin zurückzukehren, woher sie gekommen sind, oder vielleicht gar versuchen, jene Veste zu erreichen, nach der wir ziehen wollten, ehe wir in diesen unglückseligen Kampf gerieten."

„Jedenfalls muß es so sein!" sprach Sbyschko.

Der junge Ritter versank in tiefes Nachdenken; er mußte angestrengt über etwas nachsinnen, denn seine Stirn zeigte tiefe Furchen und der Mund war fest geschlossen. Endlich richtete er den Kopf auf und sprach:

„Hlawa! Laß die Pferde satteln! die Troßknechte sollen sich bereit halten! wir brechen sogleich auf."

Der Knappe, dessen Gewohnheit es war, die Befehle seines Herrn zu erfüllen, ohne erst über das Wie? und Warum? Auskunft zu verlangen, erhob sich schweigend und ging zu den Pferden. Der alte Matschko dagegen riß die Augen weit auf, starrte seinen Brudersohn fest an, darauf frug er:

„Ah! ... Sbyschko! Hej! Wohin willst Du? .. Was? ... Wie steht es? ..."

Sbyschko aber antwortete ihm mit einer Gegenfrage:

„Nun? Was denkt Ihr? Sollte es nicht meine Pflicht sein?"

Da verstummte der alte Ritter. Allmählich wich der Aus-

druck der Verwunderung aus seinem Gesicht, ein paarmal schüttelte er den Kopf, endlich that er ein paar tiefe Atemzüge und — als wollte er sich selbst Trost zusprechen, murmelte er vor sich hin: „Nun! sei es! . . . Es hilft nichts!“

Er stand auf und ging zu den Pferden, während Sbyschko sich an den Herrn de Lorche wandte und mit Hilfe des dolmetschenden Masuren zu ihm sprach:

„Ich kann an Euch nicht das Ansinnen stellen, daß Ihr mit mir in den Kampf zieht gegen diejenigen, unter deren Fahnen Ihr noch kürzlich gedient habt. Ihr seid frei! Der Weg steht Euch offen, wohin Ihr wollt!“

„Ich kann Euch leider mein Schwert nicht gegen meine Ritterehre leihen,“ entgegnete de Lorche, „was aber die Freiheit betrifft, so bleibe ich Euer Gefangener auf Ehrenwort und werde mich Euch stellen, wann und wohin Ihr mich verlangt. Und im Falle der Not vergeßt nicht, daß für meine Person der Orden Euch jeden, noch so wertvollen Gefangenen austauscht, denn ich entstamme nicht nur einem edlen, sondern außerdem auch einem Geschlecht, welchem der Orden viel zu danken hat.“

Dann nahmen sie Abschied, indem sie der herrschenden Sitte gemäß, sich gegenseitig die Hände auf die Schultern legten und auf die Wangen küßten, wobei de Lorche sagte:

„Ich gehe von hier direkt entweder nach Marienburg oder an den Hof des masowischen Fürsten, damit Ihr wißt, wo Ihr mich finden könnt. Euer Bote — wenn Ihr nach mir schicken wollt — braucht mir nur die zwei Worte zu sagen: „Lothringen-Geldern!“

„Gut!“ antwortete Sbyschko. „Ich will jetzt noch zu Skirwoillo gehen, ihn zu bitten, daß er Euch ein Zeichen mit auf die Reise giebt, welches die Smudzer kennen und ehren.“

Der alte Führer gab das Zeichen für de Lorche und legte Sbyschkos Abreise keinerlei Schwierigkeiten in den Weg, weil er wußte, um was es sich hier handelte. Er dankte ihm für den wesentlichen Dienst, den Sbyschko ihm geleistet, versorgte ihn mit Lebensmitteln, die ihm in der Waldwildnis sehr zu statten kommen konnten und verabschiedete ihn mit dem Wunsche, daß sie sich wieder begegnen möchten, um einen gemeinschaftlichen Zug gegen die Kreuzritter zu unternehmen.

Als Sbyschko zu seinem Geleit kam, welches schon reisefertig seiner harrte, erblickte er mitten unter seinen Leuten den alten Ohm Matschko in Panzer und Helm. Er näherte sich ihm und frug: „Auch Ihr wollt mit mir ziehen?“

„Was bleibt mir anderes übrig," antwortete Matschko etwas barsch.

Hierauf entgegnete Sbyschko nichts mehr — er küßte nur ehrerbietig die bepanzerte Rechte des Ohm, sprang auf sein Pferd und — fort ging es.

Sanderus begleitete sie. Zwar kannten sie den Weg bis zum Schlachtfelde ganz gut, aber weiterhin sollte er ihr Führer sein. Sbyschko rechnete darauf, daß die Waldleute und Bauern, welche sie möglicherweise antreffen konnten, ihnen beim Suchen und Auffinden des alten Komturs und des Ritters Arnold von Baden, von dessen übermenschlicher Kraft Sanderus so viel erzählt hatte, behilflich sein würden.

22. Kapitel.

Der Weg bis zum Schlachtfelde, wo Skirwoillo die Deutschen geschlagen hatte, war bekannt und leicht zu finden. Sbyschko und seine Leute erreichten dasselbe bald, aber sie eilten schnell darüber hinweg, denn die Luft, die sich um die von Krähen angehackten und von Wölfen angefressenen, in vollständige Verwesung übergegangenen Leichname verbreitet hatte, war nicht zu ertragen. Die ganze Aufmerksamkeit Matschkos richtete sich auf das Auffinden einer Spur. Obgleich schon vorher die ganze Abteilung Skirwoillos und Sbyschkos das Schlachtfeld und seine Umgebung mehrfach überritten hatten, so entdeckte das scharfe und geübte Auge des alten Ritters doch bald die Abdrücke eines sehr großen und starken Pferdehufes in der Richtung vom Schlachtfelde landeinwärts.

„Wir hatten glücklicherweise keinen Regen mehr, seitdem die Schlacht geschlagen worden," erklärte der alte Ritter. „Arnold muß als Mann von außergewöhnlicher Größe und Schwere auch ein außergewöhnlich starkes Pferd reiten, dessen Hufabdrücke während des scharfen Rittes auf der Flucht sich viel tiefer in den Boden einprägten, als es bei langsamem Fortbewegen der Fall zu sein pflegt. Wer Augen im Kopfe hat, kann das hier genau wahrnehmen. Mit Gottes Hilfe werden wir die Spur der Flüchtlinge schon finden, wenn sie nicht etwa hinter Mauern plötzlich verschwindet."

„Sanderus sagt, daß hier in der ganzen Gegend Burgen oder befestigte Schlösser nicht zu finden sind," versetzte Sbyschko.

„Das Land hier herum ist erst unlängst von den Kreuzrittern besetzt worden; sie hatten noch nicht Zeit zum Bauen. Wo sollten die Flüchtlinge also Schutz finden. Die Bauern, die hier gewohnt haben, sind zu Skirwoillo in das Lager gegangen, wie Sanderus selbst sagt, haben die Deutschen alle Dörfer niedergebrannt; die Weiber und die Kinder haben sich in die Tiefe der Wälder geflüchtet. Wenn wir die Pferde nicht schonen, müssen wir sie einholen."

„Die Pferde müssen aber geschont werden; denn selbst wenn unser Vorhaben gelingt, beruht unsere eigene Sicherheit allein in der Kraft und Schnelligkeit unserer Pferde," sagte Matschko.

„Der Ritter Arnold hat mit dem Schaft einer Lanze einen Stoß in den Rücken erhalten," warf Sanderus ein. „Er hat nicht darauf geachtet, so lange er sich und die anderen wehren mußte; später mag ihn aber der Schmerz übermannt haben. Es ist fast immer der Fall, daß der Schmerz bei Stößen und Schlägen nachkommt, und aus diesem Grunde werden sie irgendwo rasten müssen."

„Wie sagtest Du? Mannschaften haben sie nicht mehr bei sich?" frug Matschko.

„Es sind nur zwei Mann bei ihnen, die, welche die Pferde reiten, zwischen denen die Sänfte befestigt ist. Sie hatten ein ganzes Häuflein mit auf die Flucht genommen, die Verfolger aber haben sie totgeschlagen," erklärte Sanderus.

„Dann soll es so sein!" sprach Sbyschko. „Die beiden Männer bei der Sänfte werden unsere Knechte binden; Ihr, Ohm, nehmt den alten Siegfried auf Euch und ich will den Ritter Arnold angreifen."

„Nun!" entgegnete Matschko. „Mit dem alten Siegfried hoffe ich schon fertig zu werden, denn — ich bin Gott sei Dank noch stark genug! Du aber, baue nicht zu sehr auf Deine Kraft. Jener soll ein Riese sein."

„Wir wollen sehen!" sagte Sbyschko. „Rottger war auch kein Krüppel."

„Und was bleibt mir zu thun?" frug der Böhme.

Aber er erhielt keine Antwort, denn die beiden Ritter hingen ihren Gedanken nach. Endlich sagte Matschko wie für sich:

„Wenn Gott unser Unternehmen segnet, dann müssen wir suchen, so bald als möglich in die masowischen Wälder zu kommen! Dort werden wir in Sicherheit sein und alles wird ein Ende nehmen."

Der alte Ritter seufzte tief, während er das sagte; ihm

fiel eben ein, daß noch nicht alles abgethan war, wenn Danuscha aufgefunden wurde. Für ihn blieb immer noch die Sorge um Jagienka, und die war groß und schwer. Dann sprach er zu Sbyschko gewendet:

„Hej! Gottes Wege sind wunderbar! Ich muß oftmals denken, warum Dir nicht bestimmt war, in aller Ruhe ein Weib zu nehmen, und mir — in aller Bequemlichkeit bei Euch zu sitzen . . . In den meisten Fällen pflegt es doch so zu sein — und von allen den Adligen unseres Königreiches sind wir die einzigen, die sich in fremden Ländern herumtreiben, in Feldern und Wäldern umherziehen, anstatt in Gottes Namen daheim zu wirtschaften.“

„Ihr habt recht!“ antwortete Sbyschko. „Aber es ist Gottes Wille so!“

Sie ritten eine Zeitlang schweigend nebeneinander her, dann wandte der alte Ritter sich wieder an seinen Brudersohn:

„Kannst Du diesem Vagabunden trauen? Wer ist er eigentlich?“

„Er ist ein leichtsinniger Mensch, vielleicht sogar ein Taugenichts. Mir ist er sehr zugethan und ich fürchte keinen Verrat von ihm,“ antwortete Sbyschko.

„Wenn es so ist, dann schicke ihn voraus. Holt er die Flüchtlinge ein, so werden sie durch seine Ankunft nicht erschreckt werden; sie werden ihm leicht glauben, wenn er ihnen sagt, er sei aus der Gefangenschaft entflohen. Hingegen werden sie bei unserem Anblick in irgend einem Versteck verschwinden, oder sie werden Zeit zu tapferer Gegenwehr finden.“

„Während der Nacht wird er nicht vorausreiten wollen, denn er ist furchtsam,“ entgegnete Sbyschko. „Am Tage wird er es thun und — Ihr habt recht — es wird gut so sein. Ich will ihm sagen, er soll dreimal während des Tages Halt machen und uns erwarten; wenn wir ihn nicht mehr finden, dann werden wir wissen, daß er die Flüchtlinge erreicht hat, und werden seiner Spur folgen, um jene unvorbereitet zu überfallen.“

„Wird er sie nicht warnen?“

„Nein; er meint es ehrlich mit mir. Ich werde ihm auch sagen, daß wir ihn ebenfalls binden werden, wenn wir sie erreichen, damit er nicht in Verdacht bei ihnen gerät und ihre Rache fürchten muß. Er soll thun, als kennt er uns gar nicht. . . .“

„Du willst also jene nicht töten?“

„Wie dürfte ich das wohl?“ antwortete Sbyschko etwas be-

kümmert. „Ja, wenn wir in Masowien oder bei uns daheim wären, da könnte man sie in die Schranken fordern, wie ich den Rottger gefordert habe. In diesem Lande geht das nicht. . . . . Hier handelt es sich nur darum, Danuscha zurückzunehmen und dann — wie Ihr sagtet — eiligst die masowische Grenze zu erreichen. Wir müssen schnell und ohne Lärmen handeln. Ueberdies — wenn wir sie überraschen, werden sie nicht bewaffnet sein, wie könnten wir sie da töten? Die Schande, die wir damit auf uns laden möchten, wäre nicht mehr zu tilgen. . . .“

„Das wohl!“ sagte Matschko. „Es könnte aber auch zum Schlagen kommen.“

Sbyschko runzelte die Stirn; der Ausdruck gewaltigen Hasses trat in sein Gesicht, und er sah in diesem Augenblick dem alten Matschko so ähnlich, als wäre er dessen Sohn.

„Wißt Ihr, was ich mir wünsche?“ sprach er mit vor Wut erstickter Stimme. „Ich wollte, ich könnte diesen Bluthund Siegfried dem Vater Danuschas zu Füßen legen! Gott helfe mir dazu!“

„Gott helfe Dir dazu!“ stimmte Matschko bei.

Unterdessen war die Nacht hereingebrochen; sie war sternenhell, aber ohne Mondschein. Man mußte ein Nachtlager herrichten, um den Menschen und Tieren Zeit zum Ausruhen und zur Stärkung zu lassen. Sanderus, welcher hier Sbyschkos Befehl erhielt, die Reise am nächsten Morgen allein anzutreten und vorauszueilen, war einverstanden damit; doch bat er sich aus, viermal am Tage Halt machen zu dürfen, statt dreimal, und holte sich die Erlaubnis, sogleich umkehren zu dürfen, wenn ein wildes Tier oder Menschen ihn angreifen und sein Leben bedrohen sollten. Dabei gab er zu, sehr furchtsam zu sein und ein Gefühl der Bangigkeit selbst in bekannten Gegenden nicht unterdrücken zu können, sobald er sich allein sah, um wie viel ängstlicher mußte eine einsame Wanderung durch diese öden, wilden Wälder sein.

Man legte sich nach eingenommener Stärkung zur Ruhe nieder, so gut es gehen wollte, und schlief nach den Mühen des Tages bald ein. Doch kaum graute der Morgen, da sprang Sbyschko zuerst auf, weckte die anderen und bald darauf brach die Reiterschar wieder auf. Die Spur des Riesenpferdes wurde nach einigem Suchen auch wieder gefunden; sie war deutlich sichtbar, denn bei dem trockenen Wetter war sie fest eingetrocknet

und nicht so leicht zu zerstören. Sanderus war vorausgeeilt und den Blicken der Gefährten bald entschwunden. Etwa um die Hälfte der Zeit, welche zwischen Sonnenaufgang und Mittag fällt, erblickten sie ihn zum ersten Male ihrer wartend; er hatte außer einem Auerochsen kein lebendes Wesen gesehen. Dafür konnte er am Mittag auf seiner Haltestelle von einer Begegnung mit einem Zeidler berichten, der mit seiner Strickleiter in den Wald ging. Er hatte versucht, den Mann nach diesem und jenem auszufragen, aber sie konnten sich nicht verständigen.

Am Nachmittage begann Sbyschko besorgt zu werden. Was sollte werden, wenn sie in eine höher gelegene Gegend kamen, wo auf hartem Boden die Spur verloren ging? Oder wie, wenn sie in eine Gegend hinein gerieten, wo die Bevölkerung noch in ihren Dörfern saß, wo man an die Herrschaft der Kreuzritter gewöhnt, den beiden Rittern Arnold und Siegfried beispringen und sie an der Fortführung Danuschas hindern würde? Glücklicherweise erwiesen sich diese Besorgnisse als überflüssig, denn an der nächsten Wartestelle fanden sie zur bestimmten Stunde den Sanderus nicht mehr ihrer harrend, dafür aber entdeckten sie an einer der Kiefern am Wege ein frisch ausgehauenes Kreuz. Da blickten die Ritter sich an; ihre Gesichter wurden ernst, ihre Herzen klopften ungestüm. Matschko und Sbyschko sprangen von ihren Pferden und suchten gleich nach der Spur; sie fanden dieselbe auch sehr bald.

Sanderus war vom Wege abgebogen und den großen Hufspuren in den Wald hinein gefolgt. Diese Spuren waren hier nicht so tief, wie auf dem Wege, aber dafür um so deutlicher, denn der torfartige Boden hatte die Abdrücke besser aufgenommen als der aufgeweichte Weg, und das schwere Roß hatte bei jedem Tritt die dicke Waldspreu mit den Widerhaken des Hufeisens herausgerissen, so daß überall an den Seiten kleine schwarze Löcher zu sehen waren. Dem scharfen Blick Sbyschkos entgingen auch nicht die anderen Hufabdrücke, die nebenher liefen, und Matschko flüsterte nur noch mit dem Böhmen, gerade als wären die Feinde schon in nächster Nähe.

Hlawa riet, den Weg bis zum Ziel zu Fuß zurückzulegen, doch das wollten die Ritter nicht, da man immerhin nicht wissen konnte, wie weit es bis dahin noch war. Ein paar Knechte aber wurden zu Fuß vorausgeschickt, damit sie rechtzeitig melden konnten, wenn der Feind in Sicht kam. Und nun ging es flugs hinein in den Wald.

Ein zweites in einen Baum gehauenes Zeichen gab ihnen die Gewißheit, daß sie die Spur des Sanderus nicht verloren hatten. Bald auch bemerkten sie, daß sie sich auf einem Waldpfade befanden, der öfter von Menschen begangen wurde. Nun waren sie sicher, eine kleine Waldansiedelung, eine Köhlerhütte oder ähnliches zu finden, in welcher die Flüchtlinge Zuflucht gesucht haben mußten.

Die Sonne stand schon ziemlich tief; sie warf goldene Streiflichter zwischen den Bäumen hindurch in den Wald. Der Abend schien heiter zu werden; es war still im Walde, denn die Tiere und Vögel schickten sich zur Ruhe an, nur hier und da schlüpfte ein Eichhörnchen, von der sinkenden Sonne beleuchtet, an den Bäumen hinauf. Die Reiter mußten sich, einer hinter dem andern, im Gänsemarsch fortbewegen. Da sie wußten, daß die vorausgesandten Leute sie rechtzeitig warnen würden, sprach der alte Ritter weniger vorsichtig, als er sich mit seinem Brudersohn unterhielt.

„Wir wollen einmal die Zeit nach der Sonne feststellen," sagte er. „Von der letzten Haltestelle, wo wir das erste Zeichen fanden, haben wir schon ein tüchtiges Stück Weg zurückgelegt. Nach der Krakauer Uhr können es drei Stunden her sein . . . Sanderus muß also längst bei ihnen sein und hat Zeit gehabt, ihnen seine Abenteuer zu erzählen. Wenn er nur kein Verräter ist."

„Er ist keiner! Glaubt mir!" entgegnete Sbyschko.

„Und wenn sie ihm auch glauben wollen," fuhr Matschko fort, „denn wenn sie ihm nicht glauben, dann steht es schlecht um ihn."

„Warum sollten sie ihm nicht glauben? Wissen oder ahnen sie denn etwas davon, daß wir ihnen folgen? Sie kennen ihn doch, und es wäre nicht das erste Mal, daß ein Gefangener entkommt," sprach Sbyschko.

„Ich fürchte nur, daß sie vielleicht gleich aufgebrochen sind, wenn er ihnen erzählt hat, daß er entflohen ist. Vielleicht fürchten sie, daß er verfolgt wird."

„Ach nein! Sanderus versteht, jemandem den Star zu stechen. Und — sie müssen sich sagen, daß man die Verfolgung nicht bis hierher ausdehnen würde."

Es trat eine lange Pause ein. Dem alten Ritter schien es, als wolle Sbyschko ihm etwas zuflüstern. Als er sich umwandte, sah er, daß der junge Ritter mit zum Himmel erhobenen Augen und gefalteten Händen betete.

Auch er bekreuzte sich und wollte eben anfangen zu beten, als zwischen den Haselsträuchern einer der vorausgeschickten Knechte auftauchte und ihnen zurief:

„Ein Kohlenmeiler, ganz in der Nähe. Sie sind da!“

„Halt!“ flüsterte Sbyschko — und sprang vom Pferde, während Matschko, der Böhme und die anderen Knechte seinem Beispiel folgten. Drei der Knechte erhielten Befehl, mit den Pferden zurückzubleiben, sie in Bereitschaft zu halten und dafür zu sorgen, daß keines der Tiere durch Wiehern und Schnaufen ihre Anwesenheit verriet. Die fünf anderen Knechte nahm Matschko beiseite und schärfte ihnen ein:

„Ihr werdet dort zwei Stallmeister und den Sanderus finden. Diese drei bindet augenblicklich. Sollte einer von ihnen sich wehren, so spaltet ihm den Kopf.“

Dann gingen sie ihrem Führer nach. Unterwegs flüsterte Sbyschko dem Ohm noch zu: „Ihr also nehmt den Siegfried auf Euch, den Arnold nehme ich.“

„Sei nur vorsichtig!“ warnte der Alte. Dabei gab er dem Böhmen einen Wink, welcher ihm andeuten sollte, auf seinen Herrn ein wachsames Auge zu haben und ihm im Notfalle beizuspringen, und Hlawa nickte zustimmend, indem er gleichzeitig tief Atem holte und versuchte, ob das Schwert glatt aus der Scheide ging.

Aber Sbyschko hatte diese Bewegung gesehen.

„Daraus wird nichts!“ sprach er. „Du wirst sogleich die Sänfte unter Deine Obhut nehmen und dieselbe keinen Schritt verlassen, so lange der Kampf dauert.“

Sie schritten leise und schnell durch das Haselgesträuch, aber nicht lange mehr; das Strauchwerk hörte plötzlich auf. Als sie ins Freie traten, befanden sie sich auf einem kleinen abgegrenzten Platz, auf welchem ausgebrannte Kohlenmeiler und zwei niedrige Hütten standen, in denen die Köhler gewohnt haben mochten, ehe sie in den Krieg gezogen waren. Die untergehende Sonne beschien grell den grünen Platz, die Meiler und die Hütten. Vor einer derselben saßen auf einem gefällten Baumstamm zwei Ritter, vor der anderen ein breitschulteriger, rothaariger Bauer und Sanderus. Die beiden letzteren waren mit dem Putzen der Panzer beschäftigt; zu Füßen des Reliquienhändlers lagen außerdem zwei Schwerter, die er jedenfalls später reinigen wollte.

„Siehe!“ flüsterte Matschko, indem er Sbyschkos Schulter gewaltig preßte, um ihn noch zurückzuhalten. „Er hat ihnen absichtlich die Panzer und Schwerter abgenommen. Das ist gut! Der Weißköpfige muß . . .“

„Vorwärts!“ schrie Sbyschko plötzlich. — Und wie der Wind flogen sie über den Rasenplatz hin.

Jene waren aufgesprungen; doch ehe sie noch den Sanderus erreichten, hatte Matschko schon den alten Siegfried bei der Brust gepackt, ihn nach rückwärts überbogen und im nächsten Augenblick unter seine Kniee gebracht. Sbyschko und Arnold hatten sich ineinander verbissen wie zwei Aare, die mit einander kämpfen. Sie hielten sich fest mit den Armen umschlungen und rangen fürchterlich miteinander. Der breitschulterige Deutsche, welcher neben Sanderus gesessen hatte, griff eiligst nach dem Schwert, aber noch ehe er dasselbe zu schwingen vermochte, hatte der Knappe Matschkos, Wit, ihm mit seinem Lanzenschaft den Schädel zerschmettert. Und nun machten sich die Knechte Sbyschkos daran, den Reliquienhändler zu fesseln; aber, obgleich Sanderus wußte, daß dies nur zum Schein geschah, erhob er ein so gewaltiges Geschrei, als fühle er schon das Messer an der Kehle.

Währenddessen hatte Sbyschko einen schweren Stand mit seinem Gegner; obgleich er ganz außerordentliche Kräfte besaß, fühlte er sich doch wie von Bärentatzen umklammert. Er fühlte auch, daß ohne den Panzer, welchen er für den Fall eines Kampfes mit dem Schwert angelegt hatte, der riesenhafte Deutsche ihm unfehlbar die Rippen und das Kreuz zerbrochen haben würde. Zwar war es ihm gelungen, den Gegner etwas in die Höhe zu heben, aber jener hatte ihn noch höher empor gehoben, und bemühte sich nun, ihn mit voller Wucht zu Boden zu werfen. Da preßte Sbyschko den Deutschen mit solcher Gewalt, daß ihm die Augen aus dem Kopfe traten und mit Blut unterliefen; darauf schob er sein Bein zwischen die Kniee Arnolds, versetzte ihm einen kräftigen Stoß in die Kniekehle und warf ihn zu Boden. Das heißt, sie fielen beide zu Boden und Sbyschko kam unglücklicherweise nach unten zu liegen. In demselben Augenblick warf aber der umsichtige Ritter Matschko den halbtot gedrückten Siegfried den Knechten zu, sprang zu den Ringenden und fesselte im Augenblick mit seinem Gurt die Beine Arnolds. Darauf setzte er sich auf den Rücken des Ritters, wie auf einen erlegten Wildeber und setzte ihm die scharfe Schneide seines Dolchschwertes an den Hals.

Der Ritter brüllte aus vollem Halse. Seine Arme glitten machtlos von den Seiten Sbyschkos herab und dem gellenden Schrei folgte ein leises Winseln und Stöhnen, wohl weniger der kleinen Stichwunde wegen, die er erhalten hatte, als des plötzlichen, gräßlichen Schmerzes, den er im Rücken an der Stelle fühlte, an welcher er während des Kampfes mit Skirwoillo den Schlag bekommen hatte.

Matschko packte den Riesen mit beiden Armen am Kragen und zog ihn von Sbyschko herunter. Der junge Ritter richtete sich vom Boden auf, blieb sitzen, versuchte dann aufzustehen, aber — er konnte nicht. Eine Zeitlang verharrte er regungslos. An seinem blassen Gesicht rannte der Schweiß herab, die Augen waren blutunterlaufen, die Lippen blau. Er sah aus wie einer, der seine Sinne nicht beisammen hat.

„Was ist Dir?“ frug Matschko sorgenvoll.

„Nichts! Ich bin nur sehr müde,“ lallte Sbyschko. „Helft mir auf die Beine.“

Matschko schob seine Hände unter die Arme Sbyschkos und richtete ihn mit einem kräftigen Ruck seiner ganzen Länge nach auf.

„Kannst Du stehen?“ frug er.

„Ja!“ lautete die Antwort.

„Hast Du Schmerzen?“

„Nein! Nur der Atem fehlt mir noch.“

Als der Böhme sah, daß auf dem Rasenplatz alles abgethan war, trat er aus der einen der beiden Hütten heraus. Mit der rechten Hand hielt er die Ordensschwester fest, die als Wächterin Danuschas diese begleitete, und schleppte das Weib bis dicht vor Sbyschko hin. Bei ihrem Anblick vergaß Sbyschko alle Müdigkeit. Als hätte er nie mit dem deutschen Riesen gekämpft, sprang er der Hütte zu, aus welcher der Böhme gekommen war, und mit dem Rufe: „Danuscha! Danuscha!“ verschwand er in derselben.

Aber niemand antwortete diesem Rufe.

„Danuscha! Danuscha!“ wiederholte Sbyschko angstvoll.

Wieder blieb alles stumm. In dem Raume war es finster, er konnte im ersten Augenblick nichts erkennen. Da hörte er hinter den Steinen, welche als Schutzwall vor den Kamin gewälzt worden waren, ein lautes, schnelles Atmen, wie wenn sich dort jemand niedergeduckt hätte.

„Danuscha! Um Gotteswillen! Danuscha!" rief er flehend, „ich bin es, Sbyschko."

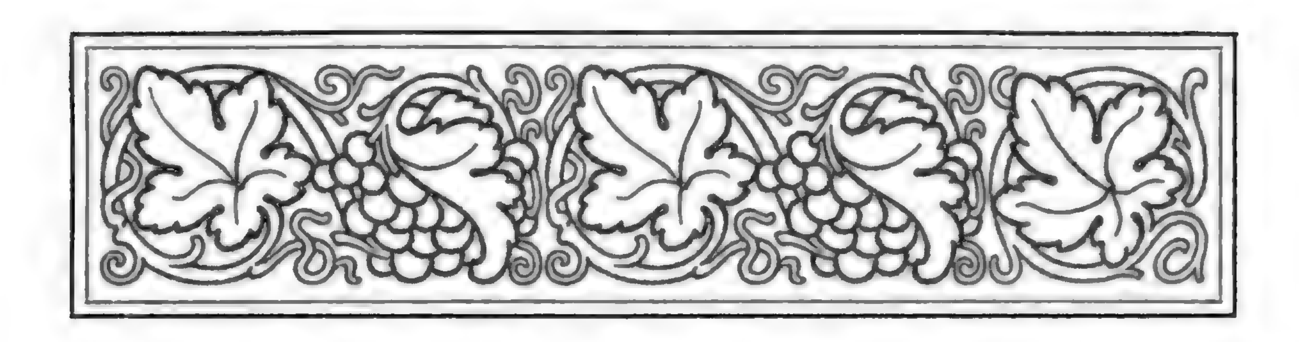
Und in demselben Augenblick sah er ihre Augen durch das Dunkel leuchten, ihre weitgeöffneten, schreckerfüllten, irren Augen.

Er eilte auf sie zu, nahm sie in seine Arme und sprach ihr freundlich zu; aber sie erkannte ihn nicht und indem sie sich ihm entriß, wiederholte sie in seltsamen Flüstertönen:

„Ich fürchte mich! Ich fürchte mich! Ich fürchte mich!"

Ende des dritten Buches.

Viertes Buch.



1. Kapitel.

Weder sanfte Worte, noch Liebkosungen oder Beschwörungen vermochten das arme Mädchen zur Vernunft zu bringen. Danuscha erkannte niemanden und kam nicht zur Besinnung. Ein fürchterlicher Schrecken, ein unaussprechliches Angstgefühl schien ihren Geist vollkommen zu beherrschen, eine Angst, welche derjenigen eines gefangenen Vögelchens glich. Brachte man ihr Nahrung, so wollte sie in Gegenwart von Menschen nichts zu sich nehmen, obgleich man an der Gier, mit welcher sie die Speisen betrachtete, wahrnehmen konnte, daß sie hungrig, vielleicht überhungert war. Ließ man sie allein, dann machte sie sich über das Essen mit der Gier eines wilden Tieres; betrat Sbyschko aber die Kammer, so sprang sie sofort in einen Winkel und verbarg sich hinter ein Bündel trockenen Hopfens. Vergebens breitete er ihr seine Arme entgegen, vergebens bat und flehte er, bemüht, seine Thränen zu unterdrücken, sie wollte ihr Versteck selbst dann nicht verlassen, als man Licht anzündete und sie bei dessen Schein Sbyschkos Züge deutlich sehen konnte. Es schien, das Gedächtnis hatte sie mit den anderen Sinnen gänzlich verlassen. Er betrachtete dieses abgemagerte Gesichtchen mit den eingefallenen Augen mit dem Ausdruck des Entsetzens; er sah die zerfetzten Lappen, die ihren Körper bedeckten, und sein blutendes Herz wand sich vor Schmerz und Pein. Bei dem Gedanken daran, in welchen gräßlichen Händen sie gewesen, wie man sein Liebstes mißhandelt haben mußte, überfiel ihn eine so große Wut, daß er plötzlich nach seinem Schwerte griff und

auf den alten Siegfried zustürzend, diesen unfehlbar getötet haben würde, wenn der Ohm ihm nicht in den Arm gefallen wäre.

Es begann ein Ringen zwischen den Beiden; fast feindlich standen sie einander gegenüber, aber der Jüngere war von dem voraufgegangenen Kampfe mit Arnold und der Aufregung so schwach, daß der Alte ihn bezwang.

„Bist Du toll geworden oder sonst was?“ rief er, den Arm Sbyschkos zurückbiegend.

„Laßt los!“ befahl Sbyschko zähneknirschend. „Laßt los! Denn mein Herz zerspringt.“

„Laß es zerspringen! Ich halte fest. Besser, Du rennst Dir am nächsten Baume den Schädel ein, als Du befleckst Dich und unser ganzes Geschlecht mit unauslöschlicher Schmach.“

Und indem er den Arm Sbyschkos preßte wie mit eiserner Zange, fuhr er in drohendem Tone zu sprechen fort:

„Besinne Dich! Die Rache bleibt Dir; sie wird Dir nicht entgehen! Du bist ein gegürteter und gespornter Ritter und wie? Du möchtest einen gefesselten Gefangenen töten? Der armen Danuscha ist damit nicht geholfen und was hast Du davon? Nichts, als Schmach und Schande! Du meinst, auch Fürsten und Könige hätten schon ihre Gefangenen getötet? Bah! Nicht bei uns! Und was jenen ziemt, das ziemt Dir noch lange nicht. Jene haben Königreiche, Burgen, Städte; was aber hast Du? Deine Ritterehre, sonst nichts. Was man bei jenen nicht tadelt, das wird man an Dir verachten, dafür wird man Dir in die Augen speien. Besinne Dich doch! Um Gotteswillen!“

Eine Pause trat ein.

„Laßt los!“ wiederholte Sbyschko düster. „Ich werde ihn nicht töten.“

„Komm mit mir zum Feuer; laß uns miteinander reden.“

Der Alte führte den Jungen wie ein Kind hin zu dem Feuer, das die Knechte in der Nähe der Kohlenmeiler entzündet hatten. Nachdem sie sich dort niedergesetzt, versank Matschko eine Weile in tiefes Sinnen, dann begann er:

„Du mußt auch das bedenken, daß Du diesen alten Schurken dem Jurand zugedacht hast. Der wird Rache an ihm nehmen für sein und für Danuschas Leiden! Der wird ihn auszahlen! Dessen kannst Du sicher sein! Und hierin mußt Du Jurand sein Recht lassen, Du darfst ihm nicht vorgreifen. Was Du niemals thun darfst, das steht dem Jurand frei zu thun, denn er hat den Siegfried nicht zum Gefangenen gemacht, sondern

ihn geschenkt erhalten; er darf ihm, unbeschadet seiner Ehre, das Fell über die Ohren ziehen — verstehst Du?"

„Ich verstehe!" antwortete Sbyschko schwerfällig. „Ihr habt recht."

„Gott sei Dank! Der Verstand kehrt ihm wieder," sprach der alte Ritter sichtlich erleichtert. „Wenn der Teufel Dich wieder versuchen sollte, so denke auch daran, daß Du den Lichtenstein noch auf dem Kerbholz hast und außer ihm noch andere Kreuzritter. Befleckst Du Deine Ehre, indem Du einen Wehrlosen tötest, spricht diese That sich durch die Knechte herum, dann wird kein Ritter mehr Deine Forderung annehmen und — mit Recht! Bewahre Dich Gott! Das Unglück hat uns genug verfolgt, häufe durch unüberlegte Thaten nicht noch die Schmach hinzu. Laß uns lieber beraten, was uns jetzt zu thun bleibt und wie wir die ganze Sache am besten zu Ende führen."

„So ratet! Helft!" bat Sbyschko.

„Ich denke so: Diese Natter, das Weib, welche bei Danuscha war, wäre am besten aufgehoben, wenn man sie tötete. Da es sich aber für ehrsame Ritter nicht schickt, Weiberblut zu vergießen, so wollen wir sie dem Fürsten Janusch schicken. Sie hat schon damals Verrat gesponnen, als sie in das Jagdhaus zur Fürstin kam, — mögen also die masowischen Gerichte ihre Strafe bestimmen, und wenn sie das Weib nicht auf das Rad flechten, dann beleidigen sie die Gerechtigkeit Gottes. Ueberdies brauchen wir sie so lange hier, bis wir ein anderes Weib zur Bedienung für Danuscha finden, später binden wir sie an einen Pferdeschwanz. Vor allen Dingen müssen wir eilen, an die masowische Grenze zu kommen."

„Aber nicht gleich, nicht zur Nacht. Vielleicht ist morgen Danuscha wieder bei Sinnen," sagte der junge Ritter.

„Die Pferde bedürfen auch der Ruhe. Mit dem Morgengrauen aber müssen wir fort."

Hier wurde die Unterredung durch die Stimme Arnolds von Baden unterbrochen, der nicht weit von ihnen mit seinem eigenen Schwertgurt geknebelt auf dem Rücken lag, und nun etwas zu sprechen begann, was beide Ritter nicht verstanden. Matschko sah sich nach dem Böhmen um, doch dieser konnte nicht gleich erscheinen, da er mit anderem beschäftigt war. Er war, während die Ritter sich unterhielten, zu dem Weibe gegangen, hatte sie an der Kehle gepackt und — indem er sie dabei schüttelte wie einen Birnbaum — zu ihr gesagt:

„Höre, Hündin! Du wirst in die Hütte gehen und dort

der Herrin ein Lager von Fellen bereiten. Vorher aber wirst Du die Kleider, die Du trägst, der Herrin anziehen und diejenigen, in welchen ihr verdammten Bösewichter sie so lange umherziehen ließet, für dich nehmen! ..."

Er schüttelte sie plötzlich noch heftiger, da er seine Wut nicht zu bemeistern vermochte. Die Augen traten ihr zum Kopfe heraus, der Atem ging ihr aus; wahrscheinlich hätte er ihr das Genick gebrochen, wenn er nicht daran gedacht hätte, daß sie noch zu Dienstleistungen bei Danuscha gebraucht wurde. So ließ er sie endlich los und sagte:

„Das für jetzt; später gehört Dir der Strang!"

Das Weib umklammerte angstvoll seine Kniee, als er aber statt der Antwort auf ihr Flehen ihr einen Fußtritt versetzte, sprang sie in die Hütte, warf sich zu Danuschas Füßen und schrie:

„Schütze mich! Laß mich nicht schlagen!"

Aber Danuscha schloß die Augen und der Mund sprach in jenem seltsamen Flüsterton die einzigen Worte, welche über ihre Lippen kamen:

„Ich fürchte mich! ich fürchte mich!"

Darauf verfiel sie in eine vollständige Erstarrung, was immer geschah, wenn das Weib sich ihr näherte. Sie ließ sich ausziehen und anziehen, ohne zu zucken, das Weib machte ihr das Lager zurecht und legte Danuscha darauf wie eine Wachsfigur, dann setzte sie sich an das Feuer, denn sie fürchtete sich hinauszugehen.

Nach einem Weilchen trat der Böhme herein. Zuerst wandte er sich an Danuscha und sprach mit sanfter Stimme:

„Ihr seid bei Freunden, Herrin! Schlaft also in Frieden! Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

Hlawa machte das Zeichen des Kreuzes über sie, dann wandte er sich zu der Dienerin und sprach, ohne die Stimme zu erheben, damit Danuscha nicht erschrecken solle:

„Du wirst gebunden vor der Thüre der Herrin liegen, aber wehe Dir, wenn Du Dich ungebärdig zeigst oder sie durch Schreien erschreckst; ich breche Dir den Hals. Stehe auf und folge mir!"

Er fesselte sie draußen, damit sie nicht entfliehen konnte, darauf begab er sich zu seinem jungen Herrn.

„Ich habe der Herrin die Kleider anlegen lassen, welche diese Eidechse getragen hat," sagte er. „Ein ordentliches Lager ist auch zurecht gemacht worden, — die Herrin schläft. Am besten wäre es, wenn Ihr, Herr, nicht mehr zu ihr ginget, da-

mit sie nicht erschrickt. So Gott will, wird sie morgen zur Vernunft gekommen sein, denkt auch Ihr jetzt an Stärkung und Ruhe."

„Ich werde an der Schwelle ihrer Kammer die Nacht verbringen," sagte Sbyschko.

„So will ich das Weib beiseite schaffen; ich werde sie zu dem leichenhaften Alten mit den roten Haaren bringen. Ihr aber müßt jetzt essen und schlafen, denn wir haben einen mühevollen und weiten Weg vor uns."

Mit diesen Worten entfernte er sich, um aus den Quersäcken geräuchertes Fleisch und geräucherte Rüben zu holen, mit welchen sie im Smudzer Lager reichlich versehen worden waren. Aber kaum hatte er die Vorräte vor Sbyschko ausgebreitet, als Matschko ihn zu Arnold rief.

„Forsche doch einmal aus," sprach er, „was dieser Bergeschieber*) hier will; wenn ich auch einige Worte von dem verstehe, was er spricht, kann ich doch nicht klug daraus werden."

„Ich werde ihn erst an das Feuer tragen, Herr, dann könnt Ihr mit ihm verhandeln," antwortete der Böhme, während er seinen Gurt abschnallte. Er zog den Gurt dem gefangenen Ritter zwischen den Armen durch und hob ihn auf seinen Rücken. Wenngleich er sich auch unter der Last des Riesen tief bog, so brachte er ihn doch glücklich bis an das Feuer, wo er ihn wie einen Sack Erbsen neben Sbyschko nieder warf.

„Nehmt mir die Fesseln ab," sprach der Kreuzritter.

„Warum nicht! Das könnte geschehen," entgegnete Matschko, „wenn Ihr auf Ritterehre schwören wollt, Euch als Gefangener zu betrachten. Ich will Euch auch ohnedies von dem Knebel befreien lassen, damit Ihr Euch aufsetzen könnt, aber die Beine werden nicht eher der Fesseln entledigt, bis wir uns verständigt haben werden."

Er winkte dem Böhmen. Dieser zerschnitt die Fesseln an den Händen des Kreuzritters und war ihm behilflich beim Aufsetzen. Arnold maß seine Ueberwinder mit hochmütigen Blicken und frug:

„Wer seid Ihr?"

„Wie könnt Ihr wagen, so zu fragen?" sprach Matschko. „Was scheert Euch, wer wir sind?!"

„Das scheert mich wohl! denn ich könnte mich auf Ritterehre nur einem Ritter verpflichten," antwortete Arnold von Baden.

---

*) Damit ist seine Kraft gemeint, die Berge fortzuschieben vermöchte.

„Da seht!" rief Matschko, indem er seinen Ueberwurf emporhob und auf den Rittergurt über seinen Hüften wies.

Der Kreuzritter blickte die Beiden erstaunt an; erst nach einem Weilchen hatte er sich von seinem Staunen so weit erholt, daß er sagen konnte:

„Wie? Ihr seid Ritter und entblödet Euch nicht, wie Räuber auf Beute auszuziehen und die Heiden gegen die Christen zu unterstützen?"

„Das ist nicht wahr!" rief Matschko.

Nun begann eine Unterhaltung, die eher einem Streit glich, mit unfreundlichen, hochmütigen Worten. Als aber Matschko im Eifer für die gute Sache den Kreuzritter barsch anfuhr und ihm vorwarf, daß eben der Orden das Smudzer Volk daran hindere, das Christentum anzunehmen, als er die Beweise dafür erbrachte, da blickte Arnold von Baden noch erstaunter drein, und verstummte; denn das, was der alte Ritter ihm sagte, war so einleuchtend und wahr, daß er ihn nicht zu widerlegen vermochte. Besonders betroffen machten den Deutschen ein paar Worte Matschkos, bei welchen er sich bekreuzte. Diese Worte lauteten: „Wer kann wissen, wem Ihr überhaupt dient, wenn auch nicht alle, so dienen doch einige von Euch dem Bösen!" Diese Worte machten den Ritter Arnold darum so betroffen, weil im Orden selbst gegen mehrere Komture der Verdacht Platz gegriffen hatte, daß sie mit dem Teufel im Bunde seien. Man vermied, sie deswegen zur Rechenschaft zu ziehen und ihnen den Prozeß zu machen, um nicht vor der Welt Schande über den ganzen Orden zu bringen, aber Arnold kannte diese Gerüchte genau und wußte auch, daß viele der deutschen Ritter laut darüber murrten. Zudem kannte auch Matschko aus den Erzählungen des Sanderus manche von den Schandthaten Siegfrieds, und er versetzte durch die Mitteilung derselben den ehrlichen Riesen in nicht geringe Unruhe und Bestürzung.

„Dient etwa jener Ritter Siegfried, den Ihr auf seinem Zuge in den Krieg begleitet, Gott und Christum?" hatte der alte Ritter gesagt. „Habt Ihr denn niemals gehört, wie er mit den bösen Geistern spricht, ihnen zulacht, zuflüstert und mit ihnen zankt?"

„Es ist wahr, Ihr habt recht!" murmelte Arnold.

Und Sbyschko, dem das Herz wieder von Schmerz und Zorn überwallte, rief plötzlich:

„Und Ihr wollt von Ritterehre sprechen? Schmach über Euch, denn Ihr seid der Knecht eines Henkers und Höllensohnes,

Schmach über Euch, denn Ihr habt ruhig mit angesehen, wie er ein wehrloses Weib gequält hat und habt vielleicht selber mit dabei geholfen. Schmach und Schande!"

Ritter Arnold hatte die Augen weit aufgerissen und bekreuzte sich nun.

„Wie? das Mädchen," sprach er, „dieses von siebenundzwanzig Teufeln besessene Geschöpf sollt ich? . . . ich? . . ."

„Wehe, wehe!" unterbrach ihn Sbyschko mit vor Aufregung heiserer Stimme. Er griff nach seinem Dolchschwert und warf wieder drohende Blicke nach dem unweit von ihm liegenden Siegfried.

Matschko legte ruhig seine Hand auf den Arm des jungen Ritters und preßte ihn heftig, um ihn zur Besinnung zu bringen, indessen er sich mit den Worten an Arnold wandte:

„Dieses Weib ist die Tochter Jurands von Spychow und das Eheweib dieses jungen Ritters. Versteht Ihr jetzt, warum wir Eurer Spur gefolgt sind und warum Ihr unser Gefangener wurdet?"

„Um Gotteswillen!" rief Arnold. „Woher? Wie? Ihre Sinne sind doch verwirrt, wie ist das möglich? . . ."

„Die Kreuzritter haben sie als ganz unschuldiges Lämmchen geraubt und sie durch Quälereien in den jetzigen Zustand versetzt."

Sbyschko hatte die Faust geballt und biß mit den Zähnen die Knöchel der Finger, um nicht laut zu schreien; dabei rannen ihm die Thränen an den Wangen herunter. Der Ritter von Baden saß in Gedanken versunken, indes der Böhme ihm ausführlich den Verrat Danvelds, die Entführung Danuschas, die Qualen Jurands und den Zweikampf mit Rottger schilderte. Als er geendet hatte, trat eine tiefe Stille ein, welche durch nichts unterbrochen wurde, als durch das Rauschen in den Kronen der Bäume . . . Endlich richtete Arnold, der ganz zusammengebückt dagesessen hatte, sich auf, und die Rechte beteuernd auf die Brust legend, sprach er feierlich:

„Bei meiner Ritterehre und dem gekreuzigten Heiland schwöre ich, daß ich dieses Weib kaum gesehen, nicht gewußt habe, wer sie ist, und zu ihrer Qual niemals etwas beigetragen habe."

„So schwört noch, daß Ihr uns freiwillig folgen und keinen Fluchtversuch machen wollt, dann lasse ich Euch auch die Fußfesseln abnehmen," sprach Matschko.

„Sei es denn, wie Ihr sagt. Ich schwöre! Wohin wollt Ihr mich bringen?"

„Nach Masowien, zu Jurand von Spychow," sagte Matschko,

indem er gleichzeitig den Strick an den Füßen Arnolds zerschnitt und ihn aufforderte, von dem Fleisch und den Rüben zu essen.

Ein Weilchen darauf erhob sich Sbyschko, um seinen Platz auf der Schwelle vor der Thür von Danuschas Kammer einzunehmen. Er fand die gefesselte Ordensschwester nicht mehr da, denn schon vorher hatten die Troßbuben sie mit sich genommen. Er legte sich auf einem Felle nieder, welches Hlawa ihm hingelegt hatte und beschloß, die Nacht schlaflos zu verbringen, um beim Erwachen Danuschas sogleich zugegen zu sein und sehen zu können, ob der Morgen sie bei klarem Verstande finden würde.

Der Böhme wandte sich wieder dem Feuer zu, denn es lastete ihm etwas schwer auf der Seele und er wollte so gern diese Last heruntersprechen. Darum sah er sich nach dem alten Ritter Matschko um, der ganz in Gedanken versunken, im Dunkel der Nacht dasaß. Er war so vertieft, daß ihn selbst das laute Schnarchen des Ritters Arnold nicht störte, welcher nach dem Genuß einer ungeheuren Menge Fleisch und Rüben fest eingeschlafen war.

„Wollt Ihr nicht ein wenig ruhen?“ frug der Knappe den alten Ritter.

„Der Schlaf flieht meine Augen,“ antwortete Matschko. „Gott schenke uns einen glücklichen Morgen . . .“

Bei diesen Worten blickte er hinauf nach den Sternen. „Der große Wagen — große Bär — steht schon am Himmel,“ sprach er. „Ich kann nicht schlafen; ich muß immer nur daran denken, wie das alles enden soll.“

„Auch ich kann keine Ruhe finden,“ versetzte Hlawa. „Das Fräulein von Sgorschelitz kommt mir nicht aus dem Sinn.“

„Hej! Es ist wahr! Eine neue Sorge kommt zu den alten. Jagienka ist noch in Spychow,“ seufzte Matschko.

„Ja, in Spychow. Wozu haben wir sie eigentlich von Sgorschelitz fortgeführt.“

„Sie wollte doch zum Abte, und da der Abt nicht zu erreichen war, mußte ich sie weiter mitnehmen, oder, was blieb mir sonst zu thun?“ sagte Matschko etwas ungeduldig, denn er sprach nicht gern davon, weil er sich schuldig fühlte.

„Was bleibt aber nun zu thun?“ frug der Knappe.

„Ha! Was? Ich werde sie zurück in die Heimat bringen, dann geschehe Gottes Wille! . . .“

Nach einer Weile setzte er hinzu:

„Ja, Gottes Wille geschehe! Wenn die Danuscha wenigstens

gesund und bei Verstand wäre, wie andere Menschen auch, dann wüßte man wenigstens, was zu thun bliebe. So aber! Wer kann es wissen! Wenn sie nicht gesund wird ... und auch nicht stirbt ... Wenn ein langes Siechtum ... O Jesus, wende es alles zum Guten."

Der Böhme dachte nur an Jagienka.

„Seht, Ew. Liebden," begann er wieder. „Als ich mich in Spychow von dem Fräulein verabschiedete, sagte sie zu mir: „Im Falle, daß etwas Wichtiges vorfallen sollte, kommst Du vor Sbyschko und Matschko zurück, denn wenn sie doch einen Boten vorausschicken müssen, so ist es gleichgültig, ob Du oder ein anderer kommst; Du bringst mich dann zurück nach Sgorschelitz."

„Freilich," versetzte der alte Ritter, „es schickt sich nicht, daß sie in Spychow bleibt, wenn Danuscha dorthin gebracht wird. Wir müssen sie heimbringen. O, wie herzlich bedauere ich die arme Waise; wenn es aber einmal Gottes Wille so ist, da hilft nichts! Wie wollen wir das am besten einrichten? Warte! Du sagtest, sie hat Dir befohlen, vor uns zurückzukehren und sie dann nach Sgorschelitz zu bringen?"

„Das hat sie. Ich habe Euch des Fräuleins Worte wahrheitsgetreu wiederholt," beteuerte der Knappe.

„Da kannst Du ja vorausgehen. Wir müssen ohnedies dem Ritter Jurand Nachricht zukommen lassen, daß die Tochter wiedergefunden ist, damit ihn nicht die Freude plötzlich tötet. So wahr ich Gott liebe, das wird das Beste sein! Du gehst sofort nach Spychow, erzählst, daß wir Danuscha gefunden haben, sie sogleich zu ihrem Vater bringen werden, und reisest mit Jagienka ohne Verzug ab."

Der alte Ritter seufzte. Ihm war es aufrichtig leid um Jagienka und um die Pläne, die er im innersten Herzen für sie gehegt. Nach einer längeren Pause frug er:

„Traust Du Dir zu, das Fräulein ungefährdet und gut nach Hause zu bringen? Ich weiß, Du bist ein verständiger und starker Mann, aber unterwegs kann Verschiedenes geschehen, an das man nicht denkt."

„Ich hoffe es glücklich durchführen zu können und sollte ich mit meinem Kopfe dafür bürgen! Der Herr von Spychow wird nicht dawider sein, wenn ich ein paar tüchtige Knechte zur Begleitung mitnehme, so hoffe ich das Fräulein glücklich bis ans Ende der Welt zu führen."

„Na! sei nicht zu vertrauensselig und vergiß nicht, daß in Sgorschelitz Deine Aufgabe noch nicht zu Ende ist; dort gilt es

erst recht, das Fräulein zu schützen und auf Tschtan und Wilk ein wachsames Auge zu haben. . . . . Aber . . . . ich spreche da nicht zur Sache. Der Schutz war nur so lange nötig, als wir andere Pläne verfolgten; jetzt, wo alle Hoffnung verloren ist, bedarf es dessen nicht, was geschehen soll, wird geschehen."

„Ich will trotzdem das Fräulein auch vor jenen beiden schützen, denn die Aermste, die junge Herrin, lebt ja kaum. . . . Wenn sie nun stürbe!" sprach der Knappe.

„Du hast recht! So wahr Gott lebt!" rief der alte Ritter. „Wenn sie nun doch stürbe. . . ."

„Das müssen wir dem Willen Gottes anheim stellen. Denken wir lieber an das Geschick des Fräuleins von Sgorschelitz," versetzte Hlawa.

„Von Rechtswegen müßte ich sie eigentlich in ihr Vaterhaus zurückbringen," sagte Matschko. „Aber — ich kann aus verschiedenen wichtigen Gründen Sbyschko jetzt nicht verlassen. Du hast gesehen, wie er im Zorn der Verzweiflung fast den alten Komtur getötet hätte. Wenn uns das Mädchen unterwegs sterben sollte, — wer weiß, ob selbst ich imstande sein würde, ihn von einer Unbesonnenheit zurückzuhalten. Wenn ich gar nicht dabei wäre — deß bin ich sicher — er würde den Alten niederstechen wie einen Hund und sich und unser ganzes altes Geschlecht mit Schmach bedecken, was Gott verhüten möge!"

„Das zu verhüten giebt es ein sicheres Mittel," sagte der Böhme schnell. „Gebt mir diesen Henker mit; ich werde ihn nicht verlieren, sondern ihn wohlbehalten zu den Füßen Jurands niederlegen."

„Das ist ein guter Gedanke," rief Matschko hocherfreut. „Gott hat Deinen Verstand gesegnet. Ein sicheres Mittel! Eine so einfache Sache! Nimm ihn Dir mit und thue mit ihm wie Du willst, wenn Du ihn nur lebend nach Spychow bringst."

„Gebt mir doch auch diese Ortelsburger Hündin mit. Wenn sie mir auf der Reise kein Hindernis ist, bringe ich sie ebenfalls nach Spychow. Sollte sie es dennoch werden, dann lasse ich sie am ersten besten Baum aufknüpfen," rief Hlawa.

„Vielleicht würde auch die Angst von Danuscha weichen und sie eher zur Besinnung kommen, wenn sie das Weib nicht mehr sieht. Ich fürchte nur, wir werden ohne weibliche Hilfe mit der Kranken nicht fertig."

„Es wird an Weibern nicht fehlen, welche den Dienst übernehmen wollen, sobald Ihr zu einer Ansiedlung kommt. Unterdessen reicht des jungen Herrn Pflege aus."

„Du sprichst ganz verständig," lobte der alte Ritter. „Auch hierin hast Du recht. Vielleicht wird die Gegenwart Sbyschkos beruhigend auf sie einwirken; er versteht mit ihr umzugehen wie eine Mutter. Gut denn! Wann willst Du aufbrechen?"

„Noch vor dem Morgengrauen! Jetzt will ich ein wenig ruhen, es ist noch nicht Mitternacht," antwortete der Knappe.

„Der große Bär steht, wie ich schon sagte, am Himmel, aber der Morgenstern fehlt noch," meinte Matschko, indem er aufwärts blickte.

„Gott sei Dank, daß wir einen Entschluß gefaßt haben. Ich habe mich sehr gehärmt."

Mit diesen Worten streckte sich der Böhme am Feuer lang aus, deckte sich mit einem zottigen Fell zu und war im Augenblick eingeschlafen. Aber der Himmel dunkelte noch, es war noch tiefe Nacht, als er wieder aufwachte, sein Fell beiseite schob und nach den Sternen schaute. Er streckte und reckte die steifgewordenen Glieder etwas, dann weckte er den alten Ritter.

„Ich muß aufbrechen!" sagte er.

„Wohin?" frug der alte Herr ganz schlaftrunken, indem er sich mit den Fäusten die Augen rieb.

„Nach Spychow," antwortete Hlawa.

„Ach ja! Wer schnarcht denn hier nebenan? Ein Toter könnte davon erwachen."

„Es ist der Ritter Arnold. Ich werde trockenes Reisig auf die Kohlen legen und dann zu den Knechten gehen."

Er eilte davon, kehrte aber nach wenigen Augenblicken ebenso eilig wieder zurück. Schon von weitem rief er halblaut:

„Eine Neuigkeit, Herr! — aber eine schlimme!"

„Was ist geschehen?" rief Matschko aufspringend.

„Das Weib ist fort. Die Knechte haben sie zwischen die Pferde zu sich genommen, sie haben ihr die Stricke von den Beinen gelöst, und als sie eingeschlafen waren, ist sie wie eine Schlange zwischen ihnen durchgeschlüpft. Das Donnerwetter schlage drein! Kommt mit, Herr! Bitte!"

Sehr beunruhigt folgte Matschko dem Böhmen zu den Pferden, bei welchen sie nur einen der Knechte fanden, da die anderen davongelaufen waren, das Weib zu suchen. Sie kehrten jedoch bald wieder zurück, da in dem Dunkel der Nacht und im Dickicht des Waldes eine Verfolgung unmöglich war. Matschko bearbeitete ihre Rücken stillschweigend mit den Fäusten, darauf kehrte er zum Feuer zurück, da sich doch nichts weiter thun ließ.

Etwas später kam auch Sbyschko dazu, um sich zu er-

kundigen, was das Hinundherlaufen zu bedeuten habe; er hatte vor Danuschas Kammerthüre gewacht und in der Stille der Nacht das Geräusch gehört. Matschko erzählte ihm, welchen Beschluß er und der Böhme gefaßt, zum Schluß machte er ihn mit der Flucht der Ordensschwester bekannt.

„Das Unglück ist nicht groß,“ sagte der alte Ritter. „Entweder verhungert sie irgendwo im Walde, oder sie wird von Bauern oder Wölfen gefunden; in beiden Fällen ist sie dem Tode verfallen. Schade nur, daß sie der Strafe in Spychow entgeht.“

Sbyschko bedauerte zwar auch, daß sie nicht bestraft werden konnte, im übrigen aber ließ ihn die Sache sehr ruhig. Er hatte auch gegen die Abreise Hlawas mit dem alten Ritter Siegfried nichts einzuwenden, denn alles, was nicht direkt Danuscha betraf, war ihm gleichgültig. Er fing auch sogleich an, von ihr zu sprechen.

„Ich werde sie morgen vor mich auf das Pferd nehmen,“ sagte er, „so wollen wir sie heimbringen.“

„Wie steht es mit ihr, schläft sie?“ frug Matschko.

„Sie flüstert zuweilen, ich kann aber nicht feststellen, ob sie das im Schlafe oder in wachem Zustande thut. An ihr Lager treten will ich nicht, denn ich fürchte sie zu erschrecken.“

In diesem Augenblick trat der Böhme hinzu, um sich zu verabschieden. Als er seinen jungen Herrn am Feuer sah, sprach er hocherfreut:

„O, so sind Ew. Liebden auch schon auf den Beinen? Für mich ist es Zeit zum Aufbruch! Die Pferde stehen bereit und der alte Teufel ist am Sattel festgebunden. Bald wird es dämmern, denn die Nächte sind kurz. Gott befohlen, Ihr lieben Herren!“

„Reise mit Gott und bleibe gesund!“

Aber Hlawa zog den alten Ritter noch einmal beiseite und sprach in flehendem Tone:

„Ich wollte nur noch schön bitten, für den Fall ... wenn etwas vorfallen sollte ... Ihr wißt ja, Herr! ... ein Unglück, oder so etwas ... schickt einen Eilboten nach Spychow und wenn wir schon fort sein sollten ... dann soll er uns folgen, bis er uns gefunden hat!“

„Gut!“ sagte Matschko. „Ich vergaß noch, Dir zu sagen, Du möchtest Jagienka nach Plozk bringen. Verstehst Du? Gehe dort zum Bischof und sage ihm, wer sie ist, und daß sie des Abtes Patenkind war, auch daß ein Testament für sie bei

ihm niedergelegt ist, und bitte ihn um seine Vormundschaft für das Fräulein, denn auch davon steht etwas im Testament."

„Wenn uns nun aber der Bischof befiehlt, in Plozk zu bleiben?" frug Hlawa.

„Leiste allen seinen Wünschen Folge und thue, was er zu thun rät," sprach der alte Ritter.

„So soll es sein, Herr! Behüt' Euch Gott!"

„Geh' mit Gott!"

2. Kapitel.

Als am anderen Morgen Ritter Arnold die Flucht des Weibes erfuhr, lächelte er in den Bart, aber er war ebenso wie Matschko der Meinung, daß sie entweder von Wölfen gefressen oder von den Litauern erschlagen werden würde. Diese Mutmaßung war auch sehr wahrscheinlich, denn die Bevölkerung litauischen Ursprungs haßte den Orden und alles, was mit diesem im Zusammenhange stand, aus tiefster Seele. Die Bauern waren zum größten Teil zu Skirwoillo gegangen, zum Teil rotteten sie sich in Haufen zusammen, mordeten deutsche Ansiedler, wo sie solche fanden, und versteckten sich dann in die Tiefe der Wälder. Man suchte auch am Tage noch nach dem entflohenen Weibe, doch ohne sie zu finden, weil Matschko und Sbyschko selbst zu viele andere Sorgen hatten, als daß sie sich der Sache mit Eifer hätten annehmen können. Vor allem konnten sie ihr Vorhaben, schon am frühen Morgen ihre Reise nach Masowien anzutreten, nicht ausführen, da Danuscha gegen Morgen in einen tiefen Schlaf versunken war, aus welchen Sbyschko sie nicht wecken wollte. Er hatte sie nachts flüstern gehört und gedacht, daß sie nicht schlief; jetzt versprach er sich viel von diesem Schlaf. Schon zweimal war er in die Hütte geschlichen und beide Male hatte er in dem Streifen Licht, welcher durch die Ritze des Gebälkes in die Kammer fiel, ihre geschlossenen Augen, den offenstehenden Mund und die roten Wangen gesehen, wie festschlafende Kinder sie zu haben pflegen. Das Herz zerfloß ihm vor Wehmut, wenn er sie so sah, und sein Mund flüsterte die Worte: „Gott gebe Dir Ruhe und

Gesundheit, meine geliebteste Blume!" und dann: „Dein Elend ist vorbei, Du wirst nicht mehr weinen, denn so Gott will, sollen jetzt Zeiten unaufhörlicher Glückseligkeit den Tagen der Qual und Pein folgen!" Sein ehrliches, gutes Herz war erfüllt von Dank gegen Gott; er sann schon darüber nach, wie er Gott danken, was für Opfer er der Kirche bringen sollte. Am liebsten hätte er gleich ein Gelübde gethan, doch wollte er vorerst noch abwarten, in welchem Zustande Danuscha sich nach dem Erwachen befinden, ob sie bei Besinnung sein werde oder nicht.

Obgleich Matschko überzeugt war, daß sie alle sich erst in Sicherheit befinden würden, nachdem sie die masowische Grenze passiert hatten, war er doch auch der Ansicht, daß der Schlaf Danuschas nicht gestört werden dürfe, weil ihr aus demselben vielleicht Erlösung kommen konnte; er hielt zwar Knechte und Pferde in voller Marschbereitschaft, aber er wartete. Doch als der Mittag vorüber war und die Kranke noch immer schlief, da begannen beide Ritter unruhig und besorgt zu werden. Sbyschko, der Danuscha durch die Ritze in der Thür unaufhörlich beobachtet hatte, ging endlich zum drittenmal hinein und setzte sich auf den Holzklotz, den die Ordensschwester an das Lager geschleppt hatte, um Danuscha darauf umzukleiden.

Er sah lange in ihr Gesicht, ohne daß sie erwachte, endlich zuckten ihre Wimpern leicht und — als könne sie durch die geschlossenen Lider sehen, — flüsterte sie leise: „— Sbyschko!" . . .

Da ließ er sich auf die Kniee nieder, nahm ihre abgemagerten Hände, küßte sie innig und sprach mit vor Rührung stockender Stimme:

„Gott sei Dank! Danuscha! Du kennst mich!"

Seine Stimme machte sie vollends munter. Sie richtete sich auf ihrem Lager in die Höhe und wiederholte jetzt mit geöffneten Augen:

„Sbyschko! . . ."

Dann blinzelte sie mit den Augen und sah sich verwundert um.

„Du bist nicht mehr in der Gefangenschaft," sagte Sbyschko. „Ich habe Dich den Feinden entrissen, wir reisen nach Spychow!"

Sie entzog ihm langsam die Hände und sagte traurig:

„Das alles geschah darum, weil wir Väterchens Erlaubnis nicht hatten. Wo ist die Herrin?"

„Mache Dich munter, meine süße Beere," antwortete

Sbyschko. „Die Fürstin ist weit von hier; wir haben Dich aus den Händen der Deutschen befreit.“

„Sie haben mir auch die Laute fortgenommen und an der Mauer zerschlagen. Hej!“ Das sagte sie, als hätte sie nicht gehört, was Sbyschko gesprochen, als wolle sie sich durchaus auf etwas besinnen.“

„Barmherziger Gott!“ rief Sbyschko. Und nun sah er auch, daß der Fieberwahn aus ihren glänzenden Augen leuchtete und die Wangen im Fieber brannten. Wie ein Blitz fuhr ihm plötzlich der Gedanke durch den Sinn, daß sein Weib, seine Blume schwerkrank sei, und daß sie zweimal seinen Namen in der Fieberhitze gerufen habe.

Sein Herzschlag stockte vor Schreck, der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn.

„Danuscha!“ sprach er. „Siehst Du, kennst Du mich?“

Und sie antwortete im Ton demütiger Bitte:

„Trinken! . . . Wasser!“

Er stürmte hinaus. Vor der Thür rannte er fast den alten Ohm um, der eben kam, um nachzusehen, wie es stand. Er rief im Vorüberstürmen nur das eine Wort: „Wasser!“ und rannte, was er laufen konnte, dem Bächlein zu, das in der Nähe im Waldesdickicht aus dem Moose hervorquoll.

Nach ein paar Augenblicken kam er mit gefülltem Gefäß zurück und setzte es der Kranken an den Mund. Matschko war schon vorher eingetreten, ehe Sbyschko noch zurückkam; er sah die Kranke unverwandt an und sein Gesicht verfinsterte sich, als er beobachtete, wie gierig Danuscha trank.

„Spricht sie im Fieber?“ frug er.

„Ja“, stöhnte Sbyschko.

„Versteht sie, was Du sagst?“

„Nein!“

Der Alte runzelte die Stirn, dann rieb er mit der Hand das Genick und die Hüften.

„Was ist da zu machen?“ sagte er.

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Sbyschko.

„Es giebt nur eines zu bedenken,“ begann Matschko . . .“

Weiter kam er nicht. Danuscha hatte das Trinkgefäß abgesetzt und heftete ihre weit geöffneten, fieberhaft leuchtenden Augen auf das Gesicht des Alten, dann sagte sie:

„Und Euch habe ich auch nichts gethan. Habt doch Erbarmen mit mir!“

„Ich habe ja Erbarmen mit Dir, Du armes Kind, und

will nur Dein Bestes," antwortete der alte Ritter gerührt. Dann wandte er sich an Sbyschko.

„Höre!" sprach er. „Wir können sie nicht hier lassen und nicht bei ihr bleiben. Wenn die Luft ihr um die Stirne wehen und die Sonne sie bescheinen wird, kann ihr Zustand sich bessern. Verliere nur nicht den Mut, Junge. Lege sie in dieselbe Sänfte, in der sie hierher gebracht worden ist, oder nimm sie auf den Sattel vor Dich und — heidi vorwärts! Verstehst Du?"

Mit diesen Worten ging er hinaus, um die nötigen Befehle zum Aufbruch zu geben, aber er war kaum in die Thüre getreten, da blieb er wie angewurzelt stehen.

Eine starke Abteilung Fußvolk, mit Lanzen und Hellebarden bewaffnet, hatte von allen Seiten die Hütte, den Meiler und die Waldwiese wie eine Mauer umstellt.

„Es sind Deutsche!" dachte Matschko.

Entsetzen packte ihn. Im nächsten Augenblick aber langte er nach dem Griff seines Säbels, preßte die Zähne aufeinander und stand da, ähnlich einem Raubtier, das von den Hunden des Jägers umstellt, sich zur Wehr setzen will.

Vom Meiler her schritt der riesenhafte Ritter Arnold auf ihn zu. Neben ihm schritt ein zweiter fremder Ritter; beide näherten sich rasch, und Arnold sprach:

„Das Glücksrad dreht sich schnell. Eben noch war ich Euer Gefangener, jetzt seid Ihr der meinige."

Er blickte bei diesen Worten hochmütig auf den alten Ritter, etwa wie ein Hochgestellter auf einen, der unter ihm steht. Ritter Arnold war kein durchaus schlechter, auch kein gerade grausamer Mensch, aber er hatte den gleichen Fehler, wie alle Kreuzritter, nämlich, er war höflich, ja unterwürfig im Unglück, aber unerträglich hochmütig und wegwerfend, wenn er sich stärker fühlte als andere.

„Ihr seid meine Gefangenen," wiederholte er würdevoll.

Der alte Ritter blickte finster um sich. Er kannte keine Furcht; er war sogar oft zu waghalsig. Wäre er bewaffnet gewesen, mit Sbyschko an der Seite, hätten beide ein Schwert oder eine jener Baumlanzen zur Hand gehabt, die von dem lechischen Adel mit so großer Geschicklichkeit geführt wurden, so hätten sie wohl den Versuch gemacht, die Feindesmauer zu durchbrechen. Aber der alte Ritter stand zu Fuß, allein, ohne Panzer und Waffe, mitten im Ring der Feinde; die Troßbuben waren bereits entwaffnet, und Sbyschko, in der Hütte bei Danuscha, ganz ohne Waffe und Wehr, wie hätte er da an einen Wider-

stand auch nur denken dürfen? Er zog also langsam die Klinge seines Dolchschwertes aus der Scheide und warf sie dem Ritter zu Füßen, der in Begleitung Arnolds gekommen war. Jener aber wandte sich zwar ebenso hochmütig, doch weniger wegwerfend, wie Arnold, in guter polnischer Sprache an ihn und sagte:

„Euer Name, Herr? Ich werde Euch nicht binden lassen, wenn Ihr Euer Ritterwort verpfändet, nicht zu fliehen. Wie ich sehe, tragt Ihr Gurt und Sporen, und — Ihr seid menschlich mit meinem Bruder umgegangen."

„Mein Wort sollt Ihr haben!" antwortete Matschko. Dann nannte er Namen, Wappen und Schlachtruf, und bat, in die Hütte gehen zu dürfen, um seinen Brudersohn zu benachrichtigen, damit dieser im ersten Schrecken nicht etwas Unüberlegtes anrichte. Nach erlangter Erlaubnis verschwand er in der Hütte, erschien nach einiger Zeit wieder in der Thüre mit Sbyschkos Dolchschwert in der Hand.

„Mein Brudersohn hat nicht die geringste Waffe bei sich," sagte er. „Er läßt bitten, daß er bei seiner Ehefrau bleiben darf, bis Ihr weiterzieht."

„Das kann geschehen," sprach der Bruder Arnolds. „Ich werde ihm Speise und Trank herschicken, denn wir wollen längere Rast hier halten. Unsere Leute sind ermüdet und uns selbst wird eine längere Ruhe von Nöten sein. Wir laden Euch zu Gaste, Herr!"

Indem er das sagte, wandte er sich demselben Feuer zu, an welchem Matschko die Nacht zugebracht hatte. War es nun Hochmut, oder die den Deutschen angeborene Geradheit und Unbeholfenheit, oder Gleichgültigkeit gegen die gute Sitte, kurz, die beiden deutschen Ritter gingen voraus, ohne darauf zu achten, daß Matschko hinterdrein kam. Doch dieser, mit der höfischen Etikette wohlvertraut und gewöhnt, diese in allen Lebenslagen zu wahren, richtete an die beiden Ritter die höfliche Frage:

„Ladet Ihr mich als Gast oder als Gefangenen an Euren Tisch?"

Beschämt trat der Bruder Ritter Arnolds zurück und mit freundlicher Handbewegung und den Worten: „Bitte, geht voraus!" forderte er Matschko zum Vortritt auf.

Der alte Ritter folgte dieser Aufforderung, doch da er die Eigenliebe des Ritters nicht verletzen wollte, an dessen Gunst ihm viel gelegen sein mußte, so entgegnete er gleich darauf sehr artig:

„Wie ich sehe, versteht Ihr nicht nur allerlei Sprachen, Ihr kennt auch die guten Sitten der verschiedenen Höfe.“

Da wandte sich Arnold, der kaum hier und da ein Wort der Unterhaltung verstand, an seinen Bruder mit der Frage:

„Was will er, Wolfgang? Um was handelt es sich?“

„Um nichts von Bedeutung. Der Mann spricht sehr verständig,“ antwortete Wolfgang von Baden, dem die Worte Matschkos augenscheinlich schmeichelten.

Sie setzten sich gemeinschaftlich um das Feuer, man brachte Speisen und Getränke, und die erteilte Lektion war nicht ohne Nutzen für Matschko geblieben, denn er wurde während der Mahlzeit vollständig als Gast behandelt. Nun erfuhr der alte Ritter im Verlaufe des Gesprächs auch, auf welche Weise sie in eine solche Falle geraten waren. Ritter Wolfgang, der jüngere Bruder Arnolds, war beauftragt, die Schlochauer Fußsoldaten gegen die aufständischen Smudzer zu führen und befand sich ebenfalls auf dem Wege nach Gotteswerder. Da er der Reiterei nicht nachkommen konnte, und diese nicht nötig hatte, auf die Füsiliere zu warten, Arnold auch wußte, daß ihm eine Abteilung Fußsoldaten entgegengeschickt werden sollte und er überall unterwegs Truppen antreffen mußte, die der Grenze entgegenzogen, so war der ältere Bruder dem jüngeren ein paar Tagereisen voraus. Der Letztere hatte sich gerade auf der Landstraße, unweit des Kohlenmeilers befunden, als die entflohene Ordensschwester mit ihnen zusammengetroffen war und dem Ritter von dem Unfall, der den älteren Bruder betroffen, Mitteilung gemacht hatte. Als Arnold das hörte, lächelte er befriedigt, denn er hatte schon am Morgen, als er die Flucht des Weibes erfahren, gehofft, daß es so kommen könne.

Matschko, der sich in jeder Lebenslage zu bewegen verstand und dem viel daran lag, sich die Deutschen gewogen zu machen, nahm nach einer kurzen Pause die Unterhaltung wieder auf.

„Es ist immer eine mißliche Sache, in Gefangenschaft zu geraten, aber ich kann Gott nicht genug danken, daß ich mich in Euren Händen befinde, denn Ihr seid echte Ritter mit ritterlicher Gesinnung.“

Wolfgang kniff die Augen ein und nickte zwar stolz, doch sichtlich befriedigt mit dem Kopfe.

Der alte Ritter aber fuhr fort:

„Und wie gut Ihr unsere Sprache kennt! Gott hat Euch einen klugen Kopf und hellen Verstand gegeben.“

„Ich habe Eure Sprache in Schlochau gelernt. Dort ist

die Bevölkerung polnisch und mein Bruder und ich dienen seit sieben Jahren unter dem dortigen Komtur."

„Und werdet mit der Zeit der Nachfolger desselben werden! Wie könnte das bei Eurer Klugheit anders sein .... Wie kommt es, daß Euer Bruder nicht polnisch sprechen gelernt hat?" versetzte Matschko.

„Er versteht etwas davon, aber er spricht Eure Sprache nicht. Mein Bruder ist größer und stärker als ich, obgleich auch ich nicht zu den Schwachen gehöre; dafür mangelt es ihm etwas an Klugheit," sprach Wolfgang.

„Hej! Für dumm würde ich ihn nie halten!" entgegnete Matschko.

„Was sagt er, Wolfgang?" frug Arnold wieder.

„Er lobt Dich!" antwortete der Gefragte lächelnd.

„Freilich! Ich lobe ihn!" setzte Matschko hinzu, „denn er ist ein echter Ritter und das ist die Hauptsache! Offen gestanden, ich hätte ihn noch heute auf sein Wort hin vollständig in Freiheit gesetzt, wenn er mir versprochen hätte, nach einem Jahre sich freiwillig zu stellen. Unter Rittern kann das überhaupt nicht anders sein."

Dabei blickte er den Ritter Wolfgang fest und ernst an, doch jener runzelte die Stirn und sprach:

„Ich würde Euch gern auf Euer Wort in Freiheit setzen, wenn Ihr nicht diesen heidnischen Hunden gegen uns beigestanden hättet."

„Das ist nicht wahr!" entgegnete Matschko.

Und nun begann zwischen diesen beiden derselbe Wortwechsel, wie am vorigen Tage mit Arnold. Dem alten Ritter wurde es schwerer, diesen Gegner zu überzeugen, denn er war wirklich klüger als sein Bruder und deshalb reicher an Ausflüchten. Den einen Vorteil wenigstens hatte der Streit, daß auch der jüngere Bruder alle die Ortelsburger Ränke, Listen und Verbrechen und das unglückselige Geschick Danuschas erfuhr. Wolfgang von Baden konnte auf alle diese Anschuldigungen nichts entgegnen; er mußte anerkennen, daß die Rache der polnischen Ritter eine gerechtfertigte war und sie ein Recht hatten, schlecht von den Kreuzrittern zu denken. Zuletzt sagte er:

„Bei den gesegneten Gebeinen des heiligen Liborius, ich bin der Letzte, welcher den Danveld bedauert! Man hat uns gesagt, daß er sich mit der schwarzen Magie verschwistert hat, aber die Kraft und Gerechtigkeit Gottes sind stärker als alle schwarzen Künste! Was den Siegfried betrifft, so werde ich

ihm nicht nachsetzen; denn erstens habe ich keine Reiter, sondern Füsiliere, und dann — wenn er, wie Ihr sagt, dieses Mädchen mit seinen Quälereien zum Irrsinn gebracht hat —, mag er die Hölle und ihre ewigen Qualen dafür erdulden!"

Hier richtete er sich gerade auf und setzte hinzu:

„Gott helfe mir zu einem seligen Ende!"

„Was soll mit dieser unglückseligen Märtyrerin geschehen, was wollt Ihr mit ihr thun?" frug Matschko. „Wollt Ihr nicht gestatten, daß sie in ihre Heimat gebracht wird? Soll sie in Euren unterirdischen Verließen umkommen? Denkt an den Zorn Gottes! . . ."

„Das Frauenzimmer geht mich nichts an!" antwortete Ritter Wolfgang. „Möge sie einer von Euch ihrem Vater bringen, wenn er sich mir nur stellt; den anderen aber lasse ich nicht frei."

„Wenn ich nun aber bei der Ehre und Lanze des heiligen Georg schwöre, daß ich wiederkomme?" sagte Matschko.

Wolfgang wurde schwankend, denn es war dies der feierlichste Schwur der Ritter. In diesem Augenblick aber frug Arnold zum drittenmal: „Was sagt er?"

Und als er erfuhr, um was es sich handelte, redete er zuerst nur heftig, dann sehr zornig dagegen, beide Gefangene auf Ehrenwort freizulassen. Er rechnete dabei auf seine Weise: Erstens war er in einer größeren Schlacht durch Skirwoillo geschlagen, außerdem im Einzelkampf von diesen zwei Rittern gefesselt worden. Als Soldat wußte er, daß die Abteilung seines Bruders nach Marienburg zurückkehren mußte, denn nach der Niederlage, welche die zwei Abteilungen der Kreuzritter eben erst erlitten hatten, würden diese, auf dem Wege nach Gotteswerder direkt zur Schlachtbank gehen. Er würde sich also vor dem Großmeister verantworten und dem Großschatzmeister Rechnung legen müssen, und er fühlte, daß er weniger schmachvoll vor beiden bestehen werde, wenn er wenigstens einen Gefangenen aus ansehnlichem Geschlecht aufzuweisen hatte. Der lebendig vorgeführte Ritter würde viel mehr zu seinen Gunsten ins Gewicht fallen, als die Erzählung von der Gefangennahme zweier, die auf Ehrenwort freigelassen waren.

Matschko konnte dem heftigen Gezänke der beiden Brüder sehr wohl entnehmen, um was es sich handelte; er sah ein, daß er zufrieden sein mußte, wenn sie ihm etwas bewilligten, darum wandte er sich an Wolfgang und bat:

„So erfüllt mir wenigstens eine Bitte, Herr! Ich nehme

an, mein Brudersohn wird selbst einsehen, daß es seine Sache ist, bei seinem jungen Weibe zu bleiben, während ich mit Euch gehe. Für alle Fälle aber erlaubt, daß ich ihm sage, wie überhaupt keine Rede davon sein kann, daß er bleibt und ich gehe, daß es Euer Wille so ist.“

„Gut!“ antwortete Wolfgang; „mir ist es einerlei. — Aber sprechen wir jetzt einmal über das Lösegeld, welches Euer Brudersohn für Euch und sich mitzubringen hat; davon hängt alles andere ab.“

„Von dem Lösegeld?“ frug Matschko, der diesen Gegenstand lieber auf später verschoben hätte. „Dazu haben wir ja noch Zeit genug. Wo echte Ritter miteinander verhandeln, hat das Wort dieselbe Bedeutung wie Geld, und der Betrag kann ruhig der Gewissenhaftigkeit des andern überlassen werden. Seht, wir haben bei Gotteswerder einen Eurer edelsten Ritter gefangen genommen, einen Herrn de Lorche. Mein Brudersohn hat ihn, denn er ist sein Gefangener, auf Ehrenwort freigelassen, ohne um den Preis zu feilschen.“

„Also den Herrn de Lorche habt Ihr gefangen?“ frug Ritter Wolfgang lebhaft. „Ich kenne ihn, er ist einer der mächtigsten Ritter. Ich hätte ihn doch aber unterwegs treffen müssen.“

„Er wird wohl einen anderen Weg genommen haben, nach Gotteswerder oder Ragnit,“ versetzte Matschko.

„Ein mächtiger Ritter aus edlem Geschlecht,“ wiederholte Wolfgang. „Ihr werdet ein reiches Lösegeld fischen! Es ist gut, daß Ihr mir das gesagt habt, denn nun seid auch Ihr mir viel teurer als vorher.“

Matschko kaute an seinem Schnurrbart. Dennoch sagte er mit stolz erhobenem Haupte:

„Wir kennen unseren Wert selbst sehr genau!“

„Um so besser!“ sprach der jüngere Ritter von Baden.

Gleich darauf aber setzte er hinzu:

„Um so besser, nicht für uns, sondern für den Orden; denn wir sind demütige Mönche, welche das Gelübde der Armut abgelegt haben. Aber für den Orden soll Euer Geld zur Ehre Gottes gereichen.“

Matschko erwiderte nichts darauf, er blickte den Ritter nur an, als wolle er sagen: „Das kannst Du einem anderen vorreden.“ Dann begannen die Verhandlungen. Das war für Matschko eine außerordentlich peinliche Sache; denn einerseits traf ihn der Verlust sehr empfindlich, andererseits begriff er,

daß er sich und Sbyschko nicht zu gering schätzen durfte. Er wand sich wie ein Peisker im Schlamm, umsomehr, da Wolfgang im Umgange und in seiner Sprache ungemein höflich, sonst aber sehr habgierig und hartherzig war. Sein einziger Trost war nur, daß de Lorche zuletzt alles bezahlen mußte, obgleich er auch die Hoffnung auf den Gewinn, den ihm die Auslösung de Lorches versprochen, nur mit schwerem Herzen aufgab. Auf einen Zufluß an Lösegeld für Siegfried durfte er auch nicht rechnen, denn wie er glaubte, würden weder Jurand noch Sbyschko ihr Anrecht an diesen Gefangenen aufgeben.

Endlich, nach langem Hin- und Herzaudern einigten sie sich über die Summe und den Zahlungstermin und nachdem festgestellt worden war, wieviel Knechte und Pferde Sbyschko mitnehmen sollte, begab Matschko sich zu dem Letzteren um ihm das Resultat der Verhandlungen mitzuteilen. Er mußte jedenfalls fürchten, die Deutschen könnten noch anderen Sinnes werden, denn er drängte den jungen Ritter zur sofortigen Abreise.

„So ist es im Ritterstande," sprach er seufzend. „Gestern hieltest Du ihn am Schopf, heute hält man Dich am Kragen! Was nützt das Klagen! So Gott will, kommen wir wieder obenauf! Jetzt verliere keine Zeit. Wenn Du Dich dazu hältst, kannst Du den Hlawa noch erreichen; ihr werdet vereint sicherer reisen und seid Ihr erst über der Grenze aus den Urwäldern heraus, dann findet Ihr bei jedem Edelmann oder Gutsbesitzer gastliche Aufnahme, Hilfe und Pflege. Man schlägt so etwas bei uns keinem Fremden ab, viel weniger einem Landsmann, und für die Aermste kann vielleicht noch Rettung gefunden werden."

Während er das sagte, blickte er auf Danuscha, die mit halbgeschlossenen Augen dalag und laut und schnell atmete. Ihre durchsichtigen, auf dem schwarzen Bärenfell liegenden Hände zuckten im Fieber.

Matschko machte das Zeichen des Kreuzes über sie und sagte:

„Hej! Nimm sie auf und ziehe fort! Gott möge alles zum Guten wenden; mir scheint, ihr Lebensfaden ist sehr dünn gesponnen."

„Sprecht nicht so!" rief Sbyschko in verzweifelndem Tone.

„Gottes Macht vermag alles zu wandeln," tröstete der alte Ritter. „Ich will Dir Dein Pferd vorführen lassen, zaudere nicht länger."

Er ging hinaus und ordnete alles zur Abreise Notwendige an. Die beiden Türken, welche Sbyschko von dem Ritter Sawischa geschenkt erhalten hatte, mußten die Pferde mit der

frisch mit Moos ausgepolsterten und mit Fellen bedeckten Sänfte vorführen, während der Knappe Wit Sbyschkos Reitpferd brachte. Als alles bereit war, trat Sbyschko aus der Hütte, Danuscha, sein junges Weib, auf den Armen tragend. Es lag in dem ganzen Vorgange etwas ungemein Rührendes. Die beiden Brüder von Baden, welche die Neugier herbeigeführt hatte, betrachteten mit Staunen die noch kindliche Gestalt Danuschas, ihr zartes Gesichtchen, dessen Züge einem Heiligenbilde glichen. Als sie die Schwäche der Kranken gewahrten, welche so groß war, daß ihr Köpfchen, das sie nicht zu halten vermochte, schwer auf Sbyschkos Schulter lag, tauschten sie finstere Blicke miteinander und man konnte in ihren Zügen lesen, wie der Zorn über den grausamen Verschulder solchen Elendes in ihren Herzen aufstieg. „Siegfried hat kein Ritterherz, er ist ein Bösewicht und Henkersknecht," flüsterte Wolfgang seinem Bruder zu, „und wenn dieses schändliche Weib auch die Veranlassung ist, daß Du befreit wurdest, so werde ich ihr doch eine gehörige Tracht Rutenhiebe geben lassen." Eine tiefe Rührung ergriff sie bei dem Anblick, wie zärtlich Sbyschko sein Weib auf den Armen trug, so sorgfältig, wie eine Mutter ihr Kind, — und sie begriffen seine grenzenlose Liebe, denn auch in ihren Adern floß junges, warmes Blut.

Einen Augenblick schwankte Sbyschko, ob er die Kranke vor sich auf den Sattel nehmen und halten oder sie in die Sänfte legen sollte. Endlich entschloß er sich für das letztere, denn ihm schien, daß sie in liegender Stellung doch bequemer reisen würde. Nachdem er sie sanft dahinein gebettet hatte, näherte er sich dem alten Ohm, beugte sich auf dessen Hand herab und wollte sie zum Abschied küssen; doch der alte Herr, der ihn wie seinen Augapfel liebte, konnte sich nicht enthalten, Sbyschko an seine Brust zu drücken und seine Lippen auf das üppige Goldhaar des jungen Ritters zu pressen, obgleich er seine Rührung so gut als möglich vor den Deutschen zu verbergen strebte.

„Gott geleite Dich!" sprach er. „Vergiß den Alten nicht, denn die Gefangenschaft ist ein bitteres Ding."

„Ich werde Euch nicht vergessen," antwortete Sbyschko.

„So möge Dir die heiligste Mutter Trost senden!" fuhr Matschko fort.

„Gott lohne Euch Eure Liebe und alles, was Ihr an mir gethan habt . . ."

Sbyschko war auf das Pferd gestiegen und wollte eben davonreiten, da fiel dem alten Ritter noch etwas ein; er sprang herzu, legte seine Hand auf das Knie Sbyschkos und sagte:

„Höre! Wenn Du den Hlawa einholst, dann . . ., was den Siegfried betrifft . . ., so denke daran, daß Du nicht Schande auf Dein und auf mein graues Haupt häufen darfst. Jurand darf ihn töten — Du nicht! Schwöre es mir bei Schwert und Ehre!"

„Ich werde den Vater Jurand sogar hindern, an Siegfried Rache zu üben, so lange Ihr in Feindeshand seid, damit Euch nichts Schlimmes widerfährt," antwortete Sbyschko.

„Liegt Dir denn so viel an mir?" frug der Alte.

Und der junge Ritter sprach mit wehmütigem Lächeln:

„Ihr wißt es ja doch!"

„Auf denn! Reise mit Gott!"

Sbyschko gab seinem Pferde die Sporen, der Zug setzte sich in Bewegung und nach einem Weilchen war er hinter den Haselbüschen verschwunden. Matschko fühlte sich plötzlich sehr vereinsamt und verlassen. Seine Seele zog dem Davonziehenden nach, eine unendliche Sehnsucht befiel ihn, denn der geliebte Junge würde ihm immer und überall fehlen, das wußte er. Endlich schüttelte er den Schmerz ab; er raffte sich auf, denn er war ein ganzer Mann und er wußte sich zu beherrschen.

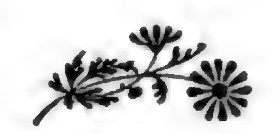
„Gott sei Dank, daß nicht er, unseres Geschlechtes ganze Hoffnung, sondern ich Gefangener bin . . ." — dachte er; dann wandte er sich an die Deutschen.

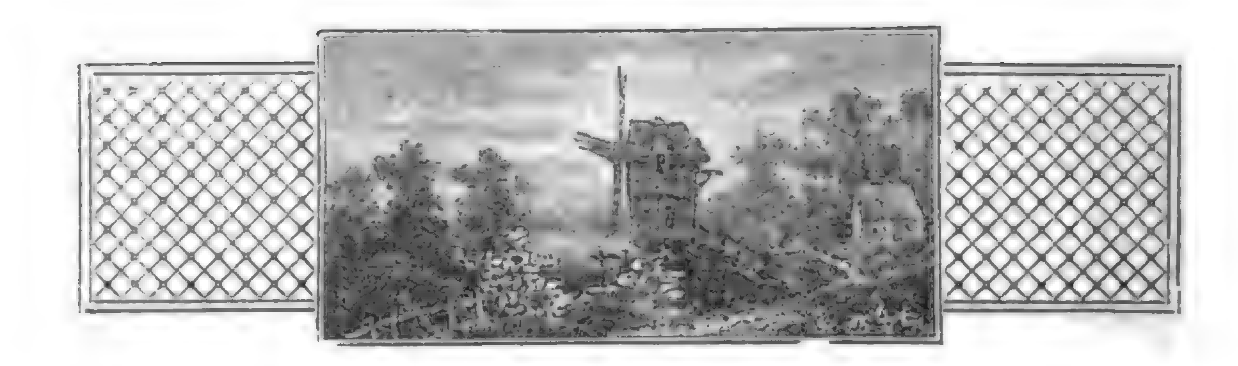
„Wohin gedenkt Ihr, Herr, zu gehen, und wann?" frug der alte Ritter.

„Wann es uns belieben wird," antwortete Wolfgang. „Wir gehen nach Marienburg, wo Ihr, Herr, Euch zuerst vor dem Großmeister werdet verantworten müssen."

„Hej! man ist in Marienburg imstande, mich um einen Kopf kürzer zu machen, weil ich den Smudzern beigestanden habe," dachte Matschko für sich.

Nur das eine beruhigte ihn, nämlich, daß Herr de Lorche ihm als Ersatzmann gehörte und die beiden Brüder von Baden seinen Kopf schützen mußten, um nicht um ihr Lösegeld zu kommen. Dieser Gedanke erleichterte sein bekümmertes Herz bedeutend.





3. Kapitel.

Sbyschko konnte seinen Knappen nicht einholen, denn jener reiste Tag und Nacht, sich nur so viel Ruhe gönnend, als notwendig war, um die Pferde immer frisch zu erhalten. Die Tiere, welche seit geraumer Zeit von nichts anderem lebten als von Gräsern, hatten ohnehin ihre Spannkraft verloren, und hielten andauernde Anstrengung nicht mehr aus. Hlawa schonte sich selbst nicht und auf das Alter des Komturs nahm er keine Rücksicht. Der alte Kreuzritter litt unsäglich, umsomehr, da Matschko ihm fast die Knochen gebrochen hatte, als er ihn niedergeworfen. Die größten Qualen bereiteten ihm aber die Mücken, deren er sich nicht erwehren konnte, weil seine Hände gefesselt und seine Beine an den Leib des Pferdes angeschnürt waren. Der Knappe quälte ihn zwar nicht noch besonders, aber er hatte auch kein Mitleid mit ihm und verschaffte ihm keine Linderung. Nur bei den Mahlzeiten ließ er des Komturs rechte Hand frei, damit dieser essen konnte, und er zwang ihn, oft zu essen, um die Kräfte zu erhalten und ihn lebend nach Spychow zu bringen! Anfangs war wohl dem alten Kreuzritter der Gedanke gekommen, lieber zu verhungern, als diese Qualen weiter zu ertragen. Als man ihm aber drohte, ihm den Mund aufzubrechen und Nahrung mit Gewalt einzuflößen, da ergab er sich in sein Geschick, um zu allem anderen nicht noch Mißhandlungen erdulden zu müssen.

Der Böhme eilte, um bedeutend früher, als „der Herr“, in Spychow anzukommen, damit seinem geliebten Fräulein jedes

Ungemach und jede Beschämung erspart bliebe. Sein gerader, aber edler Sinn sagte ihm, obgleich er nur ein einfacher Edelmann war, doch, daß es für Jagienka gewissermaßen eine Erniedrigung wäre, wenn sie auch nur einen Tag mit Danuscha zusammen in Spychow bliebe. Er dachte bei sich: „Ich werde in Plozk dem Bischof sagen, daß der alte Herr von Bogdaniez als ihr Vormund nicht anders gekonnt hatte, als Jagienka mit sich zu nehmen. Stand sie erst unter dem Schutze des Bischofs, und wurde es allmählich ruchbar, daß außer dem väterlichen Erbe noch der Nachlaß des Abtes auf sie überging, — dann konnten und würden sich nicht allein gewöhnliche Edelleute, sondern Wojewodensöhne um ihre Hand bewerben. Dieser Gedanke versüßte ihm die Mühsale der Märsche, denn er härmte sich unaufhörlich auch darüber, daß die Glücksbotschaft, die er nach Spychow trug, für Jagienkas Liebe das Todesurteil war.

Aber es war noch etwas, das ihn zur Eile trieb; — es war die Sehnsucht nach den roten Wängelein und den munteren Augen der Siezíechowa, die er fast beständig vor sich sah. Er hatte, unbekannt mit der Gegend und dem Wege, die gerade Linie nach dem Süden eingeschlagen; er sagte sich, daß er am schnellsten die masowische Grenze erreichen mußte, wenn er sich ein klein wenig westlich, dem Süden zu, hielt. Hatte er die Grenze erst überschritten, dann war alles gut. Am Tage diente ihm die Sonne, nachts die Sterne als Richtschnur. Zuweilen drängte sich dem Böhmen der Gedanke auf, daß sein junger Ritter das junge kranke Weib wohl kaum lebend durch diese Wildnis bringen konnte, wo tagelang keine Nahrung gefunden wurde, wo man nachts vor Bären und Wölfen auf der Hut sein mußte, am Tage gezwungen war, ganzen Herden Auerochsen und Bisons auszuweichen, und wo schreckliche Wildschweine ihre krummen Hauer an den Wurzeln der Kiefern wetzten.

„Wie soll das werden," dachte Hlawa, „wie will er das arme, halbtote Wesen glücklich hier durchbringen?"

Oftmals waren sie gezwungen, Sümpfe, Untiefen oder tiefe Schluchten, auf deren Grunde brausende Frühlingswasser tosten, zu umgehen. Es fehlte auch nicht an Waldseen, in deren vom Abendrot rosig angehauchten Wassern die Reisenden oftmals große Herden Bisons schwimmen sahen. Zuweilen stieg auch eine Rauchwolke zwischen dem Gesträuch auf, welche die Anwesenheit von Menschen verriet. Ein paarmal hatte Hlawa sich einer solchen Waldansiedelung genähert, aber jedesmal waren ihm Menschen aus den Hütten entgegengestürzt, die mit ihren

zottigen Köpfen, dem filzigen Haar, unter welchem sie kaum hervorsehen konnten, und den Keulen und Bogen in ihren Händen so furchtbar aussahen, daß er samt seinen Leuten die Ueberraschung dieser Wilden, in welche der Anblick der Fremden sie versetzte, zur schleunigen Flucht benutzte. Zweimal waren ihnen mit dem Rufe: „Wokili“ (Deutsche) Pfeile nachgesandt worden, die um ihre Ohren schwirrten; Hlawa aber hatte vorgezogen, zu fliehen, als ihnen klar zu machen, daß sie nicht Deutsche waren.

Endlich, nach Verlauf einiger Tage, glaubte er die Grenze schon überschritten zu haben, aber er traf keine menschliche Seele, die er hätte fragen können; erst später erfuhr er von Ansiedlern, daß sie sich auf masowischem Grund und Boden befanden.

Nun wurde ihnen das Reisen viel leichter, obgleich die Waldwildnis auch hier fortdauerte und tagelang kein Mensch zu sehen war. Wo man aber Ansiedlungen antraf, da waren die Menschen weniger ungastlich, vielleicht darum, weil sie weniger mit Haß genährt wurden, vielleicht auch deswegen, weil Hlawa sich leicht mit ihnen verständigen konnte. Nur eins war den Reisenden sehr lästig, die Neugier der Menschen; sie wurden von ihnen umringt, mit allerhand Fragen überschüttet, und wenn sie erfuhren, daß Hlawa einen gefangenen Kreuzritter mit sich führte, sprachen sie immer: „Schenkt ihn uns, Herr! Wir wollen schon mit ihm fertig werden!“

Sie quälten dann so lange mit Bitten, daß der Böhme zornig werden oder erklären mußte, daß der Gefangene dem Fürsten gehöre. Erst dann ließen sie ab von ihm. Auch im offenen, bewohnten Lande wurde die Reise durch die Adligen und Grundbesitzer sehr erschwert. Der Haß gegen die Kreuzritter hatte überall fruchtbaren Boden gefunden; die Erinnerung an die dem Fürsten angethane Unbill, seine Gefangennahme mitten auf seinem Grund und Boden zur Zeit des tiefsten Friedens war bei allen Bewohnern des Landes noch allzufrisch. Wohl wollte man hier den alten Ritter Siegfried nicht mehr abschlachten, aber man verlangte, daß er der Fesseln entledigt werde, dann wollte der eine oder der andere ihn mit Waffen versehen und ihn auf dem Grenzraine zum Zweikampfe fordern. Diesen mußte der böhmische Knappe lang und breit erklären, daß das erste Anrecht auf die Rache an dem Kreuzritter der unglückliche Herr von Spychow habe, und daß man ihm nicht vorgreifen dürfe.

Trotzdem ging die Reise hier leichter von statten, denn die Wege waren gut und die Pferde wurden überall mit Hafer

oder Gerste gefüttert. So hielt sich denn Hlawa auch nirgends länger auf, als durchaus vonnöten war, und eilte, nach Spychow zu kommen. Etwa zehn Tage vor dem Frohnleichnamsfeste zog er mit Siegfried und seinen Knechten daselbst ein.

Es war gegen Abend, zu derselben Stunde wie damals, wo er mit der Botschaft von der Reise Matschkos aus Ortelsburg hierhergekommen war, und genau wie damals, kam Jagienka, die ihn wieder zuerst erblickt hatte, die Treppe heruntergerannt. Er fiel ihr zu Füßen, unfähig, ein Wort hervorzustammeln. Jagienka aber hob ihn auf und zog ihn schnell die Treppe hinauf, denn sie mochte vor den Leuten nichts fragen.

„Was bringst Du für Neuigkeiten?“ frug das Mädchen atemlos, mit vor Erregung und Neugier bebender Stimme. „Leben sie? Sind sie gesund?“

„Sie leben und sind gesund!“ antwortete Hlawa.

„Und jene? Ist sie gefunden?“

„Sie ist da. Die Ritter haben sie befreit.“

„Gelobt sei Jesus Christus!“ rief Jagienka.

Doch trotz dieses Stoßgebetes war ihr Gesicht wie versteinert, denn alle ihre Hoffnungen waren vernichtet.

Aber sie verlor die Besinnung nicht; sie that sich Gewalt an, ihren Schmerz nicht merken zu lassen. Nach einer kurzen Pause frug sie wieder:

„Wann können sie hier sein?“

„In wenigen Tagen! Der Weg ist beschwerlich mit einer — Kranken.“

„Ist sie denn krank?“

„Sie ist mißhandelt worden. Ihr Verstand hat sich verwirrt,“ sagte Hlawa.

„Barmherziger Gott!“ rief Jagienka.

Es entstand eine Pause. Die blaß gewordenen Lippen Jagienkas bewegten sich wie im Gebet.

„Hat sie Sbyschko erkannt?“ frug sie wieder.

„Ich weiß es nicht, denn ich ritt fort, um Euch, Herrin, zu benachrichtigen, ehe sie herkommen.“

„Gott lohne es Dir. Erzähle! Wie war es?“

Der Böhme erzählte kurz, wie sie Danuscha gefunden und den Riesen Arnold nebst Siegfried gefangen genommen hatten. Er erzählte ihr auch, daß er den alten Kreuzritter mitgebracht, weil der junge Herr ihn Jurands Rache überliefern wollte.

„Da muß ich schnell zu Jurand, um ihm die Neuigkeit zu berichten und ihn vorzubereiten,“ sagte Jagienka und lief davon.

Aber Hlawa blieb nicht lange allein. Die Thür des Alkoven wurde plötzlich geöffnet und die Sieziechowa trat ein. War es nun, daß er noch von den Anstrengungen der Reise und der Erzählung verwirrt war, oder war es die ausgestandene Sehnsucht nach ihr, die ihn bei ihrem Anblick alles andere vergessen machte, kurz, er umarmte das Mädchen, drückte sie an seine Brust und küßte ihr Augen, Wangen und Mund, als hätte er ihr längst alles das gesagt, was ein Mann in allen gewöhnlichen Fällen vor einer solchen Handlung einem Mädchen anständiger Weise zu sagen hat. Wahrscheinlich hatte er ihr unterwegs seine Liebe in Gedanken schon hundertmal gestanden und glaubte nun, es sei in Wirklichkeit geschehen, denn er küßte und küßte ohne Unterlaß, während er sie so fest an sich preßte, daß ihr der Atem verging. Sie wehrte ihm im ersten Augenblick nicht, weil sie von seiner Heftigkeit zu sehr überrascht war, nachher wurde sie von einer solchen Schwäche befallen, daß sie hingefallen wäre, hätten sie nicht so starke Arme gehalten. Da wurden auf der Treppe Tritte laut und im nächsten Augenblick stürmte der Probst Kaleb in die Kammer.

Sie fuhren auseinander, doch der Probst schien nichts bemerkt zu haben, denn er überschüttete nun seinerseits den Böhmen mit Fragen, welche jener nur mit Mühe beantworten konnte, da er ganz außer Atem war. Als er nun bestätigen hörte, was Jagienka gesagt, daß Danuscha befreit und ihr Henker nach Spychow gebracht sei, da fiel er auf die Kniee nieder, um Gott zu danken. Unterdessen legte sich die Aufregung des Böhmen etwas, und als sich der Probst erhob, da konnte er ihm in Ruhe erzählen und genau berichten, wie alles gekommen war.

Als der Probst zu Ende gehört hatte, sprach er im Tone feierlichster Ueberzeugung:

„Gott hat die Aermste nicht dazu befreien lassen, auf daß ihr Geist in ewiger Finsternis und in der Macht der bösen Geister verbleibe. Jurand wird seine geheiligten Hände auf ihr Haupt legen und mit seinem Gebet ihr Gesundheit und Klarheit des Verstandes wiedergeben.“

„Der Ritter Jurand?“ frug der Böhme verwundert. „Besitzt er denn die Macht dazu? Ist er schon zu Lebzeiten heilig geworden?“

„Vor Gott ist er es schon zu Lebzeiten,“ antwortete der Probst. „Nach seinem Tode aber werden die Menschen einen Patron und Fürsprecher mehr im Himmel haben.“

„Ihr sagtet aber doch, ehrwürdiger Vater, daß er seine

Hände auf ihr Haupt legen werde. Ist ihm seine rechte Hand wieder gewachsen? Ich weiß, Ihr habt darum gebetet."

„Ich sagte wohl „Hände", wie man so gewohnheitsmäßig spricht," antwortete der Probst. „Mit Gottes Gnade genügt eine Hand."

„Gewiß!" entgegnete Hlawa.

In seiner Stimme klang etwas wie Enttäuschung, denn er hatte erwartet, ein wirkliches Wunder zu sehen. Der Eintritt Jagienkas unterbrach das Gespräch, denn Jagienka rief sogleich:

„Ich habe Jurand benachrichtigt, habe ihm die Neuigkeit vorsichtig beigebracht, damit die Freude ihn nicht töte. Er liegt nun zu Kreuze und betet."

„Das thut er fast immer, oft ganze Nächte lang; diesmal wird er vor dem Morgen nicht aufstehen," sagte der Probst.

Und so geschah es auch. Die Freunde des unglücklichen Ritters sahen mehreremale nach ihm, immer aber fanden sie ihn in tiefem Gebet versunken an der Erde liegen; er sah und hörte nichts und schien vollständig der Erde entrückt.

Erst am anderen Morgen, lange nach der Frühmesse, als Jagienka wieder nach ihm sah, gab er durch Zeichen zu erkennen, daß er den böhmischen Knappen und den Gefangenen sehen wolle. Man beeilte sich, sofort den Ritter Siegfried aus seinem Verließ zu holen und mit auf der Brust kreuzweise zusammengebundenen Händen führte ihn der alte Tolima in Begleitung der anderen vor seinen Herrn.

Im ersten Augenblick konnte der Böhme nicht viel von Jurand sehen, denn der Tag war trübe und durch die Scheiben von Ochsenblase fiel nur ein matter Lichtschimmer in das Gemach. Ein dräuendes Unwetter schien im Anzuge zu sein. Als aber sein scharfes Auge sich an das Dunkel gewöhnt hatte, vermochte er fast nicht, ihn zu erkennen, so abgemagert und elend sah der Ritter aus. Der riesenhafte Mann hatte sich in ein riesenhaftes Skelett verwandelt. Das Gesicht Jurands war so weiß, daß es sich fast gar nicht von dem milchweißen Haar und Bart des Unglücklichen unterschied, und wenn er sich in die Lehne seines Stuhles zurückbog, glich er vollständig einem Toten.

An seinem Stuhle stand ein Tisch, auf diesem ein Kruzifix, ein Krug mit Wasser und ein Laib Schwarzbrot, in welchem ein Dolchmesser steckte, wie es die Ritter zum Töten Verwundeter benutzten. Eine andere Nahrung nahm Jurand nicht zu sich, seit er in sein Haus zurückgekehrt war. Als Kleidung diente ihm ein härenes Gewand, welches er auf dem bloßen Leibe

trug und das mit einem Strick zusammengehalten war. So lebte seit seiner Rückkehr aus Ortelsburg der Ritter von Spychow. Als er die Tritte der Eintretenden vernahm, schob er mit dem Fuße die zahme Wölfin fort, die ihm seine barfüßigen Sohlen wärmte und legte sich in seinen Armstuhl zurück. In diesem Augenblick kam er dem Böhmen vor, wie ein Toter. Es entstand eine Pause voller Erwartung. Man glaubte, Jurand werde ein Zeichen geben, daß einer sprechen solle, aber er blieb regungslos sitzen; sein Mund war ein wenig geöffnet, wie wenn er wirklich in Todesschlaf versunken wäre.

„Hlawa ist hier," begann Jagienka endlich mit ihrer süßen Stimme, „wollt Ihr ihn anhören?"

Der alte Ritter nickte zustimmend mit dem Kopfe und der Böhme begann seine Erzählung zum drittenmal. Er erwähnte kurz die beiden Schlachten mit den Deutschen bei Gotteswerder, dann erzählte er ausführlich den Kampf mit Arnold von Baden, das Auffinden Danuschas, aber er verheimlichte, in welchem Zustande man die Aermste gefunden hatte, um den unglücklichen Vater nicht von neuem besorgt und ängstlich zu machen. Wozu sollte der Greis schon jetzt davon in Kenntnis gesetzt werden, daß der Verstand seines Kindes verwirrt war; es genügte, zu erzählen, wie abgemagert der Körper Danuschas, wie zerfetzt die Lappen, in die man sie gehüllt und wie krank und verschüchtert, wie menschenscheu sie durch die Behandlung geworden war, die man ihr hatte angedeihen lassen. Um den Haß Jurands gegen den alten Siegfried von Löwe noch mehr anzufachen, malte er aus, wie Danuscha dahingestorben wäre, wie ein am Wege stehendes, zertretenes Blümchen, wenn sie noch länger in den Händen Siegfrieds hätte bleiben müssen. Die düstere Erzählung Hlawas wurde von dem nicht minder düsteren Grollen des heraufziehenden Gewitters begleitet, dessen Wolken sich immer finsterer und dräuender über Spychow zusammenballten.

Jurand hörte die Erzählung Hlawas, ohne sich zu regen, ohne auch nur durch ein Zucken zu erkennen zu geben, daß er höre, was gesagt worden; es schien den Anwesenden, als sei er in Schlaf versunken. Aber er hörte und verstand alles, denn als der Böhme von Danuscha und den Leiden des jungen Weibes erzählte, da füllten sich die leeren Augenhöhlen des Greises mit Wasser und zwei große, schwere Thränentropfen rannen ihm langsam an den abgemagerten Wangen herab. Von allen irdischen Gefühlen war ihm nur eins geblieben, — die Liebe zu seinem Kinde.

Die blassen Lippen Jurands murmelten ein Gebet. Draußen grollte von ferne der Donner, fahle Blitze zuckten über das Firmament und erfüllten auf Augenblicke den düsteren Raum mit grellem Licht. Er betete lange und die Thränen flossen reichlich in seinen weißen Bart. Endlich schien er sich fassen zu wollen, aber die tiefe Stille dauerte noch fort; sie schien den anderen eine Ewigkeit zu währen und wurde endlich unheimlich drückend für alle Anwesenden, da sie nicht wissen konnten, was Jurand zu thun beschlossen hatte oder zu thun beschließen würde.

Da ergriff Tolima, die rechte Hand des alten Ritters, sein treuer Genosse in allen Schlachten und Kämpfen des Lebens, sowie der oberste Hüter Spychows, das Wort.

„Vor Euch, Herr," sprach er, „steht der Höllenhund, dieser Kreuzritter mit dem Wolfsherzen, der Euch und Euer Kind gemartert hat. Gebt ein Zeichen, was ich mit ihm machen, wie ich ihn strafen soll."

Ein Lichtstrahl schien auf Jurands Gesicht zu fallen, seine Züge erhellten sich; — er winkte, daß man den Gefangenen vor ihn führen solle.

Zwei Knechte faßten den alten Siegfried an den Schultern und brachten ihn dicht vor ihren Herrn. Der Blinde streckte seine Linke aus, tastete nach dem Kopfe des Feindes, fuhr langsam mit der flachen Hand über das Gesicht Siegfrieds, als wolle er sich die Formen desselben in das Gedächtnis zurückrufen und fest einprägen. Darauf ließ er die Hand auf die Brust des Kreuzritters gleiten, betastete dessen über der Brust kreuzweise gefesselten Arme und die Stricke, womit sie festgebunden waren, — dann schloß er die Augenlider und legte den Kopf zurück.

Doch das währte nur einen Augenblick. Er richtete sich plötzlich gerade auf und wies mit der Hand nach der Richtung, wo in dem Schwarzbrote das Dolchschwert steckte.

Jagienka, der Böhme, selbst der alte Tolima und die anwesenden Knechte hielten den Atem an. Die Strafe, die den Kreuzritter treffen mußte, war tausendfach verdient. Trotzdem erfüllte der Gedanke, daß dieser halbtote, blinde Greis den vor ihm stehenden, gefesselten Gefangenen tastend abschlachten werde, ihre Herzen mit Grausen.

Jurand faßte das Messer in seiner Mitte, fuhr mit dem Finger daran entlang, um die Spitze desselben zu finden, darauf begann er die Stricke zu zerschneiden, welche die Arme Siegfrieds fesselten.

Staunen bemächtigte sich der Anwesenden; sie begannen zu verstehen, was Jurand wollte — aber sie trauten ihren Augen nicht. Das, was sie hier sahen, überstieg ihre Begriffe.

Zuerst begann Hlawa zu murren, dann Tolima und die Knechte. Nur der Probst Kaleb brach in Thränen der Rührung aus, und mit von Schluchzen unterbrochener Stimme frug er den Greis:

„Was wollt Ihr thun, Bruder Jurand? Wollt Ihr dem Gefangenen die Freiheit schenken?“

„Ja!“ nickte der Blinde.

„Wollt Ihr, daß er ungestraft, frei und ungehindert fortgeht?“

„Ja!“ nickte der Gefragte wieder.

Ein Murmeln der Entrüstung und des Zornes lief lauter als zuvor durch den Raum und wurde von Minute zu Minute heftiger. Aber der Probst Kaleb, der verhindern wollte, daß eine That von so unerhörter Barmherzigkeit ohne geistliche Nutzanwendung bleiben sollte, wandte sich an die Murrenden und rief:

„Wer wagt es, einen Heiligen an der Vollbringung einer guten That hindern zu wollen? Nieder auf die Kniee.“

Und — indem er selbst niederkniete, fing er an zu beten:

„Vater unser, der du bist in dem Himmel, dein Wille geschehe, dein Reich komme . . .“

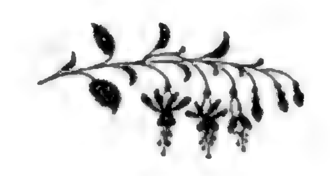
Er betete das „Vater Unser“ zu Ende. Bei den Worten: „Und vergieb uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“, richteten sich seine Blicke unwillkürlich auf Jurand, dessen Gesicht wirklich wie das eines Verklärten anzusehen war.

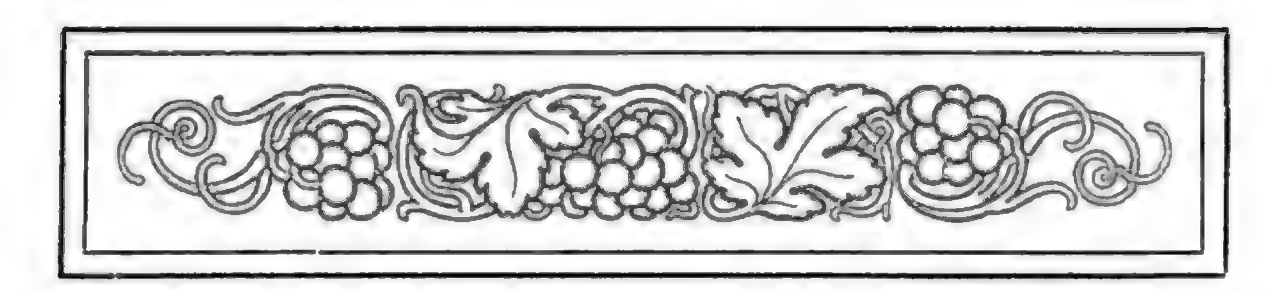
Der Anblick dieses Greises, verbunden mit den Worten des Probstes, rührte die Herzen aller Anwesenden. Der alte Tolima, dessen Herz durch die unaufhörlichen Kämpfe früherer Jahre verhärtet war, bekreuzte sich, umfaßte die Kniee seines Herrn und sprach demütig:

„Herr, wenn es denn Euer Wille ist, daß der Gefangene in Freiheit gesetzt werden soll, dann wird es notwendig sein, daß er bis zur Grenze begleitet wird.“

„Ja!“ nickte Jurand.

Immer rascher folgten sich die Blitze, das Gewitter kam näher und näher.





4. Kapitel.

Während der Gewittersturm nahte und das Unwetter sich durch vereinzelte Regentropfen ankündigte, strebten zwei Reiter der Spychower Grenze zu. Es waren Siegfried und Tolima. — Der letztere begleitete den Deutschen, weil er fürchtete, daß herumlungernde Bauern oder Spychower Knechte, die allesamt den grausamen Kreuzritter aus vollster Seele haßten, ihn töten könnten. Siegfried hatte keine Waffen, aber er war auch ohne Fesseln. Das Gewitter, welches der Sturm vor sich herjagte, stand nun bald über den Reitern. Zuweilen, wenn ein plötzlicher Donnerschlag die Luft erbeben machte, setzten sich die Pferde auf die Hinterbeine. Die Reiter ritten stumm durch den Hohlweg, welcher stellenweise so eng war, daß ihre Steigbügel aneinander stießen. Tolima, der seit Jahren daran gewöhnt war, Gefangene zu bewachen, hatte auch jetzt ein wachsames Auge auf Siegfried, als fürchte er, der Alte könne ihm unvermutet entschlüpfen. Ein Schauer überlief den treuen Diener Jurands jedesmal, wenn er den alten Ritter betrachtete, denn seine Augen leuchteten, wie diejenigen eines bösen Geistes oder eines Raubtieres. Tolima überlegte, ob er nicht das Zeichen des Kreuzes über ihn machen solle, aber der Gedanke, daß jener dann ein unmenschliches Geheul ausstoßen, mit den Zähnen klappern oder gar in ein scheußliches Gespenst sich verwandeln könne, hielt ihn davon zurück. Der alte, bewährte Krieger, der weder im Einzelkampfe zaghaft, noch in der Schlacht jemals furchtsam gewesen war, er, der wie ein Aar sich auf ein ganzes Heer Deutsche gestürzt hatte, fürchtete die unreinen

Geister; er wollte nichts mit ihnen zu thun haben. Am liebsten hätte er ihm den Weg beschrieben und wäre dann umgekehrt, aber er schämte sich vor sich selber und brachte ihn bis an die Grenze.

Als sie nun den Grenzrain hinter dem Spychower Walde erreicht hatten, hellte sich die durchnäßte Luft etwas auf, die Wolken nahmen eine seltsame, gelb-graue Färbung an. Bei dem helleren Schein gewahrte Tolima, daß die Augen Siegfrieds ihren unnatürlichen Glanz verloren. Da wurde der Alte von einer anderen Versuchung befallen. „Mir ist befohlen worden, — so dachte Tolima — diesen tollen Hund sicher bis an die Grenze zu bringen. Das habe ich gethan. Soll er denn aber wirklich ungestraft heimkehren, soll dieser Henker, der das Lebensglück meines Herrn und seines Kindes vernichtet hat, ganz frei ausgehen? Wäre es nicht ein Gott wohlgefälliges Werk, wenn er aus der Welt geschafft würde? Wie, wenn ich ihn zum Todeskampfe forderte? Er hat zwar keine Waffen, aber eine Meile weiter, auf dem Hofe des Herrn von Warzimow, wird wohl ein Schwert oder eine Streitaxt zu haben sein. So Gott will, werfe ich ihn, dann steche ich ihn vollends tot, wie es sich gebührt, und werfe seinen Kopf in einen Dunghaufen!“

Das waren die Gedanken Tolimas. Er schnüffelte dabei mit der Nase, als wolle er den Geruch frischen Blutes einziehen. Der Alte kämpfte einen schweren Kampf mit sich; erst als er nochmals erwog, daß Jurand seinem Feinde nicht bloß bis zur Grenze das Leben gefristet, sondern ihm Leben und Freiheit ganz geschenkt hatte, und daß des Herrn geheiligtes Werk wesentlich an Wert verlieren mußte, wenn er, der Diener, den Freigelassenen tötete, hielt er sein Pferd an und sprach zu Siegfried:

„Hier ist die Grenze Spychows überschritten. Ihr könnt nun Euren Weg ruhig fortsetzen, denn — wenn nicht Euer Gewissen Euch erwürgt, oder Gott in seinem Zorne seine Blitze auf Euch schleudert, habt Ihr von Menschen nichts zu befürchten.“

Mit diesen Worten wandte er sein Pferd und trabte zurück, nach Spychow zu, während der andere, ohne dem Alten auch nur eine Silbe auf seine Worte zu antworten, mit einem Gesicht, das wie aus Stein gemeißelt schien, starr vor sich hinblickend, den Weg nach der entgegengesetzten Richtung verfolgte. Wie ein Träumender ritt er die jetzt breiter sich hinziehende Landstraße entlang. Das Wetter hatte sich nur vorübergehend aufgehellt; es war wieder so finster, daß man meinen konnte,

der Abend sei hereingebrochen, und die Wolken hingen schwer und schwarz tief auf die Erde hernieder — sie schienen auf den Wipfeln der Bäume zu liegen. Von oben hörte man ein unheimliches Brausen und Zischen, der Donner grollte unaufhörlich und die Blitze blendeten mit ihrem flackernden Schein das Auge, beleuchteten sekundenlang das dräuende Firmament, die bebende Erde, und zeichneten in hellem Streifen den breiter werdenden Weg mit dem zwischen den zwei Reihen Waldbäumen einsam dahinreitenden Manne.

Siegfried setzte in fieberhafter Aufregung seinen Weg fort; sie raubte ihm fast das Bewußtsein und machte ihn ganz krank. Die Verzweiflung, die sich seiner seit dem Tode Rottgers bemächtigt hatte, der Gram, der an seiner Seele fraß, die Verbrechen, die er aus Rachsucht verübt, und die Gewissensbisse, die ihm die gräßlichsten Spukgestalten vorspiegelten, hatten seit geraumer Zeit schon den Verstand des alten Komtur angegriffen. Er wehrte sich mit der ganzen, ihm noch zu Gebote stehenden moralischen und physischen Kraft gegen den Wahnsinn, der bei ihm auszubrechen drohte. Neuerdings hatten die beschwerliche Reise unter der harten Zucht und der eisernen Hand des Böhmen, die letzte in dem Verließ der alten Veste Spychow verbrachte Nacht, und zuletzt, noch vor wenigen Stunden, die himmlisch schöne That der Barmherzigkeit Jurands, seinen Körper und seinen Geist so gewaltig erschüttert, daß die Verwirrung seiner Gedanken eine vollständige geworden war. Zuweilen blieben, wie ihm schien, seine Gedanken vollständig still stehen; dann vergaß er, was mit ihm geschehen war, was noch mit ihm vorging, bis plötzlich der Paroxismus wiederkehrte und ihn der dumpfen Verzweiflung preisgab. Ein Gefühl des Verdammtseins, der Vernichtung bemächtigte sich seiner; er weiß, — alles ist verloren, vorüber, erloschen. Der Kreislauf ist beendet, die Grenze überschritten, nichts als Nacht und Vernichtung rings um ihn, ein Abgrund voller Schrecken vor ihm und die Schreckgespenster, die ihn zwingen, vorwärts, direkt dem Abgrunde zuzuschreiten, neben und hinter ihm. Da, — flüstert nicht soeben eine Stimme dicht neben seinem Ohr:

„Gehe, gehe, vorwärts!“

Der Komtur sieht sich um — der Tod ist neben ihm. Ein Menschengerippe reitet er auf einem Pferdegerippe neben ihm her und klappert mit den Knochen.

„Bist Du da?“ frägt der Kreuzritter.

„Ich bin hier. Vorwärts! Vorwärts!“ antwortet der Tod.

In diesem Augenblick sieht der Komtur, daß er auch auf der anderen Seite einen Begleiter hat. Bügel an Bügel mit ihm reitet eine fürchterliche Gestalt mit dem Körper eines Menschen und dem Kopfe eines Tieres, das Gesicht das eines Ungeheuers, die Ohren lang mit schwarzem Pelz bewachsen.

„Wer bist Du? frägt Siegfried.

Doch das Untier fletscht nur die Zähne und murmelt grinsend etwas in dumpfen Tönen.

Siegfried schließt die Augen, aber sogleich hört er das Klappern des Knochenmannes deutlicher, und der Tod flüstert ihm ins Ohr:

„Es ist Zeit, es ist Zeit! Eile Dich! Geh'! Geh'!"

Und „ich gehe!" antwortete er . . .

Er spricht die beiden Worte, aber ihm ist, als hätte ein anderer sie gesprochen. Wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, hält der Komtur sein Pferd an, steigt ab und schnallt zuerst den hohen Reitersattel ab, dann den Zaum. Auch seine Begleiter steigen ab; sie führen ihn vom Wege in den Wald, sie verlassen ihn nicht eine Sekunde lang. Das schwarze Ungeheuer zieht einen Ast herunter und hilft ihm den Riemen des Zaumes daran befestigen.

„Eile Dich!" flüstert der Tod, und „eile Dich!" heult es in den Lüften und in den Kronen der Bäume.

Wie traumbefangen wirft Siegfried das andere Ende des Riemens über den Ast und knüpft die Schlinge — dann tritt er auf den Sattel, den er vorher unter den Baum gelegt hat, und legt die Schlinge um den Hals.

„Stoße den Sattel fort! . . ." ruft es. „Schnell! Ah!"

Der Sattel flog ein paar Schritte weit fort — der Körper des unglückseligen Komturs hing schwer herab.

Eine Sekunde lang war ihm, als höre er ein heiseres Gebrüll, als schlüge ihm das schwarze Ungeheuer seine Zähne tief in die Brust, bis in das Herz hinein. Dann sah sein brechendes Auge, wie das Gerippe des Todes in eine weiße Wolke zerfloß, die seinen Körper immer dichter, immer undurchdringlicher umhüllte, bis sie zum furchtbaren, schwarzen Leichentuch wurde.

In demselben Augenblick brach das Gewitter mit grauenerregender Gewalt los. Ein Blitzschlag fuhr mitten in den Weg; es war, als sollte die Erde in ihren Grundfesten erschüttert werden. Der Wald bog sich vor dem Sturm. Ein Sausen, Brausen, Heulen, vermischt mit dem Knarren der hin

und her gerissenen Bäume, dem Knacken der brechenden Aeste, erfüllte die Luft und das Dunkel des Waldes. Ganze Ströme Regen gossen vom Sturme gepeitscht auf die Erde hernieder und verhüllten die Welt. Nur wenn ein Blitz mit grellem Leuchten die Luft durchfuhr, konnte man den heftig hin- und hergeschaukelten leblosen Körper Siegfried von Löwe's hängen sehen.

* * *

Am folgenden Tage bewegte sich auf demselben Wege, auf welchem der alte Tolima den Kreuzritter zur Grenze geführt hatte, ein stattlicher Zug fort. An seiner Spitze ritt Jagienka mit der Sieziechowa und dem Böhmen, ihnen folgten mehrere Wagen, welche von vier mit Schwert und Armbrust bewaffneten Knechten begleitet waren. Die Rosselenker hatten jeder einen Speer und eine Streitaxt neben sich liegen. Das war sowohl zur Abwehr des wilden Getieres, als auch der Räuberbanden notwendig, die sich immer an der Grenze des kreuzritterlichen Gebietes umhertrieben, über deren Ungehörigkeiten und Gewaltthaten der König Jagiello unablässig bei dem Großmeister Klage zu führen hatte, teils brieflich, teils mündlich auf ihren Zusammenkünften in Razionsch.

Mit gewandten Leuten und guten Waffen versehen, brauchte man aber nichts von ihnen zu fürchten; deshalb bewegte sich der Zug zuversichtlich und furchtlos fort. Dem gestrigen Gewitter war ein herrlicher Tag gefolgt. Die Luft war erquickend frisch, kein Wind wehte mehr, und da, wo kein Schatten war, blendete das helle Sonnenlicht die Augen. Kein Blatt regte sich an den Bäumen, an jedem Blatte aber hingen noch große Regentropfen, die in den Strahlen der Sonne in allen Farben des Regenbogens leuchteten, und zwischen den Nadeln der Kiefern und Fichten blitzte es wie Diamanten. Der starke Regen hatte auf dem Wege kleine Bäche gebildet, die mit heiterem Gemurmel den niedriger gelegenen Stellen zuflossen, um später in den Niederungen kleine Seen zu bilden. Die ganze Gegend triefte noch von Nässe, aber sie lachte sozusagen im Morgenlicht und Sonnenschein und ihr Glanz erfüllte das Menschenherz mit Freude. So summten denn auch die Rosselenker und die Knechte ein munteres Liedchen, während sie sich über das Schweigen wunderten, das bei der voranreitenden Herrschaft herrschte.

Die da vorn aber schwiegen, weil Jagienkas Seele mit Kummer beladen war und die anderen beiden den Kummer der Herrin ehrten. In dem Leben Jagienkas war seit gestern eine große Wandlung eingetreten: es war in ihr etwas zerbrochen,

etwas vernichtet, was nie wieder lebendig, nie wieder ganz werden konnte. Jagienka war sich selbst nicht klar über das, was mit ihr vorging; so viel sie auch nachdachte, vermochte sie doch nichts herauszuklügeln, als daß sie fühlte, alles, was bis jetzt gewesen, sei vorbei, alle Lebensfreude, alle Hoffnung war zerstört, zerflossen wie der Morgennebel. Die Vergangenheit lag hinter ihr wie ein Traum; sie mußte diesem Traume entsagen, zu vergessen suchen, und ein neues Leben beginnen. Was aber hatte sie von der Zukunft zu hoffen? Sie wußte nur das eine bestimmt: Würde sie auch nie Not zu leiden brauchen, war sie auch mit Glücksgütern gesegnet, so würde ihr fürderhin das Leben doch nur traurig verfließen und die Zukunft konnte niemals so schön werden, als die Vergangenheit war.

Ein großer Schmerz, eine tiefe Trauer hatte sich ihrer bemächtigt, da sie jetzt von dieser Vergangenheit Abschied nahm. Ein Thränenstrom drängte sich in ihre Augen, aber sie wollte nicht weinen, denn sie fühlte zu all der Last und den Schmerzen, die sie trug, etwas wie Scham über diese Schmerzen in ihrer Seele aufsteigen. Wie gern hätte sie die Abreise von Sgorschelitz jetzt ungeschehen gemacht, blos damit sie nicht auf solche Weise von Spychow hätte zu scheiden brauchen. Sie empfand trotz allem diese Abreise wie eine Schmach. Denn konnte sie mit gutem Gewissen behaupten, daß sie Sgorschelitz nur darum verlassen hatte, um zu dem Abt zu gelangen, und war sie nach dessen Tode mit Matschko nur darum mit nach Spychow gegangen, weil sie nicht gewußt hatte, wo sie sich hinbegeben sollte? Sie mußte diese Frage verneinen! Und was das Schlimmste war, Matschko wußte darum und Sbyschko würde es unstreitig erfahren. Dieser Gedanke trieb ihr die Schamröte in die Wangen und Bitterkeit füllte ihr Herz. „Ich war nicht stolz genug," sagte sie sich, „jetzt habe ich, was ich wollte." Und zu der Sorge, dem Gram und der Gewißheit, wie die Zukunft sich gestalten sollte, gesellte sich das Gefühl der Demütigung.

In diesem Grübeln wurde sie durch den Anblick eines Mannes gestört, der ihnen eilig entgegenkam. Der Böhme, welcher auf alles ein wachsames Auge hatte, ritt auf ihn zu. An der Armbrust, die ihm über die Schulter hing, an der Jagdtasche, die er am Gurt trug, und an dem Federbusch an seiner Mütze erkannte Hlawa einen Waldläufer.

„Hej! Wer bist Du? Stillgestanden!" rief Hlawa trotzdem vorsichtshalber dem Manne zu.

Dieser kam schnell den Reisenden entgegen. Man konnte

seinen erregten Gesichtszügen anmerken, daß er etwas Außergewöhnliches zu berichten hatte, und noch ehe er ganz nahe an sie herangekommen war, rief er dem Böhmen zu:

„Dort, vor Euch, hängt ein Mann am Baume, dicht am Wege.“

Der Böhme, beunruhigt durch den Gedanken an einen Mord, frug den Fremden sehr lebhaft: „Ist es weit von hier?“

„Etwa einen Bogenschuß weit,“ lautete die Antwort.

„Ist niemand bei ihm?“

„Niemand! Nur einen Wolf scheuchte ich von ihm fort, der ihn beschnupperte.“

Die Erwähnung des Wolfes beruhigte den Böhmen, denn die Anwesenheit des Tieres bewies, daß Menschen nicht in der Nähe waren, somit ein Ueberfall nicht zu befürchten stand.

Unterdessen war Jagienka dazugekommen und befahl nun, nachzusehen, was eigentlich geschehen war.

Hlawa sprengte davon, kam aber nach wenigen Augenblicken noch schneller zurück.

„Siegfried von Löwe hängt dort am Baum,“ rief er, indem er dicht vor Jagienka sein Pferd zum Stehen brachte.

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes,“ sprach Jagienka. „Der Kreuzritter?“

„Er selbst!“ antwortete Hlawa. „Er hat sich am Zaumzeug seines Pferdes aufgehängt.“

„Er allein, sich aufgehängt?“ rief Jagienka. „Unmöglich!“

„Jedenfalls doch, denn der Sattel liegt neben ihm. Wenn Räuber ihn hätten töten wollen, dann hätten sie ihn einfach erschlagen und Pferd und Sattel nebst Zaumzeug mit fortgenommen, denn es ist kostbar.“

„Wie, wollen wir dort vorüber?“ frug Jagienka.

„Nein, nein, nicht dort vorbei!“ begann die furchtsame Sieziechowa zu rufen. „Er kann sich uns anschließen!“

Jagienka erschrak ein wenig, denn auch sie glaubte daran, daß in der Nähe eines Gehängten sich immer böse Geister aufhalten, aber Hlawa, der Furcht nicht kannte, sagte in beschwichtigendem Tone:

„Ah, wah! Ich war ja nahe bei ihm, habe ihn sogar mit dem Lanzenschaft angestoßen und fühle doch nicht den Teufel im Nacken.“

„Lästere nicht!“ sprach Jagienka.

„Ich lästere auch nicht,“ antwortete der Böhme, „ich vertraue nur auf die Allmacht Gottes. Wenn Ihr Euch aber fürchtet, so können wir ja einen Umweg durch den Wald machen.“

Die Sieziechowa bat, es zu thun, aber Jagienka dachte ein Weilchen nach, dann sagte sie:

„Ei! Es wäre Unrecht, einen Toten nicht zu begraben. Das ist Christenpflicht, von Jesus Christus geboten, und er ist doch ein Mensch.“

„Bah! Ein Kreuzritter ist er, ein Galgenstrick und Henker! Die Wölfe und die Krähen werden seinen Leichnam schon aus der Welt schaffen,“ entgegnete der Böhme.

„Rede keinen Unsinn!“ schalt Jagienka. „Für seine Verbrechen wird Gott ihn richten, das andere liegt uns zu thun ob. Es wird auch nichts Böses an uns kleben bleiben, wenn wir ein frommes Werk thun.“

„So geschehe denn Euer Wille!“ antwortete der Böhme.

Er erteilte sogleich die entsprechenden Befehle, denen die Knechte jedoch nur widerwillig und langsam Folge leisteten. Aus Furcht vor Hlawa griffen sie zuletzt doch, in Ermangelung von Grabscheiten zu Mistgabeln und Aexten, um eine Grube zu machen. Der Böhme begab sich selbst mit ihnen an Ort und Stelle und nachdem er sich zuvor bekreuzigt hatte, zerschnitt er eigenhändig den Riemen, an welchem der Körper hing.

Das Gesicht Siegfrieds war schon bläulich angelaufen und schrecklich anzusehen. Die Augen waren weit aus ihren Höhlen getreten, der Mund stand offen. Die Grube wurde so schnell als möglich ausgeworfen, der Leichnam mit dem Gesicht nach unten hineingestoßen, mit einer Schicht Erde bedeckt und dann die Grube vollends mit Steinen gefüllt. Es herrschte nämlich von alters her die Sitte, daß Selbstmörder mit Steinen zugedeckt werden müßten, damit sie nachts nicht aufstehen und Reisende oder Vorübergehende belästigen konnten.

Steine lagen genug am Wege und im Moose des Waldes umher; es währte daher nicht lange, so war ein ansehnlicher Hügel über dem Körper Siegfrieds zusammengetragen. Zuletzt schlug Hlawa mit der Axt ein Kreuz in die Rinde des Baumes, weniger um Siegfrieds Willen, als um die bösen Geister von dem Ort fern zu halten, darauf kehrte er zu dem Zuge zurück.

„Seine Seele ist in der Hölle, sein Körper in der Erde!“ sprach er zu Jagienka, „wir können weiter wandern.“

Der Zug setzte sich in Bewegung. Im Vorüberreiten aber konnte Jagienka sich nicht versagen, ein grünes Kiefernreis abzubrechen und zwischen die Steine des Hügels zu stecken. Dem Beispiel der Herrin folgten alle die anderen, denn das gebot die Sitte der Zeit.

Sie ritten lange Zeit schweigend dahin. Ein jeder hing seinen Gedanken über diesen grausamen Mönch-Ritter nach und erwog die Strafe, die ihn erreicht haben mußte. Endlich ließ Jagienka sich vernehmen:

„Die Gerechtigkeit Gottes nimmt ihren Lauf. Wir haben nicht einmal das Recht, ihm ein „Herr, gieb ihm den ewigen Frieden“ nachzurufen, denn für seine Verbrechen giebt es kein Erbarmen.“

„Ihr habt dennoch Barmherzigkeit an ihm geübt, denn Ihr habt ihn begraben lassen,“ entgegnete der Böhme.

Dann fuhr er zögernd fort:

„Die Menschen sagen, — bah! es sind wohl eigentlich nur Hexen und Zauberer, die das sagen, — daß der Strick oder Riemen, an welchem sich einer aufgehängt hat, demjenigen, der ihn bei sich trägt, in allen Dingen Glück bringt. Ich mochte aber Siegfrieds Riemen nicht mitnehmen, denn für Euch möchte ich das Glück nicht von einem Zauberer, sondern von unserem Herrn Jesus Christus erwarten.“

Jagienka antwortete nicht gleich auf diese Worte; erst nach einer langen Pause seufzte sie tief und sprach wie für sich:

„Hej! mein Glück liegt nicht vor mir, sondern hinter mir!“

5. Kapitel.

Neun Tage nach der Abreise Jagienkas erreichte Sbyschko die Grenze Spychows; aber Danuscha war dem Tode so nahe, daß Sbyschko fast ganz die Hoffnung aufgab, sie lebend zu ihrem Vater zu bringen. Gleich am Tage seines Aufbruchs mit Danuscha von dem Kohlenmeiler, damals, als sie das erste Mal irre geredet, hatte er schon bemerkt, daß nicht nur ihr Verstand zerrüttet war, sondern sie auch irgend einer Krankheit verfallen schien, welcher dieser abgemagerte, durch Qual und Abgeschiedenheit im Gefängnis, sowie durch die Anstrengungen der Reise geschwächte Körper wohl kaum würde Widerstand leisten können. Vielleicht hatte der Lärm, den der Kampf Sbyschkos und Matschkos mit Arnold und Siegfried verursacht hatte, das Maß des Schreckens bei Danuscha vollends gefüllt, vielleicht war damals die böse Krankheit erst ausgebrochen, die sie bis jetzt noch keinen Augenblick verlassen hatte. Im Grunde genommen war ihre Besinnungslosigkeit während der Reise, die durch den gräßlichen Urwald unter unbeschreiblichen Mühsalen zurückgelegt worden war, ein Glück, denn sie hatte nichts von den Gefahren und Mühsalen gemerkt, die ihr Retter zu bestehen gehabt; wie eine Tote war sie bis hierher gebracht worden. Nachdem die wilden Wälder hinter ihnen lagen und die Reisenden die bäuerlichen und adligen Ansiedlungen Masowiens erreicht hatten, waren auch die Gefahren und Mühsale vorüber. Als die Menschen hier erfuhren, daß ein Kind Masowiens, die Tochter Jurands, deren Geschick in aller Munde

war, von dem Ritter und seinen Knechten in ihre Heimat gebracht wurde, wetteiferten sie miteinander in Dienst- und Hilfeleistungen. Man stellte willig Vorräte von Lebensmitteln, frische Pferde und was man sonst hatte, den Reisenden zur Verfügung. Alle Thore und Thüren öffneten sich ihnen, Sbyschko hatte nicht mehr nötig, Danuschas Sänfte von Pferden tragen zu lassen, denn kräftige Jünglinge boten freudig ihre Schultern dar und trugen sie von Dorf zu Dorf, so sorgfältig und behutsam, als ob eine Heilige in der Sänfte ruhe. Die Weiber umgaben Danuscha mit der zartesten Pflege, die Männer griffen zähneknirschend zu ihren Waffen, wenn sie hörten, welches Unrecht und welche Mißhandlungen Jurand und seiner Tochter widerfahren waren, um Sbyschkos Gefolge zu vergrößern und Rache mit „Zinsen" zu üben, wie sie zu sagen pflegten, denn dem haßerfüllten Geschlecht genügte es nicht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Aber Sbyschko dachte vorläufig nicht an Vergeltung, nur an die Erhaltung Danuschas. Er schwankte fortwährend zwischen leisem Hoffen und gänzlicher Verzweiflung, je nachdem die Kranke sich wohler befand, oder ihr Zustand sich verschlimmerte. Am Anfang der Reise hatte ihm das abergläubische Gefühl keine Ruhe gelassen, daß der Tod ihnen auf Schritt und Tritt folge, überall auflauere und nur auf einen geeigneten Augenblick warte, um sich auf Danuscha zu werfen und das schwache Lebensflämmchen auszulöschen. Dieser Aberglaube nahm besonders in schlaflosen, finsteren Nächten fast greifbare Gestalt an; er sah das Totengespenst so deutlich hinter Danuschas Sänfte herschreiten, daß er sich oft versucht fühlte, den Säbel zu ziehen und ihm im verzweifelten Kampfe ihr Leben abzuringen. Je näher sie an Spychow kamen, desto schlimmer wurde dieses Angstgefühl. Das Totengespenst schlich nicht mehr hinter dem Zuge her, es befand sich mitten zwischen ihnen, er empfand den eisigen Hauch, den es um sich verbreitete; er ließ mutlos Kopf und Hand sinken, denn er fühlte sich machtlos ihm gegenüber. Ein Schmerz bemächtigte sich seiner, so grenzenlos und tief, wie das weite, tiefe Meer. Seine Seele stöhnte, sein Herz drohte zu springen, wenn er seine Geliebteste so leiden, so daliegen sah und sich immer wieder sagen mußte: „Also darum habe ich Dich geliebt, verloren, wiedergefunden und den Feinden abgerungen, daß ich Dich der kalten Erde übergeben muß und Dich nie, nie wiedersehen darf?" Er betrachtete lange ihre von der Fieberhitze glühenden Wangen, die halboffenen, glanz-

losen Augen und frug dann: „Willst Du mich wirklich verlassen? Thut es Dir nicht leid, von mir zu gehen?“ Und die Verzweiflung packte ihn mit glühenden Zangen, er hätte rasen mögen gegen das Schicksal, das ihn so tief beugte und dem er machtlos gegenüberstand. In solchen Stunden glaubte er, daß auch er den Verstand verlieren, daß seine Brust von dem gräßlichen Schmerz zerspringen werde, der sich so gern in Thränen Luft gemacht hätte und nicht konnte, weil die Thränen versiegt waren. Wäre Siegfried von Löwe mit im Zuge gewesen, er hätte ihn trotz seines Versprechens in Stücke gerissen, wie ein wildes Tier. Als er mit Danuscha bis zu dem Jagdhause vorgedrungen war, wollte er mit ihr dort bleiben. Aber im Frühjahr war das Jagdhaus öde und leer. Von den zurückgebliebenen Waldwärtern hatte er zudem erfahren, daß das Fürstenpaar zum Besuch des fürstlichen Bruders Siemowit nach Plozk gegangen war. Er verwarf daher seinen Plan, nach Warschau zu reisen, wo er bei dem fürstlichen Leibarzt Rettung für Danuscha zu finden hoffte. Nun mußte er sein Liebstes direkt nach Spychow bringen, und dieser Gedanke war ihm schrecklich; ihm war, als würde nur ihr Leichnam in das Haus ihrers Vaters Einzug halten.

Da, nur wenige Wegstunden von Spychow entfernt, fiel wieder ein Fünkchen Hoffnung in sein zerrissenes Herz. Die Wangen Danuschas wurden blasser, ihre Augen verloren die Starrheit des Fiebers, der Atem wurde gleichmäßiger und ruhiger. Sbyschko hatte die Veränderung in ihrem Zustande sofort bemerkt. Nachdem er sie längere Zeit beobachtet hatte, befahl er, Halt zu machen, um ihr Erholung und Ruhe zu gönnen. Sie befanden sich noch etwa eine Meile von Spychow entfernt. Rings in der Runde war keine menschliche Wohnstätte zu sehen, der Weg zog sich zwischen Feldern und Waldwiesen hin und ein großer Feldbirnbaum spendete reichen Schatten. Die Knechte stiegen von den Pferden und nahmen ihnen das Zaumzeug ab, damit sie leichter die Gräser fassen konnten. Die beiden Dienerinnen Danuschas, die man gemietet hatte, und die Jünglinge, welche sie trugen, hatten sich, ermüdet von der großen Hitze und der Anstrengung, in den Schatten hingestreckt und waren eingeschlafen. Sbyschko allein wachte bei der Sänfte; er hatte sich auf die aus der Erde hervorragenden Wurzeln des Baumes gesetzt und blickte die Kranke unverwandt an.

Sie lag mit geschlossenen Augen in der Stille des Mittags regungslos da; doch wollte es Sbyschko scheinen, als schliefe sie

nicht. Sie zuckte leicht zusammen, als vom anderen, entlegenen Ende der Wiese her, der dort mit dem Mähen des Grases beschäftigte Bauer seine Sense zu wetzen begann. Eine Sekunde lang öffnete sie die Augen, schloß sie aber gleich wieder. Ihre Brust hob sich unter einem tiefen Atemzuge und der Mund flüsterte kaum hörbar die Worte:

„Es duftet nach Blumen!“

Das waren seit ihrem Wiederfinden die ersten verständigen Worte, denn der Luftzug trug von der durch die Sonne erhitzten Wiese wirklich einen Duft von Gras, Honig und Kräutern herüber. Sbyschkos Herz erzitterte vor Glückseligkeit. Im Gefühl dieser Freude hätte er sich ihr fast zu Füßen geworfen, aber noch rechtzeitig kam ihm der Gedanke, daß er sie erschrecken könnte; er kniete also langsam neben der Sänfte nieder und rief leise: „Danuscha! Danuscha!“

Sie öffnete die Augen wieder, betrachtete ihn eine Weile aufmerksam, dann erhellte ein Lächeln ihre Züge und ähnlich wie damals in der Köhlerhütte, aber bedeutend klarer, sprach sie seinen Namen: „Sbyschko! . . .“

Dabei versuchte sie die Arme zu ihm zu erheben, doch ihre große Schwäche hinderte sie daran. Er legte seine Arme um sie mit so sanfter Rührung, als hätte er ihr für eine unermeßliche Gnade zu danken.

„Bist Du aufgewacht?“ sprach er. „O, Gott sei gelobt . . . Gott . . .“

Die Stimme brach ihm; er konnte nicht weiter sprechen — sie blickten sich lange stumm an. Ein leichter Luftzug, der leise in den Blättern des Birnbaumes säuselte, trug immer neue Duftwellen zu ihnen herüber, die Grillen zirpten in den Gräsern und aus der Ferne drang leise der Gesang des Mähers bis an ihr Ohr.

Der Blick Danuschas wurde immer klarer. Sie lächelte noch immer; sie sah aus wie ein Kind, das einen Engel schaut. Allmählich trat in ihre Augen und in ihre Züge ein Ausdruck von Verwunderung.

„Wo bin ich?“ frug sie.

Sbyschkos Munde entrang sich ein ganzer Schwarm kurzer, abgerissener Antworten; seine Freude mußte sich Luft machen, er wäre sonst erstickt.

„Du bist bei mir! Dicht bei Spychow! Wir fahren zum Väterchen! Dein Elend hat ein Ende! O, Danuscha, meine Danuscha! Ich habe Dich gesucht, gefunden. Du bist nicht

mehr in der Gewalt der Deutschen. Fürchte nichts! Wir sind bald in Spychow! O, so viele Thränen! So viele Schmerzen, Danuscha! ... Alles ist jetzt vorüber! Alles ist gut! Nichts als Glückseligkeit vor uns! ... Ach, wie habe ich Dich gesucht! Wie bin ich herumgewandert! ... O, starker Gott! Hej! ..."

Er stöhnte förmlich, so tief seufzte er. Es war, als habe er mit einemmal alle Schmerzen, alle Lasten von seiner Brust gewälzt.

Danuscha lag still in Gedanken versunken da; sie schien sich auf etwas besinnen, etwas überlegen zu wollen. Endlich frug sie: „Du hattest mich also nicht vergessen?"

Dabei rannen ihr ein paar Thränen an den Wangen herab auf das Kopfkissen.

„Ich hätte Dich vergessen sollen?" rief Sbyschko.

In diesem gedämpften Aufschrei lag mehr überzeugende Kraft, als Schwüre und Versicherungen enthalten konnten. Hatte er Danuscha doch von dem Augenblick an geliebt, da er sie zum erstenmal gesehen; durch die Schicksalsschläge, die ihn von ihr getrennt, war sie ihm über alles teuer geworden.

Wieder war tiefe Stille eingetreten; nur der Mann drüben hatte aufgehört zu singen, er wetzte von neuem seine Sense.

Die Lippen Danuschas bewegten sich wieder, aber sie flüsterte so leise, daß Sbyschko nicht hören konnte, was sie sagte; er beugte sich also tief über sie und frug zärtlich:

„Was sagst Du, kleine, süße Beere?"

Und sie wiederholte:

„Es duftet nach Blumen! ..."

„Wir sind in der Nähe einer Wiese," antwortete Sbyschko, „doch bald werden wir weiterfahren ... zum Väterchen, der auch frei von der Gefangenschaft ist. Du bleibst mein bis zum Tode. Hörst Du mich gut? Kannst Du mich verstehen?"

Eine furchtbare Unruhe erfaßte ihn plötzlich, denn er bemerkte, daß ihr Gesicht immer bleicher wurde und kleine Schweißperlen dicht auf Stirn und Wangen hervortraten.

„Was ist Dir?" frug er angstvoll. Und er fühlte, wie ihm die Haare zu Berge standen und ein Frösteln über seinen Rücken lief.

„Was ist Dir? Sprich!" wiederholte er zärtlich.

„Es wird finster!" flüsterte Danuscha.

„Finster?" frug Sbyschko. „Die liebe Sonne scheint ja, und Du sagst, es wird finster? Du warst ja soeben noch ganz vernünftig! Im Namen Gottes! Sprich nur ein Wort."

Noch einmal bewegte Danuscha die Lippen, aber sie vermochte nicht einmal mehr zu flüstern. Sbyschko erriet nur, daß es sein Name war, den sie sagen wollte, daß sie ihn rief. Dann begannen ihre mageren Hände an der Decke zu zupfen, mit der sie zugedeckt war. Das währte ein Weilchen; es konnte ihn nichts mehr täuschen, es war kein Zweifel — sie lag im Verscheiden!

Und Sbyschko begann im Schmerz der Verzweiflung sie zu rufen, zu bitten und anzuflehen, als hätte das etwas nützen können: „Danuscha! Barmherziger Jesus! . . . Warte doch bis nach Spychow! Jesu! Jesu! Jesu!“

Von diesen Rufen erwachten die Dienerinnen, die Knechte, welche in der Nähe auf der Wiese die Pferde weideten, kamen herzugeeilt. Sie alle errieten auf den ersten Blick, was vorging, sie knieten nieder und fingen an, die Litanei für Sterbende laut zu beten.

Das Lüftchen hatte zu säuseln aufgehört, kein Blatt am Baume regte sich mehr, nur die Worte des Gebetes hallten durch die Mittagsstille des Frühlingstages. Kurz vor dem Ende der Litanei öffnete Danuscha noch einmal die Augen, als wolle sie Sbyschko und die schöne, sonnige Welt mit einem letzten Blick umfassen, dann entschlief sie sanft zum ewigen Schlaf.

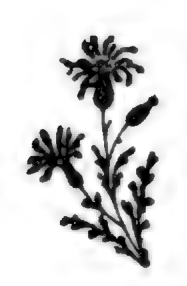
* *
*

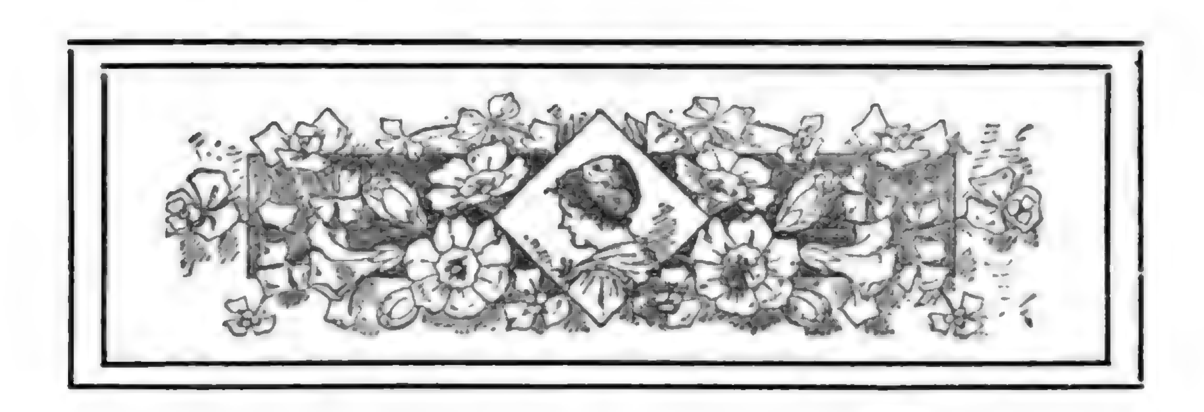
Die Dienerinnen drückten ihr die Augen zu, dann gingen sie auf die Wiese, um Blumen zu holen. Die Knechte folgten ihrem Beispiel — und wie Feldgeister schlichen sie nun auf der Wiese umher, sich abwechselnd bückend und aufrichtend, unter heißen Thränen Blumen sammelnd, denn auch sie hatten die Herrin nach ihrer Weise geliebt. Sbyschko kniete neben der Sänfte. Er hatte den Kopf auf Danuschas Kniee gelegt und verharrte regungslos, selbst wie ein Toter, während jene bald weitere, bald nähere Kreise um ihn zogen, und goldgelbe Schmirgel, weiße und blaue Glockenblumen, die zahlreich blühenden roten Pechnelken und den weißen, nach Honig duftenden Knöterich sammelten. In feuchten Einsenkungen fanden sie auch Feldlilien, und auf dem Raine neben dem Brachfelde Ginster. Als sie die Arme voll Blumen hatten, da umringten sie mit traurigen Gesichtern die Sänfte und begannen sie auszuschmücken. Der Körper der Verstorbenen wurde ganz mit Blumen bedeckt, nur das Gesicht wurde freigelassen, und dieses sah, umgeben

von einem Kranze von Lilien und Glockenblumen, aus, wie das eines schlafenden Engels.

Es war nicht mehr weiter als eine Meile bis nach Spychow. So nahmen denn die Jünglinge, nachdem alle zahlreiche Thränen vergossen hatten, die Sänfte auf und trugen sie den Wäldern zu, welche bereits auf Spychower Boden standen. Die Knechte führten die Pferde nach; Sbyschko selbst trug die Sänfte am Kopfende, die Dienerinnen schritten, die übrig gebliebenen Blumen auf den Armen, der Sänfte voraus, und sangen fromme Lieder. So zogen sie langsam, wie eine Trauerprozession, zwischen Wiese und Brachacker dahin.

Am blauen Himmel stand kein Wölkchen und die ganze Welt strahlte im warmen Sonnenglanze.





6. Kapitel.

Der Zug war jetzt an der Grenze der Spychower Wälder angelangt, wo Tag und Nacht die bewaffneten Knechte Jurands Wache hielten. Der eine von ihnen sprengte davon, um den alten Tolima und den Probst Kaleb zu benachrichtigen, die anderen führten den Zug auf schmalem, gewundenem Hohlwege, der später in einen bequemen, breiten Waldweg mündete, bis zu der Stelle, wo der Wald aufhörte, und das mit Riedgras und Gestrüpp bewachsene, feuchte, haltlose Moor anfing, hinter welchem auf einer mäßigen Erhöhung die Burg Spychow lag. Hier erkannten die Leidtragenden, daß die Trauernachricht schon nach Spychow gelangt war, denn der Zug hatte kaum den Wald verlassen, als auch schon die Glocken der Burgkapelle zu läuten begannen. Gleich darauf gewahrten sie eine stattliche Anzahl Männer und Weiber, die ihnen von der Burg her entgegenkamen. Als die Versammlung noch etwa zwei bis drei Bogenschüsse weit entfernt war, konnten sie schon die Menschen unterscheiden. Voran schritt, von Tolima geführt, mit dem Stocke vor sich hertastend, Jurand selbst. Er war deutlich an seinem hohen Wuchs, den roten Augenhöhlen und den bis auf die Schultern herabwallenden weißen Haaren zu erkennen. Neben ihm schritt in weißem Chorhemd, das Kruzifix in der Hand, der Probst Kaleb, hinter ihnen trug man die Fahne mit dem Wappen und Farben Jurands, begleitet von den Kriegern Spychows, und zuletzt kamen die Weiber mit Schleiern um den Kopf und die Mädchen mit aufgelösten Haaren. Den Zug

schloß ein Wagen, der dazu bestimmt war, die sterblichen Ueberreste der Verschiedenen aufzunehmen.

Als Sbyschko den Ritter Jurand erblickte, ließ er die Sänfte, die er bis hierher am Kopfende mit getragen hatte, hinstellen. Dann schritt er auf den Vater Danuschas zu und rief mit einer Stimme, wie nur der bitterste Schmerz und die höchste Verzweiflung sie annehmen konnte:

„Ich habe sie gesucht, bis ich sie gefunden und den Feinden abgerungen habe; sie aber wollte lieber in den Himmel zu Gott, als nach Spychow.“

Der Schmerz überwältigte ihn vollends. Ganz gebrochen lehnte er sich an die Brust Jurands, schlang seine Arme um den Hals dieses unglücklichen Mannes und stöhnte:

„O Jesus! O Jesus! O Jesus!“

Bei diesem Anblick stieg die Empörung in den Herzen der bärtigen Krieger auf. Sie schlugen mit ihren Lanzenschäften an ihre Schilde, da sie nicht wußten, wie sie sonst ihrem Schmerz und ihrer Rachelust hätten Ausdruck geben sollen. Die Weiber erhoben ein Klagegeschrei, indem sie ihre Schürzen an die Augen führten oder ihre Köpfe ganz und gar damit umhüllten, riefen sie:

„Hej! Herzeleid! O, Kummer! Du bist zur Freude eingegangen und hast uns im Schmerz zurückgelassen. Der Sensenmann hat Dich abgemäht, der Knochenmann Dich fortgeholt — Hej! Hej!“ Andere legten den Kopf tief in den Nacken und klagten: „Hat es Dir nicht bei uns gefallen, Du zarte Blume? Dein Vater ist in tiefer Betrübnis hier zurückgeblieben, während Du in Gottes Garten wandelst — Hej! Hej!“ Andere endlich machten der Toten Vorwürfe darüber, daß sie kein Erbarmen mit den Thränen des Vaters und des Gatten habe. Das alles wurde halb gesprochen, halb gesungen, denn jenes Volk verstand seiner Trauer nicht in anderer Weise Ausdruck zu geben.

Nachdem Jurand sich der Umarmung Sbyschkos endlich entzogen hatte, tastete er mit seinem Stocke vor sich her, zum Zeichen, daß er zu Danuscha wollte. Da nahmen Tolima und Sbyschko ihn unter den Armen und führten ihn zu der Sänfte. Er kniete neben den sterblichen Ueberresten seines Kindes nieder, betastete mit seiner Hand die Stirn, das Gesicht und die Arme, bis zu den auf der Brust gefalteten Händen Danuschas, nickte ein paarmal mit dem Kopfe, als wolle er sagen: „Sie ist es, — Danuscha, keine andere“ — er hatte sein Kind erkannt. Dann legte er seinen linken Arm um sie und streckte den rechten ohne

Hand empor zum Himmel. Die Anwesenden verstanden diese stumme Anklage, welche lauter sprach, als jede laute Klage. Sbyschko, dessen Gesicht wieder ganz erstarrt war, kniete an der anderen Seite der Sänfte, ähnlich einem Bilde von Stein; es war so still ringsumher, daß man die Grillen zirpen und jedes vorüberfliegende Insekt summen hörte. Endlich besprengte der Probst Kaleb den Leichnam, Sbyschko und den Ritter Jurand mit geweihtem Wasser und stimmte das „Requiem aeternam!“ an. Nach Beendigung dieses Liedes betete er laut. Die Menschen glaubten die Stimme eines Propheten zu hören, als er flehte: „Die Qualen dieses unschuldigen Kindes mögen der Tropfen sein, der den Kelch der göttlichen Gerechtigkeit anfülle bis zum Rande, Strafe, Zorn und Elend am Tage des letzten Gerichts heraufbeschwörend!“

Dann brachen sie nach Spychow auf. Aber man legte Danuscha nicht auf den Wagen, sondern die Jünglinge trugen die blumengeschmückte Sänfte dorthin. Die Glocke läutete immerzu und es schien, daß ihr Ton die Wanderer einlud, ihm nachzugehen, und sie leisteten ihm Folge, indem sie immerfort singend den breiten Weg entlang der prachtvollen goldenen Abendröte entgegen schritten, als wolle die selige Herrin sie hineinführen in den Glanz ewigen Lichtes. Es war schon gegen Abend; die Herden kehrten eben von den Feldern heim, als der Zug die Veste erreichte. Auf Anordnung des Probstes mußten sieben Jungfrauen die Nacht über bei Danuscha wachen und abwechselnd die Litanei beten, bis der Morgen graute. Auch Sbyschko hatte sein totes Weib nicht verlassen, und als mit dem Beginn des Tages der Sarg fertig gezimmert war, da legte er sie selbst hinein. Der Sarg war von geschickten Handwerkern aus einem Eichenbaum gezimmert; am Kopfende, da, wo das Gesicht zu liegen kam, hatten sie in den Deckel eine Scheibe von goldgelbem Bernstein eingesetzt. Jurand war nicht zugegen; es gingen seltsame Dinge mit ihm vor. Gleich nach der Rückkehr in die Burg hatte ihn die Kraft in seinen Beinen verlassen und als man ihn auf das Lager gebracht, hatte er schon die Bewegung der Gliedmaßen und die Besinnung verloren, — er wußte nicht mehr, wo er sich befand. Umsonst bemühte sich der Probst Kaleb, das Bewußtsein in ihm wieder zu wecken, umsonst frug er den Leidenden, was ihm sei, Jurand hörte und verstand nichts. Auf dem Rücken liegend, die Lider von den leeren Augenhöhlen zurückgeschlagen, lag er da. Sein Gesicht war verklärt und von einer unendlichen Glückseligkeit

durchleuchtet; er bewegte die Lippen, als ob er mit jemandem spräche. Der Probst und Tolima glaubten, daß Jurand sich mit der verklärten Tochter unterhalte. Sie glaubten auch, daß er seinem Kinde folgen werde und mit den Augen seiner Seele bereits die ewige Seligkeit schaue, aber hierin täuschten sie sich. So teilnahmlos und lächelnd verbrachte er Woche um Woche, und als Sbyschko mit dem Lösegelde für Matschko abreiste, verließ er den Greis noch lebend.

7. Kapitel.

Sbyschko wurde nach dem Tode Danuschas nicht bettlägerig, aber er ging umher wie ein Schlafwandelnder. Während der ersten Tage war es so schlimm nicht; rastlos lief er von einem Ort zum anderen, sprach und erzählte viel von seiner verstorbenen Gemahlin, besuchte den Ritter Jurand und saß stundenlang bei ihm. Er erzählte dem Probst auch, daß der Ohm Matschko in Gefangenschaft geraten sei, und beratschlagte mit ihm, auf welche Weise am leichtesten auszukundschaften wäre, wo er sich befand. Sie beschlossen, den Tolima nach Preußen, bis nach Marienburg, zu schicken; er sollte nachforschen, wo der alte Ritter zu finden sei, sollte ihn auslösen, indem er das für ihn und Sbyschko vereinbarte Lösegeld an Arnold von Baden und seinen Bruder auszahlte. In der Spychower Schatzkammer fehlte es nicht an Silber, welches Jurand entweder erwirtschaftet oder erobert hatte, und der Probst war der Meinung, daß die Kreuzritter, zufrieden mit dem reichen Lösegelde, den alten Ritter bald freigeben und nicht darauf bestehen würden, daß der junge Ritter sich persönlich stelle.

„Reite von hier nach Plozk," sprach der Probst zu dem alten Tolima, „und laß Dir vom Fürsten Siemowit einen Geleitsbrief ausstellen, sonst beraubt Dich der erste beste Komtur Deines Geldes und setzt Dich in ein Loch."

„Bah! ich kenne sie ja," antwortete Tolima. „Sie verstehen auch diejenigen zu berauben, die im Besitz von Geleitsbriefen sind."

Er reiste ab. Bald darauf aber bedauerte der Probst doch, daß er nicht den jungen Ritter selbst auf die Reise geschickt hatte. Er hatte befürchtet, daß Sbyschko durch das Erlebte verwirrt und gereizt, sich nicht genug beherrschen würde, um seine Wut gegen die Kreuzritter ganz zu bemeistern; er konnte Streit mit ihnen anfangen und sich dadurch in Gefahr begeben. Auch wußte der Probst Kaleb, daß es dem jungen Ritter sehr schwer fallen würde, sich sogleich, noch im ersten Schmerz, von dem Sarge zu trennen, der die Ueberreste des von ihm geliebtesten Wesens barg. Zudem waren die Kräfte Sbyschkos von der schrecklichen und schmerzvollen Reise von Gotteswerder hierher so vollständig erschöpft, daß es dem Probste nicht ratsam schien, ihn schon wieder neuen Anstrengungen auszusetzen. Bald jedoch bedauerte er, auf alles das Rücksicht genommen zu haben, denn das Leben wurde Sbyschko von Tag zu Tag mehr eine Last. Das war kein Wunder! Seit vielen Monaten war sein Leben eine Kette von außerordentlichen Mühen, Anstrengungen und Entbehrungen gewesen; bis zu Danuschas Tode war er unaufhörlich von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg gezogen, um sie zu suchen. Er hatte gekämpft, gefochten und um sie gestritten, bis er sie den Feinden abgerungen. Dann hatte er sie durch die schreckliche Wildnis bis hierher, an die Schwelle ihres Vaterhauses, gebracht. Und nun? Der Faden, der ihn mit der Welt verknüpfte, war plötzlich abgerissen. Sein geliebtes Weib, seine Gemahlin, war tot, ihm war nichts geblieben als die Erinnerung an all das Schreckliche, und er mußte sich sagen, daß all sein Ringen, Suchen und Entbehren nutzlos gewesen, daß er sie nun doch verloren, auf ewig.

Ein großer Teil seines Lebens, die Hoffnung, die Liebe, alles war dahin; geblieben war ihm nur das leere „Nichts“. Ein jeder freute sich des „Morgen“ — ein jeder machte Pläne, baute auf die Zukunft — ihm war das „Morgen“, die Zukunft einerlei. Er sprach genau dieselben Worte, er hatte genau dasselbe Empfinden wie Jagienka: „Mein Glück liegt hinter mir, nicht vor mir!“ Um das Maß vollzumachen, wuchs sein Schmerz um Danuscha, seine Sehnsucht nach ihr ins Unermeßliche. Ratlosigkeit, Elend und eine gräßliche Leere und Oede bemächtigten sich seiner, der Gram erfüllte sein Herz so sehr, daß für nichts anderes mehr Raum darin war. Er hegte und pflegte ihn, lebte mit und in ihm und wurde fühllos gegen alles andere; in sich gekehrt wandelte er wie ein Träumender umher, ohne zu bemerken, was um ihn herum geschah. Sein Körper und

sein Geist verloren allmählich die Spannkraft; seine Elastizität, seine gute Haltung schwanden, seine Bewegungen wurden schwerfällig, sein Blick trübe. Sbyschko konnte tagelang in der Gruft am Sarge Danuschas oder auf dem Burgsöller sitzen, wo er den fröstelnden Körper den warmen Strahlen der Sonne aussetzte. Oft war er so sehr in seine Gedanken versunken, daß er nicht antwortete, wenn er gefragt wurde. Der Probst Kaleb, welcher Sbyschko sehr lieb gewonnen hatte, wurde besorgt um ihn; er fürchtete, daß der Gram an ihm fressen könnte, wie der Rost am Eisen — bis es schlecht wird, und er dachte traurig, daß es vielleicht besser gewesen wäre, ihn fortzuschicken, wäre es auch nur mit dem Lösegeld zu den Kreuzrittern. Da der gute Probst niemanden hatte, gegen den er sich aussprechen konnte, wie den Küster, so teilte dieser auch seinen Kummer um Sbyschko.

„Es thut not,“ sagte der Probst eines Tages zu dem Küster, „daß irgend ein Ereignis den jungen Herrn rüttelt, wie der Sturm den Baum, sonst geht er zu Grunde.“

Und der Küster stimmte ihm ehrfurchtsvoll bei, indem er als Beispiel anführte, daß man einen, der einen Knochen verschluckt hat, auch nur dadurch retten könne, wenn man ihm einen kräftigen Stoß in den Rücken versetzt.

Nun wollte zwar ein erschütterndes Ereignis nicht eintreten, dafür kam einige Wochen später ganz unerwartet Herr de Lorche in Spychow an. Sein Anblick übte auf Sbyschko doch einen erschütternden Eindruck aus, denn er erinnerte ihn an seinen Zug nach der Smudz und an den Kampf um Danuscha. Herr de Lorche selbst berührte absichtlich diesen für den jungen Ritter so schmerzlichen Gegenstand. Als er durch den Probst von dem Unglück Sbyschkos unterrichtet wurde, da hatte er den Beschluß gefaßt, den Schwermütigen dem Leben wieder zu gewinnen. Er ging mit ihm an den Sarg Danuschas, betete dort mit ihm, plauderte unaufhörlich von der Dahingeschiedenen, und da er ein guter Lautenspieler und Sänger war, so dichtete er ein Lied über Danuschas Leiden, setzte es in Musik und sang nachts vor dem Gitter zur Gruft so wehmütig und traurig, daß Sbyschko, obgleich er die Worte gar nicht verstand, doch von der Musik so gerührt wurde, daß er plötzlich in ein herzbrechendes Schluchzen und Weinen ausbrach und bis zur Morgendämmerung bittere Thränen vergoß. Ermüdet von dem vielen Weinen, dem Gram und den schlaflosen Nächten verfiel er in einen tiefen Schlaf, und als er aus diesem erwachte, schien er bedeutend erleichtert,

denn er sah frischer und lebhafter aus als vorher. Er freute sich nun auch erst über die Ankunft des Herrn de Lorche, und dankte ihm, daß er hergekommen war; darauf begann er ihn auszufragen, von wem er sein, Sbyschkos, Unglück erfahren.

De Lorche antwortete ihm durch den Probst Kaleb, daß er den Tod Danuschas erst in Lautenburg von dem alten Tolima erfahren habe, den er als Gefangenen des dortigen Komturs gesehen. Er sei damals aber schon unterwegs nach Spychow gewesen, um sich Sbyschko als Gefangener zu stellen.

Die Nachricht von der Gefangennahme Tolimas machte auf Sbyschko und den Probst einen großen Eindruck. Beide begriffen, daß das Lösegeld für Matschko verloren war, denn es gab keine schwierigere Sache in der Welt, als einmal eingestrichenes Geld den Kreuzrittern wieder abzunehmen. Es blieb Sbyschko nichts übrig, als sich selbst noch einmal mit der gleichen Summe auf den Weg zu machen.

„Wehe!" rief er. „Da sitzt nun der alte Ohm und wartet und denkt, ich hätte ihn vergessen! Ich muß mich beeilen, zu ihm zu kommen."

Dann wandte er sich an de Lorche.

„Wißt Ihr, wie es gekommen ist?" frug er. „Wißt Ihr, daß der gute Alte in den Händen der Kreuzritter ist?"

„Ich weiß," antwortete der Lothringer, „denn ich sah ihn in Marienburg. Das ist auch der Grund, weshalb ich hergekommen bin."

„Wir haben thöricht gehandelt," klagte der Probst Kaleb, „wir hatten ganz den Kopf verloren . . . Ich habe mehr von Tolimas Klugheit erwartet. Warum hat er sich denn keinen Geleitsbrief in Plozk geholt; so ohne jeden Ausweis unter diese gefährlichen Menschen zu gehen, ist allzu waghalsig."

Der Ritter de Lorche zuckte die Achseln.

„Was machen sie sich aus Geleitsbriefen! Haben denn die beiden masowischen Fürsten, der in Plozk und der Eurige, nicht genug Unbill von ihnen zu erdulden? An der Grenze finden unaufhörlich Schlägereien und Ueberfälle statt — denn auch Eure Landsleute schenken ihnen nichts. Jeder Komtur, ja jeder Schloßvogt thut was er will und in der Habgier übertrifft immer einer den anderen . . ."

„Umsomehr hatte Tolima nötig, nach Plozk zu gehen, ehe er nach Preußen reiste," sprach der Probst.

„Er wollte es auch thun. Man hat ihn auf dem Wege dahin aus einer Grenzherberge entführt und man hätte ihn

sicherlich des Lebens beraubt, wenn er ihnen nicht gesagt hätte, daß er Gelder an den Komtur von Lautenburg abzuliefern habe. Damit hat er sich gerettet, aber der Komtur hat jetzt Zeugen, daß Tolima gesagt hat, das Geld sei für den Komtur bestimmt."

„Und der Ohm, wie geht es ihm? Befindet er sich in guten Händen? Ist er gesund?" frug Sbyschko.

„Er ist gesund," antwortete de Lorche. „Man ist in Marienburg sehr ergrimmt auf den „König" Witold, wie sie ihn nennen und auf alle diejenigen, die den Smudzern helfen. Der alte Ritter wäre längst ermordet, wenn er nicht so hohes Lösegeld brächte. Die beiden Ritter von Baden schätzen ihn aus diesem Grunde, endlich ist das Kapitel sehr um meinen Kopf besorgt, denn wenn sie mich opferten, würde sich die ganze Ritterschaft Flanderns, Gelderns und Burgunds gegen den Orden empören, denn Ihr wißt ja, ich bin ein Verwandter des Grafen von Geldern."

„Und warum sind sie dort um Euren Kopf in Sorge?" frug Sbyschko verwundert.

„Weil ich Euer Gefangener bin. Ich habe in Marienburg gesagt: „Wenn Ihr des alten Ritters Kopf nehmt, so wird der junge Ritter von Bogdaniez den meinigen nehmen!"

„Das wird er nicht! So wahr Gott mir helfe!" rief Sbyschko.

„Ich weiß, daß Ihr mich nicht töten werdet, aber sie fürchten es doch und darum ist der alte Herr bei ihnen in Sicherheit. Sie sagten mir zwar, daß auch Ihr ein Gefangener seid, daß Euch die Ritter von Baden nur auf Ehrenwort freigelassen, und daß ich nicht nötig habe, Euch mein Wort zu halten. Darauf habe ich ihnen geantwortet, daß Ihr frei waret, als Ihr mich gefangen nahmt. Und hier habt Ihr mich! So lange ich in Eurer Hand bin, werden sie weder Euch noch Eurem Ohm etwas zu Leide thun. Bezahlt den Rittern von Baden das Lösegeld und verlangt von mir doppelt so viel als Ihr jenen gebt oder, wenn es Euch beliebt, das Dreifache, bezahlen müssen sie es. Ich sage das nicht, weil ich mich für besser halte, als Ihr seid, sondern nur, um ihre Habgier zu strafen, die mir verächtlich ist. Ich hatte ehemals eine ganz andere Vorstellung von den Ordensbrüdern, aber sie und ihre Gastfreundschaft sind mir zum Ekel geworden. Ihnen noch länger zu dienen ist nicht meine Absicht; wahrscheinlich werde ich in das heilige Land gehen, um Abenteuer zu suchen."

„Vielleicht gefällt es Euch bei uns, Herr!“ sprach der Probst Kaleb. „Ich denke mir, Ihr bleibt bei uns, denn ich glaube nicht, daß jene ein Lösegeld für Euch zahlen werden.“

„Wenn sie es nicht thun, dann werde ich es,“ antwortete de Lorche. „Ich besitze ein bedeutendes Gefolge und mehrere schwer beladene Wagen. Das, was auf ihnen sich befindet, reicht hin . . .“

Der Probst Kaleb wiederholte dem jungen Herrn die Worte de Lorches, die jedenfalls an dem alten Matschko nicht spurlos vorübergegangen wären. Aber Sbyschko, dessen Herz nicht allzusehr an irdischen Gütern hing, entgegnete darauf:

„Bei meiner Ehre! So soll es zwischen uns nicht sein! Du warst mir immer wie ein lieber Bruder — ich nehme kein Lösegeld von Dir!“

Sie umarmten sich, und beide Ritter fühlten, daß ein neues, festes Band sich um sie geschlungen. De Lorche lächelte und sprach:

„Gut! Sei es denn. Nur dürfen es die Deutschen nicht erfahren, sonst verteuern sie Dir den Ohm auf unerhörte Weise. Sie werden das Lösegeld für mich zahlen, das ist gewiß, denn sie müssen fürchten, daß ich an allen Höfen ihre Thaten erzähle und alle Ritter warne, ihre Gastfreundschaft anzunehmen, da sie sich um niemanden mehr bekümmern, der in Gefangenschaft gerät, und wenn er ihnen ein noch so werter Gast ist. Nun geht es aber dem Orden gerade jetzt sehr darum, so viel Gäste als möglich zu bekommen, denn sie fürchten den Krieg mit Witold und noch mehr mit dem Könige von Polen.“

„So geschehe, wie Du willst!“ sprach Sbyschko. „Bleibe Du hier oder halte Dich in Masowien auf, wo es Dir gefällt, indessen ich nach Marienburg gehe, den Ohm auszulösen. Ich werde dort fürchterlich den Grausamen gegen Dich herauskehren.“

„Beim heiligen Georg, thue das!“ entgegnete de Lorche. „Zuvor jedoch höre, was ich Dir sage. Man spricht in Marienburg davon, daß der König von Polen und der Großmeister in Plozk, oder an der Grenze eine Zusammenkunft planen. Die Kreuzritter wünschen das sehr, denn sie wollen zu erforschen suchen, ob der König wirklich dem Fürsten Witold als Bundesgenosse beitritt, sobald jener ihnen um die Smudz den Krieg erklärt. Sie sind schlau wie die Füchse, aber an Witold haben sie ihren Meister gefunden. Der Orden fürchtet ihn besonders darum, weil er ganz unberechenbar ist und man niemals weiß, wessen man sich von ihm zu versehen hat. Im Kapitel

sagt man: „Er hat uns die Smudz überlassen, aber diese Ueberlassung hängt wie ein zweischneidiges Schwert über unseren Häuptern. Es bedarf nur eines Wortes von ihm, und der Aufstand ist da!“ Und so verhält es sich auch. Ich muß mich doch einmal an seinen Hof begeben; vielleicht findet sich dort für mich Gelegenheit, mit jemandem in die Schranken zu treten, außerdem hörte ich, daß die litauischen Frauen schön wie die Engel sind.“

„Wie Ihr also sagt, Herr, kommt der König von Polen nach Plozk?“ unterbrach der Probst Kaleb.

„Man sprach, wie gesagt, in Marienburg davon. Ich denke nun, es wäre am besten, wenn Sbyschko sich dem königlichen Hofe anschließen könnte. Der Großmeister wird um die Gunst des Königs werben. Es ist Euch ja bekannt, daß in der Not niemand demütiger ist, als die Kreuzritter. Sbyschko also soll sich dem Gefolge des Königs anschließen und seine Angelegenheit zur Sprache bringen; er soll über die Ungerechtigkeit der Kreuzritter einen großen Lärm schlagen. Seine Klage wird, in Gegenwart des Königs und der Krakauer Ritter vorgetragen, eine ganz andere Wirkung haben, als wenn er nach Marienburg ginge.“

„Der Rat ist ausgezeichnet! Beim Kreuze des Herrn! Ausgezeichnet!“ rief der Probst.

„Das ist er!“ bestätigte de Lorche. „Und die Gelegenheit ist günstig. Ich habe in Marienburg gehört, daß Gastmähler, Turniere und allerhand Schauspiele stattfinden sollen, denn die ausländischen Gäste wollen durchaus mit den Rittern des Königs in die Schranken treten. Sogar der Ritter Johann von Aragonien, der größte Ritter des Christentums, wird dort zugegen sein. Wißt Ihr, daß er Eurem Ritter Sawischa von Aragonien aus den Fehdehandschuh gesandt hat, damit keiner sagen könne, daß noch einer außer ihm in der Welt als der größte und tapferste gilt?“

Die Ankunft des Herrn de Lorche, sein Anblick, seine Erzählungen hatten Sbyschko so aus seiner schmerzlichen Versunkenheit aufgerüttelt, daß er mit Interesse den Neuigkeiten zu lauschen begann. Den Ritter Johann von Aragonien kannte er dem Namen nach, denn es war die Pflicht eines jeden Ritters jener Zeit, jeden Ritter der Nachbarländer zu kennen, und die Namen aller berühmten Ritter und Krieger zu wissen. Der Ruhm der aragonischen Ritter und Adligen, besonders des Ritters Johann, aber war weltberühmt. Kein Ritter hatte ihn

bisher bezwungen, die Mauren stoben beim bloßen Anblick seiner Waffen auseinander und die allgemeine Meinung machte ihn zum ersten Ritter des Christentums.

Als nun Sbyschko hörte, daß Johann von Aragonien an den Hof in Plozk kommen sollte, regte sich sein Ritterblut in ihm und er begann mit Interesse Fragen zu stellen:

„Er hat also den Sawischa, den Schwarzen, gefordert?“

„Es soll schon ein Jahr her sein, seit der Handschuh angekommen ist, und Sawischa den seinigen zurückgeschickt hat,“ antwortete de Lorche.

„Er wird also bestimmt herkommen?“

„Man sagt es; genaues weiß ich darüber nicht. Die Kreuzritter haben ihn schon seit langer Zeit eingeladen.“

„Gott lasse mich ihn schauen!“ rief Sbyschko.

„Ja, gebe es Gott,“ sprach de Lorche. „Denn selbst wenn Sawischa besiegt würde, was ja auch geschehen könnte, so wäre es immer noch eine Ehre für ihn, mit Johann von Aragonien gekämpft zu haben — bah! nicht nur für ihn, sondern für Eure ganze Nation.“

„Wir wollen sehen!“ sprach Sbyschko. „Ich sage nur, Gott gebe, daß ich den Ritter zu sehen bekomme.“

„Dem stimme ich bei!“ sagte de Lorche.

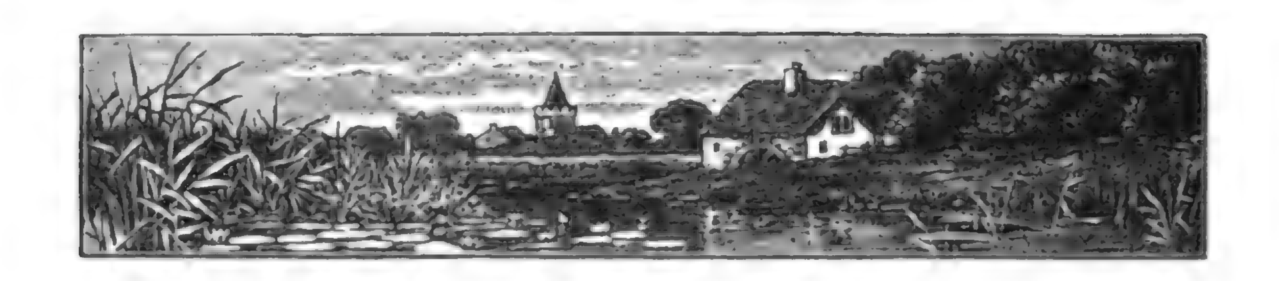
Aber ihr Wunsch sollte für dieses Mal nicht in Erfüllung gehen, denn die alten Chroniken berichten, daß der Zweikampf zwischen dem Ritter Sawischa und dem berühmten Johann von Aragonien erst mehrere Jahre später stattgefunden hat, und zwar in Perpignan, wo in Gegenwart des Kaisers Sigismund, des Papstes Benedikt des XIII., ferner des Königs von Aragonien, vieler Fürsten und Kardinäle, Sawischa, der Schwarze von Garbow seinen Gegner gleich beim ersten Anlauf mit der Lanze aus dem Sattel warf und einen glänzenden Sieg über ihn davontrug. Unterdessen freuten sich Sbyschko und de Lorche im stillen auf die Augenweide, die ihnen bevorstand, denn wenn auch wirklich Johann von Aragonien nicht mit unter den Gästen des Großmeisters war, so würde es trotzdem noch genug ritterliche Thaten zu sehen geben, die des Sehens wert waren; in Polen fehlte es nie an Streitern, die dem Sawischa wenig nachgaben, und unter den Gästen der Kreuzritter befanden sich immer etliche der berühmtesten französischen, englischen, burgundischen und italienischen Fechtmeister, die immer bereit waren, es mit jedem aufzunehmen.

„Höre,“ sprach Sbyschko zu Herrn de Lorche. „Ich sehne

mich nach dem alten Ohm Matschko, und es drängt mich, ihn so bald als möglich wieder frei zu sehen. Darum werde ich morgen mit Tagesanbruch nach Plozk aufbrechen. Ich sehe aber nicht ein, wozu Du hierbleiben sollst? Als mein Gefangener kannst Du mich begleiten und Dir den König und den Hof ansehen."

„Ich wollte Dich eben um diese Gunst bitten," antwortete de Lorche. „Es ist schon lange mein Wunsch, einmal Eure Ritter zu sehen. Außerdem hat man mir gesagt, daß die Damen des königlichen Hofstaates mehr den Engeln des Himmels als irdischen Geschöpfen gleichen sollen."

„Dasselbe oder ähnliches sagtest Du vor einem Weilchen von den Damen am Hofe des Fürsten Witold," konnte Sbyschko sich nicht enthalten, zu bemerken.



8. Kapitel.

Sbyschko machte sich bittere Vorwürfe, daß er in seinem Gram und Kummer den guten, alten Ohm hatte vergessen können, und da er von jeher daran gewöhnt war, niemals etwas zu verschieben, sondern einen einmal gefaßten Beschluß auch gleich auszuführen, so reiste er wirklich schon am nächsten Morgen samt dem Herrn de Lorche nach Plozk ab. Die an der Grenze entlang führenden Wege waren selbst in Friedenszeiten niemals ganz sicher, weil zahlreiche Räuberbanden und Wegelagerer, unter dem Schutze und Patronat der Kreuzritter stehend, ihre Raubzüge zu jeder Zeit ausführten und keinen Wanderer in Frieden ziehen ließen. Das war auch der Hauptgrund, weshalb König Jagiello so erbittert gegen die Kreuzritter war, denn sie beteiligten sich indirekt an diesen Raubzügen, indem sie ihren Knechten gestatteten, sich den Räuberbanden anzuschließen, und gewährten ihnen Schutz und Schirm, wenn der Raubzug geglückt war, während sie die Teilnehmer verleugneten, sobald diese in die Hände der Polen fielen, und sie ihrem Schicksal überließen.

Oft fielen Reisende in die Hände dieser Wegelagerer, noch öfter waren es die Bewohner der angrenzenden Ortschaften, die unter den Ueberfällen der Bauern zu leiden hatten, am eifrigsten aber bemühten sich die Räuber, Kinder reicher Leute in ihre Gewalt zu bekommen, für die sie dann ein hohes Lösegeld forderten und erhielten.

Die beiden jungen Ritter fürchteten diese Banden nicht; sie führten ein ansehnliches Gefolge mit sich, welches außer den

Wagenführern und Rosselenkern noch aus mehreren bewaffneten Knechten zu Pferde und zu Fuß bestand. So konnten sie sorglos ihre Reise antreten und kamen ohne Unfall und Abenteuer in Plozk an, wo ihrer gleich beim Eintritt in die Stadt eine Ueberraschung harrte.

Sie fanden in einer Herberge den alten Tolima, der am Tage vorher angekommen war. Er hatte sich durch die Flucht der Gefangenschaft bei den Kreuzrittern entzogen. Die näheren Umstände, die diese Flucht begünstigt hatten, waren folgende: Nach seiner Gefangennahme hatte der Schloßhauptmann von Lautenburg in Erfahrung gebracht, daß es dem Gefangenen gelungen war, angesichts der herannahenden Gefahr einen Teil der Schätze, die er mit sich führte, unweit Brodniza in einem Versteck unterzubringen. Er hatte ihn nun in die Burg von Brodniza überführen lassen, mit dem Auftrage an den Komtur, den Alten zu zwingen, ihm den Ort zu zeigen, wo das Geld versteckt sei. Tolima hatte diese Gelegenheit benutzt, zu entfliehen. Als die Ritter erstaunt frugen, auf welche Weise ihm das so schnell gelungen war, antwortete er:

„Dazu hat mir ihre Habgier verholfen. Der Komtur gab mir nur eine kleine Wache mit, denn er wollte nicht, daß durch viele Mitwisser die Kunde von dem verborgenen Schatz sich herumspreche. Wahrscheinlich wollten der Lautenburger und der Komtur von Brodniza sich in das Geld teilen, und weil sie wußten, daß der größte Teil des Schatzes nach Marienburg abgeliefert werden mußte, wenn der Großmeister davon Kenntnis erhielt, oder das ganze Geld den rechtmäßigen Eigentümern, das heißt den beiden Rittern von Baden, auszuzahlen war, so wollten sie die Sache geheim halten. Der Komtur gab mir also nur zwei Männer mit, — einen Knecht, dem er volles Vertrauen schenkte und einen Schreiber. Wir fuhren zu Kahn die Drewenz stromabwärts; der Knecht und ich ruderten, und da die Sache geheim bleiben sollte, so wurde die Abfahrt kurz vor Eintritt der Nacht angesetzt. Ihr wißt ja, die Grenze ist dicht neben dem Laufe des Flüßchens; . . . ich hatte ein festes, eichenes Ruder in der Hand . . . nun, . . . Gott hat mir beigestanden, . . . ich bin in Plozk."

„Das sehe ich!" rief Sbyschko. „Aber wo sind Deine Wächter geblieben?"

Ein Lächeln erhellte die düsteren Züge des alten Dieners.

„Die Drewenz mündet in die Weichsel," antwortete er. „Sie werden nicht gegen den Strom zurückgeschwommen sein;

die Kreuzritter können die Beiden allenfalls bei Thorn wiedergefunden haben."

Nach einer Pause setzte er zu Sbyschko gewendet hinzu:

„Einen Teil des Geldes hat mir der Komtur von Lautenburg abgenommen, den größeren Teil jedoch, den ich bei Brodniza versteckt hatte, habe ich wiedergefunden und ihn jetzt Eurem Knappen zur Verwahrung übergeben, Herr. Der Böhme wohnt im Schlosse beim Fürsten, das Geld ist also bei ihm sicherer verwahrt als bei mir in der Herberge hier."

„Wie? Mein Knappe wäre hier in Plozk? Was kann ihn hergeführt haben?" frug Sbyschko verwundert.

„Er ist doch, nachdem er den Siegfried von Löwe nach Spychow gebracht hat, mit dem Fräulein, welches in Spychow war, wieder fortgeritten. Das Fräulein ist eine Hofdame der Fürstin Siemowit. Er hat es mir gestern erzählt."

Sbyschko, der vom Schmerz und Gram um Danuscha niedergedrückt und teilnahmlos gegen alles andere, die ganze, letzte Zeit in Spychow zugebracht hatte, erinnerte sich jetzt erst, daß Hlawa mit dem alten Siegfried vorausgeschickt worden war. Diese Erinnerung aber weckte seinen schlummernden Gram und entfachte seinen grenzenlosen Rachedurst aufs neue.

„Es ist wahr!" rief er. „Wo ist jener Henker? Wo ist er geblieben?"

„Hat Euch das der Probst Kaleb nicht gesagt?" frug Tolima. „Siegfried hat sich erhängt und Ihr, Herr, seid an seinem Grabhügel vorüber geritten."

Es entstand eine Pause.

„Der Knappe hat mir erzählt," fuhr Tolima endlich fort, „daß er gerne schon zu Euch zurückgekehrt wäre, wenn er nicht des Fräuleins wegen hätte hier bleiben müssen. Das Fräulein ist nämlich nach ihrer Rückkehr von Spychow hier erkrankt."

Da riß sich Sbyschko von den traurigen Gedanken, die sich seiner wieder zu bemächtigen drohten, gewaltsam los, und wieder frug er verwundert: „Was für ein Fräulein meinst Du?"

„Nun, das Fräulein, Eure Schwester oder Verwandte," entgegnete der Alte, „die mit dem Ritter Matschko in der Kleidung eines Knappen nach Spychow gekommen ist. Sie war es, die unseren Herrn auf dem Wege umhertastend aufgefunden hat. Ohne ihr Dazwischentreten hätte weder der Ritter Matschko noch Euer Knappe in dem blinden Bettler den Ritter Jurand erkannt. Unser Herr hat sie auch sehr liebgewonnen, denn sie pflegte ihn, wie nur eine Tochter ihren Vater pflegen kann,

und außer dem Probst Kaleb war sie allein imstande, sich mit ihm zu verständigen."

Der junge Ritter starrte den alten Diener mit weitgeöffneten Augen an.

„Der Probst hat mir nichts von einem Fräulein gesagt und — eine Verwandte habe ich nicht," vermochte er endlich hervorzubringen.

„Der Probst Kaleb hat wahrscheinlich darum nichts gesagt, weil Ihr, Herr, alles andere über Eurem Schmerz vergaßet und von Gott und der Welt nichts wissen wolltet," entgegnete Tolima.

„Wie hat man das Fräulein denn gerufen?" frug Sbyschko.

„Der Ritter Matschko rief sie: Jagienka," antwortete der Alte.

Sbyschko glaubte zu träumen. Der Gedanke, daß Jagienka aus dem fernen Sgorscheliz nach Spychow gekommen sein sollte, wollte ihm nicht in den Sinn. „Wozu? Warum?" frug er sich. Zwar war ihm nicht verborgen geblieben, daß das Mädchen ihn gern hatte, daß sie in Sgorscheliz seine Nähe oft gesucht, aber er hatte ihr doch bekannt, daß er vermählt war, da war es also undenkbar, daß der alte Matschko sie deshalb nach Spychow gebracht hatte, um Jagienka mit ihm zu vermählen. Außerdem hatten weder Matschko noch der Böhme Jagienkas auch nur mit einer Silbe gegen ihn erwähnt .... Alles das erschien ihm so seltsam, so unverständlich; er überhäufte den alten Diener von neuem mit Fragen, wie einer, der seinen Ohren nicht trauen und sich überzeugen will, ob er das Unwahrscheinliche auch richtig verstanden hat.

Tolima vermochte nicht, dem jungen Ritter auf alle seine Fragen eine befriedigende Antwort zu geben; er konnte nur wiederholen, was er schon vorher gesagt hatte. So begab sich Sbyschko denn unverzüglich in das Schloß, um den Knappen zu suchen und kehrte noch vor Sonnenuntergang mit ihm in die Herberge zurück. Der Böhme hatte seinen jungen Herrn zwar sehr freudig, doch nicht ohne eine gewisse Trauer begrüßt, denn er wußte schon alles, was sich in Spychow zugetragen hatte. Auch Sbyschko freute sich, den Knappen wiederzusehen, weil er fühlte, daß dieser ein treues, ihm wohlgesinntes Herz besaß, und einer jener seltenen Menschen war, deren wahren Wert man erst im Unglück kennen lernt. Der junge Ritter wurde bei seiner Erzählung von dem Tode Danuschas sehr gerührt; er verbarg vor dem Knappen seine Thränen und seinen Schmerz nicht, er erzählte ihm alles so, wie ein Bruder dem anderen sein Leid klagt. Das währte lange, sehr lange, be-

sonders, da Sbyschko zuletzt den Ritter de Lorche bat, jenes traurige Lied zu singen, welches der Ritter der Toten zu Ehren gedichtet hatte und auf der Laute begleitete. De Lorche setzte sich an das offene Fenster und sang, indem er das Gesicht und die Augen zum Himmel emporrichtete.

Als endlich alle ihre Herzen erleichtert und sich ausgeweint hatten, begannen sie die Angelegenheiten zu besprechen, welche ihrer in Plozk harrten.

„Ich bin auf dem Wege nach Marienburg hier eingetreten," sagte Sbyschko. „Du weißt wohl schon, daß mein Ohm Matschko in Gefangenschaft geraten ist und ich ihn auslösen muß?"

„Ich weiß!" entgegnete der Böhme. „Ihr habt gut daran gethan, Herr, daß Ihr hier eingekehrt seid. Es war meine Absicht, nach Spychow zu kommen, um Euch die Reise über Plozk zu raten. Der König soll in Razionsch eine Zusammenkunft mit dem Großmeister haben. In Gegenwart des Königs könnt Ihr Euer Anliegen leichter anbringen, denn wo der König Jagiello zugegen ist, da schwindet der Hochmut der Kreuzritter und sie heucheln christliche Demut."

„Tolima hat mir schon gesagt, Du wolltest zu mir, nur die Erkrankung Jagienkas von Sgorschelitz hat Dich bisher hier zurückgehalten. Ist es wahr, daß der Ohm Matschko das Mädchen in diese Gegend mitgebracht hat, ja, daß sie sogar in Spychow war? Ich bin sehr erstaunt darob! Sprich! aus welchem Grunde hat der Ritter Matschko sie aus Sgorschelitz fortgeführt?" frug Sbyschko.

„Es gab mancherlei Gründe dafür," antwortete Hlawa. „Der Ritter Matschko fürchtete sich, das Fräulein allein und ohne Schutz zurückzulassen, denn die Ritter Wilk und Tschtan hätten Sgorschelitz überfallen, und während sie sich um das Fräulein stritten, konnten leicht Haus, Hof und die jungen Brüder des Fräuleins zu Schaden kommen. In ihrer Abwesenheit ist das anders, denn Ihr wißt ja — in Polen kann es wohl vorkommen, daß ein Edelmann, wenn er sich anders nicht zu helfen weiß, ein Mädchen, um das er freit, und das ihn nicht besonders gern hat, mit Gewalt entführt, aber niemand wird es wagen, gegen Waisen die Hand zu erheben, da das Henkerschwert und ewige Schmach und Schande denjenigen treffen würde, der es thäte. Ein zweiter Grund für des Fräuleins Reise war der Tod des Abtes, der sie zur Erbin seiner Güter einsetzte, deren einstweilige Beaufsichtigung der Abt dem

Bischof von Plozk anvertraut hat. Darum hat der Ritter Matschko das Fräulein nach Plozk mitgenommen."

„Aber der Ohm hat Jagienka noch weiter, er hat sie nach Spychow mitgenommen," warf Sbyschko ein.

„Das hat er gethan, weil der Bischof abwesend von Plozk und auch das Fürstenpaar verreist war. Bei wem sonst aber hätte er das Fräulein zurücklassen können? Und es war ein Glück, daß er sie mitgenommen hatte. Wir wären ohne das Fräulein an dem alten Herrn, dem Ritter Jurand, vorübergeritten, wie an jedem anderen fremden Bettler. Erst als sie sich erbarmungsvoll mit ihm beschäftigte, erkannten wir ihn. Das hat der liebe Gott durch ihr mitleidiges Herz so gefügt."

Darauf erzählte Hlawa, wie Ritter Jurand Jagienka lieb gewonnen, wie er sie nicht mehr entbehren gekonnt, und wie er sie gesegnet hatte, und obgleich Sbyschko das alles schon von Tolima wußte, so hörte er diese Erzählung doch gerührt und dankbaren Herzens gegen Jagienka an.

„Gott schenke ihr Gesundheit!" sprach er dann. „Mich nimmt nur Wunder, daß Ihr mir nie etwas davon gesagt habt."

Der Böhme wurde etwas verlegen um eine Antwort, und um Zeit zu gewinnen — eine zu finden, frug er:

„Wo, Herr?"

„Nun bei Skirwoillo, dort in der Smudz," sagte Sbyschko.

„Wirklich? Sollten wir Euch nichts gesagt haben? Mir scheint doch, wir haben von dem Fräulein gesprochen — Ihr hattet nur viel andere Sorgen und habt nicht darauf gehört."

„Ihr habt mir gesagt, daß Jurand zurückgekehrt ist, von Jagienka aber keine Silbe," entgegnete der junge Ritter.

„Hej, ob Ihr es nicht doch vergessen habt? Uebrigens, wer kann wissen — vielleicht hat der Ritter Matschko gedacht, daß ich es gesagt, und ich, daß er Euch davon erzählt. Es hätte ja so wie so keinen Zweck gehabt, Euch damals etwas zu sagen, Ihr waret ganz verstört, und das war kein Wunder. Und nun zu etwas anderem! Es ist ein Glück, daß das Fräulein hier ist, sie kann dem Ritter Matschko viel nützen."

„Was könnte Jagienka für den Ohm thun?"

„Sie darf der Fürstin nur ein Wort sagen. Die Fürstin liebt das Fräulein sehr. Die Kreuzritter aber versagen der Fürstin nichts; einmal, weil sie des Königs Schwester, zweitens, weil sie eine große Protektorin des Ordens ist. Wie Ihr vielleicht schon gehört haben werdet, hat sich der Knäs Skirgiell — auch ein leiblicher Bruder des Königs — gegen den Fürsten

Witold empört, und ist zu den Kreuzrittern übergegangen. Diese wollen ihn unterstützen, und nachdem sie den Fürsten Witold gestürzt, den Knäsen Skirgiell auf Witolds Thron setzen. Nun ist die Fürstin Siemowit von Plozk des Königs Lieblingsschwester und er folgt, wie man sagt, gern ihrem Rat, darum wollen die Kreuzritter sie für den Knäsen Skirgiell gegen Witold gewinnen. Sie wissen recht gut, daß sie Ruhe haben werden, sobald Fürst Witold nicht mehr auf dem Throne Litauens sitzt. Darum umschwärmen die Abgesandten der Kreuzritter vom Morgen bis zum Abend die Fürstin und lauschen ihr jeden Wunsch ab."

„Jagienka wird für den Ohm Matschko eintreten, ich weiß es," sprach Sbyschko, „denn sie hat ihn immer verehrt."

„Das ist gewiß! Das Fräulein wird den alten Herrn nicht im Stiche lassen! Aber kommt jetzt, Herr! Wir wollen in das Schloß gehen, Ihr könnt dort selber mit ihr besprechen, was zu thun bleibt."

„Herr de Lorche wollte ohnedies mit mir im Schlosse vorsprechen," sagte Sbyschko. „Dazu bin ich hergekommen, um mich dem Fürstenpaar vorzustellen; ich muß nur noch mein Haar ein wenig glätten und meinen Anzug wechseln."

Dann setzte er schnell hinzu:

„Ich wollte in meiner Trauer mir die Haare abschneiden, aber ich habe es dann vergessen."

„Um so besser!" sagte der Böhme.

Er eilte hinaus, um die Knechte zu rufen. Während dann die beiden jungen Ritter sich festlich schmückten, erzählte er weiter, was es am fürstlichen Hofe für Neuigkeiten gab.

„Die Kreuzritter," sprach er, „wühlen, so viel sie können, um Fürst Witolds Stellung zu untergraben. So lange dieser Fürst mit starker Hand an Königsstatt das mächtige Litauen regiert, werden sie keine Ruhe haben. Sie fürchten auch nur ihn allein! Hej! sie wühlen wie die Maulwürfe. Nicht nur das Fürstenpaar hier in Plozk haben sie schon gegen Witold aufgestachelt, wie ich höre, soll auch der Fürst Janusch gegen ihn eingenommen sein, wegen Wisna . . ."

„Was? Der Fürst Janusch und die Fürstin Danuta sind auch hier?" unterbrach Sbyschko die Rede Hlawas. „Mir scheint, ich werde viele Bekannte hier antreffen, denn ich bin auch nicht zum erstenmal in Plozk."

„Ja, sie sind hier," antwortete der Knappe, „und streiten sich unaufhörlich mit den Kreuzrittern. Der Fürst und die Fürstin

Janusch wollen in Gegenwart des Königs ihre Klagen über die Ungerechtigkeiten und Uebergriffe der Ordensritter dem Großmeister vortragen."

„Und der König? Was sagt er? Welcher Partei neigt er zu? Ist er nicht auf die Kreuzritter erzürnt und droht er ihnen mit seinem Schwert?"

Der König ist kein Freund der Kreuzritter; man sagt, er bedrohe sie schon lange mit Krieg ... Was den Fürsten Witold betrifft, so zieht der König ihn seinem leiblichen Bruder Skirgiell bei weitem vor, denn der Letztere ist ein wankelmütiger Trunkenbold ... Die Ritter aus dem Gefolge des Königs sagen, daß die Majestät sich niemals gegen Witold erklären und den Kreuzrittern niemals das Versprechen geben wird, ihn nicht zu unterstützen. Und daran muß etwas Wahres sein, denn seit einigen Tagen macht sich die hiesige Fürstin Alexandra viel beim Könige zu schaffen und — sie geht mit bekümmertem Antlitz umher."

„Ist Sawischa, der Schwarze hier?" frug Sbyschko wieder.

„Nein, er ist nicht hier," antwortete der Böhme. „Aber auch die, welche hier sind, sind des Anschauens wert. Und — hej! im Falle eines Krieges werden dann die Späne von den Schildern und Rüstungen der Deutschen nur so fliegen! ... Ich werde sie nicht bedauern!"

Kurze Zeit darauf betraten die Ritter schön geschmückt das Schloß. Das Nachtmahl sollte heute nicht an der fürstlichen Tafel eingenommen werden, sondern in dem geräumigen Hause des Schloßhauptmanns Andrschej von Jasieniez, welches im Umkreise der Schloßmauer in der Nähe der großen Bastion lag. Da die Nacht wunderbar schön und sehr warm war, so hatte der Schloßhauptmann die Tafeln auf dem Schloßhofe aufstellen lassen, weil er fürchtete, es könne den Gästen im Hause zu enge und zu heiß werden. Zwischen den Steinfließen des Hofes wuchsen Ebereschen und Eibenbäume empor. Brennende Pechtonnen verbreiteten einen hellen Schein und warfen auf die Bäume einen hellgelben Schimmer. Heller aber als Licht und Flammen leuchtete der volle Mond, der, umgeben von einem Heer von Sternen, strahlend am wolkenlosen Himmel stand.

Die fürstlichen Herrschaften waren noch nicht erschienen, aber es wimmelte bereits von einheimischen Rittern, Geistlichen und Höflingen, sowohl königlichen als fürstlichen. Sbyschko fand viele Bekannte unter ihnen, besonders vom Hofe des Fürsten Janusch. Von den Bekannten aus der Krakauer Zeit erblickte

er den Ritter Krschon von Kosiglow, Lis von Targowisko, Marzin von Wrotschimowiz, Domarat von Kobylin und Staschko von Charbimowiz, zuletzt den guten Ritter Powala von Tatschew, dessen Anblick ihn ganz besonders erfreute, denn er dachte immer dankbar daran, wie gütig der tapfere Ritter damals in Krakau zu ihm gewesen.

Doch gelang es vor der Hand Sbyschko nicht, zu einem von ihnen heranzutreten, denn die einheimischen masowischen Ritter umstanden die Gäste alle in engem Kreise und legten ihnen Fragen über Krakau, über den Hof und verschiedenes andere vor, betrachteten die Festkleider der Gäste, bewunderten ihre Art, das Haar zu tragen (die langen Zöpfe waren mit Eiweiß bestrichen, um die Strähne fest zusammen zu halten) und beobachteten ihre Bewegungen und ihr Benehmen, in der Absicht, von ihnen zu lernen.

Da endlich erkannte Powala von Tatschew den jungen Ritter Sbyschko, und sich durch das Gedränge Bahn brechend, näherte er sich dem jungen Ritter mit den Worten:

„Ich habe Dich erkannt, Jüngling!“ Dabei drückte er ihm die Hand mit großer Herzlichkeit, indem er fortfuhr zu fragen: „Wie geht es Dir? Wie kommst Du hierher? Wahrhaftig, Du trägst schon Gurt und Sporen! Andere werden grau, ehe sie dieser Ehre teilhaftig werden, aber es scheint, Du dienst dem heiligen Georg mit Eifer.“

„Gott segne Euch, edler Herr!“ entgegnete Sbyschko. „Wenn ich den tapfersten deutschen Ritter vom Pferde geworfen hätte, würde ich mich nicht so sehr freuen, als darüber, daß ich Euch gesund wiedersehe.“

„Auch ich freue mich sehr,“ sagte der Ritter von Tatschew. „Wo ist Dein Vater?“

„Er ist nicht mein Vater, nur mein Ohm, und er befindet sich bei den Kreuzrittern als Gefangener. Ich bin eben jetzt mit dem Lösegelde für ihn unterwegs.“

„Und wie geht es dem kleinen Mädchen, die den Schleier über Dich geworfen hat?“ frug Powala wieder.“

Sbyschko antwortete nicht, aber seine plötzlich mit Thränen gefüllten Augen richteten sich nach oben, und der Herr von Tatschew, welcher das sah, sagte:

„Die Erde ist ein Thränenthal, nichts weiter, als ein rechtes Thränenthal! Gehen wir dort auf jene Bank, dort kannst Du mir Deine trübseligen Abenteuer erzählen.“

Mit diesen Worten zog er Sbyschko in eine Ecke des Hofes,

wo eine Bank stand. Dort erzählte der junge Ritter dem alten seine ganzen Erlebnisse, angefangen von dem Elend Jurands, bis zum Tode Danuschas, und jener hörte aufmerksam zu, während sich bald Zorn, bald Entsetzen, bald Barmherzigkeit auf seinem Gesicht malte. Endlich, nachdem Sbyschko geendet, sagte er:

„Das will ich dem Könige, unserem Herrn, erzählen! Er will sowieso den Großmeister wegen dem kleinen Jaschko von Kretkow zur Rede stellen, der geraubt worden ist, damit sie ein hohes Lösegeld erlangen. Sie wissen, daß sein Vater sehr reich ist und alles aufbieten wird, sein Kind zu befreien. Der König wird die strenge Bestrafung derjenigen vom Großmeister verlangen, die den Raub ausgeführt haben, denn sie entblöden sich nicht, immer wieder unschuldige Kinder einzufangen.“

Der Ritter von Tatschew versank einen Augenblick lang in Nachdenken, dann sprach er wie zu sich selbst:

„Sie sind ein unersättliches Geschlecht, schlimmer als die Türken und Tataren. Im Grunde ihrer Seele fürchten sie auch den König und uns; trotzdem können sie sich von Raub und Mord nicht fern halten. Sie überfallen die Dörfer, morden die Bauern, ersäufen die Fischer und fangen Kinder ein, schlimmer wie die Wölfe. Was alles würde erst geschehen, wenn sie niemanden zu fürchten brauchten! . . . Der Großmeister schickt Klagebriefe gegen den König hinter seinem Rücken an alle fremden Fürsten, in das Gesicht schmeichelt er ihm, denn er kennt seine Macht sehr wohl. Das Maß ihrer Missethaten ist voll!“

Wieder verstummte der Ritter einen Augenblick, darauf legte er seine Hand auf Sbyschkos Schulter.

„Ich werde dem Könige alles sagen,“ wiederholte er. „Im Herzen des Monarchen gährt es schon lange, wie der Sauerteig im Topfe. Des kannst Du sicher sein, daß die Missethäter, die Dein Elend verschuldet haben, ihrer Strafe nicht entgehen werden.“

„Es lebt keiner mehr von ihnen,“ entgegnete Sbyschko.

Da blickte Powala den jungen Ritter mit freundschaftlichem Wohlwollen an.

„Daß Dich doch! . . .“ rief er. „Du schenkst ihnen nichts! Es bleibt Dir also nur noch der Lichtenstein, dem Du seine Schuld noch nicht heimgezahlt hast. Ich weiß, es bot sich Dir noch keine Gelegenheit dazu. Auch wir haben ihm in Krakau Rache geschworen, aber der wird wohl nur während eines Krieges

zu erreichen sein, da er ohne des Großmeisters Einwilligung keinen Zweikampf ausfechten darf, der Großmeister seinen Rat nicht entbehren kann und ihm seines Verstandes wegen alle Gesandtschaften überträgt."

„Ich muß auch zuerst den Ohm auslösen, ehe ich an ihn denken kann," sagte Sbyschko.

„Das ist recht! ... Ich habe mich schon nach Lichtenstein erkundigt. Er ist aber weder hier, noch in Razionsch, denn er ist zum Könige von England gereist, um Bogenschützen von ihm für den Orden auszubitten. Um den Ohm sorge Dich nicht; sobald der König oder die Fürstin Alexandra nur ein Wort sagen, wird der Großmeister um das Lösegeld nicht feilschen lassen."

„Er wird es um so weniger, da ich einen dem Orden sehr werten Gefangenen habe, den Ritter de Lorche, der ein sehr berühmter und sehr reicher Mann ist. Er würde Euch, Herr, sehr gern seine Reverenz machen und sich sehr glücklich fühlen, Euch kennen zu lernen, denn niemand ehrt und preist mehr die tapferen Ritter als er."

Bei diesen Worten winkte er dem in der Nähe stehenden Herrn de Lorche, und dieser, der schon neugierig die Umstehenden gefragt hatte, mit wem Sbyschko sich im Gespräch befinde, kam hurtig herbei, denn er brannte vor Begierde, dem berühmten Ritter Powala von Tatschew vorgestellt zu werden.

Als nun Sbyschko die beiden Ritter miteinander bekannt machte, verneigte sich der artige Ritter von Geldern ehrerbietigst und sagte: „Es giebt nur noch eine größere Ehre, als die, Eure Hand, edler Herr, zu drücken, und das wäre, mit Euch in die Schranken treten oder in einer Schlacht zusammentreffen zu dürfen."

Der reckenhafte Ritter von Tatschew lächelte, als er dem neben ihm wie ein Zwerg aussehenden, schlanken Herrn de Lorche antwortete:

„Und ich, werter Herr, werde mich freuen, mit Euch immer nur bei vollen Kannen und — so Gott will — niemals anders zusammenzutreffen."

De Lorche war etwas betroffen, bald aber fuhr er mit einer gewissen Zaghaftigkeit fort:

„Wenn Ihr, edler Herr, etwa behaupten wolltet, daß das Fräulein Agnieschka*) von Dlugolas nicht die schönste und tugendhafteste Dame in der ganzen Welt ist ... dann wäre es mir eine große Ehre ... zu opponieren ... und ..."

*) Agnieschka — Jagnieschka = Agnes.

Hier hielt er inne und blickte dem Herrn von Tatschew ehrfurchtsvoll, aber fest und voller Erwartung in die Augen.

Sei es nun, daß jener fürchtete, den Herausforderer zwischen zweien seiner Finger zu zerdrücken wie eine Nuß, oder hatte er ein so gütiges und heiteres Gemüt, kurz, Ritter Powala lachte laut auf und sagte:

„Bah! ich habe seinerzeit meine Dienste der Herzogin von Burgund gelobt; sie war damals zehn Jahre älter als ich. Wenn Ihr, werter Herr, also etwa behaupten wolltet, daß die Herzogin nicht älter ist, als Euer Fräulein Agnieschka, dann müssen wir auf der Stelle die Streitrosse besteigen."

Als de Lorche das hörte, starrte er den Herrn von Tatschew einen Augenblick verständnislos an, dann begann es in seinem Gesichte zu zucken, und gleich darauf brach auch er in ein herzliches Lachen aus.

Powala aber legte seinen Arm um die Hüfte de Lorches, hob ihn hoch von der Erde empor und schaukelte ihn hin und her, wie ein Wickelkind.

„Pax! pax! wie der Bischof Kropidlo zu sagen pflegt," rief er dabei. „Ihr gefallt mir, Ritter, aber bei Gott, wir beide werden uns niemals um eine Dame schlagen."

Er drückte ihn an die Brust und stellte ihn dann auf die Erde nieder, denn in diesem Augenblick ertönten die Trompetensignale, welche das Erscheinen des Fürsten und der Fürstin Siemowit ankündigten.

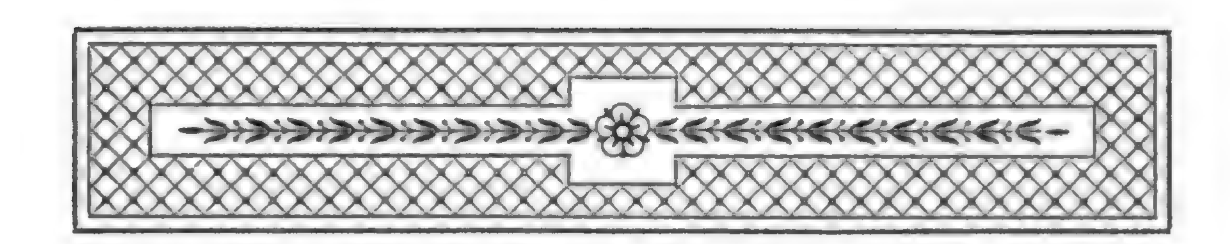
„Die hiesigen Herrschaften erscheinen vor dem Fürsten und der Fürstin Janusch," sprach Herr Powala zu Sbyschko; „denn wenn auch das Nachtmahl bei dem Schloßhauptmann stattfindet, so bleiben sie doch die Wirte. Komme mit mir zur Herrin, die Dir von Krakau her durch ihr liebevolles Eintreten für Dich beim Monarchen wohlbekannt ist."

Der alte Ritter nahm den jungen bei der Hand und führte ihn über den Schloßplatz den Herrschaften entgegen. Hinter diesen schritten die Höflinge und Hofdamen. Sie waren wegen der Anwesenheit des Königs samt und sonders noch reicher und festlicher geschmückt als sonst, und sie sahen in ihrem bunten Schmuck aus wie wandelnde Blumen. Sbyschko warf im Dahinschreiten einen Blick auf die wogende Menge, um zu erspähen, ob er ein bekanntes Gesicht unter dem Gefolge des Fürstenpaares finden würde. Plötzlich hielt er voll Staunen den Schritt an.

Der Fürstin auf dem Fuße folgend, erblickte er eine Gestalt, die ihm allerdings bekannt vorkam, und ein Gesicht, das er schon gesehen haben mußte. Dieses Gesicht war so ernst, so schön und hoheitsvoll, daß er doch wieder irre wurde, ob seine Sinne ihn nicht täuschten.

„Ist jene dort Jagienka, oder ist sie die Tochter des Plozker Fürstenpaares?“ frug er sich.

Es war aber doch Jagienka, Sychs von Sgorschelitz Tochter. Er erkannte sie erst, als sie die Augen aufschlug, ihre Blicke sich trafen und sie ihn freundlich und mitleidsvoll anlächelte. Sie schlug gleich die Augen wieder nieder, ihr Gesicht erbleichte, aber sie sah mit dem goldenen Bande im dunklen Haar, hoch und schlank, wie sie im Glanze ihrer strahlenden Schönheit dastand, aus, wie ein Fürstenkind.



9. Kapitel.

Sbyschko umfaßte die Kniee der Fürstin von Plozk und bot ihr in wohlgesetzten Worten seine Dienste an. Die Fürstin erkannte ihn nicht sogleich, da es schon lange her war, seit sie ihn zum letztenmale gesehen; erst als er ihr seinen Rufnamen nannte, sprach sie:

„Wahrhaftig! nun weiß ich's! Ich dachte, Ihr wäret einer von des Königs Gefolge. Also Sbyschko von Bogdaniez! Nun? wie ist Euer Befinden? Euer Ohm Matschko, der alte Ritter von Bogdaniez, war unser Gast, und ich denke noch daran, wie sich meine und meiner Hofdamen Thränenschleusen öffneten, als er uns Eure Erlebnisse erzählte. Habt Ihr Eure Gemahlin wiedergefunden? Wo befindet sie sich?"

„Sie ist gestorben, durchlauchtigste Herrin! . . ." antwortete Sbyschko traurig.

„O, liebster Jesu! Das kann nicht sein; sprecht, es ist nicht wahr, denn ich kann meinen Thränen nicht gebieten. Der einzige Trost ist, daß sie im Himmel wohnt, und Ihr noch so jung seid. Starker Gott! Sie war ein zartes Pflänzchen — aber jedes Weib ist zart. Sie wird im Himmel ihren Lohn finden und Ihr findet sie dort wieder. Ist der alte Herr von Bogdaniez auch hier?"

„Nein," antwortete Sbyschko, „er ist nicht hier, denn er ist bei den Kreuzrittern in Gefangenschaft geraten und ich bin auf dem Wege zu ihm, um ihn auszulösen."

„So ist es ihm auch nicht geglückt? Er schien doch ein

kluger, gewandter und welterfahrener Mann zu sein. Wenn Ihr ihn freigemacht habt, dann kommt zu uns; wir werden uns freuen, Euch gastlich aufnehmen zu können, denn, offen gesagt, — wir sind Eurem Ohm seiner Klugheit, Euch Eurer Galanterie wegen gewogen."

„Wir werden Ew. Durchlaucht Einladung ungesäumt folgen; ich bin auch jetzt voll Hoffnungsfreudigkeit hierher gekommen, dieweilen ich Euch, liebwerteste Herrin, bitten will, ein gutes Wort für den Ohm einzulegen."

„Gut!" antwortete die Fürstin. „Meldet Euch morgen, vor Beginn der Jagd, bei mir; ich habe dann am besten Zeit ..."

Weiter kam die hohe Frau nicht, denn ein zweiter Trompetenstoß meldete in diesem Augenblick das Erscheinen des masowischen Fürstenpaares. Da Sbyschko mit der Fürstin von Plozk unweit des Einganges stand, so erblickte ihn die Fürstin Anna Danuta gleich, und näherte sich ihm auch unverzüglich, ohne auf die Verbeugungen des fürstlichen Wirtes zu achten.

Dem jungen Ritter wollte das Herz springen beim Anblick der gütigen Vormünderin seiner geliebten Verstorbenen. Er kniete vor ihr nieder, umfaßte ihre Kniee und verharrte so, schweigend ihre Anrede erwartend. Anna Danuta beugte sich über ihn und während sie seinen Kopf mit beiden Händen preßte, rollte Thräne auf Thräne in sein blondes Haar hernieder. So stand die fürstliche Frau in tiefer Betrübnis, wie eine Mutter, welche das Unglück ihres Sohnes beweint, lange Zeit zur Verwunderung aller anwesenden Höflinge und Gäste, das Schweigen nur zuweilen durch den Ausruf: „O Jesu, barmherziger Jesu!" unterbrechend. Endlich hob sie den jungen Ritter auf und sagte:

„Ich beweine meine liebe Danuscha und Dein Los. Gott hat es gewollt, daß Deine Mühen und unser aller Thränen umsonst waren. Du mußt mir viel von Danuscha und ihrem Tode erzählen, denn ich werde nie genug von ihr hören können."

Die Fürstin Anna Danuta zog Sbyschko beiseite, wie vorher der Ritter von Tatschew mit ihm gethan. Diejenigen der Gäste, welche Sbyschko nicht kannten, begannen nach seinem Herkommen und seinen Erlebnissen zu fragen; eine Zeitlang wurde von nichts anderem, als von ihm, von Danuscha und Jurand gesprochen. Auch die Botschafter der Kreuzritter, Herr Friedrich von Wenden, Komtur von Thorn — zum Empfange des Königs hergesandt — und Herr Johann von Schönfeld, Komtur von Osterode, erkundigten sich nach dem jungen Ritter und

seinen Erlebnissen. Der Letztere, ein Deutscher aus Schlesien, verstand die polnische Sprache gut, so daß es ihm ein Leichtes war, alles zu erfahren, um was es sich handelte. Als er die ganze Geschichte aus dem Munde des Herrn Jaschko von Sabiersch, eines Höflings des Fürsten Janusch, gehört hatte, sprach er:

„Der Großmeister trägt sich schon lange mit dem Verdacht gegen die Komture Danveld und von Löwe, daß sie sich mit der schwarzen Magie beschäftigten.“

Da fiel ihm ein, daß die Offenbarung solcher Geschichten auf den Orden ebenso sehr einen Schatten werfen konnte, wie ähnliche Vorkommnisse seiner Zeit auf die Tempelherren. Deshalb setzte er schnell hinzu:

„So sagen wenigstens die Märchenerzähler; aber etwas Wahres ist nicht daran, — es giebt unter uns keine Magiker.“

Doch der in der Nähe stehende Herr von Tatschew war gleich mit einer Zurechtweisung zur Stelle, indem er sagte:

„Wer gegen die Taufe Litauens geeifert hat, der wird sich auch nicht entblöden, das Kreuz zu verleugnen.“

„Wir verleugnen es nicht, denn wir tragen das Kreuzeszeichen auf unseren Mänteln,“ entgegnete der Herr von Schönfeld hochmütig.

„Ja, aber das Kreuz, das echte, soll im Herzen getragen werden,“ sprach der Herr von Tatschew.

In diesem Augenblick ertönte zum drittenmal das Zeichen, daß Gäste nahten, diesmal lauter als zuvor. Es war der König, der jetzt zur Tafelrunde erschien. Gleichzeitig mit ihm kamen der Erzbischof von Gnesen, der Bischof von Krakau, der Bischof von Plozk, der Burgvogt von Krakau, mehrere andere hohe Würdenträger und Höflinge, unter denen sich der Edle Syndram von Maschkowiz mit der Sonne im Wappen, und der junge Knäs Jamont, der Leibpage des Königs, befanden. Der König hatte sich wenig verändert seit Sbyschko ihn nicht gesehen. Seine Wangen waren noch ebenso rot, seine Haare noch ebenso lang, er strich sich mit derselben Handbewegung die Haarsträhne hinter die Ohren und seine Augen hatten noch den flackernden, unruhigen Blick wie vordem. Nur schien es Sbyschko, als habe der König an Würde und Majestät gewonnen, als fühle er sich sicherer und fester auf dem Throne, den er nach dem Tode der Königin hatte verlassen wollen, weil er nicht gewußt, ob er ihn würde halten können, mit einem Worte — er war sich seiner Macht und seiner Würde jetzt bewußt. Die beiden masowischen Fürsten stellten sich sogleich zu beiden Seiten der Majestät auf,

während die deutschen Gesandten sich tief vor dem Könige verneigten und die Würdenträger und Höflinge einen Kreis um die Herrschaften bildeten. Die Mauern, welche den Schloßhof umgaben, hallten wider von den unaufhörlichen Vivatrufen, dem Dröhnen der Kessel und dem Schall der Trompeten.

Nachdem endlich Stille eingetreten war, begann der Komtur von Wenden etwas von Angelegenheiten des Ordens zu reden, doch kaum hatte der König aus den Worten des Redners entnommen, daß es sich um geschäftliche Dinge handele, da winkte er ungeduldig mit der Hand und sprach mit seiner tiefen Stimme laut und vernehmlich:

„Laßt das! Wir sind hergekommen, Uns zu freuen, zu essen und zu trinken, nicht um Eure Pergamente zu lesen.“

Der König lächelte dabei gutmütig, damit der Kreuzritter nicht glaube, er habe ihn kränken wollen und setzte hinzu:

„Von ernsten Angelegenheiten wollen wir mit dem Großmeister in Razionsch reden.“

Dann wandte er sich an den Fürsten Siemowit:

„Und morgen, nicht wahr, geht es zur Jagd in den Urwald?“

Diese Frage sollte gleichzeitig den Wunsch ausdrücken, daß der König an diesem Abend von nichts anderem hören wollte, als von der Jagd, denn er stellte dieses Vergnügen über alle anderen Vergnügungen und folgte mit besonderer Vorliebe den Einladungen der masowischen Fürsten zur Jagd, da Groß- und Kleinpolen viel weniger reich an Wäldern war als die masowischen Herzogtümer.

Die Gesichter der Anwesenden erheiterten sich, denn man wußte, daß der König, wenn von der Jagd die Rede war, gut gelaunt und ungemein gnädig gestimmt wurde. Der Fürst Siemowit begann auch sogleich zu erklären, wo die Jagd stattfinden, auf welches Wild Jagd gemacht werden sollte. Der Fürst Janusch sandte einen seiner Höflinge fort, um seine beiden „Beschützer“ herzuholen, die so stark waren, einen Bison an den Hörnern aus seinem Versteck hervorzuholen, und die er gern dem Könige zeigen wollte.

Sbyschko wäre sehr gern hingegangen, dem Allergnädigsten Herrn seine Ehrfurcht zu bezeugen, allein er konnte keinen Zutritt erlangen. Nur der junge Knäs Jamont, welcher augenscheinlich vergessen hatte, daß der junge Ritter ihn in Krakau einmal hart angelassen, nickte ihm freundschaftlich zu, indem er ihm gleichzeitig zu verstehen gab, er möge zu ihm kommen.

Schon wollte er dem Winke folgen, da berührte eine Hand leicht seinen Arm und eine süße, traurige Stimme neben ihm sprach:

„Sbyschko! . . .“

Der junge Ritter wandte sich um und sah Jagienka vor sich stehen. Durch die Begrüßung mit der Fürstin Siemowit und später durch die lange Unterredung mit der Fürstin Janusch vollauf in Anspruch genommen, hatte er bisher nicht Gelegenheit gefunden, sich dem Mädchen zu nähern. Nun hatte sie die allgemeine Verwirrung bei der Ankunft des Königs benutzt, ihn selber aufzusuchen.

„Sbyschko!“ wiederholte sie. „Gott und die heilige Jungfrau mögen Dich trösten.“

„Gott lohne Euch den Wunsch,“ antwortete der Ritter.

Und er blickte dankerfüllt in ihre blauen Augen, welche in diesem Augenblick wie taubenetzt verschleiert waren. Dann standen sie eine Weile einander stumm gegenüber, denn, wenn auch Jagienka zu ihm gekommen war, wie eine gute, mit ihm betrübte Schwester, so erschien sie ihm doch in ihrer königlichen Erscheinung, in den festlichen Hofgewändern so ganz anders, wie die Jagienka von Sgorscheliz, und er hatte im ersten Augenblick nicht gewagt, sie wie früher in Sgorscheliz und Bogdaniez mit dem traulichen „Du“ anzureden. Sie aber fand nach den wenigen Worten, die sie ihm gesagt, keinen weiteren Faden, ein längeres Gespräch daran zu knüpfen, ihr war, als hätte sie ihm nichts, rein gar nichts zu sagen.

So schauten die beiden jungen Menschen einander verlegen und bekümmert an, und ehe sie sich noch sammeln und wieder zu Worte kommen konnten, entstand im Schloßhofe ein wirres Durcheinander, denn der König setzte sich zur Tafel, und die Fürstin Janusch kam wieder auf Sbyschko zu.

„Das wird für uns beide ein trauriges Mahl werden, aber komm, bediene mich, wie Du es früher gethan,“ sprach die gütige Frau zu ihm.

Er mußte sich also von Jagienka trennen, und als die Gäste alle Platz genommen hatten, stand er an der Bank hinter der Fürstin, um ihre Schüsseln zu wechseln und Wein und Wasser einzuschenken. Von Zeit zu Zeit warf er, fast wider Willen, einen Blick zu Jagienka hinüber, die, als Hofdame der Fürstin von Plozk, neben ihrer Herrin saß, und ebenso wider Willen mußte er ihre Schönheit bewundern. Jagienka war in der Zeit, da er sie nicht gesehen hatte, größer geworden; aber nicht die Größe war es, die sie so verändert erscheinen ließ,

sondern der Ernst, der auf ihren Zügen lagerte, von dem früher keine Spur zu sehen gewesen war. Als sie damals im Pelzrock, die aufgelösten Haare voll grüner Blätter oder dürres Laub durch die Wälder gejagt war, konnte Jagienka für ein hübsches Bauernmädchen gelten — jetzt erkannte man, daß sie die Tochter eines Mannes von edlem Geschlecht und edler Gesinnung sei, ein so ruhiger Ernst lag über ihre Züge ausgegossen. Sbyschko bemerkte auch, daß ihr die frühere Heiterkeit fehlte; das verwunderte ihn jedoch nicht, denn er schrieb diesen Umstand ihrer Trauer um den Vater zu. Worüber er sich am meisten wunderte, das war die Würde, mit der sie sich in diesem Kreise bewegte, er glaubte anfangs, der höfische Schmuck verleihe ihr diese Gemessenheit in ihrem Wesen. Daher betrachtete er abwechselnd das goldene Stirnband, welches ihre alabasterweiße Stirn und das schwarze, in zwei langen Zöpfen herabfallende Haar umschloß, nebst dem enganliegenden blauen Gewand, mit dem in purpurroter Seide gesticktem Saum, welches ihre schlanke Gestalt und die Formen der jungfräulichen Brust deutlich hervortreten ließ — und sagte für sich: „Wahrhaftig, eine echte Fürstin!“ Später kam er zu der Einsicht, daß nicht allein die Kleidung ihr die Würde verlieh; er sagte sich, daß selbst im Pelzrock und aufgelöstem Haar Jagienka nicht mehr die Jagienka von früher war, und er nicht mehr vermocht hätte, sie so leicht zu nehmen und so vertraulich mit ihr zu verkehren wie ehedem.

Dann beobachtete er, wie viele der jungen und auch der älteren Ritter sich in ihren Anblick versenkten, einmal, während er der Fürstin eine neue Schüssel reichte, fiel sein Blick auf das Gesicht des Herrn de Lorche und er sah, daß dieser kein Auge von Jagienka wandte. Etwas wie Zorn stieg zum erstenmal im Herzen Sbyschkos gegen den Ritter von Geldern auf, umsomehr, da sein Verhalten auch der Fürstin Janusch nicht entging und diese plötzlich zu Sbyschko sagte:

„Sieh' doch den Herrn de Lorche! Er hat sich sicher wieder in jemanden verliebt, denn er sieht ganz verklärt aus.“

Bei diesen Worten beugte sich die hohe Frau etwas über den Tisch hin vor, um den Gegenstand der Bewunderung des Herrn de Lorche zu suchen, und als sie Jagienka erblickte, sprach sie laut genug, daß Sbyschko es hörte:

„Es ist kein Wunder, wenn vor diesem aufgehenden Gestirn alle anderen Sterne erbleichen.“

Sbyschko fühlte sich zu Jagienka hingezogen; er sah in ihr

die liebende und geliebte Verwandte, er fühlte, daß er nirgends größere Teilnahme für seinen Schmerz und seine Trauer finden könne als bei ihr. An diesem Abend aber konnte er mit ihr nicht mehr sprechen, zuerst, weil ihn sein Dienst in Anspruch nahm, dann, weil während des ganzen Mahles abwechselnd die Minnesänger Lieder sangen und die Trompeter eine lärmende Musik machten, daß keiner des anderen Wort verstand und selbst der Nachbar mit dem Nachbarn sich nicht unterhalten konnte. Zudem verließen beide Fürstinnen mit ihren Hofdamen die Tafel viel früher als der König, die Fürsten und die Ritter, welche die Gewohnheit hatten, bis spät in die Nacht bei den Bechern zu sitzen. Jagienka, die das Kissen trug, auf welchem die Fürstin gesessen hatte, fand beim Aufbruch auch keine Gelegenheit, noch ein paar Worte mit Sbyschko zu wechseln; sie entfernte sich ebenfalls, dem jungen Ritter im Fortgehen nur freundlich zunickend.

Erst kurz vor Tagesanbruch kehrte Sbyschko, Herr de Lorche und die beiden Knappen der Ritter in ihre Herberge zurück. Sie gingen eine Weile in Gedanken versunken nebeneinander her, als sie aber in der Nähe der Herberge angekommen waren, sagte Herr de Lorche etwas zu seinem Knappen, der gut polnisch sprach, weil er in Pommern geboren war, und dieser wandte sich darauf an Sbyschko mit den Worten:

„Mein Herr möchte Ew. Liebden etwas fragen.“

„Gut,“ antwortete Sbyschko, „was will er wissen.“

„Herr de Lorche teilte nun seinem Knappen mit, was er von seinem ritterlichen Freunde zu hören wünschte, und der Pommer begann mit einem leichten Lächeln, das ihm um die Lippen zuckte, die Frage zu verdolmetschen.

„Mein Herr möchte gern wissen, ob es gewiß ist, daß die Dame, mit welcher Ew. Liebden vor dem Mahle sprachet, den irdischen Wesen angehört, oder ob sie ein Wesen himmlischer Regionen, ein Engel oder eine Heilige ist?“

„Sage Deinem Herrn,“ antwortete Sbyschko mit einem Anfluge von Ungeduld, „daß er mir dieselbe Frage schon einmal vorgelegt hat und daß ich mich wundere, sie jetzt wieder zu hören. In Spychow sagte mir Dein Herr, er wolle an den Hof des Fürsten Witold gehen, um die schönen Litauerinnen kennen zu lernen, dann wollte er aus demselben Grunde an den Hof nach Plozk ziehen; in Plozk hat er heute den Ritter von Tatschew wegen dem Fräulein Agnieschka von Dlugolas in die Schranken fordern wollen und jetzt hat er schon wieder eine

andere im Sinn. Ich frage, ob das ritterliche Standhaftigkeit, ritterliche Treue ist?"

Herr de Lorche hörte diese Antwort Sbyschkos aus dem Munde seines pommerschen Knappen ruhig an, er seufzte tief, sah eine Weile den nächtlichen Himmel an, dann antwortete er auf die Vorwürfe Sbyschkos traurig:

„Du hast recht. Weder Standhaftigkeit, noch Treue. Ich bin ein sündiger Mensch und nicht wert, die Sporen zu tragen. Was das Fräulein Agnieschka betrifft, so ist es wahr — ich habe mich ihr gelobt und so Gott will, werde ich ausharren, aber höre einmal zu. Du wirst ganz gerührt sein, wenn ich Dir erzähle, wie sie mir im Schlosse zu Tschersk mitgespielt hat."

Er seufzte wieder, blickte wieder auf zum Himmel, der im Osten schon hell zu werden begann, und wartete bis der Pommer seine Rede dem Ritter Sbyschko übermittelt hatte, dann fuhr er fort:

„Sie sagte mir, daß ein Feind, ein böser Schwarzkünstler, sie unablässig verfolge. Er sende alljährlich einen Drachen, den er in seinem Turm im Walde hegt, gegen sie aus und dieser Drache kommt jedes Frühjahr unter die Mauern von Tschersk und sucht sie einzufangen. Nachdem ich das erfahren hatte, schwor ich, diesen Drachen zu bekämpfen. Ach! nun höre, was geschah! Als ich an den mir bezeichneten Ort kam, erblickte ich wirklich ein schreckliches Ungeheuer, das regungslos meiner harrte. Mein Herz pochte freudig, denn ich war entschlossen, entweder zu fallen oder das Mädchen für alle Zeiten von dem gräßlichen Feinde zu befreien und unsterblichen Ruhm zu erringen. Wie ich nun auf das Ungetüm zustürze und es mit der Lanze anrenne, was entdeckte ich da? Man hatte einen großen, mit Stroh gefüllten Sack auf vier Holzbeine gestellt und einen langen Schwanz von Strohseilen daran befestigt. Statt des gehofften Ruhmes erntete ich Spott und Gelächter; die Folge davon war, daß ich zwei masowische Ritter in die Schranken forderte und von beiden aus dem Sattel geworfen wurde. So hat diejenige mich verspottet, die ich hoch über alle anderen stellte und vor allen anderen liebte.

Während der pommersche Knappe diese Erzählung des Ritters de Lorche verdolmetschte, biß er sich fast die Zunge ab, um nicht in ein schallendes Gelächter auszubrechen. Zu jeder anderen Zeit hätte wohl auch Sbyschko sich des Lachens nicht erwehren können, aber Kummer und Gram hatten ihn für jede Freude

und Heiterkeit unempfänglich gemacht. So klang seine Antwort auch ernst, als er sagte:

„Vielleicht hat sie es nur aus Uebermut, nicht aus Bosheit gethan.“

„Ich habe ihr ja auch verziehen,“ sagte de Lorche. „Den besten Beweis dafür kannst Du darin sehen, daß ich mich mit dem Ritter von Tatschew um ihre Schönheit und Tugend schlagen wollte.“

„Thue das nicht!“ sprach Sbyschko noch ernster.

„Ich weiß, es wäre mein Tod,“ entgegnete de Lorche. „Aber ich will lieber sterben, als in fortwährender Bekümmernis und Trübsal . . .“

„Dem Herrn Powala spuken solche Kindereien nicht mehr im Kopfe. Wir wollen morgen lieber zu ihm gehen, dann schließe recht feste Freundschaft mit ihm,“ warf Sbyschko ein.

„Das will ich auch,“ erklärte Herr de Lorche. „Er hat mich an sein Herz gedrückt und gesagt, daß ich ihm gefalle. Aber geht er nicht morgen mit dem Könige zur Jagd?“

„Das wohl! Deshalb wollen wir in der Frühe zu ihm gehen, denn obgleich der König ein großer Freund der Jagd ist, so liebt er doch auch die Ruhe, und er hat bis gegen den Morgen pokuliert.“

Wie gesagt, so gethan. Doch sie hatten den Weg umsonst gemacht; der Böhme, der in der Hoffnung, vielleicht Jagienka zu sehen, vor ihnen in den Gang des Schlosses geeilt war, kam ihnen mit der Nachricht entgegen, daß Herr Powala diese Nacht nicht in seinem Gemach, sondern in den Gemächern des Königs zugebracht hatte. Sie wurden jedoch für die Enttäuschung reich entschädigt, denn der Fürst Janusch begegnete ihnen und forderte sie auf, sich seinem Gefolge anzuschließen. Dadurch waren sie in die Lage versetzt, die Jagd mitzumachen. Während sie dem Walde zuritten, fand Sbyschko Gelegenheit, den jungen Knäs Jamont zu sprechen, und er hörte von ihm eine gute Neuigkeit.

„Beim Auskleiden,“ erzählte Jamont, „erinnerte ich Se. Majestät an Dich und Dein Abenteuer in Krakau. Es war gut, daß der Ritter Powala zugegen war, denn er setzte gleich hinzu, daß die Kreuzritter Deinen Ohm gefangen halten und bat, der König möge seine Freilassung verlangen. Se. Majestät ist ohnedies wegen des an dem kleinen Jaschko von Kretkow begangenen Raubes, auch noch wegen anderer Unthaten sehr erbittert; nun hat unsere Erzählung das Maß des Zornes beim Könige gefüllt.“

„Gute Worte fruchten nichts bei ihnen,“ sprach der König. „Bei den Kreuzrittern kann man nur mit dem Speere etwas ausrichten!“ Powala aber schürte das Feuer noch, indem er ihre Greuelthaten in das rechte Licht setzte. Als nun der König am Morgen durch das Thor kam, vor welchem die Abgesandten des Ordens seiner harrten, da würdigte er sie keines Blickes, obgleich sie sich bis tief zur Erde verneigten. Hej! es wird ihnen schwer werden, jetzt ein Versprechen von ihm zu erlangen, am wenigsten das Zugeständnis, daß er den Fürsten Witold nicht unterstützen wird. Sie werden gar nicht wissen, woran sie sind. Du aber kannst sicher sein, daß der König Deines Ohms wegen den Großmeister selber ins Gebet nehmen wird.

Sbyschko fühlte sich sehr getröstet durch den Bericht Jamonts. Noch mehr aber erfreute ihn Jagienka an diesem Tage. Sie war als Begleiterin der Fürstin Siemowit in den Wald gekommen und hatte es einzurichten gewußt, daß sie auf dem Rückwege neben Sbyschko ritt. Während der Jagd herrschte die heiterste Stimmung, der Rückweg wurde paarweise angetreten, und da die Etikette aufgelöst war und vollkommene Zwanglosigkeit herrschte, so konnte sich jeder die Gesellschaft wählen, wie er wollte. Jagienka hatte schon von Hlawa erfahren, daß der Ritter Matschko Gefangener der Kreuzritter war und bereits Schritte zu seiner Hilfe gethan. Auf ihre Bitte hatte ihr die Fürstin ein Schreiben an den Großmeister ausgefertigt. Außerdem hatte die Fürstin den Komtur von Wenden vermocht, auch in seinem Bericht, den er über die Vorgänge in Plozk an den Großmeister einzusenden hatte, der Angelegenheit Matschkos Erwähnung zu thun. Der Komtur hatte der Fürstin versichert, daß er dem Großmeister ans Herz gelegt habe, in dieser Angelegenheit dem Könige keine Schwierigkeiten zu machen, um ihn zu begütigen. Dem Großmeister aber lag zu viel an der Gewogenheit des Monarchen, gerade jetzt, wo der Orden sich gegen die Feindseligkeiten des Fürsten Witold nicht zu raten noch zu helfen wußte.

„Was ich thun konnte, um vorzubeugen, das habe ich gethan,“ schloß Jagienka ihren Bericht. „Der König will zwar seiner Schwester in großen Angelegenheiten keinen Einfluß über sich einräumen, dafür wird er in kleineren, nebensächlichen Dingen ihr gern zu Willen sein; ich hoffe das Beste.“

„Wenn man es nicht mit so verräterischen Menschen zu thun hätte,“ sagte Sbyschko, „so würde ich das Lösegeld einfach hinbringen und die Sache auf diese Weise erledigen. Es könnte

aber geschehen, daß man mit mir ebenso verfährt, wie mit Tolima, das heißt, man nimmt das Geld und sperrt den Ueberbringer ein, wenn nicht eine Heeresmacht zu seinem Schutze hinter ihm steht."

„Ich begreife," versetzte Jagienka.

„Ihr könnt jetzt alles verstehen und begreifen," bemerkte Sbyschko. „So lange ich lebe, werde ich Euch dankbar sein."

Das Mädchen blickte ihn mit ihren guten, traurigen Augen an.

„Warum sprichst Du mich nicht, wie früher, als Jugendgenossin und Bekannte von Kindheit auf, mit „Du" an?" frug sie.

„Ich weiß nicht, wie es kommt," antwortete der Ritter offenherzig, „es will mir nicht über die Lippen . . . Ihr seid auch nicht mehr der Tollkopf von früher, Ihr seid . . . wie soll ich sagen . . . so ganz anders."

Er konnte keinen Vergleich zu stande bringen, Jagienka aber wollte ihm über die Schwierigkeit hinweghelfen. Sie sagte schnell: „Ich bin eben ein paar Jahre älter geworden und — die Deutschen haben mir in Schlesien den Vater erschlagen."

„Das ist wahr!" antwortete Sbyschko. „Gott gebe seiner Seele den Frieden!"

Sie ritten eine Weile stumm nebeneinander her. Jedes von ihnen hing den eigenen Gedanken nach, beide schienen dem Brausen des Abendwindes in den Baumwipfeln zu lauschen. Endlich frug Jagienka wieder:

„Bleibt Ihr hier in dieser Gegend, wenn der Ohm Matschko frei sein wird?"

Sbyschko sah sie an, als verstände er nicht recht, was sie meinte; er hatte sich bis jetzt so ausschließlich seinem Gram und seiner Trauer hingegeben, daß er noch gar nicht über seine Zukunft nachgedacht hatte. Die Worte Jagienkas brachten ihn zum Nachdenken. Nach einer kleinen Pause, während welcher er wie hilfesuchend den Blick am Firmament hin- und herschweifen ließ, antwortete er:

„Ich weiß nicht! Barmherziger Christus! Woher soll ich es wissen? Das eine nur ist mir bewußt, daß mein Elend mir folgen wird, wohin ich auch wandern werde. Hej! Mein hartes Los! . . . Zuerst will ich den Ohm freimachen, dann werde ich wohl zu Witold gehen, um meine Gelübde gegen die Kreuzritter zu erfüllen und dabei — vielleicht zu Grunde gehen."

Die Augen des Mädchens füllten sich mit Thränen. Sie neigte sich etwas zu Sbyschko hinüber und sprach leise flehend:

„Gehe nicht zu Grunde, Du darfst nicht sterben!“

Wieder verstummten sie beide, bis endlich — dicht vor den Mauern der Stadt, Sbyschko die traurigen Gedanken, die ihn quälten, von sich zu scheuchen suchte. Er richtete sich plötzlich im Sattel auf und frug:

„Und Ihr . . . und Du,“ wirst Du bei Hofe bleiben?“

„Nein,“ antwortete sie. „Ich sehne mich nach den Brüdern und nach Sgorscheliz. Tschtan und Wilk müssen längst vermählt sein, und wenn nicht, — ich fürchte sie nicht mehr.“

„So Gott will, wird der Ohm Dich nach Sgorschelitz bringen; er ist Dir ein so treuer Freund, daß Du Dich in allen Stücken auf ihn verlassen kannst. Aber nimm auch Du Dich seiner an . . .“ — bat Sbyschko.

„Das verspreche ich Dir mit heiligen Eiden! Ich werde ihn pflegen und hegen, als wäre ich seine Tochter . . .“

Bei diesen Worten brach sie in ein herzerschütterndes Weinen aus, die Traurigkeit übermannte sie.

* * *

Am folgenden Tage kam Powala von Tatschew zu Sbyschko in die Herberge und sprach zu ihm:

„Der König wird gleich nach dem Frohnleichnamsfest nach Razionsch zur Zusammenkunft mit dem Großmeister reisen. Du bist den Rittern beigesellt worden, die den König begleiten sollen, Du wirst daher mit uns reisen.“

Eine dunkle Röte stieg dem jungen Ritter in das Gesicht, als er diese Freudenbotschaft vernahm. Seine Einverleibung in die Ritterschaft des Königs sicherte ihn nicht nur vor allen Verrätereien und Ränken der Kreuzritter, sondern sie war für ihn auch eine ehrenvolle Auszeichnung. Gehörten doch zu den Rittern des Königs nur die ausgezeichnetsten Männer, wie Sawischa der Schwarze nebst seinen beiden Brüdern Farurej und Krutschek, ferner Powala von Tatschew, Krschon von Kosiglow, Staschko von Charbimowiz, Paschko Slodschiej von Biskupiz und Lis von Targowisko, nebst vielen anderen der gefürchtetsten und berühmtesten Ritter, deren Ruhm weit über die Grenzen des Reiches hinaus reichte. Der König hatte gegenwärtig nicht alle diese Ritter um sich. Einige von ihnen waren daheim geblieben, andere auf Abenteuer in überseeische, ferne Länder gezogen, aber der Monarch wußte, daß diejenigen seiner Getreuen, die bei ihm waren, ihm folgen würden, wohin er sie

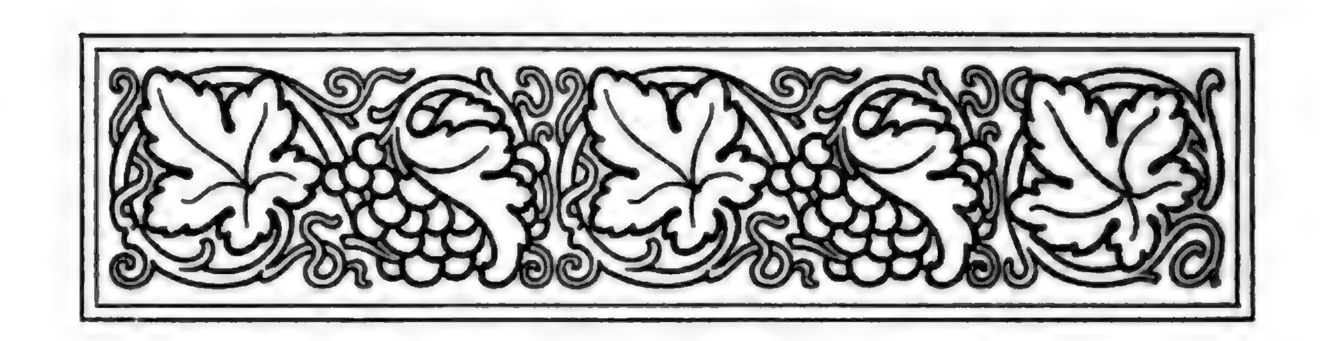
führte, sei es auch nach Marienburg selbst; sie würden im Notfalle mit ihren gewaltigen Armen die Mauern dieser Veste zertrümmern und dem Könige den Weg bahnen mitten zwischen die deutschen Ritter. Da war es kein Wunder, daß Sbyschkos Herz aufjauchzte bei dem Gedanken, der Waffengefährte solcher Männer zu werden.

Im ersten Freudentaumel vergaß Sbyschko ganz seinen Kummer; er ergriff die Hand Powalas, preßte sie heftig, und rief lebhaft erregt:

„Das habe ich Euch zu verdanken, niemandem als Euch! Herr!"

„Zum Teil mir," antwortete Powala, „zum Teil der Fürstin Siemowit, in der Hauptsache aber unserem Allergnädigsten Herrn. Eile Dich, ihm Deinen Dank zu Füßen zu legen, damit er Dich nicht des Undankes zeiht."

„Für ihn will ich leben und sterben, so wahr mir Gott helfe!" rief Sbyschko.



10. Kapitel.

Die Zusammenkunft zwischen dem König Jagiello und dem Großmeister des Ordens der Kreuzritter, Herrn Konrad von Jungingen, auf der Weichselinsel in Razionsch, zu welcher der König sich gleich nach dem Frohnleichnamsfeste begab, wurde unter keinem guten Stern begonnen. Sie führte keineswegs zu so günstigen Resultaten, wie diejenige, welche zwei Jahre später an demselben Orte stattfand und mit der Wiederherausgabe der durch den Herzog von Oppeln verräterischer Weise an den Orden verpfändeten Dobrschyner Güter und der Besitzung Bobrownik an das Königreich endete.

König Jagiello kam aufgeregt und erzürnt über die vielen Verleumdungen, welche der Orden an den verschiedenen Höfen über ihn ausstreute, nach Razionsch. Der Großmeister wollte sich in Verhandlungen wegen Dobrschyn absichtlich nicht einlassen, und er sowohl, als die höchsten Würdenträger des Ordens blieben beständig bei der Versicherung, — daß sie weder den Krieg wünschten, noch Litauen begehrten, aber ihr Eigentumsrecht an die Smudz behaupteten, da Fürst Witold ihnen diesen Landesteil freiwillig überlassen hatte. „Gebt uns das Versprechen," wiederholten sie den Polen täglich, „daß Ihr dem Fürsten Witold nicht beistehen wollt, dann wird der Krieg mit ihm bald beendet sein und nachher können wir über Dobrschyn sprechen, dann wollen wir auch die Zugeständnisse machen, die Ihr verlangt." Die Räte des Königs aber, welche die Listen und Ränke der Kreuzritter seit Jahren kannten, ließen sich nicht so leicht täuschen.

„Wenn Eure Macht wächst, werden Eure Frechheit und Euer Uebermut noch zunehmen," antworteten sie dem Großmeister. „Ihr sagt, daß Ihr von Litauen nichts wissen wollt, und wollt doch den Skirgiell an Witolds Statt auf den Thron in Wilna setzen. Beim allmächtigen Gott! Ihr wißt genau, daß dieser Thron das unanfechtbare Eigentum Jagiellos ist, und daß kein anderer als er das Recht hat, auf diesen Thron zu setzen, wen er will. — Darum zügelt Eure Begehrlichkeit, auf daß Euch die Hand unseres großen Königs nicht straft!" Darauf entgegnete der Großmeister: „Wenn Jagiello der rechtmäßige Besitzer des litauischen Thrones ist, so mag er dem Fürsten Witold befehlen, die Feindseligkeiten gegen uns einzustellen und die Smudz uns in Ruhe zu überlassen. Geschieht das nicht, dann wird der Orden ihn zu finden und zu strafen wissen." So drehten sich die Verhandlungen vom Morgen bis zum Abend immer im Kreise herum. Der König, der sich zu nichts verpflichten wollte und immer ungeduldiger wurde, erklärte dem Großmeister, daß Witold keinen Finger rühren würde, wenn er wüßte, daß die Smudz sich unter dem Regiment des Ordens wohlbefindet, er würde dann weder Vorwand noch Ursache zu Streitigkeiten finden. Der Großmeister, der ein friedliebender Herr und sich der großen Macht Jagiellos besser bewußt war, als die meisten anderen Ordensbrüder, bemühte sich, den König zu besänftigen. Er achtete nicht auf das Murren der heißblütigen und hochmütigen Komture, kargte dem Könige nicht mit Schmeichelworten und schlug zuweilen sogar einen demütigen Ton an. Aber da selbst unter dieser Demut hier und da noch eine versteckte Drohung zum Vorschein kam, so führten die Unterhandlungen zu keinem Resultat, verliefen sich in einem Wortgeplänkel und am folgenden Tage war von wichtigen Angelegenheiten schon nicht mehr die Rede. Dafür kamen die kleinen, nebensächlichen Dinge um so eifriger zur Sprache. Der König sprach mit eindringlicher Mahnung über die Grenzräubereien, die nächtlichen Ueberfälle, und tadelte in strengen Worten, daß der Orden selbst Räuberbanden halte und unterstütze. Darauf stellte der Monarch den Großmeister zur Rede wegen des an der Tochter Jurands und dem kleinen Jaschko von Kretkow begangenen Raubes und wegen der Ermordung von Bauern und Fischern in den Grenzdörfern. Der Großmeister bestritt diese Thatsachen, machte Ausflüchte, erklärte, das alles sei ohne seinen Willen und Wissen geschehen, zuletzt warf Konrad von Jungingen dem Könige hinwider vor, daß nicht

nur Fürst Witold, sondern auch polnische Ritter die heidnischen Smudzer im Kampfe gegen das Kreuz unterstützten, und führte als Beispiel den alten Matschko von Bogdaniez an. Glücklicherweise war der König schon vorher davon unterrichtet, weswegen die beiden Ritter von Bogdaniez nach der Smudz gezogen waren und was sie dort gesucht. Der Ritter Powala hatte dem Monarchen ausführlich Bericht erstattet, und König Jagiello konnte somit gleich diesen Vorwurf widerlegen. Die Beweisführung wurde durch die Anwesenheit Sbyschkos und der beiden Ritter von Baden, die, in der Hoffnung, im Zweikampf mit den polnischen Rittern, Ehre einzulegen, den Großmeister hierher begleitet hatten, bedeutend erleichtert.

Aber diese Hoffnung sollte den beiden Rittern nicht in Erfüllung gehen. Die Kreuzritter hatten die Absicht, den großen König nach Thorn einzuladen, wenn der Verlauf der Verhandlungen ein für sie günstiger war, und ihm zu Ehren Gastmähler und Turniere auszurichten. Bei der ungünstigen Wendung aber, die die ganze Angelegenheit für den Orden zu nehmen drohte und bei dem gegenseitig immer mehr zunehmenden Unwillen, fehlte allerseits die Lust am Vergnügen. Nur in den frühen Morgenstunden versuchten die Ritter in aller Stille ihre Kräfte und Geschicklichkeit aneinander, aber auch hier ging, wie der lustige Knäs Jamont zu sagen beliebte, den Kreuzrittern alles gegen den Strich. Powala von Tatschew erwies sich im Handgefecht dem starken Arnold von Baden überlegen, Dobko von Oleschniza streckte jeden, der es mit ihm aufnehmen wollte, mit seiner Lanze zu Boden, während es keiner dem Lis von Targowisko im Springen über das Pferd nachmachen konnte. Bei dieser Gelegenheit verständigte sich Sbyschko mit Arnold von Baden über das Lösegeld für Matschko. De Lorche, der als Graf und Herr vieler Güter und von großem Ansehen, den Ritter Arnold über die Achseln ansah, widersetzte sich dem, indem er erklärte, die Ordnung der Angelegenheit auf sich nehmen zu wollen. Sbyschko dagegen war der Ansicht, daß seine Ritterehre ihm gebiete, das ausbedungene Lösegeld zu erlegen, und darum nahm er weder das Anerbieten Arnolds, von dem Preise etwas herunterzulassen, noch die Vermittelung de Lorches an.

Arnold von Baden war zwar ein einfacher, etwas beschränkter Mensch, dessen größtes Verdienst in seiner großen Kraft bestand; er war auch etwas habgierig, dabei aber durchaus ehrenhaft und ehrlich. Er besaß nicht eine Spur von der Hinterlist und

Tücke der Kreuzritter, deshalb verhehlte er dem jungen Ritter auch nicht, warum er von dem Lösegelde herunterlassen wolle. „Es wird,“ sprach er, „zu einer Einigung zwischen dem großen Könige und dem Großmeister nicht kommen, aber ein Austausch der Gefangenen wird stattfinden, und in diesem Falle bekommt Ihr den Ohm umsonst frei. Da will ich lieber etwas nehmen als nichts, denn mein Säckel ist immer leer; ich habe manchen Tag nicht mehr darin, als für drei Garniez Bier ausreicht, und ich muß entsetzlichen Durst leiden, wenn ich nicht wenigstens fünfe oder sechse trinken kann!“ Sbyschko war sehr erzürnt über solche Rede und verwies sie ihm, indem er sagte: „Ich zahle die ganze Summe, weil ich mein Ritterwort verpfändet habe und will nicht einen Heller heruntergelassen haben, denn wir gelten so viel, als wir uns selber schätzen.“ Da umarmte Ritter Arnold ihn, und die Ritter, sowohl die polnischen als die Kreuzritter, lobten ihn über die Maßen. „Er trägt trotz seiner Jugend den Gurt und die Sporen mit Recht, denn er besitzt ein großes Ehrgefühl!“ sprachen sie untereinander.

Unterdessen wurden die Unterhandlungen zwischen dem Könige und dem Großmeister weiter geführt und wirklich war, wie Ritter Arnold vermutet hatte, die Frage des Austausches der Gefangenen erörtert worden. Dabei kamen seltsame Dinge an das Tageslicht, über welche die Bischöfe und hohen Würdenträger lange Berichte an den Pabst und verschiedene Höfe abschickten. In den Händen der Polen befanden sich zwar eine ganze Menge Gefangener, aber es waren nur erwachsene Männer im besten Alter, die in den zahlreichen Grenzstreitigkeiten mit der Waffe in der Hand gefangen worden waren. Dagegen befanden sich bei den Kreuzrittern zum größten Teil Frauen und Kinder, die gelegentlich der nächtlichen Ausfälle, die sie machten, aus den Dörfern entführt worden waren, um ein Lösegeld zu erlangen. Der Papst in Rom machte später selbst diese Wahrnehmung und richtete sein ganzes Augenmerk auf die Sache. Er machte seinem Zorn und seiner Entrüstung darüber offen Luft, trotz der durchtriebenen Lüge Johanns von Felde, dem Prokurator des Ordens in Rom.

Wegen der Herausgabe Matschkos machte der Großmeister, wenn auch nur scheinbar, Schwierigkeiten, denn er wollte jedem, auch dem geringsten seiner Zugeständnisse eine gewisse Wichtigkeit beilegen. Er behauptete demnächst, daß ein christlicher Ritter, der mit den Smudzern gegen den Orden gekämpft habe, nach Recht und Gesetz zum Tode verurteilt werden müßte. Umsonst

führten die königlichen Räte nochmals als Entlastung für diese Anschuldigung alles vor, was sie über Jurand und seine Tochter wußten und erklärten das gräßliche Unrecht, welches durch die Grausamkeit der Kreuzritter diesen beiden, sowie den beiden Rittern von Bogdaniez widerfahren war, als den Grund ihres Handelns in der Smudz.

Die Antwort des Großmeisters enthielt unter anderem seltsamerweise dieselben Worte, welche die Fürstin Alexandra Siemowit zu dem alten Ritter von Bogdaniez gesprochen.

„Ihr stellt Euch als Lämmchen hin und die Unsrigen als Wölfe, indessen von den vier Wölfen, welche die Tochter Jurands entführt haben, kein einziger mehr lebt und die Lämmlein wohlbehalten in der Welt umherlaufen."

Und diese Behauptung war buchstäblich wahr. Dennoch stellte der den Unterhandlungen beiwohnende Ritter von Tatschew dieser Behauptung die Frage entgegen:

„Ja, ist denn einer von ihnen durch Verrat oder Hinterlist gefallen? Hat je einer der Unsrigen einen der Eurigen hinterrücks ermordet?"

Darauf wußte der Großmeister nichts zu antworten, und als er wahrnahm, daß das Gesicht des Königs sich immer mehr verfinsterte, gab er endlich nach, um einem Zornesausbruch des gewaltigen Herrschers vorzubeugen. Es wurde nun beschlossen, daß jede der Parteien eine Abordnung zur Empfangnahme der Gefangenen stellen sollte. Von seiten der Polen wurden dazu Syndram von Maschkowiz, der sich die Macht und Herrlichkeit der Kreuzritter etwas in der Nähe betrachten wollte, der Ritter Powala von Tatschew und als Dritter Sbyschko von Bogdaniez auserlesen.

Daß Letzterer der Abordnung beigegeben wurde, hatte Sbyschko dem jungen Knäsen Jamont zu verdanken. Er hatte diese Gunst für Sbyschko bei dem Könige ausgebeten, weil er glaubte, seinem Freunde dadurch eine Freude zu machen, wenn er ihm zu einem schnelleren Wiedersehen mit dem Ohm verhalf, besonders da ihm durch die Gesandtschaft eine große Ehre erwiesen wurde. Der Monarch hatte dem jungen Jamont die Bitte nicht versagt, denn der Knäsensohn war seines Frohsinns, seiner Herzensgüte und außerordentlichen Schönheit wegen der Liebling des Königs und des ganzen Hofes, umsomehr, da er niemals etwas für sich selbst erbat. Sbyschko dankte ihm auch mit warmen Worten; er war nun sicher, seinen Ohm aus den Händen der feindlichen Kreuzritter befreit zu sehen.

„Es beneidet Dich mancher, daß Du am Hofe des Königs bleibst," sagte er zu ihm, „aber ein jeder muß Dir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß Du Deine Vertrauensstellung zum Könige nur zum Wohle der Menschen ausnützest."

„Ich befinde mich sehr wohl bei Sr. Majestät," antwortete der junge Knäs, „aber noch lieber wollte ich gegen die Kreuzritter zu Felde ziehen, — darum beneide ich Dich, — denn Du hast Dich schon mit ihnen herumgeschlagen, während ich zusehen muß."

Nach einer Weile setzte er hinzu:

„Der Komtur von Thorn, Ritter von Wenden, ist gestern hier angekommen. Heute gegen Abend werdet Ihr mit ihm nach Thorn gehen und die Nacht dort zubringen. Der Großmeister und sein Gefolge gehen auch dahin."

„Und dann geht es nach Marienburg," sprach Sbyschko.

„Und dann nach Marienburg," wiederholte Jamont.

Plötzlich lachte der junge Knäs laut auf.

„Der Weg dorthin ist nicht weit, aber er wird ihnen sauer werden. Sie haben bei dem Könige nichts erreicht und werden an Witold keine Freude erleben. Er soll seine ganze litauische Macht gegen den Orden nach der Smudz führen," sagte er dann.

„Wenn der König ihn unterstützt, wird der Krieg ein großer werden," warf Sbyschko ein.

„Alle unsere Ritter bitten Gott um Krieg. Aber selbst wenn der König aus Erbarmen um das zu vergießende Christenblut einen großen Krieg nicht beginnen wollte, so wird er den Fürsten Witold doch mit Geld und Getreide unterstützen, und jedenfalls auch Ritter zu ihm schicken, die sich freiwillig melden werden."

„Wahrhaftig!" antwortete Sbyschko. „Vielleicht erklärt aus diesem Grunde dann der Orden dem Könige den Krieg?"

„Ei, nicht doch!" entgegnete der Knäsensohn. „So lange der jetzige Großmeister lebt, wird das nicht geschehen."

Und Jamont hatte recht. Sbyschko kannte den Großmeister schon von früher her; auf dem Wege nach Marienburg aber, während er mit Syndram von Maschkowiz und Herrn Powala immer an seiner Seite war, konnte der junge Ritter den Großmeister genauer beobachten und kennen lernen. Dieses Zusammensein befestigte in ihm die Ueberzeugung, daß Konrad von Jungingen kein böser, verdorbener Mensch war. Er mußte zwar oftmals ungerecht handeln, weil der ganze Orden auf Ungerechtigkeiten basierte, er mußte anderen Schaden zufügen, weil der ganze

Orden von dem Besitztum anderer lebte, er war gezwungen, zu lügen, denn er hatte mit den Abzeichen des Ordens zugleich auch die Lügenhaftigkeit desselben übernehmen müssen. Von Jugend auf war er daran gewöhnt, die Lüge nicht als ein Laster, sondern als politischen Kniff zu betrachten. Aber er war kein grausamer Tyrann, er besaß Gottesfurcht, und legte denjenigen Großwürdenträgern des Ordens, welche zum Kriege mit der Heeresmacht Jagiellos drängten, Zügel an. Leider aber war er ein schwacher Mann. Der Orden, seit Jahrhunderten daran gewöhnt, sich fremdes Gut durch List und Macht anzueignen, angrenzende Ländereien mit Gewalt dem Orden einzuverleiben, war zu sehr mit dieser Art, sich auszubreiten und zu befestigen, verwachsen. Konrad von Jungingen war nicht nur zu schwach, um dieser Gier Einhalt zu thun, sondern fortgerissen vom Strom der Zeit und der Macht der Gewohnheit, fröhnte er ihr ebenfalls und suchte seine Habgier zu befriedigen, wo sich Gelegenheit dazu bot. Die Zeiten des Winrich von Kniprode lagen weit zurück, des Großmeisters Kniprode, dessen eiserne Strenge den Orden zu Ansehen und einer von aller Welt angestaunten Macht gebracht hatte. Schon zur Zeit des Vorgängers Jungingens, zur Zeit des Großmeisters Konrad Wallenrod, hatte seine stetig aufsteigende Macht den Orden übermütig und von der eigenen Herrlichkeit berauscht werden lassen. Dieser Uebermut wurde selbst durch zeitweise Niederlagen und Unglücksfälle, welche bald einzelne Ritter, bald den ganzen Orden trafen, nicht gedämpft; neue Errungenschaften, neue Siege versetzten die Ritter bald wieder in einen wahren Taumel von Leidenschaften und lockerten die letzten festen Bande, die seine innere Kraft und Einigkeit zusammenhielt. Der Großmeister warnte, bat, verwies auf die Ordensgesetze und milderte oft mit eigener Hand die drückenden Lasten, die auf den Bauern, Städtern, ja sogar auf der Geistlichkeit und dem Adel, der zu Lehen auf kreuzritterlichem Gebiete saß, lagen, so daß einzelne Adlige in der Nähe Marienburgs sich nicht nur eines mäßigen Wohlstandes, sondern sogar eines ansehnlichen Reichtums erfreuen konnten. Weiter nach den Grenzen zu aber traten eigenmächtige Grausamkeit und maßlose Habgier jedes Recht mit Füßen. Die Bedrückungen und räuberischen Ueberfälle nahmen zu; Abgaben, die jeder Komtur nach Willkür auferlegte, Erpressungen und erbarmungslose Forderungen beraubten die Menschen ihrer Habe und heiße Thränen flossen, Jammern und Wehklagen tönten durch die Lande. Selbst dann, wenn größere Milde zeitweise zur zwingenden Notwendig-

keit wurde, wie auch jetzt in der Smudz, scheiterten alle Bemühungen des Großmeisters an der Zügellosigkeit und Grausamkeit der Komture. Konrad von Jungingen kam sich vor wie einer, der einen Wagen zu lenken hat, dessen Gespann übermütig geworden, durchgeht; er konnte die Zügel nicht mehr halten, sie waren seiner Hand entfallen; er mußte Rosse und Wagen ihrem Schicksal überlassen. Böse Ahnungen beschlichen ihn zuweilen, oft mußte er an die prophetischen Worte denken: „Ich habe sie als nutzbringende Arbeitsbienen an die Schwelle der christlichen Länder gesetzt, aber sie haben sich wider mich erhoben. Sie denken nicht an ihr Seelenheil, sie haben kein Erbarmen mit den Leibern des armen Volkes, welches, von den Irrtümern des Glaubens befreit, sich der katholischen Kirche und mir zugewendet hat. Sie haben Sklaven aus ihm gemacht, und indem sie diesem Volke die Kenntnis der Gebote Gottes und die heiligen Sakramente vorenthalten, haben sie es in größere Qualen und Zweifel gestürzt, als wenn es im Heidentume verblieben wäre. Sie führen Krieg, um ihre Habgier zu befriedigen, darum wird eine Zeit kommen, wo ihnen die Zähne ausgebrochen, die rechte Hand abgeschlagen werden wird und der rechte Fuß ihnen erlahmt, auf daß sie ihre Sünden erkennen lernen!“

Der Großmeister wußte, daß die geheimnisvolle Prophezeiung aus den Offenbarungen der heiligen Brigitta, für die Kreuzritter bestimmt, ihre volle Berechtigung hatte. Er sagte sich, daß ein Haus, auf unsolidem Fundament erbaut, auf schwankem Boden aufgestellt, in sich zusammenstürzen müsse. Einem solchen Hause gleich war der Orden. Das Gebäude, welches die Vorfahren dereinst zum Heile des Christentums sorgsam aufgebaut hatten, stand nicht mehr fest. Blut und Thränen der Unterdrückten, die viele Jahre lang schon geflossen, hatten das Fundament unterspült, den Boden, auf dem es stand, gelockert, und der Großmeister fürchtete, daß der Sturm, der ihm von seiten des Polenkönigs drohte, es mit einem einzigen gewaltigen Stoß zum Stürzen bringen werde. Der Wagen, der, von wild gewordenen, vom Zügel befreiten Tieren gezogen, dahinraste, mußte in den nächsten Abgrund stürzen oder am nächsten Felsen zerschellen, und er, machtlos ihn zu retten, wollte wenigstens alles aufbieten, seinen Sturz aufzuhalten. Darum setzte er, trotz seiner Schwäche, den Ordensrittern einen unbeugsamen Widerstand entgegen, als sie den Krieg mit Polen durchaus wollten. Vergebens warf man ihm Furcht und Machtlosigkeit vor, umsonst drängten die an der Grenze liegenden

Komtureien mit aller Gewalt zur Kriegserklärung, er zog sich immer wieder aus den ihm gelegten Schlingen, immer wieder löschte er den Brand, noch ehe derselbe hoch aufloderte. So dankte der Großmeister auch jetzt, nach Marienburg zurückgekehrt, Gott von ganzem Herzen, daß es ihm noch einmal gelungen war, das über dem Haupte des Ordens hängende Schwert aufzuhalten.

Er sah den Zusammenbruch kommen; derselbe war unvermeidlich. Diese Ueberzeugung machte den Großmeister zu einem der unglücklichsten Menschen auf Erden, und er hätte mit Freuden Leben und Blut hingegeben, wenn die Vergangenheit rückgängig zu machen, wenn es noch Zeit zur Umkehr gewesen wäre. Dazu war es zu spät. Umkehren? — Das wäre gleichbedeutend mit der vollständigen Armut. Die Umkehr war die Herausgabe aller der fruchtbaren, herrlichen Ländereien, die der Orden im Laufe der Zeiten annektiert hatte, an ihre rechtmäßigen Besitzer. Umkehr — die Herausgabe einer Menge reicher Städte, wie Danzig, und nicht das allein — es war auch der Verzicht auf die Erwerbung Litauens, auf den Besitz der Smudz, — es hieß, das Schwert in die Scheide stecken, den Wanderstab ergreifen und die Länder verlassen, wo der Orden keine Heiden mehr zu bekehren hatte, und den Rückzug antreten; sich nach Palästina oder auf irgend eine griechische Insel zurückziehen und dort das heilige Kreuz gegen die Sarazenen zu verteidigen. Das aber war unmöglich, denn das hieß dem Orden das Todesurteil sprechen. Wer hätte das gekonnt? Welcher Großmeister hätte ein solches Ansinnen an die Ordensbrüder zu stellen vermocht? Konrad von Jungingen trug schwer an der Last, die das Schicksal auf seine Schultern gelegt, ein Schatten war auf seine Seele gefallen, doch er selbst hätte einen jeden, der ihm mit solchem Rate genaht wäre, für wahnsinnig erklärt und ihn zur Haft in der schwarzen Kammer verurteilt. Vorwärts, immer vorwärts hieß es, wandern bis zu dem Tage, den Gott als Ziel der Wanderung angesetzt hatte.

Er ging also vorwärts. Seine Seele war mit Sorgen beladen und mit Trauer erfüllt. Die Kopf- und Barthaare des Großmeisters waren schon ergraut und die einst so fröhlich und scharf blickenden Augen waren jetzt zur Hälfte von den schwer herabhängenden Lidern bedeckt. Sbyschko hatte ihn noch nie lachen sehen; das Gesicht des Großmeisters war nicht finster, sein Blick nicht dräuend, nur eine unendliche Schwermut lag auf den Zügen Konrads von Jungingen. Angethan im

Schmuck der Waffen, den weißen Mantel mit dem Kreuzeszeichen über den Schultern und das goldene Kreuz mit dem schwarzen Adler im Viereck personifizierte er die trauernde Majestät. Konrad von Jungingen war dermaleinst ein heiterer, zu Scherzen aufgelegter Mann gewesen; er entzog sich auch jetzt nicht den glänzenden Gastmählern, Schaustellungen und Turnieren — er selbst veranstaltete sie sogar nach wie vor —, aber er war nie heiter, lachte niemals, gleichviel, ob er den mannigfachen Waffenspielen zuschaute, die von den vornehmen Gästen des Ordens ausgeführt wurden, oder beim schäumenden Pokale saß. Wenn alles um ihn herum im Glanze des unermeßlichen Reichtums strahlte, wenn die Macht des Ordens in seiner ganzen majestätischen Größe sich entfaltete und die Abgesandten des Kaisers und der westeuropäischen Königshöfe voll Begeisterung beteuerten, daß keine Macht der Erde dem Orden an Glanz, Reichtum und Macht gleichkomme, da mußte er im Stillen an die unheilvollen Worte der heiligen Brigitta denken: „Die Zeit wird kommen, wo man ihnen die Zähne ausbrechen, die rechte Hand abschlagen, und wo ihr rechtes Bein erlahmen wird, — damit sie ihre Sünden erkennen sollen.“

11. Kapitel.

Die Kreuzritter nahmen den Landweg über Kulm nach Graudenz, wo sie übernachteten, da der Großmeister hier eine Streitangelegenheit wegen des Fischereirechtes zwischen dem Schloßhauptmann von Graudenz kreuzritterlicherseits, und dem Adel, dessen Ländereien an die Weichsel grenzten, andererseits, zu schlichten hatte. Von da ab schwammen sie auf Schuten die Weichsel hinab bis Marienburg. Syndram von Maschkowiz, Powala von Tatschew und Sbyschko blieben während der ganzen Zeit an der Seite des Großmeisters, welcher neugierig war, den Eindruck zu beobachten, den die herrlichen Bauten, befestigten Schlösser und sonstigen Schätze des Ordens, besonders auf Syndram von Maschkowiz machen würden. Der Großmeister kannte den Ritter Syndram nicht nur als einen gefürchteten Gegner im Zweikampf, sondern auch als einen der hervorragendsten Feldherrn des polnischen Reiches. Keiner verstand so gut wie er ein Heer zu organisieren, zu führen und in Schlachtordnung zu bringen, keiner so ausgezeichnet die Lage der Burgen und Vesten bei Belagerungen und Erstürmungen auszunützen, Schiffsbrücken über breite Flüsse zu legen, wie Ritter Syndram, und keiner kannte die Armierung und die Art der Kriegsführung der einzelnen Nationen so genau wie er. Da dem Großmeister bekannt war, wie viel dem Könige Jagiello an dem Rat und der Meinung dieses Ritters gelegen war, glaubte er, daß die Kriegserklärung vielleicht noch lange hinausgeschoben werden könnte, wenn es ihm gelang, den Herrn von Maschkowiz durch den

Glanz, den Reichtum und die Kriegsmacht des Ordens zu verblüffen. Besonders rechnete er dabei auf den Eindruck der Marienburg, die noch kein Pole ohne Furcht und Bangen gesehen hatte. Die Hochburg, die Mittel- und die Vorburg zusammengenommen, konnte keine andere Burg der Welt den Vergleich mit ihr auch nur annähernd aushalten.

Schon während sie die Nogat stromabwärts fuhren, erblickten die Ritter die mächtigen Bastionen, die sich scharf vom Firmament abhoben. Der Tag war hell und klar. Man konnte die Umrisse der einzelnen Gebäude deutlich erkennen und als die Schuten sich ihrem Ziele näherten, da blitzten die Zinnen der Kirche auf der Hochburg im Sonnengold und die mächtigen Mauern, die sich auf- und übereinander türmten, leuchteten teils ziegelrot, teils in bleigrauer Färbung, wie sie einzig und allein die Baukünstler der Kreuzritter herzustellen verstanden, weit in das Land hinaus. Ihr kolossaler Umfang übertraf alles, was die polnischen Ritter bisher gesehen hatten. Es schien ihrem Auge, als stehe dort Haus auf Haus, Turm auf Turm, eins aus dem anderen heraus und ineinander hinein verwachsen, so daß diese Mauermasse wie ein aus der flachen Ebene sich erhebender Berg aussah, dessen Spitze die Hochburg bildete, während die Mittel- und Vorburg der Fuß und der Berg selbst zu sein schienen. Es ging von diesem Schlosse eine so überwältigende Macht aus, daß sogar das Gesicht des Großmeisters beim Anblick seines Herrschersitzes sich aufheiterte.

„Ex luto Marienburg — die aus dem Sumpf erstandene Marienburg," sprach zu Syndram gewendet der Großmeister. „Diese Sumpfveste aber wird Menschenmacht nicht zerstören."

Syndram antwortete nicht; er ließ seine Augen stillschweigend über das Riesenbauwerk schweifen, dessen Bastionen und Mauern durch ebenso mächtige Böschungen gestützt waren.

Nach einer kleinen Pause setzte Konrad von Jungingen hinzu: „Ihr, Herr, versteht Euch vortrefflich auf Festungsbauten, was haltet Ihr von diesem Bau?"

„Die Veste scheint uneinnehmbar," antwortete der polnische Ritter nachdenklich, „aber . . ."

„Aber, was? Was habt Ihr an dem Baue auszusetzen?"

„Nichts! Ich dachte nur, daß jede Veste ihren Herrn wechseln kann."

Der Großmeister runzelte die Stirn.

„In welchem Sinne meint Ihr das?" frug er.

„In gar keinem. Aber Gottes Wege sind unerforschlich,“ antwortete Syndram.

Und wieder blickte er nachdenklich nach den Mauern hin, während Sbyschko, dem der Ritter Powala die Antwort richtig verdolmetscht hatte, den Ritter Syndram mit bewundernden Blicken betrachtete. Da fiel ihm, wie damals beim Anblick Skirwoillos, auch hier plötzlich wieder die große Aehnlichkeit zwischen den Beiden auf. Beide hatten denselben großen Kopf, der tief in den hohen Schultern steckte, beide die mächtig gewölbte Brust und die O-förmig gekrümmten Beine.

Unterdessen hatte der Großmeister, welcher dem polnischen Ritter nicht das letzte Wort lassen wollte, die Unterhaltung wieder begonnen.

„Man sagt, daß unser Marienburg sechsmal so groß ist, als das Schloß auf dem Wawel in Krakau,“ sprach er.

„Dort auf dem Felsen ist nicht Raum genug für einen solchen Riesenbau; dafür ist das Herz auf dem Wawel größer,“ entgegnete der Ritter von Maschkowiz.

Erstaunt blickte Konrad von Jungingen auf.

„Ich verstehe nicht!“ sagte er stirnrunzelnd.

„Ich meine die Kirche, welche das Herz jedes Schlosses ist,“ antwortete Syndram. „Unser Dom ist wenigstens dreimal so groß wie Eure Schloßkirche.“

Während er das sagte, wies er auf das in der That kleine Kirchlein der Hochburg, über deren Presbyterium die lebensgroße Mosaikfigur der allerheiligsten Jungfrau auf goldenem Grunde glänzte.

Wieder schüttelte der Großmeister, unzufrieden über diese Wendung, den Kopf, als er sagte:

„Ihr habt rasche, aber seltsame Antworten zur Hand.“

Sie waren jetzt am Ziel ihrer Reise angelangt. Die gut organisierte Wachmannschaft der Kreuzritter hatte jedenfalls die Stadt und das Schloß von der Ankunft des Großmeisters schon benachrichtigt, denn er wurde am Landungsplatz außer von einigen Ordensbrüdern auch von den Stadttrompetern erwartet, welch letztere während der Landung immer aufzuspielen pflegten. Am Ufer harrten auch die Pferde der Angekommenen, und nachdem sie dieselben bestiegen, ritt der Zug durch die Stadt und das Schwetzer Thor, neben der Sperlingsbastion, in die Vorburg ein. Am Thore begrüßten den Großmeister der Groß-

komtur, Wilhelm von Helfenstein, der jedoch nur noch den Titel eines solchen trug, in Wahrheit sein Amt bereits in die Hände Kuno von Lichtensteins gelegt hatte, welcher gegenwärtig in England weilte; — ferner der Großschatzmeister — ein Verwandter Kunos — Konrad von Lichtenstein, der Großkleiderbewahrer von Rumpenheim, der Unterkämmerer, Burghard von Wobecke, und der Kleinkomtur, der die Oberaufsicht über die Handwerkerstätten und die Verwaltung des Schlosses hatte. Außer diesen Würdenträgern standen am Thore noch etliche geistliche Ordensbrüder, die in geistlichen Sachen ein hartes Regiment über die Klosterbrüder und die weltliche Geistlichkeit führten und ihre Härte so weit trieben, daß sie jene zu Frohnarbeiten bei Wegebauten und im Winter beim Eisbrechen antrieben — zuletzt eine ganze Versammlung weltlicher Ordensbrüder, das heißt, Ritter, die nicht verpflichtet waren, die kanonischen Stunden mitzumachen. Sie alle waren hochgewachsene, starke Männer — Schwächlinge wurden von den Kreuzrittern nicht aufgenommen — mit breiten Schultern, Knebelbärten und finsteren Blicken. Sie sahen Raubrittern ähnlicher als Mönchen. Waghalsigkeit, Grausamkeit und unbegrenzter Hochmut lag in ihren Blicken. Konrad von Jungingen war bei ihnen wegen seiner Abneigung, einen Krieg mit Polen anzufangen, nicht beliebt; sie warfen ihm in den Kapitelsitzungen Furcht und Feigheit vor, zeichneten seine Gestalt in unwürdiger Weise an die Mauern des Schlosses und redeten die Schloßnarren auf, ihn ins Gesicht zu verspotten und auszuhöhnen. Bei seinem Anblick jedoch neigten sie jetzt ihre Köpfe demütig vor ihm, da der Großmeister in Gesellschaft fremder Ritter heimkehrte, und sprangen eilig herzu, ihm beim Absteigen Zügel und Steigbügel zu halten. Nachdem der Großmeister vom Pferde gestiegen, wandte er sich zuerst an Helfenstein mit der Frage:

„Sind Neuigkeiten von Werner von Tettingen angekommen?"

Werner von Tettingen, Großmarschall der bewaffneten Macht der Kreuzritter, leitete gegenwärtig den Feldzug gegen die Smudzer und Witold.

„Etwas von Bedeutung ist nicht vorgefallen," antwortete von Helfenstein, „nur einige kleine Schäden haben wir erlitten. Das wilde Volk hat die Ansiedlungen bei Ragnit und die Städtchen bei den anderen Schlössern niedergebrannt."

„Wir hoffen zu Gott, daß eine große Schlacht die Ruchlosigkeit und den Starrsinn dieser Wilden brechen wird," versetzte der Großmeister.

Indem er das sagte, erhob er den Blick zum Himmel und seine Lippen flüsterten ein Gebet um einen glücklichen Sieg für das Heer der Kreuzritter. Darauf wies er mit der Hand auf die polnischen Ritter und sagte:

„Diese hier sind Abgesandte des Königs von Polen: der Ritter von Maschkowiz, der Ritter von Tatschew und der Ritter von Bogdaniez, welche mit uns behufs Austausches der Gefangenen hierhergekommen sind. Der Schloßkomtur soll ihnen Gastgemächer anweisen und sie gastfreundlich aufnehmen, wie es sich ziemt."

Während der Großmeister also sprach, betrachteten die Ordensritter mit Neugier die königlichen Abgesandten, besonders aber den Ritter Powala von Tatschew, dessen Name und Ruf als berühmter Fechtmeister auch hier bekannt war. Diejenigen aber, welche noch nichts von den Thaten dieses Ritters am Burgunder, böhmischen und Krakauer Hofe gehört hatten, bewunderten seine kolossale Gestalt und seinen Streithengst, dessen Höhe und Gliederbau von so ungewöhnlicher Größe war, daß diejenigen Ritter, die in jungen Jahren Aegypten und das heilige Land besucht hatten, durch seine Gestalt an Kamele und Elefanten erinnert wurden.

Einige der Ritter, mit welchen Sbyschko in den Schranken zu Marienburg gekämpft hatte, erkannten ihn wieder und begrüßten ihn mit zuvorkommender Höflichkeit, denn sie erinnerten sich, daß er, bei seinem ersten Besuch hier, sich großer Beliebtheit erfreut und besonders bei dem Bruder des Großmeisters, Ulrich von Jungingen, in hohem Ansehen und großer Freundschaft gestanden hatte. Die geringste Aufmerksamkeit wurde demjenigen der drei Ritter gezollt, der in nicht zu ferner Zeit der schreckliche Besieger des Ordens werden sollte — Syndram von Maschkowiz. Als er vom Pferde stieg, sah er mit seinem ungewöhnlich kurzen Halse und den hoch in die Höhe gezogenen Schultern fast bucklig aus; die überlangen Arme und die krummen Beine wurden sogleich ein Gegenstand des Gelächters von seiten der jüngeren Ordensbrüder. Der eine von ihnen, ein lustiger Spaßmacher, wollte ihn sogar verhöhnen; er trat zu diesem Zwecke an ihn heran. Als er aber dem Herrn von Maschkowiz in die Augen sah, da schien ihm die Lust dazu zu vergehen, denn er schlich stillschweigend davon.

Der Schloßkomtur nahm die Gäste in Empfang und schritt ihnen voraus. Sie kamen zuerst auf einen kleinen Hof, in welchem sich außer der Schule, einem alten Speicher und einer

Sattlerwerkstelle noch die Kapelle des heiligen Nikolaus befand. Ueber die Nikolausbrücke schreitend, betraten sie die eigentliche Vorburg. Eine geraume Weile führte der Komtur die Gäste zwischen dicken, hier und da durch Bastionen beschirmte Mauern hin. Syndram von Maschkowiz betrachtete alles genau, indessen der Führer ungefragt die verschiedenen Gebäude zeigte und ihren Zweck erklärte, gerade, als wolle er die Gäste auffordern, alles recht genau zu betrachten.

„Dieses ungeheure Gebäude, welches Ew. Liebden hier vor Euch sehen — hier, das zur Linken," sprach er, „ist unser Pferdestall. Wir sind zwar arme Mönche, dennoch sagt man, daß anderswo die Ritter nicht so wohnen wie bei uns die Pferde."

„Man spricht von Euch nicht, wie von armen Mönchen," entgegnete Powala, „aber es muß noch etwas anderes außer Pferden in dem Gebäude untergebracht sein, denn es ist unbändig hoch, und auf Treppen führt Ihr die Pferde doch nicht hinauf."

„Ueber dem Stall, welcher unten ist, und vierhundert Pferde beherbergt, befindet sich der Getreidespeicher," sprach der Schloßkomtur. „Auf dem Speicher liegen wenigstens für zehn Jahre Vorräte. Die Burg kann zwar niemals belagert werden, doch wenn je dieser Fall eintreten könnte, so würden wir nicht verhungern dürfen."

Bei diesen Worten bog er rechts ab, zwischen der Laurentius- und der Panzerbastion hindurch und führte die Ritter in einen anderen Hof, welcher in der Mitte der Vorburg gelegen war.

„Wollet Ew. Liebden bemerken," erklärte der Komtur, „daß alles, was gen Mitternacht liegt und mit Gottes Gnade uneinnehmbar ist, die „Vorburg" heißt, deren Befestigung weder mit den Festungswerken der Mittelburg, in welche ich Euch führe, noch viel weniger mit denjenigen der Hochburg verglichen werden kann.

Ein tiefer Laufgraben mit darüber führender Zugbrücke trennte die Mittelburg vom Schloßhofe. Als die Ritter im Schloßthor standen, welches bedeutend höher lag als die Vorburg, wandten sie sich auf die Aufforderung ihres Führers noch einmal um und umfaßten mit dem Blick jenes riesengroße Quadrat „Vorburg" genannt. Gebäude türmte sich an Gebäude, so daß der Ritter Syndram in eine Stadt hinunter zu sehen glaubte. Unermeßliche Vorräte von Holz, schichtenweise aufgestößt, so hoch wie Häuser, große Niederlagen von Steinkugeln, die pyramidenartig aufgeschichtet in die Höhe ragten, Kirchhöfe,

Lazarette und Magazine; das alles lag zu ihren Füßen. Ein wenig seitwärts, neben dem in der Mitte der Burg liegenden Teiche, leuchteten die roten Mauern des „Tempel", das heißt, das große Magazin für Lohnarbeiter und für das Gesinde, mit dem Eßraum daneben. Am nördlichen Wallgraben standen noch andere Ställe für die Leibpferde der Ritter und die Kutschpferde des Großmeisters. Entlang den Mahlhäusern sah man die Kasernen für die Knappen und die Söldlinge und an der gegenüberliegenden Seite die Wohnungen der verschiedenen Aufseher und Beamten des Ordens — weitere Niederlagen, Speicher, Bäckereien, Gewandhäuser, Leutehäuser, ein ungeheures Arsenal, Gefängnisse, eine alte Büchsenmacherwerkstatt — jedes der Gebäude so befestigt, daß ein jedes allein für sich eine starke Veste war, das Ganze mit Mauern und Bastionen umgeben, hinter den Mauern Laufgräben, hinter diesen noch ein Kranz von Palissaden und hinter den Palissaden gen Westen die schmutzig gelben Wasser der Nogat, gen Norden und Osten die ausgedehnte Fläche eines großen Teiches und gen Süden die hochragenden, noch stärker befestigten Mauern der Mittel- und der Hochburg.

Es war ein schreckliches, dräuendes Nest, von unzerstörbarer Macht, in welchen zwei der größten Mächte der damaligen Zeit sich vereinigten — die Macht des Geistes und des Schwertes. Wer sich gegen die eine auflehnte, den erdrückte die andere; wer gegen beide seinen Arm erhob, gegen den erhob sich ein Zetergeschrei in allen christlichen Ländern, mit der Beschuldigung, er hebe den Arm auf gegen das Kreuz; und die Ritter aller Nationen eilten herzu, das Nest zu schützen. Es wimmelte hier stets von Handwerkern, bewaffnetem Volk; ein Summen lief durch dasselbe wie in einem Bienenstock. Vor den Gebäuden, um die Gebäude, an den Uebergängen, an den Thoren, in den Werkstätten, — überall herrschte reges Leben, wie auf einem Jahrmarkt. Die Schläge von Hämmern, das Klopfen der Stemmeisen, welche die Steinkugeln rundeten, das Sausen und Klappern der Wind-, Wasser und Tretmühlen, das Wiehern der Pferde, Klirren der Waffen, der Klang der Trompeten und Pfeifen, Zurufe und Befehle, das alles schwirrte, sauste und brauste durcheinander. Auf den Höfen hörte man die Sprachen aller Länder und Völker der Welt, sah man Soldaten aller Nationen. So die englischen Bogenschützen, die auf hundert Schritte eine an einem Mastbaum angebundene Taube herunterschossen, deren Geschosse die dicksten Panzer wie ein Stück Tuch durchbohrten.

Da waren Schweizer Fußsoldaten, die mit zweischneidigen Schwertern fochten, tapfere, aber in Speise und Trank unmäßige Dänen, fröhliche, immer zum Lachen, aber auch zum Streiten aufgelegte französische, schweigsame und stolze spanische Adlige, auserlesene Ritter Italiens, die geschicktesten Fechtmeister, die für gewöhnlich in Sammet und Seide einhergingen, zum Kampfe dagegen die besten venetianischen, mailändischen und florentinischen Waffen anlegten, burgundische Ritter, Friesen, endlich Deutsche aus allen Gegenden Deutschlands und wie um dem Bilde einen charakteristischen Stempel aufzudrücken, bewegten sich in diesem bunten Gedränge die wehenden „weißen Mäntel“ der Oberherren und Gastgeber. Im „goldenen Turme“, oder besser gesagt in einem dicht an die Wohnung des Großmeisters stoßenden Gemach auf der Hochburg lagen Gelder, Silber, Kupfer und Goldbarren genug, um dem Orden die Aufnahme aller dieser ausländischen Gäste zu ermöglichen und die Söldlinge zu bezahlen, die nach allen Gegenden des Ordensgebietes in die Schlösser und Burgen gesandt wurden, um sich den Burgvögten, Schloßhauptleuten und Komturen zur Verfügung zu stellen. So vereinigte sich hier die Macht des Schwertes, die Macht des Geistes, mit der Macht unermeßlichen Reichtums und eiserner Ordnung, die in Marienburg noch gewohnheitsmäßig alles fest zusammenhielt, während in den Provinzen durch zu große Vertrauensseligkeit seitens des Großmeisters die Komture, berauscht von einer uneingeschränkten Macht, diese Ordnung längst gelockert hatten. Aber nicht nur fremde Ritter kamen nach Marienburg, um zu lernen, selbst Monarchen, regierende Fürsten kamen hierher, nicht allein, um mit den Heiden zu kämpfen oder Geld zu borgen, sondern um die Kunst, Ordnung zu halten, zu regieren, und die Kunst der Kriegsführung zu erlernen. Denn in der ganzen Welt verstand niemand so gut zu regieren und Krieg zu führen, als der Orden. Er hatte nichts besessen, keine Handvoll Erde hatte ihm gehört, außer ein paar armseligen Burgen mit ein wenig Ackerland darum, die ein polnischer Fürst ihm unüberlegterweise geschenkt hatte, als die ersten Ordensritter in diese Gegend gekommen waren. Jetzt war ihm ein Land unterthan, größer als manches Königreich, reich an fruchtbaren Aeckern, mächtigen, reichen Städten und uneinnehmbaren Burgen. Der Orden regierte und behütete sein Besitztum wie eine Spinne ihr aufgespanntes Netz, dessen Fäden sie alle übersieht. Von hier, von dieser Hochburg aus, flogen, durch Boten, Knechte, Knappen und Diener ausgetragen, die Befehle

des Großmeisters und der Ordensritter nach allen Seiten hin an den Lehnsadel, zu den Stadträten, den Bürgermeistern, den Burgvögten, Untervögten und an die Kapitäne der Söldlinge. Was hier der Gedanke und der Wille gebar, das wurde draußen im Lande von hunderten, von tausenden eiserner Fäuste verbreitet, erweitert und festgehalten. Hierher flossen alle Feldfrüchte des Landes, aller Art Mundvorräte, die Abgaben der jammernden und unter dem eisernen Druck stöhnenden weltlichen und Klostergeistlichkeit, die der Orden mit scheelen Augen betrachtete, zusammen, von hier aus endlich streckten sich die habgierigen Arme des Ordens nach allen Himmelsrichtungen aus, bis weit hinein in die benachbarten Länder.

Der Orden hatte schon zahlreiche preußische und litauische Adelsgeschlechter vom Erdboden vertilgt; Litauen, bis vor kurzer Zeit noch unter der eisernen Gewalt des Ordens stöhnend, hatte sein Bestes und Edelstes, sein Herzblut, hergeben müssen, Polen, obgleich siegreich aus der gräßlichen Schlacht bei Plowze hervorgegangen, hatte noch immer nicht die zur Zeit Lokieteks an den Orden verlorenen Pächtereien auf dem linken Ufer der Weichsel samt Danzig, Dirschau, Mewe und Schwetz zurückerobert. Der Ritterorden von Livland streckte seine Arme ebenfalls bis in das preußische Grenzgebiet hinein, und diese beiden Orden bildeten die erste mächtige Welle des deutschen Meeres, welches weiter und weiter den slavischen Boden überschwemmte.

Da plötzlich war eine Wolke gegen das kreuzritterlich deutsche Element herangezogen. Litauen hatte das Christentum von polnischen Händen angenommen; Jagiello, der Großfürst von Litauen, hatte mit der wunderschönen Königin Hedwig den Krakauer Königsthron bestiegen. Der Orden hatte dadurch zwar keinen Fuß breit Erde verloren, keines seiner vielen Schlösser war ihm genommen worden, aber er fühlte eine Macht gegen seine Macht erstehen, er hatte den Boden verloren, der Grund seiner Existenz in Preußen war ihm entzogen, die Taufe Litauens hatte sein Hiersein überflüssig gemacht, es blieb ihm nur übrig, nach Palästina zurückzugehen und dort die Pilger zu schützen, die in das heilige Land wallfahrteten. Aber dieser Auszug bedeutete für den Orden die Aufgabe des Reichtums, seiner Macht und Herrlichkeit, das Verlassen seiner Städte, Ländereien, mit einem Worte, seiner Königreiche. Darum hatte der Orden in seinem Schrecken und seiner Wut angefangen, sich zu drehen und zu winden, wie ein verwundeter Drache. Der Großmeister Konrad fürchtete sich nun,

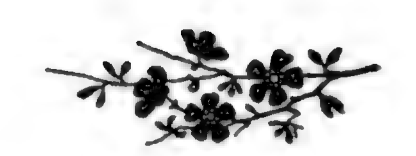
das fernere Geschick des Ordens auf einen Wurf zu setzen; der Gedanke an einen Krieg mit dem großen Könige, dem Herrscher über Polen, Litauen und die ausgedehnten reußischen Pachtländereien, welche Olgierd den Tataren entrissen hatte, machte ihn erbeben. Andererseits drängte der bei weitem größte Teil der Ordensritter ihn zu diesem Kriege. Sie fühlten, daß es galt, einen Kampf um Sein und Nichtsein zu führen und sie wollten diesen Kampf aufnehmen, so lange ihre Macht noch unangetastet, ihr Ansehen noch nicht erblaßt war, so lange die ganze Welt dem Orden noch Hilfskräfte sandte und der Papst noch nicht seine Zornesblitze auf ihr Nest schleuderte. Es galt nicht mehr, einen Kampf um die Verbreitung des Christentums, sondern den Kampf um die Erhaltung des Heidentums.

Man hatte seitens des Ordens bei allen Nationen, an allen Höfen Klagen gegen Jagiello und Litauen darüber erhoben, daß die Taufe Litauens nur eine falsche, eine Scheintaufe gewesen sei, und stellte als eine Unmöglichkeit hin, daß Jagiello in einem Jahre mit Güte das vollbracht haben sollte, was der Orden mit dem Schwert in der Hand nicht im Laufe eines Jahrhunderts zu stande gebracht hatte. Man hetzte die Könige, Fürsten und Ritter gegen die Polen und ihren König und die Fürsten unter dem Vorwande, sie seien dem Heidentum Schützer und Behüter — und diese Verleumdungen, die nur in Rom kein geneigtes Ohr fanden, verbreiteten sich mit Windeseile durch die Welt und zogen Fürsten, Grafen und Ritter vom Süden und Westen nach Marienburg. Der Orden gewann an Vertrauen und Macht; er begann sich wieder stark zu fühlen. Marienburg mit seinen mächtigen Burgen und der Vorburg, mit seinem Glanz und Reichtum, seiner dort herrschenden Ordnung berückte mehr denn je die Sinne der Menschen — kurz, der ganze Orden schien mächtig und auf Jahrhunderte hinaus in seiner Weltstellung befestigt. Keiner der Fürsten, keiner der ritterlichen Gäste, ja, keiner der Kreuzritter selbst — den Großmeister ausgenommen — ahnte, daß seit der Taufe Litauens etwas geschehen war, das an dem Fundament, an dem Felsen, auf welchem der ganze Orden samt seinen guten und schlimmen Grundsätzen fußte, herumnagte, an ihm fraß und wühlte, wie die Wellen der Nogat still aber unentwegt an den Mauern des Schlosses. Keiner ahnte, daß diesem scheinbar so kraftstrotzenden Körper die Seele fehlte. Wer als Fremder zum erstenmale diese „ex luto“ entstandene Marienburg sah, mußte denken, daß die Pforten der Hölle selbst machtlos seien gegen-

über dieser nördlichen Residenzstadt des Kreuzes Christi, dessen Abzeichen an allen Thoren und Mauern der Burg, sowie an den Kleidungsstücken der Kreuzritter angebracht war.

Mit den gleichen Gedanken betrachteten nicht nur die Ritter Powala von Tatschew und Sbyschko von Bogdaniez alles das, sondern auch der viel scharfsinnigere Ritter Syndram von Maschkowiz. Sein Gesicht verfinsterte sich, als er von oben herab auf die bewaffneten, wie Ameisen umherrennenden Landsknechte, Ritter und Arbeiter, wie auf ein in einen Rahmen von Mauern und Bastionen gefaßtes Bild blickte. Er erinnerte sich an dieser Stelle unwillkürlich der stolzen Worte, welche einstmals die Kreuzritter drohend dem Könige Kasimiersch zugerufen hatten: „Unsere Macht ist stärker als die Deinige, und wenn Du nicht nachgiebst, so werden wir Dich, mit dem Schwert in der Hand, bis nach Krakau verfolgen.“

Der Schloßkomtur riß die Ritter aus ihrem Sinnen; er bat sie, ihm nach der Mittelburg zu folgen, in deren östlichem Flügel die Gastkemenaten lagen.



12. Kapitel.

Matschko und Sbyschko hielten sich lange umarmt, als sie sich wiedersahen. Sie waren einander immer wert und lieb gewesen, die letzten Jahre gemeinsam bestandener Abenteuer und gemeinsam getragenen Unglücks hatten die Liebe zwischen ihnen nur gestärkt und befestigt. Auf den ersten Blick in Sbyschkos Augen hatte der alte Ritter erkannt, daß Danuscha nicht mehr unter den Lebenden war. Er frug nichts, dafür aber drückte er den Jüngling fest an sein Herz, als wolle er ihm damit zu erkennen geben, daß er nicht ganz verwaist war, daß eine Seele lebte, die sein Elend teilte, seinen Gram mitfühlte.

Erst als sie ihrem Schmerz, ihrer Trauer und Wiedersehensfreude in einem Thränenstrom reichlich Luft gemacht hatten, frug Matschko nach langem Schweigen:

„Hat man sie Dir noch einmal geraubt oder ist sie in Deinen Armen gestorben?"

„Sie ist dicht bei Spychow in meinen Armen gestorben," antwortete Sbyschko.

Und er begann zu erzählen, wie sich alles zugetragen hatte. Seine Erzählung wurde oft von Schluchzen und Seufzern unterbrochen, und der alte Matschko hörte aufmerksam zu, seufzte ebenfalls und fing dann wieder an zu fragen:

„Lebt Jurand noch?"

„Ich verließ ihn noch lebend," antwortete Sbyschko, „aber er hatte nicht mehr lange zu leben; ich werde ihn kaum wiedersehen."

„Dann wäre es besser gewesen, Du wärest dort geblieben."

„Wie hätte ich Euch denn hier lassen können?“ entgegnete der junge Ritter.

„Ein paar Wochen früher oder später — was hätte es gethan!“ sagte Matschko.

Sbyschko blickte den Ohm scharf an.

„Das möchte ich bestreiten,“ entgegnete er. „Ihr seht ohnedies aus wie ein armer Schächer. Seid Ihr krank gewesen?“

„Es ist kalt unten in den Verließen, auch wenn oben die liebe Sonne die Erde bescheint. Dazu ist es sehr feucht hier, weil das Schloß ringsum von Wasser umspült wird; ich dachte schon, daß ich verschimmeln würde. Luft zum Atmen gab es auch nicht, da ist mir die alte Wunde wieder aufgebrochen.... Du weißt ja, ... dieselbe, aus der mir das Bärenfett in Bogdaniez den Eisensplitter gezogen hatte.“

„Ich erinnere mich,“ sagte Sbyschko. „Jagienka und ich haben das Biberfett geholt, welches die Wunde dann heilte. Man hat Euch also hier in ein unterirdisches Verließ gesteckt?“

Matschko nickte mit dem Kopfe und antwortete:

„Wenn ich es offen sagen soll — es stand schlimm um mich; man hat mich nicht gern gesehen. Witold und die Smudzer werden sehr gehaßt; mehr aber noch diejenigen unter uns, die ihnen beistehen. Umsonst bemühte ich mich, ihnen klar zu machen, warum wir nach der Smudz gezogen sind. Um ein Haar hätten sie mir den Kopf abgeschlagen, und wenn es nicht geschah, so habe ich es nur ihrem Geiz zu danken. Sie fürchteten um das Lösegeld zu kommen, Du kennst sie ja, — das Gold ist ihnen noch lieber als die Rache. Dann aber wollten sie mich auch als Beweis aufstellen, daß der Polenkönig den Heiden hilft. Wir alle wissen, daß die armen Smudzer um die Taufe von unserer Hand bitten, die Kreuzritter aber geben vor, es nicht zu wissen und führen Klagen gegen die Smudzer und unseren König bei allen Höfen.“

Hier befiel den alten Ritter die Atemnot; er mußte eine Pause machen. Dann fuhr er fort:

„Ich wäre wohl in dem Loche da unten umgekommen. Arnold von Baden ist zwar sehr für mich eingetreten, weil es ihm um das Lösegeld ging, aber er hat wenig Ansehen, man nennt ihn hier nur den Bären. Glücklicherweise erfuhr de Lorche von Arnold meine Anwesenheit; er schlug gleich einen gewaltigen Lärm. Ich weiß nicht, ob er Dir davon erzählt hat, denn er schweigt gern über seine guten Thaten. . . . De Lorche wird

hier hoch in Ehren gehalten; einer seiner Ahnen hat schon früher eine der höchsten Würden im Orden bekleidet, die Familie ist von altem Adel und sehr reich. Er sagte ihnen also, daß er unser Gefangener ist und daß sein Kopf auf dem Spiele steht, wenn ich getötet oder sonst auf irgend eine Weise umgebracht würde; er drohte dem Kapitel, den Höfen Westeuropas zu erzählen, wie man hier mit gegürteten Rittern verfährt. Da erschraken sie und brachten mich in das Lazarett, wo die Luft und die Kost besser ist."

„Ich werde nicht einen Heller Lösegeld von de Lorche nehmen, so wahr mir Gott helfe!" sprach Sbyschko.

„Es ist angenehm, vom Feinde zu nehmen, was man bekommen kann; dem Freunde eine Schuld zu erlassen, ist recht," sagte der alte Ritter. „Und wenn, wie ich höre, mit dem Könige ein Abkommen getroffen worden ist, die Gefangenen auszutauschen, so hast Du auch nicht nötig, das Lösegeld für mich zu bezahlen."

„Wie ließe sich das mit unserem Ritterwort vereinbaren?" frug Sbyschko. „Vertrag bleibt Vertrag! Arnold von Baden könnte uns mit Recht der Ehrlosigkeit zeihen."

Als Matschko das hörte, blickte er etwas bekümmert drein und sagte:

„Könnte man nicht wenigstens etwas abhandeln?"

„Wir haben uns selbst eingeschätzt," antwortete Sbyschko. „Sind wir jetzt weniger wert als zuvor?"

Matschko blickte noch bekümmerter, gleichzeitig aber blitzte etwas wie Bewunderung und Liebe für Sbyschko in den Augen des alten Ritters auf.

„Er hält auf seine Ehre! ... Das ist ihm angeboren," murmelte er für sich.

Der Alte seufzte. Sbyschko, welcher dachte, der Seufzer gelte dem Gelde, welches der Ritter von Baden erhalten sollte, sprach ihm tröstend zu:

„Wißt Ihr, Geld ist genug da; aber es vermag das Elend im Herzen nicht zu mildern."

„Gott wird es mildern!" entgegnete der alte Ritter gerührt. „Meines Bleibens in dieser Welt ist nur noch kurz."

„Sprecht nicht so!" schalt Sbyschko. „Ihr werdet genesen, sobald Euch der frische Wind um die Nase weht."

„Der Wind? Er biegt junge Bäumchen nieder, die alten zerbricht er."

„Ach was! Eure Knochen sind noch nicht morsch, zum Greise seid Ihr noch zu jung! Seid nicht traurig!“

„Wenn Du lachen könntest, wollte ich auch lachen. Außerdem habe ich noch einen anderen Grund, mich zu sorgen, und im Grunde genommen nicht ich allein, sondern wir alle.“

„Was könnte das sein?“ frug Sbyschko.

„Denkst Du noch daran, wie ich im Lager Skirwoillos Dich schalt, als Du die Macht des Ordens schildertest? Im Felde ist unser Volk abgehärtet . . . aber . . . ich habe mir diese Ritter erst jetzt hier gründlich betrachtet . . .“

Als fürchte er, gehört zu werden, dämpfte Matschko seine Stimme und fuhr fort:

„Ich sehe jetzt ein, daß Du recht hattest, nicht ich. Gott behüte uns, ist das eine Macht, ist das eine Kraft! Es juckt unseren Rittern in den Händen, es drängt sie, sobald als möglich gegen die Deutschen zu ziehen. Ach, sie wissen nicht, daß die Kreuzritter von allen Völkern und Herrschern unterstützt werden, daß ihnen unermeßliche Schätze zu Gebote stehen, daß sie im Kampfe geübter, ihre Schlösser besser befestigt, ihre Waffen aus edlerem Metalle sind als die unsrigen. Gott bewahre uns! . . . Man spricht bei uns, man spricht hier von einem großen Kriege, der in nächster Zeit bevorsteht. Wenn dem wirklich so ist, dann erbarme sich Gott über unser Reich und über unser Volk!“

Er faßte mit den Händen seinen graumelierten Kopf, stemmte die Ellenbogen auf die Kniee und verstummte.

Sbyschko aber sprach:

„Habt Ihr es nun eingesehen? Im Einzelkampf übertrifft manch einer der Unsrigen jene an Stärke, aber auf dem Schlachtfelde . . . Ihr sagt ja selbst.“

„Ob ich es einsehe! So Gott will, werden es die königlichen Gesandten auch einsehen, besonders der Ritter von Maschkowiz,“ sprach Matschko.

„Ich sah, wie seine Stirn sich verfinsterte. Er ist ein großer Sachverständiger, man sagt, — der größte der Welt in Kriegsangelegenheiten.“

„Wenn das wahr ist, dann wird der Krieg nicht stattfinden,“ warf Matschko ein.

„Wenn die Kreuzritter zu der Einsicht gelangen, daß es so ist, dann kommt es erst recht zum Kriege. Und offen heraus gesagt: Es muß eine Aenderung eintreten. Biegen oder brechen ist die Losung! So kann es nicht länger fortgehen! Das Leben ist zur unerträglichen Last geworden.“

Als wollte Sbyschko den Ohm ablösen, ließ er jetzt den Kopf hängen, und Matschko sprach:

„Schade um das schöne Reich. Ich fürchte, Gott wird uns für unseren Uebermut strafen. Denkst Du noch daran, wie damals, als Dir in Krakau der Kopf abgeschlagen werden sollte und doch nicht abgeschlagen wurde, vor dem Dom auf dem Wawel die Ritterschaft Tymur den Lahmen, den Herrscher über vierzig Königreiche, herausforderte . . . Sie haben noch nicht genug an den Kreuzrittern! Sie möchten die ganze Welt in die Schranken fordern, und — das ist wohl Gott versucht."

Bei der Erinnerung an diese Episode seines Lebens sprang Sbyschko auf. Ein furchtbares Weh hatte ihn erfaßt, und außer sich vor Betrübnis und Gram, rief er:

„Wer anders war es, die mich damals aus Henkershand errettete, als sie! O Jesu! Meine Danuscha! . . . O Jesu, Jesu!"

Er raufte sich die Haare, biß seine Zähne in die Fäuste, die er in den Mund steckte, um das Schluchzen zu unterdrücken, das der Schmerz und die Sehnsucht um die Dahingeschiedene ihm auspreßte.

„Mensch! fürchte Gott! . . . stille doch!" rief Matschko. „Was nützt es Dir? Beherrsche Dich doch! Sei stille! . . ."

Doch Sbyschko konnte sich lange nicht beruhigen; er kam erst zu sich, als Matschko, der wirklich noch recht krank war, plötzlich schwankte und ohnmächtig auf die Bank hinfiel. Der junge Ritter nahm ihn auf, trug ihn auf seine Pritsche, flößte ihm von dem Weine ein, welchen der Schloßkomtur ihm geschickt hatte, und wachte bei ihm, bis der alte Ritter eingeschlafen war.

Beide Ritter erwachten am nächsten Morgen spät, aber gut ausgeruht und erfrischt.

„Nun," sagte Matschko. „Meine Zeit scheint noch nicht gekommen! Ich denke, wenn der Wind mir erst wieder um die Nase wehen wird, halte ich es zu Pferde schon aus."

„Die Gesandten wollen noch einige Tage hier bleiben," versetzte Sbyschko, „denn es kommen fortwährend Leute zu ihnen, mit Bitten um Freilassung von Gefangenen, die in Masowien oder Großpolen auf Raubzügen ergriffen und gefangen gesetzt worden sind. Wir aber können aufbrechen, wenn Ihr wollt und Euch stark genug fühlt."

In diesem Augenblick trat Hlawa ein.

„Weißt Du nicht, was die Gesandten thun?" frug ihn der alte Ritter.

„Sie besuchen die Hochburg und die Kirche," antwortete der Böhme. „Der Schloßkomtur führt sie selbst überall hin. Nachher werden sie im großen Remter zu Mittag speisen, wozu auch Ew. Liebden eingeladen werden sollen."

„Und Du? was hast Du den ganzen Morgen getrieben?"

„Ich habe zugesehen, wie die Kapitäne der deutschen Söldlinge zu Fuß Uebungen mit diesen anstellten, und ich verglich sie mit den böhmischen."

„Kannst Du Dich denn noch auf die böhmischen erinnern?" frug Matschko.

„O, wohl kann ich das, wenn auch der Ritter Sych mich als jungen Burschen zum Gefangenen machte. Ich war schon als Kind neugierig."

„Nun, und? . . ."

„Ach, nichts! Man kann nicht leugnen, die Fußsoldaten der Kreuzritter sind gut geschult, aber sie sind Ochsen, während die böhmischen Wölfe sind, und, Ew. Liebden wissen ja, Ochsen fressen niemals Wölfe, umgekehrt aber die Wölfe Ochsen," antwortete Hlawa.

„Du hast recht," sprach Matschko, der die böhmischen Soldaten zu kennen schien. „Wer mit Böhmen zusammenrennt, der prallt zurück, als wäre er auf einen Igel gestoßen."

„In der Schlacht wiegt ein Reiter zehn Fußsoldaten auf," warf Sbyschko ein.

„Aber Marienburg kann nur von Füsilieren eingenommen werden," entgegnete der Knappe.

Damit endete die Unterhaltung von den Füsilieren, denn Matschko, dem Gange seiner Gedanken folgend, sprach:

„Höre, Hlawa: Wenn ich mich heute gestärkt haben werde und mich wohl darnach fühle, — so reisen wir."

„Wohin?" frug der Böhme.

„Das weißt Du doch! Nach Masowien, nach Spychow," sagte Sbyschko.

„Bleiben wir dort? . . ."

Matschko blickte seinen Brudersohn fragend an. Bisher war zwischen ihnen noch nicht die Rede davon gewesen, wohin sie sich wenden sollten. Wie es schien, hatte der junge Ritter schon einen festen Entschluß gefaßt, nur um den alten Ritter nicht zu betrüben, sagte er ausweichend:

„Ihr müßt doch erst ganz gesund werden."

„Und dann?" frug Matschko.

„Dann? — Ihr kehrt nach Bogdaniez zurück. Weiß ich doch, wie sehr Ihr an Bogdaniez hängt.“

„Und Du etwa nicht?“

„Auch ich hänge an dem alten Neste,“ antwortete Sbyschko.

„Ich will nicht sagen: Fahre nicht zu Jurand,“ sprach Matschko langsam, „denn wenn er stirbt, gehört es sich, daß er anständig begraben wird. Du aber höre, was ich Dir sagen will, Du bist jung, und Deine Erfahrungen reichen nicht an die meinigen hinan. Spychow ist ein unglückseliger Ort. Alles, was Dir Gutes geschehen, das geschah anderswo; dort hast Du nur schwere Sorgen und Gram erfahren.“

„Ihr habt recht,“ entgegnete Sbyschko, „aber Danuscha ist dort begraben . . .“

„Sei stille!“ rief Matschko, besorgt, der Paroxysmus von gestern könne den jungen Ritter wieder packen.

Aber in dem Gesichte Sbyschkos drückte sich nur Rührung und Schwermut aus.

„Wir werden noch Zeit genug haben, darüber zu beraten,“ sprach er nach einem Weilchen. „In Plozk müßt Ihr so wie so ausruhen.“

„An Pflege wird es Ew. Liebden dort nicht fehlen,“ warf Hlawa ein.

„Wahrhaftig!“ sagte Sbyschko. „Wißt Ihr, daß Jagienka dort ist? Sie ist Hofdame bei der Fürstin Siemowit. Bah, — Ihr müßt es ja wissen, denn Ihr habt sie selbst dahin gebracht; sogar in Spychow ist sie gewesen. Mich nimmt nur Wunder, daß Ihr bei Skirwoillo nicht mit einer Silbe von ihr gesprochen habt.“

„Sie war nicht nur in Spychow, sondern sie war auch die Ursache, daß Jurand gefunden wurde. Ohne ihr Zuthun würde der Aermste noch heute mit seinem Stocke umhertasten, oder er wäre irgendwo am Wege gestorben. Ich habe Jagienka wegen der Erbschaft, die ihr von dem Abte zugefallen ist, dorthin gebracht, und gesprochen habe ich von ihr nicht, weil damals alles in den Wind gesprochen war, was man zu Dir sagte. Du hast auf nichts geachtet, nichts gehört.“

„Jagienka liebt Euch sehr,“ sagte Sbyschko. „Gottlob, wir haben keine Briefe und Schreiben gebraucht, aber durch ihre Fürbitte haben wir ein Schreiben für Eure Freilassung von der Fürstin und eines von dem Gesandten der Kreuzritter erlangt.“

„Gott segne das Mädchen dafür,“ sprach Matschko. „Eine Bessere als sie giebt es in der ganzen Welt nicht.“

Die Fortsetzung dieser Unterhaltung wurde durch den Eintritt der Ritter Syndram von Maschkowitz und Powala von Tatschew unterbrochen, die, von der Sorge um Matschko hergetrieben, sich nach seinem Befinden zu erkundigen kamen, denn sie hatten von seiner gestrigen Ohnmacht gehört.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte Syndram, die Schwelle überschreitend. „Wie befindet Ihr Euch heute?“

„Gott sei Dank! Leidlich! Sbyschko behauptet, daß ich bald ganz genesen werde, wenn der Wind mich umweht.“

„So ist es auch . . . so wird es auch! . . . Alles muß gut werden!“ warf Powala ein.

„Ich habe mich schon tüchtig ausgeruht!“ versetzte Matschko. „Nicht so wie Ew. Liebden, denn wie ich hörte, seid Ihr sehr früh aufgestanden.“

„Es kamen eine ganze Menge Menschen von hier zu uns, die uns noch die Namen von Gefangenen nannten,“ sagte Syndram, „nachher haben wir uns die Wirtschaft der Kreuzritter angesehen, die Vorburg und die beiden anderen Burgen.“

„Es ist eine gewaltige Wirtschaft und die Burgen sind noch gewaltiger,“ murmelte Sbyschko.

„Das sind sie. Die Mauern der Kirche tragen arabischen Schmuck, von welchem die Kreuzritter sagen, daß sie diese Art zu bauen bei den Sarazenen auf Sizilien gelernt haben. In der Burg sind die Gemächer eigentümlich auf Säulen, entweder auf einzelnen, oder in Bündeln zusammengestellt, aufgerichtet. Ihr werdet es ja im Remter sehen. Die Befestigung ist sehr stark. Solche Mauern kann die schwerste Steinkugel nicht beschädigen. Es ist eine Freude, das anzusehen.“

Syndram hatte das so fröhlich hingesprochen, daß Matschko ihn verwundert anblickte und frug:

„Und ihre Schätze, Geräte, Waffen, das Heer, die Gäste — hat man Euch das alles gezeigt?“

„Man hat uns alles gezeigt; scheinbar aus Gastfreundschaft, in Wirklichkeit, um uns zu entmutigen,“ sagte Syndram.

„Nun und?“ frug Matschko ungeduldig.

„So Gott will, werden wir sie alle hinaustreiben, über Berge und Meere, dahin, woher sie gekommen sind.“

Matschko vergaß in diesem Augenblick seine Krankheit ganz und gar. Er sprang mit beiden Beinen zugleich auf und den Ritter Syndram verwundert anstarrend, rief er:

„Wie wäre das möglich, Herr? Man sagt, Ihr wäret sehr klug . . . Mich hat eine Schwäche überfallen, als ich diese

Macht und Herrlichkeit sah ... Um Gotteswillen! Woraus schließt Ihr das?"

Hier wandte er sich an Sbyschko:

„Lasse den Wein bringen, den man uns geschickt hat. Setzt Euch, meine Herren! Eine bessere Arznei, als solche Neuigkeit, giebt es für mich nicht."

Sbyschko selbst, neugierig geworden, stellte den Krug auf den Tisch, holte die Becher, und nachdem er sie gefüllt, setzten sich die Ritter alle um die Runde und der Herr von Maschkowiz begann:

„Befestigungen machen nichts aus, denn was Menschenhand aufgebaut hat, kann Menschenhand wieder zerstören. Wißt Ihr, was die Ziegel zusammenhält? — der Kalk! Wißt Ihr, was die Menschen zusammenhält? — die Liebe!"

„Bei den Wunden Gottes!" rief Matschko. „Eurem Munde entfließt Honig."

Syndram freute sich im stillen über das Lob und fuhr fort:

„Von den Leuten hier hat dieser einen Bruder, jener einen Sohn, ein anderer den Schwiegersohn, einen Vetter oder sonst jemanden bei uns in der Gefangenschaft. Die Grenzkomture schicken ihre Leute haufenweise auf Raubzüge zu uns herüber, von denen manch einer erschlagen, viele aber gefangen genommen werden. Die Nachricht von der Vereinbarung des Königs mit dem Großmeister wegen des Austausches der Gefangenen hat sich schon überall verbreitet; es sind seit dem frühen Morgen Menschen zu uns gekommen, welche die Namen ihrer bei uns gefangenen Verwandten nennen, die unser Schreiber aufschreibt. Der erste, welcher kam, war ein Böttcher, ein reicher deutscher Bürger, der ein Haus in Marienburg besitzt. Dieser sagte beim Fortgehen: „Wenn ich Eurem Könige etwas zu Liebe thun könnte, würde ich weder mein Besitztum, noch mein Leben schonen!"

Ich entließ ihn mit dem Gedanken, daß er ein falscher Wicht sei. Nach ihm aber kam ein weltlicher Geistlicher aus der Gegend von Oliva, seinen Bruder frei zu bitten, der frug mich: „Ist es wahr, Herr, daß Ihr unsere preußischen Ritter mit Krieg bedroht? Ich muß Euch sagen, daß das ganze Volk hier — wenn es betet: „Dein Reich komme", nur an Euren König denkt." Dann kamen zwei Adlige, um ihre Söhne aufschreiben zu lassen, die auf Lehnsgütern in der Gegend von Stuhm sitzen und gefangen sind, ferner Danziger Kaufleute, Handwerker, ein Glockengießer aus Marienwerder, eine Menge anderer Menschen — die alle dasselbe sagten.

Hier unterbrach sich der Herr von Maschkowiz; er stand auf, sah nach, ob nicht hinter der Thüre ein Lauscher sei, dann sprach er mit gedämpfter Stimme weiter:

„Ich habe mich lange mit diesen Leuten unterhalten und sie ausgefragt. Die Geistlichkeit, der Adel, die Bürger und Bauern, sie alle hassen die Kreuzritter, und es sind nicht allein diejenigen polnischer oder preußischer Zunge, sondern die Deutschen selbst, die es thun und mir sagten. Wer gezwungen ist, ihnen zu dienen, der thut es — aber sie sehen lieber die Pest in ihrem Hause, als einen Kreuzritter. Da habt Ihr, was Ihr hören wolltet . . .“

„Bah, das alles hat doch nichts mit der Macht der Kreuzritter zu thun,“ sagte Matschko etwas enttäuscht.

Syndram strich mit der flachen Hand über seine mächtige Stirn; er dachte einen Augenblick nach, als suche er nach einem Vergleich, endlich lächelte er und frug:

„Habt Ihr schon einmal in den Schranken gefochten?“

„Mehr als einmal,“ antwortete Matschko.

„Was meint Ihr wohl? Werft Ihr gleich beim ersten Anlauf einen Ritter aus dem Sattel, wenn er fest darin sitzt? — Nein! — Wenn aber einer, sei er auch der Stärkste, den Sattelgurt oder den Riemen des Steigbügels angeschnitten hat, wie dann?“

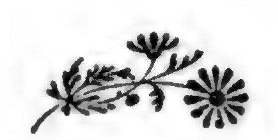
„Wahrhaftig! Ihr habt recht!“

„Nun seht! Der Orden ist so ein Ritter mit angeschnittenem Sattelgurt.“

„Bei Gott!“ rief Sbyschko. „Ihr redet wie ein Buch!“

Und Matschko sprach mit vor Rührung bebender Stimme:

„Gott lohne es Euch! Für Euren Kopf muß der Waffenschmied einen besonderen Helm schmieden, sonst dürftet Ihr einen passenden nicht finden.“



13. Kapitel.

Matschko und Sbyschko hatten sich vorgenommen, Marienburg bald zu verlassen. An dem Tage aber, an dem Matschkos Seele durch Syndram von Maschkowiz' Rede so getröstet worden war, kam es nicht zur Abreise, da auf der Hochburg zu Ehren der Gesandten und Gäste ein Gastmahl angesagt war, zu welchem Sbyschko und um seinetwillen auch Matschko geladen wurden. Das Mahl fand in kleinem Kreise in dem kleinen herrlichen Remter statt, dessen weitgespannte Bogen auf einer einzigen Säule ruhten und der durch zehn Fenster beleuchtet wurde. Außer den königlichen Gesandten nahmen nur noch zwei fremde Ritter an der Tafel teil; der eine von ihnen war ein schwäbischer Graf, der andere ein burgundischer Ritter, welcher, obgleich Unterthan eines reichen Herrscherhauses, in seinem Auftrage hergekommen war, Geld von dem Orden zu borgen. Von den einheimischen Rittern nahmen außer dem Großmeister an dem Mahle teil die vier höchsten Würdenträger, die sogenannten Pfeiler des Ordens, — der Großkomtur, der General-Almosenier, der Oberkleidermeister und der Schatzmeister. Der fünfte Pfeiler, der Großmarschall, war gegenwärtig gegen Witold zu Felde gezogen.

Trotz dem Gelübde der Armut, in welcher der Orden leben sollte, aß man auf Gold und Silber und trank echten Malvasier, denn der Großmeister wollte seine Gäste durch den Glanz des Reichtums, der den Orden umgab, blenden. Doch trotz der Menge der Speisen und Getränke, die aufgetragen wurden,

war ihnen das Mahl kein Genuß, weil die Unterhaltung eine sehr schwerfällige war, und der steife Ernst, den sie wahren mußten, ihnen lästig fiel. Dafür herrschte bei dem Nachtmahle in dem großen Remter (Convents Remter) eine heitere Laune, denn dort war der ganze Konvent und alle diejenigen Gäste anwesend, die noch nicht in den Krieg gegen Witold gezogen waren und sich erst noch dem Heere des Großmarschalls anschließen wollten; die Heiterkeit wurde durch keinen Streit und keine Meinungsverschiedenheit gestört. Wohl hatten die ausländischen Ritter in der Voraussicht, daß sie einander bald feindlich gegenüberstehen würden, die Polen mit scheelen Augen betrachtet, doch die Kreuzritter hatten ihnen erklärt und sie zugleich gebeten, um Gotteswillen Frieden zu halten, weil man befürchten mußte, in den Gesandten den König zu beleidigen; — aber auch in diesem Falle erwies sich der Orden den Polen unfreundlich gesinnt, denn die Kreuzritter hatten hinzugesetzt und — man müsse sich vor der Reizbarkeit der Polen hüten. „Jedes scharfe Wort facht ihren Zorn an, jede unschuldige Anspielung strafen sie mit dem Ausreißen des Bartes oder mit Messerstichen," sagten jene.

So waren denn die ausländischen Ritter nicht wenig erstaunt über die Gemütlichkeit, mit welcher die Ritter Powala von Tatschew und Syndram von Maschkowiz sich in die Gespräche der Anwesenden mischten; sie hatten bald Gelegenheit zu bemerken, daß die polnischen Ritter nicht so rauhe Sitten hatten, wie ihnen geschildert worden war, wohl aber die Kreuzritter böse Zungen.

Manche der ausländischen Ritter, durch die verfeinerten Sitten an den Höfen der Abendländer verwöhnt, bekamen überhaupt einen seltsamen Begriff von den Sitten der Kreuzritter, denn das Mahl wurde durch eine überlaute Musik, rauhe Gesänge der Spielleute, grobe Witze und Späße der Narren und durch die Spiele gezähmter Bären erheitert. Auch führten barfüßige Mädchen einen Tanz auf, worüber die Gäste ihrer Verwunderung laut Ausdruck gaben. Da erfuhren sie denn, daß die Anwesenheit von Weibern längst erlaubt war, daß zwar kein Weib in der Burg wohnen durfte, ihnen jedoch gestattet sei, den Mahlzeiten der Ordensritter beizuwohnen. Hatte doch der große Winrich von Kniprode seinerzeit selbst mit der schönen Maria von Alfleben getanzt und die Gemahlin des Fürsten Witold noch im vorigen Jahre in der alten Büchsenmacherwerkstatt in der Vorburg gewohnt, die für sie mit

königlicher Pracht hergerichtet worden war. Sie war jeden Abend hierhergekommen, um auf dem goldenen Damenbrett zu spielen, das man ihr geschenkt hatte.

Auch an diesem Abend wurde nicht nur Dame und Schach gespielt, sondern auch gewürfelt. Man spielte mehr, als daß man sich unterhielt, denn die Unterhaltung wurde durch die überlaute Musik gestört. Zuweilen nur trat eine kleine Pause ein und eine solche Pause benutzte Syndram von Maschkowiz, den Großmeister harmlos zu fragen, ob die Unterthanen aller Länder dem Orden sehr zugethan seien.

Darauf antwortete Konrad von Jungingen ernst:

„Wer das Kreuz anbetet, muß auch den Orden lieben."

Diese Antwort gefiel sowohl den Ordensbrüdern als auch den Gästen. Man lobte den Großmeister, und dieser, dadurch hocherfreut, fuhr fort zu sprechen:

„Wer unser Freund ist, dem geht es wohl bei uns. Wer unser Feind, gegen den wenden wir zwei Mittel an."

„Und welche sind das, wenn es erlaubt ist, zu fragen?" frug der polnische Ritter.

„Ew. Ehren wißt vielleicht nicht, daß ich aus meiner Kemenate in diesen Remter auf einer kleinen Treppe in der Mauer herniedersteige. An dieser Treppe liegt ein gewisses gewölbtes Gemach; Ihr würdet bald das erste Mittel kennen lernen, sobald Ihr das Gemach betretet."

„Das würdet Ihr!" riefen die Brüder einstimmig.

Der Herr von Maschkowiz erriet, daß von jener Goldkammer die Rede war, deren sich die Kreuzritter so sehr rühmten; er dachte einen Augenblick nach, ehe er antwortete:

„Ehedem! — hej! es ist schon sehr lange her, da zeigte einmal ein Kaiser unserem Gesandten, welcher Skarbek hieß, eine ähnliche Kammer, indem er sagte: „Hier ist das Mittel, Deinen Herrn zu zwingen!" Skarbek aber zog einen kostbaren Ring vom Finger, warf ihn zu den Haufen Goldes und sprach: „Wand're Gold zu Gold! Wir Polen schätzen das Eisen höher!" Und wißt Ihr, Herren, was später geschah? . . . Die Schlacht bei Hundsfeld wurde geschlagen . . ."

„Was ist es mit Hundsfeld?"

„In Hundsfeld wurden die Deutschen geschlagen," antwortete Ritter Syndram ruhig.

Darob wurden die Ritter und Ordensbrüder unruhig und gedankenvoll. Sie verstummten und wußten nicht, was sie

sagen sollten. Und der Herr von Maschkowiz setzte, wie zur Erläuterung, hinzu:

„Das Gold vermag nicht das Eisen zu zwingen."

„Bah!" rief der Großmeister. „Das Eisen ist ja eben unser zweites Mittel. Habt Ihr, Herr Ritter, in der Vorburg denn nicht unsere Waffenschmiede-Werkstätten gesehen? Dort arbeiten Tag und Nacht die Hämmer, und solche Panzer und Schwerter, wie die bei uns geschmiedeten, giebt es in der ganzen Welt nicht."

Herr Powala von Tatschew langte stillschweigend hinüber nach der Mitte des Tisches, wo ein etwa eine Elle breites und eine halbe Handhoch dickes Beil lag, nahm dieses in die Hände und rollte es mit Leichtigkeit zusammen, etwa wie man ein Pergamentpapier rollt, hielt es hoch in die Höhe, damit es jedermann sehen könne, und reichte es dann dem Großmeister mit den Worten:

„Wenn Eure Schwerter nicht von besserem Metall sind als dieses Beil, dann werdet Ihr nicht allzuviel damit ausrichten."

Dabei lachte er selbstzufrieden. Die geistlichen und weltlichen Ritter erhoben sich von ihren Plätzen und eilten herzu, das Beil zu betrachten; sie nahmen es der Reihe nach in die Hand und verstummten alle beim Anblick der eisernen Rolle, die aus ihm geworden war.

„Beim Kopfe des heiligen Liborius, Herr, Ihr habt Hände von Eisen!"

Und der Graf von Burgund setzte hinzu:

„Ja, aber sie sind von härterem Stahl als dieser hier. Er hat das Beil zusammengerollt, als wäre es von Wachs."

„Und ist nicht einmal rot dabei geworden, nicht einmal die Adern sind ihm dabei geschwollen!" rief einer der Ordensbrüder.

„Weil unser Volk ein schlichtes Volk ist, besitzt es große Kräfte," entgegnete der Herr von Tatschew. „Es kennt nicht den Ueberfluß und die Bequemlichkeiten, wie ich sie hier sehe, es ist gesund und kernig."

Die italienischen und französischen Ritter traten zu ihm und begannen eine Unterhaltung mit ihm in jener klangreichen Sprache, von der Matschko sagte, sie klinge, wie wenn zinnerne Schüsseln aneinandergeschlagen würden. Sie bewunderten seine Stärke und er stieß mit ihnen an und erzählte:

„Bei unseren Gastmählern werden solche Dinge häufiger gemacht, ja, es kommt nicht selten vor, daß kleinere Beile von

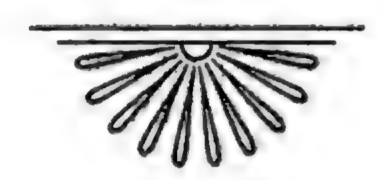
einer oder der anderen unserer Jungfrauen zusammengerollt werden."

Den Kreuzrittern, die gern prahlten, gefiel das nicht, sie ärgerten sich darüber. Darum ergriff der alte Komtur von Helfenstein das Wort und rief so laut, daß es weit über den Tisch hinschallte:

„Das ist eine Schande für uns! Bruder Arnold von Baden, zeige ihnen, daß auch unsere Knochen keine Wachskerzen sind! Gebt ihm ein Beil!"

Die Diener trugen ein solches herbei und legten es vor dem Platze Arnolds nieder; doch sei es nun, daß ihn die Anwesenheit so vieler Zeugen störte, oder waren seine Finger wirklich schwächer als diejenigen Powalas — er vermochte das Beil nur bis zur Hälfte zu rollen.

Manchen der ritterlichen Gäste machten diese Kraftproben nachdenklich. Man hatte ihnen gesagt, daß im Herbst, auf den Winter zu, der Krieg an Jagiello erklärt werden solle. Nun mußten sie unwillkürlich daran denken, daß der Winter in diesem Lande ein sehr strenger zu sein pflegt und daß es vielleicht besser wäre, in das mildere Heimatland und das väterliche Schloß zurückzukehren, so lange es noch Zeit war. Es war aber seltsam, daß die Sorge vor dem Winter ihnen mitten in der Hitze des Julimondes kam.



14. Kapitel.

In Plozk trafen Sbyschko und Matschko niemanden im Schlosse an, weil das Fürstenpaar samt seinen acht Kindern nach Tschersk gereist war, wohin die Fürstin Anna Danuta alle geladen hatte. Beim Bischof erfuhren sie, daß Jagienka bis zum Tode Jurands in Spychow bleiben solle. Diese Nachricht kam ihnen sehr gelegen, da sie selbst nach Spychow wollten. Matschko lobte bei dieser Gelegenheit die Rechtschaffenheit Jagienkas, die es vorzog, einen Sterbenden zu pflegen, der nicht einmal ihr Verwandter war, statt mit nach Tschersk zu gehen, wo es an Zerstreuung und Vergnügungen aller Art nicht fehlte.

„Vielleicht ist sie deshalb nach Spychow gegangen, um uns nicht zu verfehlen," sagte der alte Ritter. „Ich habe sie schon sehr lange nicht gesehen und freue mich auf das Wiedersehen mit ihr, besonders da ich weiß, daß auch sie mir zugeneigt ist. Das Mädchen muß sehr gewachsen — und noch schöner geworden sein, als sie war."

„Jagienka hat sich sehr verändert," versetzte Sbyschko. „Schmuck war sie immer, aber sie war ein schmuckes Mädchen vom Lande, während sie jetzt einer Prinzessin gleicht."

„So schön ist sie geworden? Wie könnte es aber auch anders sein," sprach Matschko. Das Geschlecht der Aare von Sgorscheliz, deren Schlachtruf und Losung heißt: „Auf, zum Fest!" ist ein sehr altes und vornehmes."

Es entstand eine Pause, worauf der alte Ritter wieder begann:

„So wird es auch sein; ich denke, sie sehnt sich nach Sgorscheliz."

„Ich wundere mich nur, daß sie die Heimat überhaupt verlassen hat," entgegnete Sbyschko.

„Sie wollte den alten, kranken Abt pflegen, welcher niemanden hatte, der für ihn sorgte. Dazu kam die Furcht vor Wilk und Tschtan und ich selbst war der Meinung, daß die Brüder besser aufgehoben sind, wenn sie nicht dort blieb."

„Ich glaube selbst, daß sie den Waisen nicht gut ein Leids anthun konnten," versetzte Sbyschko.

Matschko wurde nachdenklich.

„Wenn die Beiden nur nicht Rache an den Kindern geübt, weil ich Jagienka mit fortgenommen. — Und ob sie in Bogdaniez wohl einen Stein auf dem anderen gelassen haben mögen? Gott allein weiß es! Ich bin auch in Sorge, wie ich mich ihrer erwehren werde. Sie sind junge, starke Recken, und ich — bin alt."

„Was das betrifft, so könnt Ihr das einem sagen, der Euch nicht kennt, nicht mir; ich glaube es nicht!" erwiderte Sbyschko.

Matschko fürchtete sich auch gar nicht. Er hatte mit seiner vorgeblichen Angst nur etwas erreichen wollen, was ihm sehr am Herzen lag. Deshalb machte er jetzt nur eine abwehrende Bewegung, indem er sagte:

„Wenn ich in Marienburg nicht krank geworden wäre, dann ginge es noch an. Na, aber darüber läßt sich noch in Spychow reden."

Nach einer stärkenden Nachtruhe begaben sie sich am nächsten Morgen auf den Weg.

Die Tage waren sonnig, die Landstraßen trocken und sicher, da infolge der letzten Zusammenkunft mit dem Könige und den dabei gepflogenen Unterhandlungen die Kreuzritter die Räuberbanden von der Grenze zurückhielten. Zudem gehörten die beiden Ritter zu denjenigen Reisenden, denen die Räuber lieber aus der Ferne einen Gruß sandten, als daß sie ihnen zu nahe kamen. So ging die Reise denn schnell von statten und am fünften Tage nach ihrer Abreise von Plozk langten sie ohne große Ermüdung und besondere Erlebnisse in Spychow an. Jagienka, die in dem alten Ritter ihren treuesten Freund sah, begrüßte ihn mit fast töchterlicher Zärtlichkeit. Der Alte aber war durch die Herzlichkeit des Mädchens so sehr gerührt, daß ihm das Wasser in die Augen trat, obgleich er nicht gleich rührselig wurde, und als eine Weile später Sbyschko sich nach Jurands

Befinden erkundigte und zu ihm und seiner geliebten Toten ging, da atmete er tief auf und sagte:

„Da haben wir es! Wen Gott zu sich nehmen wollte, den hat er genommen, und wem es bestimmt war, hier zu bleiben, der blieb hier. Ich denke, unsere Mühsale und Irrfahrten durch alle Länder und Wälder sind zu Ende.“

Nach einer Pause setzte er hinzu:

„Hej! Welche Wege hat Gott uns in den letzten Jahren geführt und wo sind wir gelandet!“

„Bei alledem hat Gottes Hand Euch geleitet und behütet,“ versetzte Jagienka.

„Das ist wohl wahr, — aber es ist die höchste Zeit, nach Hause zu gehen.“

„Wir müssen hier bleiben, so lange Jurand lebt,“ entgegnete das Mädchen.

„Wie steht es mit ihm?“ frug Matschko.

„Er hat das Gesicht nach oben gekehrt und lächelt beständig; er sieht gewiß das Paradies und seine Danuscha darin,“ sagte Jagienka.

„Pflegst Du ihn?“

„Ja,“ antwortete das Mädchen, „aber der Probst Kaleb sagt, auch die Engel behüten ihn. Die hiesige Wirtschafterin hat gestern zweie bei ihm gesehen.“

„Man sagt,“ entgegnete Matschko, „der ehrenvollste Tod eines Edelmannes ist der Tod auf dem Schlachtfelde; wenn einer aber so stirbt wie Jurand, so ist auch der Tod auf dem Lager ruhmvoll.“

„Er ißt nicht und trinkt nicht,“ sagte Jagienka, „er lächelt nur.“

„Gehen wir zu ihm, Sbyschko wird auch bei ihm sein.“

Aber Sbyschko hatte nur kurze Zeit bei Jurand verweilt, der niemanden erkannte; — er war schon zu Danuschas Sarg in die Gruft gegangen. Dort verweilte er, bis der alte Tolima ihn aufsuchte, um ihn zu einer Stärkung zu holen. Beim Hinausgehen machte Sbyschko die Wahrnehmung, daß der Sarg mit vielen kleinen Kränzen von Korn- und Ringelblumen bedeckt, der Fußboden ringsum aber sauber gefegt und mit Kalmusblättern, Ententraut und Lindenblüte bestreut war, die einen süßlichen Honigduft ausströmten. Bei diesem Anblick quoll dem jungen Ritter das Herz und ganz gerührt frug er:

„Wer schmückt denn die Gruft so schön?“

„Es ist das Fräulein von Sgorscheliz!“ antwortete Tolima.

Sbyschko sagte nichts mehr. Als er aber ein Veilchen darauf Jagienka erblickte, beugte er sich plötzlich tief herunter, umfaßte ihre Kniee und sagte:

„Gott lohne Dir Deine Rechtschaffenheit und segne Dich für die Blumen, die Du Danuscha bringst.“

Darauf brach er in heftiges Schluchzen aus. Jagienka nahm seinen Kopf in ihre Hände und wie eine Schwester, die das weinende Brüderchen beruhigen will, sprach sie in sanftem Tone:

„Mein lieber Sbyschko, ich wollte, ich könnte Dich mit Besserem trösten.“

Und auch sie weinte bitterlich.

15. Kapitel.

Ein paar Tage später starb Jurand. Der Probst Kaleb verrichtete während acht Tagen Andachten am Sarge Jurands, dessen Körper nicht in Verwesung überging. Die Menschen betrachteten das als ein Wunder; eine ganze Woche lang wimmelte es in Spychow von Gästen, wie das immer bei solchen Anlässen zu sein pflegt. Nach dem Begräbnisse teilte Sbyschko seine Zeit in die Besuche der Gruft, die oft stundenlang währten, und den Gängen in den Wald, welche er wohl weniger unternahm, um auf irgend ein Wild zu schießen, als um seinen Gedanken nachhängen zu können. Eines Tages gegen Abend trat er in die Kemenate, in welcher die beiden Mädchen mit Matschko und Hlawa saßen, und sprach ganz unerwartet:

„Hört, was ich Euch zu sagen habe! Die Trauer macht niemanden gesund; es ist besser für Euch, wenn Ihr lieber nach Bogdaniez und Sgorscheliz zurückkehrt, anstatt hier Eure Tage in Betrübnis zu verbringen."

Niemand von ihnen wagte etwas zu sagen, denn jeder fühlte, daß dies eine sehr wichtige Unterredung werden müsse. Endlich raffte sich Matschko zu einer Antwort auf.

„Du hast recht; es wird für uns besser sein, und auch für Dich."

Doch Sbyschko schüttelte seinen blonden Kopf.

„Nein!" sagte er. „Auch ich werde, so Gott will, einmal nach Bogdaniez zurückkehren, jetzt aber führt mein Weg mich anderswohin."

„Hej!“ rief Matschko, „ich sagte schon, wir seien am Ende unserer Irrfahrten angelangt, und nun soll doch das Ende noch nicht da sein. Kennst Du denn keine Gottesfurcht, Sbyschko?“

„Ihr wißt doch, was ich gelobt habe.“

„Das also ist die Ursache Deiner neuen Wanderfahrt? Danuscha lebt nicht mehr, folglich thust Du ihr keinen Gefallen mehr damit. Ihr Tod hat die Erfüllung Deiner Gelübde gelöst.“

„Mein Tod würde sie lösen, der ihrige nicht,“ sagte Sbyschko. „Ich habe bei meiner Ritterehre geschworen, hört Ihr's? bei meiner Ritterehre! Genügt Euch das nicht?“

Das Wort Ritterehre übte eine zauberische Gewalt auf Matschko aus. Ausgenommen die Gebote Gottes, hatte der alte Ritter sein Lebenlang kein anderes Gebot gelten lassen, als das der Ehre; dieses aber war und blieb auch immer die Richtschnur seines Handelns.

„Ich meine auch nicht, daß Du den Eid nicht halten sollst,“ sprach er.

„Nun? was sonst?“ frug Sbyschko.

„Nur, daß Du noch so jung bist und ein langes Leben vor Dir hast. Komme jetzt mit uns, ruhe Dich erst aus von allen den überstandenen Mühsalen, Deinem Gram und Deinen Schmerzen, dann gehe, wohin Du willst.“

„Ich muß Euch doch sagen, daß mir das nichts hilft. Ich bewege mich frei, esse, trinke und unterhalte mich mit Euch, wie jeder andere Mensch. Trotzdem kann ich meinen inneren Frieden nicht finden; die Trauer und der Schmerz nehmen überhand, die Thränen fließen mir wider Willen aus den Augen.“

„Das wird aber unter Fremden noch schlimmer werden,“ warf der alte Ritter ein.

„Nein,“ sprach Sbyschko. „Gott weiß, ich würde in Bogdaniez vollends schwermütig werden. Laßt Euch daran genügen, wenn ich es sage. Krieg brauche ich und Kriegsgetümmel! Auf dem Schlachtfelde werde ich am leichtesten Vergessenheit finden. Ich fühle, daß erst dann der Friede in mir einkehren wird, wenn ich meiner lieben Verklärten werde sagen können: „ich habe alles erfüllt, was ich Dir gelobt!“ Dann erst werde ich mir selbst gehören, eher nicht! Ihr würdet mich in Bogdaniez nicht halten und wenn Ihr mich an Ketten dort festschmieden wolltet . . .“

Nach diesen Worten Sbyschkos trat eine tiefe Stille ein. Man hörte nur das Summen der Fliegen im Gemach.

„Laßt ihn lieber in die Fremde ziehen, ehe er in Bogdaniez sich zu Tode härmt,“ sagte Jagienka endlich.

Matschko legte beide Arme auf das Genick, wie er immer zu thun pflegte, wenn schwerer Kummer ihn drückte; dann seufzte er tief und sprach:

„Hej! starker Gott! . . .“

Jagienka aber fuhr fort:

„Aber schwöre uns, Sbyschko, daß Du nicht in Spychow wohnen bleibst, wenn Dich Gott behütet, sondern zu uns zurückkehrst.“

„Warum sollte ich nicht dahin zurückkommen?“ sprach Sbyschko. „Ich werde Spychow nicht umgehen und vernachlässigen, aber auch nicht meinen Wohnsitz hier aufschlagen.“

„Und,“ setzte das Mädchen in etwas leiserem Tone hinzu, „wenn Du Sehnsucht nach Deiner Verklärten haben solltest, so wollen wir ihren Sarg nach Krscheschnia überführen . . .“

„Jagusch!“ *) rief Sbyschko tief erschüttert, und sank ihr dankerfüllt zu Füßen.

---

*) Jagusch, ebenso wie Jagienka, für das polnische Jagnischka — deutsch: Agnes.

16. Kapitel.

Der alte Ritter wollte Sbyschko durchaus zum Heere des Fürsten Witold begleiten, jener aber mochte nichts davon hören. Der junge Ritter bestand darauf, allein, ohne Gefolge, ohne Gepäckwagen, nur von drei berittenen Knechten begleitet, nach Litauen zu ziehen. Der eine von ihnen sollte die Lebensmittel, der zweite die Waffen und Kleidungsstücke, der dritte die Bärenfelle zum Schlafen auf sein Pferd nehmen. Umsonst flehten Jagienka und Matschko, er möge doch wenigstens den in Treue und Tapferkeit erprobten Knappen Hlawa mitnehmen; Sbyschko blieb dabei, er müsse vollständig von allem losgetrennt sein, was mit der Vergangenheit zusammenhängt, um vergessen zu können, Hlawa würde ihn fortwährend durch seine Anwesenheit daran mahnen.

Vor seiner Abreise jedoch wurde noch ernstlich Rat gehalten, was mit Spychow anzufangen sei. Matschko riet, die Herrschaft zu verkaufen, die allen so viel Elend, Gram und Sorgen, niemandem etwas Gutes gebracht hatte. Es befanden sich in Spychow eine große Menge kostbarster Schätze an Geld, Waffen, Pferden, Kleidungsstücken, Pelzwerk seltenster Art, kostbaren Geräten und Viehherden, welche Matschko aus tiefster Seele wünschte mit nach Bogdaniez nehmen zu können, weil ihm Bogdaniez, das Erbe der Ahnen, lieber war, als alles andere in der Welt. Aber Sbyschko wollte von dem Verkauf der Herrschaft nichts hören.

„Wie? Ihr könntet es im Ernste meinen, ich soll sozu-

sagen Jurands Gebeine verkaufen, ich sollte ihm das anthun, ihm, der mich mit Wohlthaten überschüttet hat?"

„Wir haben Dir doch versprochen, Danuschas Leichnam nach Krscheschnia mitzunehmen," entgegnete Matschko. „Wenn es Dir lieb ist, nehmen wir auch Jurands Gebeine mit."

„Bah! wie ließe sich das vereinbaren? In Krscheschnia wäre er nicht bei seinen Ahnen, das würde ihn noch im Tode grämen. Nehmt Ihr Danuscha mit fort, so ist er weit entfernt von seinem Kinde; würdet Ihr aber ihn und Danuscha von hier nehmen, dann wären beide getrennt von den Ahnen und Urahnen, deren Gebeine hier ruhen, und das wäre nicht im Sinne des Toten."

„Du vergissest, daß Jurand sie alle Tage im Paradiese wiedersehen kann, denn — er ist doch im Paradiese, wie Pater Kaleb sagt," sprach der alte Ritter.

Der Probst Kaleb aber, welcher auf seiten Sbyschkos war, sagte: „Seine Seele ist im Paradiese, der Leib gehört der Erde bis zum Tage des letzten Gerichts."

Und Matschko, seinem eigenen Gedankengange folgend, sprach weiter: „Es wäre denn, daß einer oder der andere seiner Ahnen nicht zur ewigen Seligkeit gelangt ist, das wäre aber nicht zu ändern."

„Wer könnte die Gerichte Gottes ergründen!" antwortete Sbyschko. „Aber, Gott bewahre mich, daß ich dulde, daß eines fremden Menschen Fuß diesen Boden als sein Eigentum betrete und fremde Menschen über diesen Grüften wohnen. Sie sollen alle in ihren Grüften bleiben, Spychow wird nicht verkauft, ich tausche es nicht gegen ein Fürstentum ein."

Matschko machte keinen Versuch mehr, zu widersprechen; er kannte die Hartnäckigkeit Sbyschkos und wußte, daß nach dieser Erklärung nichts mehr gegen die Absichten des jungen Ritters zu thun war. Aber im Grunde seiner Seele lobte er diese Standhaftigkeit der Gesinnung ebenso sehr, wie alle anderen guten Eigenschaften des Jünglings.

Nach einer Pause also sagte er:

„Der Junge handelt mir zwar gegen den Strich, aber er hat recht."

Aber der alte Ritter war doch sehr bekümmert und unschlüssig, was er thun sollte.

Da trat Jagienka, die bisher geschwiegen hatte, mit einem neuen Vorschlage hervor.

„Wie wäre es," sprach sie, „wenn sich ein rechtschaffener

Mann fände, der die Herrschaft pachten wollte; wäre das nicht ausgezeichnet? Ihr wäret dann aller Sorgen enthoben, bekämet alljährlich eine Barsumme aus der Wirtschaft und die Herrschaft bliebe Euer Eigentum. Vielleicht ließe sich Tolima bereit finden? . . . Er ist zwar alt und versteht die Kriegskunst besser, als die Kunst, zu wirtschaften; wenn er sich nicht entschließen könnte, dann vielleicht der Pater Kaleb? . . ."

„Liebwertes Fräulein!" entgegnete der Probst. „Wir beide, der Tolima und ich, haben bald abgewirtschaftet, d. h. wir wandern bald unter die Erde . . ."

Bei diesen Worten wandte er sich an Tolima:

„Nicht wahr, Alter?"

Der alte Diener strich vom spitzigen Ohr die Haare zurück und frug, um was es sich handle? — Und als man ihm den Sachverhalt lauter erklärte, da gab er dem Probst Kaleb recht, indem er sagte:

„Ich tauge nicht zur Wirtschaft! Das Beil schneidet tiefer als der Pflug . . . Meinen Herrn und das Kind möchte ich noch rächen!" Er streckte seine dürren, aber sehnigen Arme aus, spreizte die krallenartigen, krummen Finger, wandte sein graues, einem Wolfskopfe ähnliches Haupt den beiden Rittern zu und setzte hinzu: „Ich will in den Krieg, in den Krieg nehmt mich mit — dort ist mein Dienst!"

Der Alte hatte recht. Er hatte zum Reichtum Jurands einen großen Teil mit beigetragen, aber nur auf dem Wege der Eroberung, in Kriegen und Zweikämpfen, von welchen sie immer ansehnliche Beute mitgebracht hatten, — nicht durch Wirtschaftlichkeit.

Jagienka hatte indessen weiter über diese Angelegenheit nachgedacht.

„Hierher an diesen Ort gehört wirklich ein junger Mensch, der zu wirtschaften versteht und nicht furchtsam ist," sagte sie nun. „Die Grenze ist nahe; er müßte nicht nur verstehen, sich zu wehren, sondern auch den Feind zuweilen selbst zu suchen. Ich denke, so einer wie Hlawa — der würde hierher passen . . ."

„Seht einmal, wie sie hin und her erwägt!" sprach Matschko, dem es trotz seiner großen Liebe zu Jagienka nicht in den Sinn wollte, daß in so ernsten Dingen ein Weib das Wort führen wollte.

Der Böhme war bei den Worten Jagienkas von der Bank aufgestanden, auf welcher er gesessen hatte, und sagte nun:

„Gott ist mein Zeuge, daß ich gern mit dem jungen Herrn

Sbyschko in den Krieg ziehen möchte; wir haben schon manchen Strauß zusammen ausgefochten. Da mir das nicht erlaubt ist, so wäre es mir recht, wenn ich hier bleiben könnte ... Tolima ist mir ein Freund, er kennt mich ... Die Kreuzritter sind unsere Grenznachbarn, was thut es? Gerade das ist mir recht! Wir wollen sehen, wem die Nachbarschaft zuerst lästig werden wird. Soll ich sie fürchten, so mögen sie auch mich fürchten. Gott soll mich auch davor bewahren, daß ich mir je beikommen ließe, Ew. Liebden zu benachteiligen oder in meine Tasche zu wirtschaften. Die Herrin kann mir bezeugen, daß ich eher umkommen wollte, als eine Unredlichkeit begehen ... Ich verstehe von der Wirtschaft so viel, als ich in Sgorschelitz gelernt habe; aber ich denke, hier heißt es, mehr mit Beil und Schwert arbeiten, als mit dem Pfluge. Das alles wäre mir nach Wunsch, nur, ... hier bleiben ..."

„Nun, was soll's?" frug Sbyschko. „Warum zauderst Du?"

Hlawa wurde sehr verlegen; zögernd und stotternd fuhr er fort: „Ich meinte nur ... Wenn das Fräulein abreist, dann reisen alle mit fort. Es ist gut, Krieg zu führen, auch zu wirtschaften ist gut ... aber so allein, ... ohne Hilfe ... Ich würde mich so einsam fühlen ohne die Herrin und ohne ... den, ja ich wollte nur sagen, ... daß die Herrin nicht allein in der Welt umherreisen kann ... aber, wenn mir hier niemand hilft ... dann wüßte ich nicht! ..."

„Von was spricht der Bursche eigentlich?" frug Matschko.

„Ihr seid doch sonst so klug," antwortete Jagienka. „Habt Ihr noch nie etwas gemerkt?"

„Daß ich nicht wüßte!"

Anstatt zu antworten, wandte sich Jagienka an den Knappen und frug: „Wie dann, wenn die Anula Sieziechowa bei Dir bliebe, — möchtest Du dann hierbleiben?"

Der Böhme fiel vor Jagienka auf die Kniee nieder, mit solcher Gewalt, daß der Staub aufwirbelte.

„Mit ihr zusammen wollte ich es selbst in der Hölle aushalten!" rief er, die Kniee des Fräuleins umfassend.

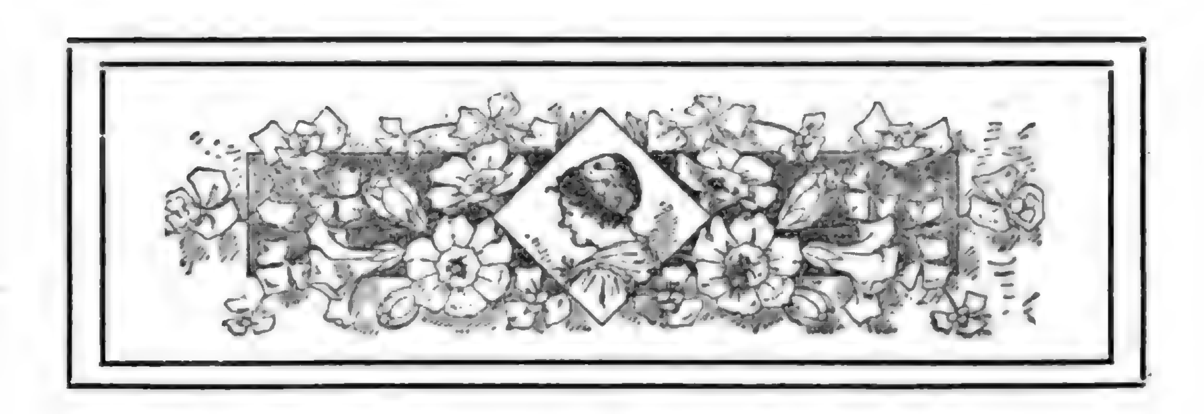
Als Sbyschko diesen Ausruf hörte, blickte er den Böhmen verwundert an. Er wußte noch immer nicht recht, worum es sich handelte, denn er hatte nie zuvor etwas bemerkt, und Matschko wunderte sich im stillen über die Bedeutung des Weibes in allen menschlichen Dingen. Wie viel Gutes brachte nicht das Weib zu Wege, wie viel gelang mit, wie viel mißlang ohne ihre Hilfe.

„Gott ist gnädig," murmelte er. „Mich zieht das Weib nicht mehr an."

Jagienka aber entgegnete auf Hlawas Freudenjauchzer mit den Worten: „Wir müssen doch aber die Anula fragen, ob sie mit Dir hierbleiben will."

Sie rief die Sieziechowa, und als die Dienerin eintrat, schien sie schon zu wissen, was man von ihr wollte, denn sie trug den Kopf gesenkt, während ihre Arme die Augen verdeckten und ihr Goldhaar aufgelöst über dieselben herabfiel, so daß man von ihrem Oberkörper nichts sah, als eben dieses im Sonnenlicht glänzende Haar. Das Mädchen blieb erst an der Thüre stehen, dann stürzte sie plötzlich auf Jagienka zu, fiel vor ihr auf die Kniee und barg das Gesicht in den Falten ihres Kleides. Da kniete der Böhme neben ihr hin und bat:

„Segnet uns, Herrin!"



17. Kapitel.

Der Morgen war schön und hell angebrochen. Sbyschko war reisefertig. Er saß bereits auf seinem großen Schlachtroß und die Seinigen standen im Kreise um ihn. Jagienka, die am Steigbügel, dicht neben dem Roß stand, hatte ihre traurigen blauen Augen zu dem Jüngling erhoben, als wolle sie vor dem Scheiden sich noch einmal satt an ihm sehen. Matschko und der Probst Kaleb standen an der anderen Seite, und dicht nebenbei der Knappe mit der Sieziechowa. Sbyschko wandte den Kopf bald nach dieser, bald nach jener Seite, mit jedem noch ein letztes kurzes Wort tauschend, wie das so vor einer bevorstehenden langen Trennung geschieht: „Bleibt gesund!“ — „Gott behüte Dich!“ — „Es ist Zeit!“ — „Hej! Zeit! Zeit!“ Er hatte sich schon vorher von jedem einzelnen verabschiedet, auch von Jagienka, indem er ihre Kniee umfaßt und ihr für alle ihre Güte und ihr Wohlwollen gedankt. Wie er nun jetzt zum letztenmal aus dem Sattel auf sie niederblickte und in ihr emporgerichtetes Antlitz und die traurigen Augen sah, in denen so deutlich die stumme Bitte zu lesen stand: „Kehre wieder!“, da ging ihm das Herz über vom Dankgefühl, er fühlte das Bedürfnis, ihr noch ein gutes Wort zu sagen. Und — als antworte er auf eine stumme Frage ihrer Augen, sprach er:

„Jagusch! Zu Dir zieht es mich, wie zu einer leiblichen Schwester . . . das weißt Du doch! . . . Weiter habe ich nichts zu sagen!“

„Ich weiß . . . Gott segne Dich!“

„Pflege mir den Ohm!“

„Denke auch Du an ihn.“

„Ich kehre zurück, wenn ich nicht falle.“

„Du darfst nicht! Stirb nicht!“

Sbyschko hatte dieses „Stirb nicht“ schon einmal in Plozk von ihr gehört, als er des Kriegszuges mit Witold Erwähnung gethan. Jetzt klangen diese Worte noch inniger wie damals, und als Jagienka, um ihre Thränen zu verbergen, ihren Kopf tief herunter neigte, da berührte er einen Augenblick lang das Knie Sbyschkos. In demselben Augenblick stimmten die am Thore mit den Saumtieren wartenden Troßknechte ein Abschiedslied an.

Sie sangen:

„Verloren geht Dir nicht der Ring, der goldene Ring,
Er bleibet Dir,
Vom Felde her trägt ihn ein Rab', ein Rabe flink,
Und bringt ihn Dir!“

„Auf zur Fahrt!“ rief Sbyschko.

„Zur glücklichen Fahrt,“ riefen die anderen.

„Gott geleite Dich! Und die heilige Mutter!“

Die Hufe der Rosse schlugen im Davongehen dröhnend auf die hölzerne Zugbrücke; eines der Rosse wieherte in langgedehntem Tone, die anderen schnauften laut und vernehmlich, der Zug ritt davon.

Jagienka, Matschko, der Probst, Tolima, der Böhme mit seinem jungen Weibe, und alle Diener, die in Spychow zurückblieben, traten auf die Brücke und blickten den Davonreitenden so lange nach, bis sie endlich zwischen den hohen Erlenbüschen ihren Blicken entschwanden.

Der Probst Kaleb machte das Kreuzeszeichen und sprach: „Wenn sie unter diesem Zeichen reiten, wird keine Gefahr ihnen nahe kommen.“

Und Matschko setzte hinzu:

„Sicher nicht! Ein gutes Zeichen war auch, daß die Pferde so stark schnauften.“

Aber auch ihres Bleibens in Spychow war nicht lange mehr. Zwei Wochen später hatte Ritter Matschko seine Angelegenheiten mit dem Böhmen geordnet. Hlawa trat die Pacht von Spychow an, während der alte Ritter mit einem langen Wagenzuge, der von einer genügenden Anzahl bewaffneter und berittener Knechte begleitet war, und mit Jagienka den Heimweg nach Bogdaniez antrat. Der Probst Kaleb und der alte Tolima

sahen mit sehr scheelen Augen die hochbeladenen Wagen davonfahren, denn — die Wahrheit zu sagen — Matschko hatte Spychow etwas beraubt; aber niemand wagte Einspruch zu erheben, da Sbyschko dem alten Ohm ausgedehnteste Vollmacht gegeben hatte. Wahrscheinlich hätte er noch mehr davongeführt, wenn Jagienka ihn nicht daran gehindert hätte. Zwar zürnte er über ihre Eingriffe, die, wie der Alte sagte, eine Ausgeburt weiblicher Dummheit seien, aber er gehorchte ihr zuletzt doch in allem.

Danuschas Sarg blieb in Spychow. Sbyschko wünschte, daß seine Verklärte bei ihren Ahnen verbleibe, zu denen sie gehörte. Dafür nahmen sie auf den Wagen eine Menge Geld und Kostbarkeiten mit fort, die zum größten Teil Beutestücke aus den verschiedenen Scharmützeln Jurands mit den Kreuzrittern waren. Matschko ließ seinen Blick freudig über die mit Binsen bedeckten Wagen gleiten und freute sich schon im stillen darauf, wie er mit den Schätzen Bogdaniez schmücken und dem Ahnensitz zu Wohlstand verhelfen würde. Nur eines fiel wie ein Gifttropfen in seinen Freudenbecher, das war der Gedanke, daß Sbyschko fallen und tot in der Fremde bleiben könne. Er hoffte zwar, daß die Geschicklichkeit seines Brudersohnes ihn aus jeder gefährlichen Lage zu retten vermochte, daß er glücklich heimkehren werde und — an den Tag der Heimkehr dachte der Alte mit Wonne.

„Vielleicht wollte Gott, daß dem Sbyschko zuerst Spychow als Erbteil zufiel und erst später Motschydoly und alles andere, was der Abt hinterlassen hatte. Er soll nur glücklich heimkehren, unterdessen werde ich ihm eine seiner würdige Burg in Bogdaniez aufbauen, das Weitere findet sich dann schon ...“

Hierbei fiel ihm ein, daß er von Wilk von Brschosowo und Tschtan von Rogowo keinen freundlichen Willkommengruß erwarten durfte, ja, daß er möglicherweise einen Strauß mit ihnen auszufechten haben werde; aber er machte sich so viel oder so wenig daraus, wie ein altes Schlachtroß, wenn es seinen Herrn in die Schlacht tragen mußte. Er fühlte Gesundheit und Kraft in seine Glieder wiederkehren, und war sich bewußt, daß er dieser dräuenden Raufbolde, die keinen Begriff von ritterlicher Kriegsführung hatten, sehr leicht Herr werden würde. Zwar hatte er unlängst anders zu Sbyschko gesprochen — aber das war nur geschehen, um ihn zur Heimkehr zu bewegen.

„Hej! Ich bin der Hecht, sie die Kammschuppen*)," dachte er, „sie thäten besser, mir nicht entgegen zu schwimmen!"

Aber es gab noch eine Sorge, die ihn drückte. Wer konnte wissen, wann Sbyschko heimkehren würde, und dann — er betrachtete das Mädchen so vollständig nur als Schwester. Wie, wenn auch Jagienka ihn nur wie einen Bruder liebte? Wenn sie, überdrüssig des langen Harrens, einen anderen Gatten wählte?

Matschko wandte sich also dem Mädchen zu.

„Höre, Jagna**)!" sprach der alte Ritter. „Ich denke jetzt nicht mehr an Tschtan und Wilk als Freier für Dich; sie sind rohe, gewaltthätige Burschen, die nicht zu Dir passen, denn Du bist eine Hofdame geworden! . . . Es ist nur, weil die Jahre vergehen! . . . Mein Freund Sych sagte schon damals, ehe er nach Schlesien zog, daß sich die Heiratslust bei Dir zu regen beginne; seitdem sind mehrere Jahre verflossen . . . Ich weiß nicht, ob es so ist! . . . Man sagt, es kommt eine Zeit, wo der Jungfrau das Kränzlein eine Last wird, wo sie selbst einen wählt, der es ihr abnimmt . . . Es versteht sich von selbst, daß es weder Tschtan noch Wilk sein werden . . . Aber, was meinst Du dazu?"

„Was wollt Ihr eigentlich wissen?" frug Jagienka.

„Ich möchte wissen, ob Du den ersten besten zum Manne nehmen willst."

„Ich?" rief das Mädchen. „Ich will eine Nonne werden."

„Ach, rede doch keinen Unsinn!" sprach Matschko erzürnt. „Und wie, wenn Sbyschko zurückkommt, was dann?"

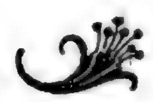
Sie schüttelte den Kopf.

„Ich werde eine Nonne!" antwortete sie.

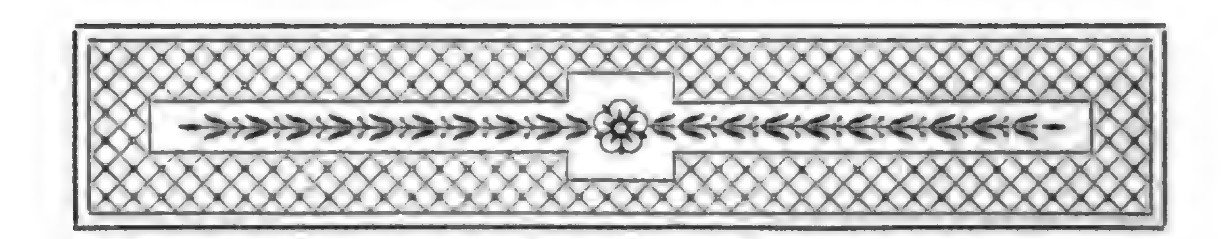
„Wenn er Dich aber liebgewinnt und Dich schön bittet?"

Da wandte das Mädchen das errötende Gesicht ab von ihm, aber der Wind, welcher von dorther wehte, trug dem alten Ritter die leise gesprochene Antwort Jagienkas zu:

„Dann werde ich es nicht!"



*) Kammschuppe, ein kleiner Weißfisch, den die Hechte gern verschlingen.
**) Jagna = Abkürzung von Jagienka.



18. Kapitel.

Die Reisenden blieben noch eine Zeitlang in Plozk, um die Nachlaßregulierung des Abtes vorzunehmen. Darauf reisten sie, mit den betreffenden Dokumenten ausgestattet, weiter, ohne große Ruhepausen zu machen. Die Wege waren trocken, denn die Hitze der Sommertage hatte die Sümpfe ausgedorrt und die Flüsse in ihr Bett zurückgedrängt. Dazu führte der Weg die Reisenden durch friedliches, stilles Land, welches von gastfreundlichen Landsleuten bewohnt war. In Sieradz sandte der allezeit vorsichtige Ritter Matschko einen der Knechte nach Sgorschelitz voraus, um seine und Jagienkas Ankunft zu melden, was zur Folge hatte, daß Jaschko, der Bruder Jagienkas, ihnen an der Spitze einer Schar bewaffneter Knechte ein gut Stück Weges entgegenkam und sie heimgeleitete.

Das Wiedersehen war ein sehr freudiges, von lauten Begrüßungs- und Willkommenrufen begleitetes. Jaschko war der Schwester immer zum Verwechseln ähnlich gewesen, aber er war jetzt größer als sie. Er war ein stattlicher Bursche, frisch und kerngesund wie sein verstorbener Vater Sych und wie dieser immer zum Singen aufgelegt, lebhaft und feurig wie ein glühender Funke. Er fühlte sich auch schon als Mann an Alter und Kraft; denn er kommandierte seine Knechte, wie ein Heerführer seine Truppen, und sie gehorchten ihm auf den Wink, weil sie augenscheinlich sein Uebergewicht und seine Stärke anerkannten.

Matschko und Jagienka wunderten sich darüber, während

Jaschko mit freudiger Begeisterung die vornehme Schönheit seiner Schwester anstaunte, die ihm umsomehr auffiel, da er sie so lange nicht gesehen hatte. Zwischendurch erzählte er, wie er sich nach ihr gesehnt, wie er ihr schon nachreisen wollte, und setzte dann hinzu, daß sie um ein Weniges ihn nicht mehr daheim angetroffen hätten, da es ihn dränge, die Welt zu sehen, unter Menschen sich Bildung und ritterliche Manieren anzueignen, gelegentlich die Bekanntschaft fremder Ritter zu machen und sich mit ihnen zu messen.

„Es ist ein gut und nutzbringend Ding, die Welt, fremde Menschen und fremde Sitten kennen zu lernen,“ sprach Matschko. „Die Erfahrung lehrt uns, wie man sich in den verschiedenen Lebenslagen zu benehmen, was man zu sagen, was zu verschweigen hat; sie unterstützt und bildet den angeborenen Verstand. Was aber das Zusammentreffen mit anderen Rittern betrifft, so laß Dir lieber von mir sagen, daß Du noch zu jung dazu bist, als daß es Dir ein anderer sagt und Dich dabei auslacht.“

„Sein Lachen würde ihn bald Thränen kosten,“ entgegnete Jaschko, „und wenn auch nicht ihn, so doch sein Weib und seine Kinder.“

Der Junker blickte herausfordernd vor sich und um sich, als wolle er allen wandernden Rittern zurufen:

„Bereitet Euch auf Euer Ende vor.“

Doch der alte Ritter von Bogdaniez unterbrach seine weiteren Ruhmredigkeiten mit der Frage:

„Haben Tschtan und Wilk euch denn in Frieden gelassen? Du weißt doch, sie haben beide um Jagienka gefreit.“

„Bah! Der Wilk ist in Schlesien totgeschlagen worden. Er ist dorthin gezogen, um ein deutsches Kastell zu erobern, und er hat es auch erobert, aber er hat einen Schlag mit einem Holzklotz erhalten, welcher von der Mauer herabstürzte, und gab nach zweien Tagen seinen Geist auf.“

„O! Es ist schade um ihn,“ versetzte Matschko. „Auch sein Vater zog gern gegen die schlesischen Deutschen zu Felde, die unser Volk bedrücken, und brachte stets gute Beute heim ... Das Schlimmste dabei ist immer die Einnahme der Burgen und Kastelle, denn dabei nützt weder die Waffe noch Geschicklichkeit. So Gott will, wird hoffentlich der Fürst Witold sich nicht auch auf die Erstürmung von Burgen verlegen, sondern die Kreuzritter lieber auf offenem Felde bekriegen ... Und Tschtan? Was hört man von ihm?“

Jaschko lachte:

„Tschtan hat sich ein Weib genommen!“ sagte er. „Sie ist die Tochter eines Bauern aus Wysoki Brscheg,*) von großer Schönheit. Hej! Sie ist nicht bloß schön, sondern auch resolut, denn, wenn auch andere dem Tschtan gerne aus dem Wege gehen, so schlägt sie ihn doch in das haarige Gesicht und führt ihn an der Nase herum, wie der Bärenführer den Bären.“

Der alte Ritter wurde durch diese Nachricht sehr heiter gestimmt.

„Da haben wir es!“ rief er. „Die Weiber sind eine wie die andere. Jagienka, auch Du wirst so eine werden! Gott sei Dank, daß uns diese beiden Raufbolde keine Sorge weiter machen, denn offen gestanden, es ist fast wunderbar, daß sie an Bogdaniez keine Bosheit verübt haben.“

„Der Tschtan wollte wohl, aber Wilk als der Klügere ließ es nicht zu. Er kam zu uns nach Sgorscheliz und frug, was mit Jagienka geschehen sei. Da sagte ich ihm, sie sei fortgereist, um das Erbe des Abtes in Besitz zu nehmen, worauf er sprach: „Warum hat Matschko mir davon nichts gesagt?“ Ich entgegnete ihm: „Hast Du denn ein Recht an meine Schwester, daß Du Rechenschaft forderst?“ Er dachte ein Weilchen nach, dann sprach er: „Du sagst die Wahrheit! Ich habe kein Recht an sie.“ Aber er war klug und erkannte, daß er sich Euere und unsere Gunst erwerben könne, wenn er Bogdaniez vor dem anderen schützte. Sie fochten auch auf dem Grenzrain am Sande miteinander und verwundeten sich gegenseitig; darauf soffen sie bis zur Unsinnigkeit, wie sie es immer machten.“

„Gott gebe der Seele Wilks den ewigen Frieden!“ sprach Matschko.

Und er atmete tief auf, zufrieden damit, daß er in Bogdaniez keine anderen Schäden antreffen würde, als die, welche durch seine lange Abwesenheit entstanden sein mochten.

Aber er fand auch solche nicht; im Gegenteil, es war Zuwachs an Jungvieh in die Wirtschaft gekommen und die Füllen, die er als kleines Kruppzeug verlassen, waren zu zweijährigen stattlichen Tieren herangewachsen und versprachen als Abkömmlinge friesischer Schlachthengste außerordentlich groß und stark zu werden. Ein einziger Schaden nur war zu verzeichnen; — ein Paar der Gefangenen, die Hlawa mitgebracht, waren nach Schlesien entflohen, wo sie von den deutschen Raubrittern größere

*) Wysoki Brscheg = das hohe Ufer.

Unbill erlitten, als bei dem polnischen Adel. Das große alte Wohnhaus aber sank mehr und mehr in sich zusammen. Die Decken waren gesprungen, die Wände hatten sich gesenkt; sie ragten schief aus der Erde und die über zweihundert Jahre alten Balken von Lärchenholz waren morsch geworden. In allen Stuben lief, wenn es regnete, das Wasser durch die Decken, denn das Dach war auch löcherig geworden und mit großen Zotten grünen und braunen Mooses bewachsen. Der ganze Bau, in welchem das große Geschlecht derer vom „Hagel" dereinst gehaust hatte, war zusammengeknickt und sah aus wie ein großer verschrumpelter Pilz.

„Bei etwas Fürsorge hätte es noch eine Zeitlang ausgehalten," sagte Matschko zu dem alten Konrad, der in Abwesenheit der Herren die Wirtschaft geführt hatte; „es ist erst in letzter Zeit so verfallen."

Nach einer Weile setzte er hinzu:

„Bis zu meinem Tode würde ich wohl noch darin wohnen können, aber für Sbyschko muß eine Burg gebaut werden."

„Um Gotteswillen, eine Burg?" rief der alte Konrad.

„He! Was sonst?" sprach der alte Ritter.

Es war ein Lieblingsgedanke Matschkos, für Sbyschko und seine Nachkommen eine Burg zu bauen. Wußte er doch, daß ein Edelmann, der nicht in einem gewöhnlichen Hause, sondern hinter Wallgraben und Zugbrücken hauste und einen Auslug besaß, von dem aus er die ganze Gegend beobachten konnte, eine geachtete Persönlichkeit war, welche Aussicht auf ein Amt hatte. Für sich begehrte der Alte nichts mehr, wohl aber für Sbyschko und seine Nachkommen, besonders da er jetzt ein vermögender Mann geworden.

„Wenn er dann noch Jagienka nimmt und ihr Heiratsgut Motschydoly ihm zufällt, dann kann in der ganzen Gegend niemand sich ihm gleichstellen," dachte Matschko.

Die Verwirklichung dieser Pläne hing aber nur von der Rückkehr Sbyschkos ab. Das war hinwieder eine ungewisse Sache, eine Fügung Gottes. Darum sagte sich Matschko, daß es notwendig sei, sich mit dem lieben Gott in das beste Einvernehmen zu setzen, ihn mit nichts zu beleidigen, und ihm zu Liebe zu thun, was man irgend konnte. In dieser Absicht bedachte er die Kirche in Krscheschnia reichlich mit Wachs, mit dem Zehnten vom Erdrusch und darüber, und mit Wildbret aller Art, und eines Abends erklärte er gelegentlich eines Besuches in Sgorscheliz seinem Pflegekinde:

„Ich reise morgen nach Krakau zum Grabe unserer heiligen Königin Hedwig."

Jagienka fuhr entsetzt empor.

„Habt Ihr schlechte Nachrichten?" frug sie hastig.

„Nein," antwortete der alte Ritter, „es können Nachrichten doch noch gar nicht hierher gelangt sein. Hast Du denn schon vergessen, wie ich damals in meiner schweren Krankheit, als Sbyschko mit Dir das Biberfett im Walde holte, gelobt habe, nach Krakau zu wallfahren, wenn Gott mir die Gesundheit wieder schenkt? Damals habt Ihr alle mein Vorhaben gelobt, und das mit Recht! Der liebe Gott hat viele Heilige, die ihn preisen, aber das steht fest, — nicht jeder Heilige hat so viel zu bedeuten, wie unsere liebe Herrin, die ich nicht beleidigen möchte. Meines Versprechens wegen und auch, weil es mir um Sbyschko geht, will ich nach Krakau reisen."

„Es ist wahr! Ich hatte es fast vergessen," sagte Jagienka. „Aber Ihr seid doch eben erst von einer langen Reise zurückgekehrt . . ."

„Das macht nichts aus!" entgegnete der alte Ritter. „Ich will lieber alles nacheinander abmachen und dann ruhig daheimbleiben, bis Sbyschko zurückkommt. Wenn unsere heilige Königin ihm beisteht, dann wird er mit Jesu Hilfe und mit guter Waffe in der Hand alle Feinde überwinden. Ich aber werde nach vollbrachter Pilgerfahrt mit größerer Zuversicht die Burg für ihn bauen."

„Ihr habt aber doch unverwüstliche Kräfte!" sagte Jagienka.

„Es muß wohl so sein!" versetzte Matschko. „Aber ich will Dir noch etwas anderes sagen. Jaschko kann seinem Drange, ein Stück Welt zu sehen, folgen, wenn er mit mir reist. Ich besitze Erfahrung und kann ihn zügeln. Wenn aber irgend ein Abenteuer . . . Du weißt ja, dem Jungen prickelt es in den Händen . . . dann verstehe ich auch noch mit Schwert und Beil umzugehen."

„Ich weiß! Niemand vermag ihn besser zu schirmen, als Ihr."

„Aber ich denke, es wird zu einem Zweikampf nicht kommen. So lange die selige Königin lebte, wimmelte Krakau von fremden Rittern, die sich in ihrer Schönheit sonnen wollten. — Jetzt ziehen sie vor, nach Marienburg zu ziehen, denn dort lassen die Kreuzritter viel Malvasier fließen."

„Bah!" sagte Jagienka. „Es ist doch eine neue Königin da."

Matschko verzog sein Gesicht und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Ich sah! — weiter sage ich nichts! — verstanden!" sprach er. Nach einer Pause setzte er hinzu:

„In drei bis vier Wochen sind wir wieder da."

Und also geschah es. Der alte Ritter ließ sich von Jaschko jedoch zuvor auf Ritterwort versichern und beim Haupte des heiligen Georg beteuern, daß er nicht noch weiter zu reisen drängen würde — dann reisten sie ab. Sie langten ungehindert in Krakau an, denn das Land war ruhig, die Menschen lebten in Frieden miteinander, und vor den Ueberfällen seitens der an der Grenze ansässigen Raubritter bewahrte sie die Macht des Königs und die Tapferkeit der Einwohner. Nachdem Matschko sein Gelübde erfüllt, gelang es ihm durch die Vermittelung des Ritters Powala von Tatschew und des Knäsen Jamont, mit Jaschko bei Hofe vorgelassen zu werden. Matschko hatte geglaubt, man würde ihn bei Hofe und an allen amtlichen Stellen über die Kreuzritter ausfragen, wie einen Menschen, der längere Zeit bei den Feinden zugebracht. Nach einer Unterredung mit dem Kanzler und dem Schwertträger von Krakau mußte er sich zu seinem Staunen überzeugen, daß man hier mehr wußte als er, daß man bis in die kleinsten Einzelheiten davon unterrichtet war, was in Marienburg und in allen, selbst den entlegensten Komtureien vorging. Man kannte die Zahl der in den einzelnen Komtureien befindlichen Besatzungen, die Stückzahl der Geschütze, wußte, wer die Kommandos führte, wie viel Zeit nötig war, um die Truppen zu sammeln, ja sogar die Angriffspläne der Kreuzritter im Falle eines Krieges kannte man. Man wußte von jedem Komtur, ob er heftig, feurig, oder ob er besonnen war, und schrieb alles das genau auf, als könne der Krieg schon morgen losbrechen.

Den alten Ritter erfreute diese Wahrnehmung außerordentlich, denn sie bewies ihm, daß die Kriegsvorbereitungen in Krakau viel umsichtiger und verständiger betrieben wurden, wie in Marienburg. „Unser Herr Jesus hat uns nicht bloß tapfere Herzen gegeben," sagte er sich, „sondern auch Verstand und Umsicht." Er erfuhr auch bald, woher die Krakauer alle diese Nachrichten erhielten; es waren die Einwohner der preußischen Städte selbst, Leute aller Stände, gleichviel, ob Polen oder Deutsche, die alles nach Krakau zutrugen, was sie irgend in Erfahrung bringen konnten. Der Orden hatte sich so verhaßt gemacht, daß ganz Preußen dem Anmarsch des Jagiellonischen Heeres wie einer Erlösung entgegenharrte.

Dem alten Ritter fielen jetzt auch die Worte Syndram

von Maschkowiz' ein, die er in Marienburg gesprochen, und er mußte unwillkürlich denken:

„Der hat einen Kopf wie ein Wasserzuber!“

Er erwog jedes seiner Worte noch nachträglich; das eine Mal lieh er sogar etwas von der Weisheit Syndrams, denn als der junge Jaschko ihn bat, ihm doch etwas über die Kreuzritter zu sagen, da sprach er mit Ritter Syndrams Worten:

„Sie sind starke Kerle, aber meinst Du nicht auch, daß selbst der Stärkste von ihnen aus dem Sattel fliegen muß, wenn sein Sattelgurt und der Riemen des Steigbügels angeschnitten sind?“

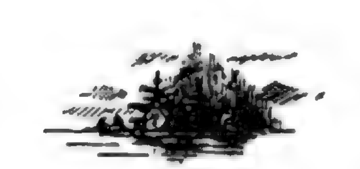
„Er fliegt herunter, so wahr ich hier stehe,“ antwortete der Jüngling.

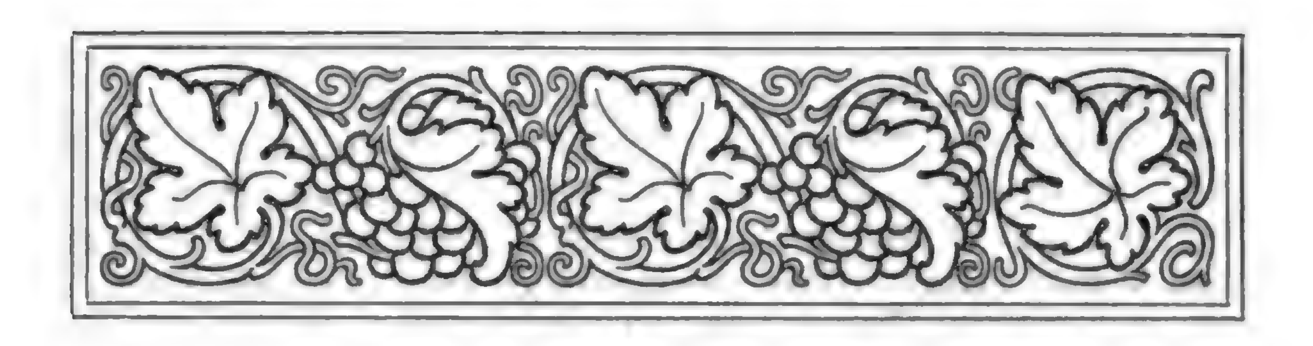
„Ha! siehst Du! Das wollte ich nur wissen!“ rief Matschko mit Donnerstimme.

„Warum?“ frug Jaschko mit Staunen.

„Weil der Orden ein solcher Ritter ist!“ Nach einer Pause setzte Matschko hinzu: „Solche Weisheit fließt nicht aus jedem Munde!“

Und ehe der junge Ritter noch zu ergründen vermochte, welch tiefer Sinn sich in den Worten des Alten barg, begann der Alte ihm den Zusammenhang zu erklären, er vergaß nur dabei zu sagen, daß nicht er selbst, sondern ein anderer den Vergleich aufgestellt, und daß dieser andere der mächtige Syndram von Maschkowiz war.





19. Kapitel.

Matschko verweilte nicht lange in Krakau; er hätte seinen Aufenthalt dort noch abgekürzt, wenn Jaschko nicht so sehr um längeres Verweilen gebeten hätte. Der Jüngling konnte sich an allen den Herrlichkeiten, den Menschen und den Häusern nicht satt sehen. Aber der alte Ritter sehnte sich nach häuslicher Pflege, und hatte es eilig, noch zur Ernte zurecht zu kommen, da half dann kein weiteres Bitten mehr — am Tage Mariä Himmelfahrt waren beide wieder daheim — der eine in Bogdaniez, der andere in Sgorschelitz bei der Schwester.

Von da ab schleppte sich ihr Leben sehr einförmig dahin; es ward ausgefüllt mit Wirtschaftsarbeiten und den gewöhnlichen ländlichen Beschäftigungen. In dem tiefer gelegenen Sgorschelitz, besonders in Motschydoly, fiel die Ernte vortrefflich aus; in Bogdaniez dagegen war bei dem dürren Jahre nicht viel vom Felde zu holen, es bedurfte keiner allzu großen Mühe, um die Feldfrüchte zu bergen. Bogdaniez besaß überhaupt wenig Aecker unter dem Pfluge, denn das Gut lag dicht am Walde und während der langen Abwesenheit der Herren waren die Gartenbeete, welche der Abt durch Ausroden des Waldes zum Anbau von Gemüse gewonnen hatte, aus Mangel an Arbeitskräften wieder verwildert. Der alte Ritter härmte sich darob nicht besonders, obgleich er jeden Schaden schmerzlich empfand. Für Geld konnte man leicht überall Ordnung schaffen, wenn nur einer da war, für den man schaffte. Aber die Ungewißheit, in welcher er bezüglich Sbyschkos lebte, verbitterte ihm Tag

und Nacht die Arbeit. Er ließ zwar die Arme nicht ruhen, beaufsichtigte die Herden und die Arbeiten in Feld und Wald, ja er suchte sogar den Platz für die zu erbauende Burg aus und ließ die Bauhölzer zurecht hauen; wenn aber die Sonne nach Tagen heißer Arbeit untergegangen war, und das Abendrot in bläulichen Tinten verschwamm, da befiel ihn immer eine unendliche Sehnsucht und ein Bangen, wie er es bisher nie gekannt. „Ich sorge mich und arbeite hier, während der Junge wohl längst irgendwo im Felde gefallen und von Wölfen gefressen ist.“ Dieser Gedanke bereitete ihm große Schmerzen und großen Kummer. Dann lauschte er hinaus in den Abend, ob er den Hufschlag vernahm, der alltäglich Jagienkas Kommen meldete, denn in ihrer Gegenwart kehrte immer neue Hoffnung in sein Herz ein.

Jagienka kam täglich gegen Abend mit der Armbrust am Sattel und dem Speer am Bügel, für den Fall irgend eines unvorhergesehenen Ereignisses auf dem Rückwege. Für sie schien es keine Unmöglichkeit, eines schönen Tages Sbyschko daheim anzutreffen, während Matschko den Brudersohn nicht vor Jahresfrist zurückerwartete. Darum kam sie nicht mehr wie früher einmal im Pelzrock und nur in einem mit einer Schnur zusammengehaltenen Hemd und zerzaustem Haar, das voll Blätter und Tannennadeln hing. Sie trug jetzt einen schön geflochtenen Zopf, die Brust umspannt von einem Mieder aus feinstem Sieradzer Tuch. Matschko ging ihr immer entgegen. Ihre erste Frage war einen Tag wie den anderen: „Was neues?“ und seine erste Antwort immer ein: „Nichts!“ Dann führte er sie in das Haus, wo sie bei dem Schein der Flamme im Kamin, von Litauen, den Kreuzrittern, vom Kriege und anderem plauderten, — alle Tage dasselbe, im Kreise herum, ohne daß sie es je überdrüssig wurden.

So ging es durch Monate. Zuweilen ritt auch Matschko nach Sgorscheliz, öfter aber kam Jagienka nach Bogdaniez. Nur zur Brunstzeit, als die Bären wie toll hinter ihren Weibchen durch den Wald rannten und leicht Menschen anfielen, die ihren Weg kreuzten, begleitete Matschko das Mädchen auf dem Heimwege. Sie ritten dann Bügel an Bügel und plauderten unbesorgt um das, was ihnen begegnen konnte, von Sbyschko, wo er wohl weilte, was er that, ob er schon so viele Kreuzritter erschlagen haben mochte, wie er seiner Danuscha und ihrer Mutter gelobt — und ob er wohl bald zurückkehren werde? Dabei legte Jagienka dem alten Ritter Fragen vor, die er schon so

oft von ihr gehört; er beantwortete sie aber immer eingehend und liebevoll, als höre er sie zum erstenmal.

„Ihr meint also," frug sie, „eine offene Feldschlacht sei nicht so schlimm für einen Ritter, als die Belagerung einer Veste?"

„Du hast ja gesehen, was dem Wilk geschehen ist," antwortete Matschko. „Gegen einen Holzklotz, der einem von der Mauer auf den Kopf fliegt, giebt es keinen Schutz. Dagegen im Felde, wenn der Ritter gut geübt im Kampfe ist, kann er es mit Zehnen aufnehmen."

„Sind Sbyschkos Waffen auch von gutem Metall?"

„Er hat selbst einige von gutem Stahl," sagte der alte Ritter, „seine besten aber sind die von dem Friesen erbeuteten, denn sie sind in Mailand geschmiedet. Vor einem Jahre noch saß ihm die Rüstung etwas zu lose, jetzt ist er hineingewachsen."

„Und kommt keine andere Waffe gegen diese auf?"

„Was Menschenhand geschaffen hat, das kann Menschenhand auch zerstören. Zur Vernichtung einer Mailänder Rüstung gehört ein Mailänder Schwert oder eine englische Pfeilspitze."

„Ein englischer Pfeil?" frug Jagienka beunruhigt.

„Sagte ich es Dir nicht schon? Die englischen Bogenschützen werden von niemandem in der Welt übertroffen ... höchstens von den masowischen Waldleuten, nur daß diese nicht so gute Waffen haben. Ein englischer Pfeil durchbohrt auf hundert Schritte die beste Rüstung. Ich sah es bei Wilna. Keiner von ihnen thut einen Fehlschuß, ja es giebt Schützen, die einen Aar aus der Luft herabschießen."

„O, die Heidensöhne!" rief Jagienka. „Wie seid Ihr mit ihnen fertig geworden?"

„Die einzige Rettung war, sie zu überrumpeln, indem wir sie anrannten. Sie verstehen auch ihre Speere gut zu gebrauchen, doch wenn man ihnen auf den Leib rückt, dann hat man schon gewonnenes Spiel."

„Gottes Hand hat Euch behütet, so wird sie auch Sbyschko behüten," sagte das Mädchen zuversichtlich.

„Ich denke auch oftmals;" sprach Matschko, „Herr Gott, wenn Du uns nun einmal erschaffen und in Bogdaniez als Herren eingesetzt hast, so sorge auch dafür, daß wir nicht umkommen!" Das ist Gottes Sache. Es ist nicht so leicht, die ganze Welt zu beaufsichtigen, auf alles acht zu haben und nichts zu vergessen. Aber erstens hat der Mensch Gelegenheit, sich

durch Spenden an die heilige Kirche in Erinnerung zu bringen, dann aber auch ist Gottes Verstand nicht Menschenverstand."

In dieser Weise schwatzten die Beiden, sich gegenseitig Trost und Hoffnung spendend. Tage, Wochen und Monate flossen dahin. Im Herbst hatte Matschko einen Grenzstreit mit dem alten Wilk von Brschosowo, der noch aus der Zeit, wo der Abt in Bogdaniez die Herrschaft führte, Ansprüche auf Entschädigung zu haben meinte. Der Abt hatte seinerzeit beide Wilks, Vater und Sohn, auf Speer oder lange Schwerter gefordert; sie wollten jedoch mit einem geistlichen Herrn nicht kämpfen, im Gericht aber bekamen sie kein Recht. Jetzt mahnte Wilk sich die Aecker ein, und Matschko, der auf nichts so versessen war, wie auf ein Stück Land, sei es nun, daß er seinem angeborenen Geize, oder dem Gedanken folgte, die Gerste gerate am besten auf Neuland, wollte durchaus nichts von einer Herausgabe wissen. Es wäre sicherlich zu ernsten Streitigkeiten zwischen ihnen gekommen, wenn ein gütiger Zufall sie nicht bei dem Probst in Krscheschnia zusammengeführt hätte. Als dort plötzlich der alte Wilk am Ende eines heftigen Streites in die Worte ausbrach: „Ehe die Gerichte entscheiden, stelle ich die Sache lieber Gottes Gericht anheim; er wird mein Unrecht an Eurem Geschlecht strafen." Da erbleichte Matschko, verstummte ein Weilchen, worauf er dem streitsüchtigen Nachbar entgegnete:

„Hört! ich habe den Streit nicht begonnen, sondern der Abt, und Gott weiß, auf wessen Seite das Recht ist. Wenn Ihr aber dem Sbyschko Böses wünschet, dann nehmt das Neuland. Gott gebe dem Sbyschko Gesundheit und Glück, wie ich Euch den Acker von Herzen gern gebe."

Der alte Ritter streckte dem Nachbar die Hand entgegen, und jener, welcher nie geahnt hatte, wie viel Liebe und Güte in diesem anscheinend so rauhen Herzen wohnte, verstummte und brachte lange keinen Ton über die Lippen, bis der durch die Wendung der Dinge erfreute Probst das Zeichen des Kreuzes über sie machte.

„Wenn es so steht," sprach Wilk endlich, „dann ist es etwas anderes! Nicht um den Gewinn stritt ich, sondern um das Recht. In Güte kann man alles von mir erlangen. Euren Brudersohn möge Gott segnen — damit Ihr nicht auf Eure alten Tage vereinsamt bleibt wie ich."

Sie fielen einander in die Arme und stritten noch eine Weile hin und her, welcher von ihnen das Neuland behalten sollte. Endlich mußte Matschko sich überzeugen lassen, daß es

in seinen Händen am besten untergebracht war, da Wilk doch keine Erben hinterließ. Darauf fuhren beide Nachbarn nach Bogdaniez, wo sie es sich beide bei Speise und Trank wohl sein ließen. Matschko war hochbeglückt von der Errungenschaft, die er gemacht, und von dem Gedanken, daß der Zorn Gottes von Sbyschko abgewendet war.

„Wenn er zurückkommt,“ dachte der alte Ritter, „dann wird es ihm an Zuwachs nicht fehlen.“

Und Jagienka, die sich über diesen Vergleich nicht weniger freute, sagte nachdem sie den Verlauf des Streites erfahren:

„Wenn unser Herr Jesus den Frieden lieber hat als Streit, so wird er Euch damit lohnen, daß er Euch den Sbyschko glücklich zurückführt.“

Das Gesicht Matschkos hellte sich auf, als wäre ein Sonnenstrahl darauf gefallen.

„So denke auch ich!“ sprach er. „Der gute Gott ist allmächtig, weil er allmächtig ist; aber es giebt auch Mittel, sich die Mächte des Himmels geneigt zu machen, man muß es nur verstehen . . .“

„Nun, es hat Euch noch nie an Schlauheit gefehlt,“ entgegnete das Mädchen, indem sie die Augen nach oben richtete. Und als hätte sie über etwas nachgedacht, setzte sie hinzu:

„Habt Ihr aber Euren Sbyschko lieb, ach, so sehr lieb! Hej!“

„Wer hätte ihn denn nicht lieb? Oder hassest Du ihn etwa?“

Jagienka antwortete nicht direkt; sie setzte sich nur neben Matschko auf die Bank, stieß ihn leicht mit dem Ellenbogen an, und indem sie den Kopf abwandte, sagte sie: „Laßt das doch!“

20. Kapitel.

Der Krieg zwischen den Kreuzrittern und dem Fürsten Witold um die Smudz beschäftigte die Menschen viel zu sehr, als daß sie sich um seinen Verlauf nicht hätten bekümmern sollen. Verschiedene waren überzeugt, daß Jagiello seinem Vetter zu Hilfe eilen werde, daß man die Kriegserklärung jeden Augenblick erwarten dürfe. Die Ritterschaft drängte zum Kriege und auf allen Rittersitzen erzählte man sich, daß auch eine große Anzahl Krakauer Herren, die mit zu den Räten des Königs gehörten, sich für die Kriegserklärung entschieden hatten, weil sie der Meinung waren, daß mit dem Feinde einmal ein Ende gemacht werden müsse, der niemals aufhörte, sich in räuberischer Weise auf Kosten der Nachbarländer zu bereichern. Doch Matschko, der verständiger über vieles dachte als andere, weil er viel in der Welt herumgekommen war, glaubte nicht an einen baldigen Krieg. Er sprach viel darüber mit dem jungen Jaschko von Sgorschelitz und den anderen Nachbarn, mit denen er in Krscheschnia zusammentraf.

„So lange der Großmeister Konrad lebt, wird nichts daraus werden,“ sprach der alte Ritter, „denn er ist klüger als alle die anderen Kreuzritter und weiß, daß ein Krieg des Ordens mit den Polen und Litauern nicht mehr wie früher ein gewöhnlicher Krieg, sondern ein Schlachten um Sein oder Nichtsein werden muß. Dazu aber läßt er es nicht kommen.“

„Bah! Wenn nun aber der König selbst den Krieg erklärt?“ frugen die Nachbarn.

Matschko schüttelte den Kopf:

„Seht . . .“ sprach er. „Ich habe die Dinge alle in der Nähe gesehen und meine Schlüsse daraus gezogen. Wenn der König unserer Nation entstammte, die seit undenklicher Zeit das Christentum angenommen hat, dann würde er wohl zuerst das Schwert ziehen. Aber unser Wladislaw Jagiello (ich will seiner Ehre nicht zu nahe treten, denn er ist ein edler Herr) war Großfürst von Litauen und ein Heide, ehe wir ihn zum Könige wählten; er hat erst damals das Christentum angenommen und die Deutschen rufen überall aus, daß seine Seele dem Heidentum noch zugethan ist. Darum hat er sich auch noch nicht öffentlich auf Witolds Seite gestellt, obgleich er die Kreuzritter aus tiefster Seele haßt und es ihm in den Händen juckt, das Schwert gegen sie zu ziehen. Nur will er nicht unnütz Christenblut vergießen.“

Durch solche Reden kam Matschko bald in den Ruf, ein kluger Mann zu sein, der für jedes Ding eine Erklärung wußte. Zuerst umringte man ihn allsonntäglich nach der Messe in Krscheschnia, um Neuigkeiten zu hören, später kamen die Nachbarn nach Bogdaniez, um sich von ihm dieses und jenes erklären zu lassen, was ihr Verstand nicht zu ergründen vermochte. Matschko bewirtete alle stets sehr gastfrei, gab gern die gewünschte Auskunft, und wenn der Gast sich nach Herzenslust ausgeplaudert hatte, entließ er jeden mit den Worten: „Ihr bewundert meinen Verstand; wenn aber, so Gott will, Sbyschko heimkommt, dann werdet Ihr erst staunen! Ihm gebührte wohl ein Platz unter den Räten des Königs.“

Indem Matschko das Lob Sbyschkos den Gästen pries, redete er die Klugheit und Größe des Brudersohnes sich selber und auch Jagienka ein; Sbyschko erschien beiden aus der Ferne wie ein Königssohn. Als dann der Frühling wiederkam, hielten sie es im Hause nicht mehr aus. Die Schwalben und Störche kamen wieder, die Grillen zirpten in den Gräsern, die Wachteln schlugen in den schossenden Wintersaaten und ganze Züge Kraniche und Sommervögel kamen von Süden her in das Land. Während vom Süden die Vogelscharen heranzogen, trug der Wind vom Norden den Freunden in Bogdaniez und Sgorscheliz neue Kunde vom Kriegsschauplatz zu. Bald berichtete man von großen Siegen Witolds, bald von Niederlagen, die er erlitten haben sollte. Man sprach von großen Verheerungen, welche Krankheit und der kalte Winter unter den Kreuzrittern angerichtet hatten, endlich durchlief die Freudenbotschaft von der

Einnahme und Zerstörung der Veste Gotteswerder das ganze Land. Als Matschko diese Neuigkeit erfuhr, bestieg er sofort sein Pferd und ritt im schärfsten Trabe hinüber nach Sgorscheliz.

„Ha!“ rief er dort angekommen Jagienka entgegen. „Die Gegend kenne ich. Dort haben wir mit Skirwoillo die Kreuzritter verhauen und den braven de Lorche gefangen genommen. Die Burg war ein fester Stützpunkt für die Kreuzritter, ihr Verlust muß sie schwer treffen.“

Jagienka hatte die Nachricht von der Einnahme der Burg Gotteswerder schon vor Matschkos Ankunft erhalten und noch mehr als das gehört. Witold sollte Friedensunterhandlungen mit den Kreuzrittern eingegangen sein, und diese Nachricht erfreute Jagienka mehr als alles andere, denn wenn Friede wurde, mußte auch Sbyschko heimkehren, wenn er noch lebte. Sie bestürmte daher den alten Ritter sogleich mit Fragen, ob er den Frieden für möglich halte. Nach kurzem Nachsinnen antwortete er ihr mit Folgendem:

„Zu den Unmöglichkeiten gehört das bei Witold gerade nicht, denn er ist von allen anderen christlichen Herrschern der listigste. Will er seine Herrschaft nach Reußen hin erweitern, so macht er Frieden mit den Deutschen; ist er dort fertig, nimmt er die Kreuzritter wieder beim Schopf. Sie können weder mit ihm, noch mit der unglückseligen Smudz fertig werden; die Smudz ist das ewig eiternde Geschwür im Organismus des Ordens. Es giebt viele unter uns und auch unter den Litauern, die es dem Fürsten Witold arg verübeln, daß er die unglücklichen Smudzer zum Spielball seiner Politik und Laune macht. Auch ich würde ihm das zur Schmach anrechnen, wenn ich nicht bedenken müßte, daß er so viel klüger ist als ich. Wenn er nicht einen guten Zweck dabei verfolgte, würde er nicht unschuldig Blut vergießen.“

„Ich möchte nur wissen, ob Sbyschko zurückkehren wird,“ frug Jagienka.

„Wenn Gott will! Doch Du erinnerst mich zu guter Stunde an ihn, Mädchen.“

Aber es verstrichen noch Monate. Der Friede war hergestellt, das Getreide bleichte schon an den von den schweren Aehren niedergebeugten Stengeln, aber von Sbyschko war nichts zu hören. Nach der Kornernte konnte Matschko es nicht mehr ertragen; er erklärte eines Tages, nach Spychow aufbrechen zu wollen, um in der Nähe der Grenze nach dem Verbleib seines

Brudersohnes zu forschen und einmal die Wirtschaft des Böhmen zu besehen.

Jagienka bestand darauf, mitzureisen, Matschko wollte das Mädchen nicht mitnehmen. Sie stritten sich acht Tage lange deswegen miteinander herum, bis eines Abends, als in Sgorscheliz eben wieder wegen der Reise hin- und hergestritten wurde, ein Knecht aus Bogdaniez barfüßig, barhäuptig und ganz außer Atem vor die im Gange sitzenden Streitenden mehr gestürzt als gerannt kam und rief: „Der junge Herr ist da!"

Nun war Sbyschko daheim; aber er war seltsam verändert. Nicht nur, daß er abgemagert, sonnenverbrannt, vom Kriegssturme gezaust und elend aussah, er war auch schweigsam und gleichgültig gegen alles geworden, was um ihn her vorging. Der Böhme, der samt seinem Ehegespons mit dem jungen Ritter zugleich angekommen war, erzählte statt seiner. Er berichtete, daß der Kriegszug des jungen Herrn jedenfalls ein glücklicher gewesen sein müsse, da er in Spychow auf den Gräbern Danuschas und ihrer Mutter einen ganzen Haufen ritterlicher Pfauen- und Straußenfederbuschen niedergelegt habe. Auch Beutepferde und Waffen hatte er mitgebracht; allein, von den Pferden waren zwei außerordentlich kostbare Tiere durch Schwert- und Beilhiebe schwer verwundet. Matschko brannte vor Begier, von Sbyschko ausführlich zu erfahren, was er alles erlebt, doch dieser winkte nur mit der Hand ab und antwortete in halben Worten. Am dritten Tage erkrankte er und mußte sich niederlegen. Es stellte sich heraus, daß seine ganze linke Seite zerschlagen, zwei Rippen gebrochen waren, die, schlecht zusammengeheilt, ihn beim Gehen und Atmen hinderten. Dazu erneuerten sich die Schmerzen, die Sbyschko nach dem Unfall mit dem Auerochsen im Jagdhause gehabt, und die Reise von Spychow hierher hatte das ihrige dazu beigetragen, den Zustand des jungen Ritters vollends zu verschlimmern. Dieser Zustand war an und für sich zwar kein bedrohlicher, denn Sbyschko war jung und seine Kraft unverbraucht, er war markig, wie eine junge Eiche — aber, es hatte sich eine furchtbare Müdigkeit seiner bemächtigt, es war, als wären erst jetzt all die Mühsale, Anstrengungen und Kümmernisse der letzten Jahre ihm in die Glieder geschlagen, so daß er sie nicht bewegen konnte. Anfangs dachte Matschko, daß nach zwei bis drei Tagen der Ruhe der Kranke wieder hergestellt sein würde; aber es halfen weder die Einreibungen noch Räucherungen, die der Gutsschäfer verordnete, noch die Theeabsude, die Jagienka und der Probst von Krscheschnia

ihm schickten. Sbyschko wurde immer schwächer, immer müder und — immer trauriger.

„Was fehlt Dir eigentlich? Hast Du einen Wunsch?" frug der alte Ritter.

„Ich will nichts," antwortete Sbyschko; „es ist mir alles einerlei."

In solcher Weise verfloß ein Tag nach dem anderen. Jagienka verfiel auf den Gedanken, daß noch etwas anderes als die Krankheit Sbyschko niederdrückte und erschlaffend auf ihn wirkte; irgend ein Geheimnis mußte auf ihm lasten, und sie bat mit aller ihr zu Gebote stehenden Beredtsamkeit den alten Matschko, noch einmal durch Fragen zu versuchen, den Leidenden zur Aussprache zu bringen, was ihm fehle.

Matschko erklärte sich sogleich bereit, das zu thun. Nach einigem Nachdenken aber sagte er:

„Wie aber, wenn er es Dir lieber sagen möchte als mir? Denn — er hat Dich immer gern gehabt — er hat Dich auch jetzt gern; — ich habe gesehen, wie seine Blicke Dir folgen, wenn Du Dir in der Kammer zu schaffen machst."

„Habt Ihr das wirklich gesehen?" frug Jagienka.

„Wenn ich Dir sage, er hat seine Blicke hinter Dir hergeschickt, so hat er es gethan," wiederholte Matschko. „Und wenn Du lange nicht wiederkommst, dann sieht er immerfort nach der Thüre. Frage Du ihn also."

Dabei blieb es! Jagienka hatte wohl den guten Willen, die Fragen zu stellen, aber das Wort blieb ihr im Halse stecken. Sie merkte erst, wie schwer es war, diese Pflicht zu erfüllen, als sie erkannte, daß sie gezwungen war auch von Danuscha und Sbyschkos Liebe zu jener zu reden. Das aber brachte sie nicht fertig, so sehr sie sich auch mühte, es zu thun.

„Ihr seid doch gewandter als ich," sprach sie zu Matschko, „habt mehr Verstand und Erfahrung. — Sprecht Ihr mit ihm, ich kann es nicht."

So ungern Matschko dem Mädchen dieses Mal zu Willen war, unterzog er sich doch dieser, für ihn so schweren Aufgabe. Eines Morgens also, da Sbyschko etwas erfrischter erschien als sonst, begann er:

„Hlawa hat mir gesagt, Du habest einen ganzen Haufen Pfauenfederbuschen in der Spychower Gruft niedergelegt."

Sbyschko hatte, da er auf dem Rücken lag, den Blick fest auf die Decke gerichtet; er nickte nur mit dem Kopfe zum Zeichen der Bestätigung.

„Nun," fuhr der alte Ritter fort. „Der Herr Jesus hat Dich mit Glück gesegnet, denn selbst im Kriege ist es leichter, Landsknechte vor die Klinge zu bekommen, wie Ritter ... Jene kann man zu Hunderten erschlagen, ehe man einen Ritter zu sehen bekommt ... Oder sind sie Dir von selbst unter das Messer gegangen?"

„Ich habe etliche zum Zweikampf gefordert; einmal aber hatte eine ganze Anzahl Ritter mich eingeschlossen. Es war in einer Schlacht," sprach Sbyschko schleppend.

„Du hast auch viel gute Beute mitgebracht ..."

„Zum Teil nur, — Fürst Witold hat mich auch beschenkt."

„Ist er noch immer so freigebig?"

Wieder nickte Sbyschko mit dem Kopfe. Wie es schien, hatte er nicht Lust, die Unterhaltung fortzuführen.

Aber Matschko gab die Mühe noch nicht verloren; er beschloß, direkt zur Sache zu kommen.

„Sage mir einmal ganz offen," begann er von neuem. „War Dir nicht sehr wohl zu Mute, als Du Deine Pfauenfederbusche auf den Sarg Deiner Verklärten legtest? ... Man ist in der Regel sehr zufrieden mit sich, wenn man ein Gelübde oder eine Pflicht erfüllt hat ... Ging es Dir nicht auch so, wie?"

Sbyschko blickte zum erstenmal den Ohm an. In seinem Blick malte sich Staunen und Verwunderung, als er antwortete:

„Nein!"

„Nein? Aber um Gotteswillen! Warum denn nicht? Ich dachte doch — wenn Du die lieben Seelen im Himmel erfreut haben würdest, dann würde auch in Deine Seele der Friede einkehren."

Der Jüngling schloß einen Augenblick die Augen, wie in Nachdenken versunken, ehe er antwortete:

„Was frommt den verklärten Seligen vergossenes Menschenblut?"

Es trat eine Pause ein.

„Wozu bist Du dann in den Krieg gezogen?" frug Matschko.

„Wozu?" entgegnete Sbyschko etwas lebhafter. „Ich dachte selbst, mir würde leichter werden, ich dachte, Danuscha und mich selbst zu erfreuen ... Aber es war seltsam ... Ich kam aus der Gruft mit ebenso schwerem Herzen heraus, wie ich hineingegangen. Ist das nicht der beste Beweis, daß den Seligen vergossenes Blut keine Freude macht?"

„Das hat Dir jemand gesagt, Du selbst wärest auf den Gedanken nicht gekommen."

„Ich bin aber doch ganz von selbst darauf gekommen, eben darum, weil mir die Welt nicht freundlicher erschien wie vordem. Der Probst Kaleb hat mir nur beigestimmt."

„Den Feind im Kriege zu töten, ist keine Sünde, nein! es ist sogar eine lobenswerte Sache und sie sind dazu unsere Erbfeinde."

„Ich halte es auch nicht für eine Sünde, und bedauere die Geschlagenen keineswegs."

„So trauerst Du noch immer um Danuscha?"

„Ja, wenn ich an sie denke, wird mir sehr wehe zu Mute. Es war wohl Gottes Wille, daß sie sterben mußte. Ihr ist im Himmel wohl und — ich habe mich an den Gedanken gewöhnt, sie dort zu wissen."

„Warum schüttelst Du dann die Trauer nicht ab und bist fröhlich mit den Fröhlichen? Was fehlt Dir sonst noch?"

„Ich weiß nicht . . ."

„An Zeit zum Ausruhen fehlt es Dir nicht, die Krankheit wird weichen. Stehe auf, gehe ins Badehaus, bade Dich, dann trinke eine Kanne Met, damit Du in Schweiß kommst und — hoe!"

„Und was sonst?"

„Und der Frohsinn wird von selber kommen."

„Wo sollte der herkommen? In mir selbst ist er nicht und leihen wird ihn mir keiner."

„Du verbirgst mir etwas!" sagte Matschko.

Sbyschko zuckte mit den Schultern.

„In mir ist keine Fröhlichkeit, aber ich habe auch nichts zu verbergen."

Der junge Ritter sagte das mit so viel überzeugender Ehrlichkeit, daß Matschko ihn nicht mehr in dem Verdacht eines Geheimnisses haben konnte. Er strich sich ein über das andere Mal mit der breiten Handfläche über den grauen Scheitel, wie er es immer zu thun pflegte, wenn er gedankenvoll war, endlich sprach er:

„So will ich Dir sagen, was Dir fehlt! Du hast mit der Vergangenheit abgeschlossen und ein neues Leben noch nicht begonnen. Die Zukunft liegt noch verschlossen vor Dir. Verstehst Du mich?"

„Nicht ganz, — doch Ihr mögt recht haben," antwortete der Jüngling.

Und er dehnte sich wie schlaftrunken.

Matschko glaubte ganz sicher die Ursache von Sbyschkos Trauer erraten zu haben; er freute sich ungeheuer darüber und er hörte auf, sich zu beunruhigen. Auch bekam er selbst noch mehr Vertrauen zu seinem eigenen Verstande und er sagte still für sich: „Es ist kein Wunder, wenn die Leute zu mir kommen, sich Rat zu holen.“

Als aber am Abend nach jener Unterhaltung Jagienka herüberkam, rief er ihr, noch ehe sie vom Pferde gestiegen war, die Neuigkeit zu, daß er nun wisse, was dem Jungen fehle.

Das Mädchen war im Nu aus dem Sattel und begann zu fragen: „Nun, was ist's? Sprecht doch! Was ist's?“

„Du hast eine Arznei für ihn.“

„Ich? Daß ich nicht wüßte!“

Da faßte der alte Ritter das Mädchen um die Hüften und flüsterte ihr etwas in das Ohr, aber er kam nicht zu Ende mit dem, was er sagen wollte, denn sie fuhr von ihm zurück, wie wenn sie sich verbrannt hätte, barg ihr erglühendes Gesicht zwischen die Schabracke und dem hohen Sattel und rief:

„Fort von mir! Ich mag Euch nicht leiden!“

„So wahr ich Gott liebe, — ich sage die Wahrheit,“ entgegnete Matschko, indem er herzlich lachte.

21. Kapitel.

Der alte Matschko hatte recht, aber nicht ganz. Sbyschko hatte mit dem einen Abschnitt seines Lebens abgeschlossen. Jede Erinnerung an Danuscha weckte seinen Schmerz und stimmte ihn wehmütig, aber er fand Trost in dem Gedanken, daß sie sich in den himmlischen Regionen besser befinde, wie jemals am Hofe der Fürstin. Er hatte sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß sie nicht mehr auf Erden weilte, daß sie unabänderlich für ihn verloren war. Sbyschko hatte seinerzeit in Krakau so oft die Fenster in der Kathedrale bewundert, die auf Glas gemalte, in Blei gefaßte Figuren verschiedener heiliger Jungfrauen aufwiesen und in bunten Farben leuchteten, wenn die Sonne darauf schien. Jetzt stellte er sich Danuscha als eben solches sonnendurchleuchtetes Heiligenbild vor. Er sah sie immer in blauem, durchsichtigem Gewande, das Profil ihm zugewandt; das Köpfchen mit den schönen, unschuldsvollen Augen aufwärts gerichtet, mit den Händchen die Laute schlagend, im Kreise anderer seliger Gottesspielleute, die der Mutter Gottes und dem Jesukindlein im Himmel Lob- und Dankgesänge darbringen. Es haftete nichts Irdisches an ihr; sie war ein reines, körperloses Wesen, und wenn er sich zuweilen vergegenwärtigte, wie sie bei Hofe die Fürstin bedient, gelacht, geplaudert, sich mit den anderen zu Tische gesetzt hatte, — kam es wie Verwunderung über ihn, daß das alles wirklich gewesen war. Die Sehnsucht nach seiner teuren Verblichenen begann schon zu weichen, als

die Kriegsangelegenheiten und Kämpfe im Heeresgefolge Witolds seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Sbyschko sehnte sich nach ihr, nicht mehr wie der Mann nach seinem angetrauten Weibe, sondern wie ein frommer Mensch nach seiner Schutzpatronin. So verlor seine Liebe allmählich alle irdische Umkleidung, sie wandelte sich immer mehr in eine süße, himmlisch-schöne Erinnerung, in fromme Verehrung.

Wäre Sbyschko ein Mensch von weniger kräftiger Gesundheit und mehr geistiger Vertiefung gewesen, so würde er jedenfalls Mönch geworden sein; er hätte die Erinnerung an Danuscha als Heiligtum der Seele bis zu seinem seligen Ende bewahrt und diese Erinnerung mit in die himmlischen Regionen genommen, wenn seine Seele den Flug dorthin, frei von allen irdischen Fesseln, wie der Vogel, der dem Käfig entfliegt, antrat. Aber er hatte kaum das dritte Jahrzehnt begonnen, — seine Kraft war so groß, daß er den Saft aus einem frischen Stück Holz mit einer Hand auspreßte und einem Pferde mit dem Druck seiner Schenkel die Rippen zerbrach. Er war einer jener Adligen, die, wenn sie nicht als kleine Kinder starben oder Geistliche wurden, in der Befriedigung des Dranges, ihre Kräfte zu erproben, keine Grenzen kannten und entweder Totschläger, Wüstlinge und Säufer wurden, oder sich jung vermählten, und wenn sie als Männer in den Krieg zogen, vierundzwanzig oder mehr Söhne, alle stark wie die Büffel, zum Schlachtfelde mitziehen ließen.

Aber Sbyschko wußte nicht, daß er dieser Kategorie von Männern angehörte, besonders da er in der Jugend viel gelitten und gekrankt hatte. Allmählich fügten sich die zerbrochenen Rippen wieder zusammen und verwuchsen, indem sie an der Seite eine kaum merkbare Erhöhung bildeten, die ihn in nichts behinderte und sowohl von dem Panzer, wie vom Tuchgewand vollständig verdeckt wurde. Die Ermüdung wich allmählich. Das üppige, blonde Haar, welches zum Zeichen der Trauer um Danuscha abgeschnitten gewesen, war wieder so lang gewachsen, daß es bis auf die Hälfte des Rückens herabhing. Die frühere, außerordentliche Schönheit des Jünglings blühte wieder auf. Als Sbyschko vor einigen Jahren zum Tode durch Henkershand durch die Gassen Krakaus geschritten war, hatte er ausgesehen, wie ein Knabe aus vornehmem Geschlecht. — Jetzt sah er aus wie ein Königssohn, mit der Gestalt eines Riesen und dem Gesicht einer erhaben schönen Jungfrau. Kraft und Leben sprühten aus seinen Augen und die durch Reinlichkeit und Ruhe gekräftigten Glieder reckten sich, daß sie schmerzten. Er wußte

nicht, daß es das Zeichen wiederkehrender Gesundheit war, er glaubte sich immer noch krank und blieb in behaglicher Ruhe auf dem Lager, erfreut darüber, daß Matschko und Jagienka ihn behüteten, pflegten und jeden seiner Wünsche erfüllten. Zeitweise fühlte er sich wohl dabei wie im Himmel, zuweilen schien ihm sein Zustand unbehaglich, traurig und unerträglich, besonders wenn Jagienka abwesend war. Dann gähnte er und dehnte sich, fieberte und erklärte dem Ohm, daß er weit fort, bis ans Ende der Welt gehen werde, wenn er so weit wieder hergestellt sei. Er habe ein zwingendes Verlangen, unter die Deutschen, die Tataren oder sonstige wilde Völker zu gehen, nur um das Leben los zu werden, das ihn erdrücke. Statt ihm zu widersprechen, nickte der Alte nur mit dem Kopfe Zustimmung, schickte heimlich einen Boten nach Jagienka, bei deren Erscheinen alle Kriegszugspläne und Wanderfahrten, die in Sbyschkos Kopfe spukten, zerflossen und zerschmolzen wie Eis in der Frühlingssonne.

Jagienka kam eifrig nach Bogdaniez, teils freiwillig, teils gerufen, — denn sie liebte Sbyschko mit aller Kraft ihres Herzens und ihrer Seele. Sie hatte während ihres Aufenthalts am Hofe des Bischofs und der Fürstin in Plozk eine ganze Anzahl Ritter gesehen, die ebenso schön, ebenso stark und tapfer waren wie Sbyschko. Manch einer hatte vor ihr gekniet, ihr Treue bis zum Tode geschworen, aber keiner hatte ihr Herz zu rühren vermocht. Dieser hier allein war ihr Auserwählter, den sie liebgewonnen mit der ersten Liebe ihres Kinderherzens. Die Unglücksfälle, die ihn betroffen, die Jahre der Trennung hatten diese Liebe nur gestärkt, sie war mit den Jahren und mit ihr gewachsen und so groß geworden, daß Sbyschko ihr lieber war, als alle Ritter, ja selbst alle Könige der Welt. Jetzt, da mit der zunehmenden Gesundheit die Schönheit Sbyschkos von Tag zu Tag zunahm, wuchs auch ihre Liebe zu einer Leidenschaft empor, die sie blind machte für alles andere in der Welt.

Jagienka wagte sich selbst das nicht einmal einzugestehen; vor Sbyschko verbarg sie ihre Liebe auf das Sorgfältigste, aus Furcht, er könne sie noch einmal verschmähen. Selbst gegen Matschko, dem sie früher so gern etwas anvertraute, war sie vorsichtig und verschwiegen geworden. Das einzige, wodurch sie ihre Liebe hätte verraten können, war die Sorgfalt, mit der sie Sbyschko pflegte; darum bemühte sie sich, dieser Sorgfalt einen harmlosen Anschein zu geben. Zu diesem Zweck äußerte sie einmal zu Sbyschko:

„Ich komme nur dem Ohm Matschko zu Gefallen so oft

herüber, um nach Dir zu sehen und Dich ein wenig zu pflegen, und Du denkst gleich wer weiß was. Ist es nicht so?"

Dabei that sie, als wolle sie ihr Haar auf der Stirn etwas ordnen; sie blickte durch die gespreizten Finger aufmerksam auf das Gesicht Sbyschkos, der durch die so unerwartet hingeworfene Frage verlegen gemacht, wie ein Mädchen errötete und erst nach einer längeren Pause antwortete:

„Ich habe nichts gedacht. Du bist jetzt so anders."

Darauf entstand wieder eine Pause.

„Anders?" frug endlich das Mädchen mit seltsam weicher, leiser Stimme. „Nun freilich, anders bin ich geworden. Aber Gott behüte mich, daß ich Dich so, wie früher, gar nicht leiden möchte. Etwas besser leiden mag ich Dich doch!"

„Gott lohne Dir auch das," entgegnete Sbyschko.

Von da ab vertrugen sie sich gut. Sie fühlten sich wohl bei einander, nur gaben sie sich sehr unbehilflich, und es geschah öfter, daß sie an anderes dachten und von anderem sprachen, oft verstummten sie ganz, und Sbyschko, der fortwährend auf dem Lager ruhte, verfolgte sie, wie Matschko sagte, mit seinen Blicken, denn sie erschien ihm zu Zeiten so wunderschön, daß er sich gar nicht satt an ihr sehen konnte. Zuweilen begegneten sich ihre Blicke unverhofft; dann erglühten ihre Gesichter, die Brust Jagienkas hob und senkte sich unter rascheren Atemzügen, wie in Erwartung dessen, was Sbyschko ihr sagen würde, sagen mußte, um ihr Herz in süßer Hingebung schmelzen zu lassen. Aber Sbyschko schwieg beharrlich, denn die Vertraulichkeit, mit welcher er früher zu ihr gesprochen, war ihm abhanden gekommen; er fürchtete, durch ein unbedachtes Wort sie von sich zu scheuchen, und trotz allem, was seine Augen sahen, redete er sich ein, daß sie ihm nur dem alten Ohm zu Liebe eine schwesterliche Zuneigung angedeihen lasse.

Eines Tages aber konnte er sich nicht enthalten, mit dem Ohm darüber zu sprechen. Er bemühte sich, einen ruhigen, gleichgültigen Ton anzuschlagen, und merkte selbst nicht, wie seine Worte halb bitter, halb traurig zur Anklage gegen das Mädchen wurden. Matschko hörte ihn ruhig bis zu Ende an, dann sprach er nur das eine Wort:

„Dummkopf!"

Damit ging er hinaus. Im Stalle aber, wohin er seine Schritte lenkte, rieb er sich die Hände vor Vergnügen.

„Ha!" sagte er für sich. „Damals, als Du sie mit Leich-

tigkeit gewinnen konntest, da mochtest Du nichts von ihr wissen. Nun ängstige Dich nur ab, wenn Du zu dumm bist, zu sprechen; ich werde das Haus bauen, unterdessen belecke Du Dir die Finger. Nicht ein Wort sage ich Dir; auch den Star werde ich Dir nicht stechen. Wo Späne auf Kohlen liegen, da lodert wohl bald eine Flamme, aber ich werde nicht den Blasebalg abgeben, der sie anfacht, denn das ist kaum mehr nötig, wie ich denke."

Und er fachte das Feuer nicht an, sondern er stocherte sozusagen darin herum, wie ein alter Spottvogel, der es sich zum Vergnügen macht, einen dummen Jungen zu verhöhnen. Als also Sbyschko eines Tages wiederum erklärte, in die weite Welt ziehen zu wollen, um das elende Leben los zu werden, sprach er zu ihm:

„So lange Du ein Milchbart warst, habe ich über Dich verfügt, jetzt aber thue, was Dir beliebt. Willst Du durchaus Deinem Verstande folgen, und ist das Leben Dir wirklich eine unerträgliche Last, — dann gehe, wohin Du Lust hast."

Sbyschko war so betroffen von der Antwort des Ohms, daß er sich plötzlich auf seinem Lager aufrichtete und voll Staunen den Alten anstarrte.

„Wie?" sprach er. „Ihr wehret mir hierin nicht einmal?"

„Was sollte ich Dir wehren? Du bist ja ein Mann, welcher weiß, was er thut. Mir thut nur unser Geschlecht leid, das mit Dir erlöschen soll. Aber vielleicht findet sich dafür ein Ausweg."

„Was für einer?" frug Sbyschko beunruhigt.

„Was für einer? — Nun! es ist nicht zu leugnen, daß ich ein würdiges Alter habe — aber rüstig genug fühle ich mich dennoch. Freilich, Jagienka würde wohl lieber einen jüngeren Mann nehmen, aber — da ich der beste Freund ihres Vaters war, vielleicht — wer kann wissen? vielleicht willigt sie . . ."

„Ihr waret der Freund ihres Vaters," unterbrach Sbyschko den Alten, „für mich habt Ihr nie etwas Wohlwollen empfunden — nie, nie! . . ."

Er brach ab, denn es begann ihm bedenklich um das Kinn zu zucken. Der Ohm aber sprach:

„Bah! Was bleibt mir anderes zu thun übrig, wenn Du durchaus den Tod suchen willst."

„Gut denn!“ rief Sbyschko. „Thut, was Ihr wollt, — ich ziehe noch heute hinaus in die Welt.“

„Dummkopf!“ wiederholte Matschko.

Und wieder ging er hinaus, um die Bauern von Bogdaniez zu beaufsichtigen und diejenigen, welche Jagienka ihm aus Sgorschéliz und Motschydoly gesandt hatte, um beim Auswerfen des Wallgraben, der die neue Burg umgeben sollte, behilflich zu sein.

22. Kapitel.

Sbyschko erfüllte zwar seine Drohung nicht, da er vorläufig nicht in die Welt hinauszog; nach Verlauf von weiteren acht Tagen aber schien er sich ganz gesund zu fühlen, denn er hielt das Liegen nicht mehr aus und erhob sich von seinem Lager. Matschko erklärte ihm, daß es an der Zeit sei, nach Sgorscheliz zu reiten, um Jagienka für die Sorgfalt und Mühe, mit der sie sich um den Kranken bemüht, zu danken. Nachdem also der junge Ritter eines Tages ein warmes Bad genommen, beschloß er, den geplanten Besuch unverzüglich zu machen. Zu diesem Zweck ließ er sein schönstes Festkleid aus dem Kleiderkasten holen, um seinen Alltagsrock damit zu vertauschen, darauf begann er sein Haar zu ordnen. Das war keine leichte Arbeit, nicht allein der Ueppigkeit seines Haarwuchses wegen, sondern auch aus anderen Gründen. Die Ritter jener Zeit trugen ihr Haar für gewöhnlich in einem Netz in Form eines Pilzes, was insofern sehr bequem war, als zur Zeit eines Feldzuges, wenn der Helm gebraucht wurde, dieser den Kopf nicht drückte. Zu den verschiedenen Festlichkeiten jedoch, zu Hochzeiten, oder wenn sie Besuch in Häusern machten, wo Töchter waren, legten sie das Haar in zierliche Ringel oder Flechten und bestrichen es, um ihm Glanz zu verleihen und es zu befestigen, mit Eiweiß. Das wollte Sbyschko jetzt auch. Die beiden Frauen aber, die zu diesem Zweck aus der Gesindeküche herbeigerufen worden waren, verstanden solche Arbeit nicht und wußten mit dem Haar nichts anzufangen. Die nach dem Bade trocken und widerspänstig gewordenen Haare wollten sich dem Zwange nicht fügen

und sträubten sich unwirsch empor, wie ein schlecht gedecktes Strohdach. Da halfen nicht die von den Friesen eroberten, schön aus Büffelhorn geschnitzten Kämme, ja selbst nicht der von einer der Frauen aus den Pferdeställen herbeigeholte Striegel. Sbyschko begann schon ungeduldig und zornig zu werden, da trat Matschko in Begleitung Jagienkas, die unerwartet angekommen war, in das Gemach.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßte das Mädchen.

„In alle Ewigkeit!“ antwortete Sbyschko mit glückstrahlendem Gesicht. „Wie trifft sich das wundersam. Wir standen eben im Begriff nach Sgorschelitz zu kommen, da kommst Du hierher!“

Seine Augen leuchteten freudig; denn — so weit war es nun mit ihm gekommen — sobald er Jagienka zu sehen bekam, wurde es hell in seiner Seele, und um ihn herum schien die Welt zu strahlen, als ginge eine neue Sonne auf.

Als nun Jagienka die beiden Frauen mit den Kämmen in den Händen und der Striegel auf der Bank neben Sbyschko ratlos dastehen sah, und ihr Blick auf Sbyschkos zerzaustes Haar fiel, mußte sie lachen.

„Hej! ist das ein Machwerk,“ rief sie; „der reine Strohwisch. Dabei blitzten zwischen den korallenroten Lippen ihre wunderschönen blendendweißen Zähne.

„Du siehst ja aus wie eine Vogelscheuche, in das Hanffeld oder in den Kirschgarten zu stellen!“

Sbyschkos Gesicht verfinsterte sich, während er sagte:

„Wir wollten nach Sgorschelitz kommen. Dort würdest Du in mir den Gast geehrt und mich nicht verletzt haben. Hier steht Dir das Recht frei, mich zu verspotten, so viel es Dir beliebt; es macht Dir, wie ich glaube, große Freude.“

„Mir eine Freude?“ rief das Mädchen. „Hej! Starker Gott! Ich bin hergekommen, um Euch zum Nachtmahle bei mir einzuladen, und ich lache nicht über Dich, sondern über die Ungeschicklichkeit der Weiber. Wenn es auf mich ankäme — ich würde mir schon Rat wissen.“

„Du würdest ebenso wenig ausrichten, wie jene!“ sprach der junge Ritter.

„Wer verrichtet denn bei Jaschko diesen Dienst?“

„Jaschko ist auch Dein Bruder,“ entgegnete Sbyschko.

„Freilich ist er das! . . .“

Hier beschloß der alte erfahrene Matschko den jungen Leuten zu Hilfe zu kommen.

„Wenn in vornehmen Häusern einem ritterlichen Junker nach dem Verschnitt die Haare wieder lang gewachsen sind," sprach er, „ordnet sie ihm die Schwester, in reiferem Alter leistet die Gemahlin dem Gemahl diesen Dienst. Aber die gute Sitte gestattet auch, daß, wo ein Ritter weder Schwester noch Gattin hat, die adligen Jungfrauen, selbst wenn sie nicht seine Verwandte oder nahe Bekannte sind, ihm diesen Dienst anbieten."

„Verhält sich das wirklich so?" frug Jagienka, indem sie die Augen niederschlug.

„Das ist nicht nur bei Ritterhöfen, sondern bei Fürsten- und sogar bei Königshöfen so Sitte," antwortete Matschko.

Dann wandte er sich an die Frauen:

„Wenn Ihr doch nicht mit Eurer Aufgabe fertig werden könnt, so schert Euch in die Gesindeküche zurück!"

„Aber bringt mir wenigstens warmes Wasser hierher," setzte das Mädchen hinzu.

Matschko entfernte sich mit den beiden Dienerinnen unter dem Vorwande nachzusehen, daß die Bedienung nicht lässig betrieben wurde. Nach einer Weile brachte eine Magd ein Gefäß mit warmem Wasser und ging, nachdem sie dasselbe hingestellt, wieder hinaus. Nun waren die jungen Leute allein. Jagienka tauchte ein Tuch in das warme Wasser und begann das Haar Sbyschkos kräftig anzufeuchten. Als es dann schwer vom Wasser am Rücken herunterfiel und sich zu sträuben aufhörte, nahm sie den Kamm, setzte sich auf die Bank neben den Jüngling, um die weitere Glättung der Haare vorzunehmen.

So saßen sie nebeneinander, ein herrliches Paar; beide über alle Maßen schön und beide über alle Maßen in einander verliebt und doch beide bekümmert und schweigsam. Nachdem das Haar genügend geglättet war, bemühte sich Jagienka, die goldenen Strähnen fein säuberlich zu legen. Sbyschko fühlte die Nähe ihres Körpers, der hochgehobenen Arme und der Hände, welche seinen Kopf berührten. Er bebte am ganzen Leibe, er mußte sich Gewalt anthun, um seine Arme nicht um ihren Leib zu legen und sie mit aller Kraft an seine Brust zu drücken.

Es war totenstill im Gemach, man hörte nur das schnellere Atmen der beiden jungen Menschen.

„Fehlt Dir etwas? Bist Du krank?" frug das Mädchen endlich, um das drückende Schweigen zu brechen.

„Mir fehlt nichts!" antwortete der junge Ritter.

„Du atmest aber so schwer."

„Du auch! . . ."

Wieder verstummten beide. Die Wangen Jagienkas blühten wie zwei rote Rosen. Sie fühlte, daß Sbyschko keinen Augenblick seinen Blick von ihrem Antlitz ließ. Um die eigene Verlegenheit zu verbergen, frug sie wieder:

„Warum siehst Du mich immerfort an?“

„Ist Dir das zuwider?“ lautete die Gegenfrage.

„Nein, aber ich frage nur.“

„Jagienka?“ „Nun, was?“

Sbyschko nahm einen Anlauf zum Sprechen; er schöpfte tief Atem, bewegte die Lippen, aber der Mut schien ihm zu fehlen, denn er wiederholte nur: „Jagienka?“

„Nun, und?“ wiederholte auch das Mädchen.

„Ich fürchte mich, Dir etwas zu sagen ...“ stammelte er.

„Fürchte Dich nicht. Ich bin nur ein einfaches Mädchen, kein Drache.“

„Gewiß kein Drache! Aber der Ohm Matschko hat mir gesagt, daß er Dich zum Weibe nehmen will! ...“

„Freilich will er das, aber nicht für sich.“

Sie verstummte plötzlich, wie erschrocken über ihre eigenen Worte.

„Beim gütigen Gotte! Jagusch,*) meine ... Was sagst Du dazu, Jagusch?“ rief Sbyschko.

Ihre Augen füllten sich plötzlich mit Thränen, um die schönen Lippen zuckte es, und leise, kaum für Sbyschko verständlich, sprach sie stockend:

„Das Väterchen und der Abt ... wollten es ... und ich — das ... weißt Du ja! ...“

Die Freude wuchs im Herzen Sbyschkos empor zur plötzlich auflodernden Flamme. — Er nahm das Mädchen auf seine Arme, hob sie empor wie eine Feder und schrie wie ein Besessener:

„Jagusch! Jagusch! Mein Gold! ... Meine Sonne! Du ... Hej! hej! ...“

Er schrie so laut, daß der alte Matschko, in der Meinung, es müsse nun doch etwas Außerordentliches geschehen sein, herbeistürmte. Als der alte Ritter das Mädchen auf Sbyschkos Armen erblickte, konnte er vor Staunen darüber, daß alles, was er jahrelang sehnlichst gewünscht, so unerwartet schnell in Erfüllung gegangen war, lange kein Wort hervorbringen. Endlich rief er:

„Im Namen des Vaters und des Sohnes! Mäßige Dich doch, Junge!“

---

*) Jagusch = Jagna = Jagienka.

Da sprang Sbyschko zu ihm heran, stellte Jagienka auf die Füße, und beide wollten sich vor ihm auf die Kniee niederlassen. Doch ehe sie es zu thun vermochten, hatte der Alte beide bereits mit seinen knochigen Armen umfaßt und aus allen Kräften an seine Brust gedrückt.

„Gelobt sei Gott!“ sprach er. „Ich wußte ja, daß es so kommen würde, aber die Freude! Gott segne Euch! Das Sterben wird mir leichter werden! Das Mädel ist treu und rein, wie echtes Gold . . . Gott und den Menschen zugethan Wahrhaftig! Jetzt mag kommen, was da will, nachdem ich diese Freude erlebt . . . Gott hat uns geprüft, aber auch getröstet. Auf, wir müssen nach Sgorschelitz, dem Jaschko die Freude mitzuteilen. Hej! wenn doch der alte Sych lebte! . . . und der Abt . . . Aber ich will mich bestreben, beide Euch zu ersetzen, denn — die Wahrheit zu sagen — ich liebe Euch beide so sehr, daß ich mich fast schäme es zu sagen.“

Und obgleich sein Herz, das heißt sein Gefühl, nicht besonders verweichlicht war, so übermannte ihn die Rührung doch so sehr, daß er kein Wort mehr hervorzubringen imstande war, denn der Hals war ihm wie zugeschnürt. Er küßte Sbyschko noch einmal auf den Mund, Jagienka auf beide Wangen, dann stotterte er unter Thränen hervor: „Das Mädel ist der reine Honig,“ und ging hinaus in den Stall, um die Pferde satteln zu lassen. Im Gehen stolperte er vor dem Hause über einen Busch Königskerzen, die in Menge dort wuchsen; er blieb stehen und betrachtete die langen Dolden mit den dichten, gelben Blättchen daran wie ein Trunkener.

„Na nu! Ein ganzer Haufen, Ihr habt Euch gut vermehrt,“ sprach er. „So Gott will, werden sich die „vom Hagel“ in Bogdaniez noch besser vermehren.“

Während er dann dem Stalle zuschritt, murmelte er vor sich hin, indem er an den Fingern abzählte:

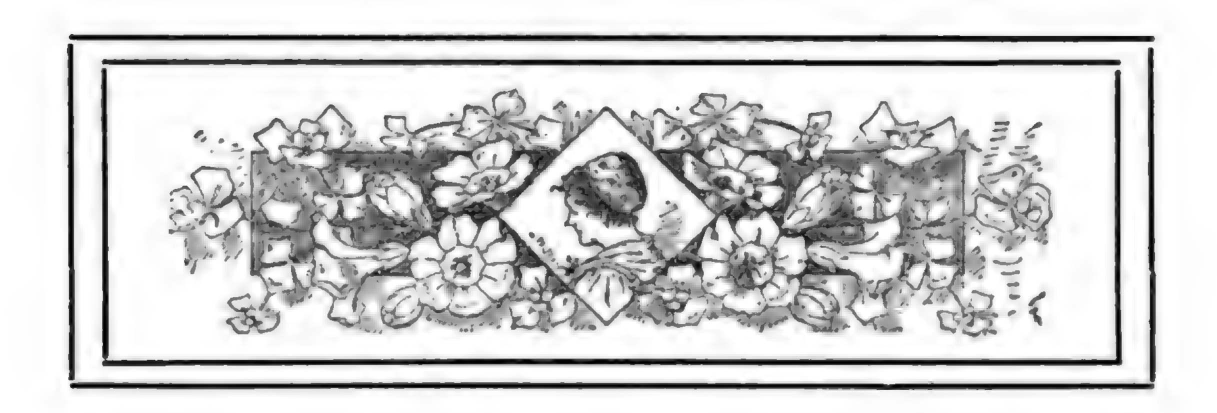
„Bogdaniez, die Güter des Abtes, Spychow, Motschydoly . . . Gott weiß, wie weit wir es noch bringen. Wenn der alte Wilk einmal die Augen schließt, könnte man vielleicht Brschosowo dazu kaufen . . . das wertvolle Lenka! . . .“

Unterdessen waren Jagienka und Sbyschko auch vor das Haus getreten, beide glückstrahlend wie die goldene Sonne.

„Ohm Matschko!“ rief Sbyschko dem Alten nach.

Der aber wandte sein Gesicht dem jungen Paare zu, breitete die Arme aus und rief, als wäre er im Walde:

„Hop! hop! Kommt her zu mir!“



23. Kapitel.

Das junge Paar wohnte in Motschydoly, während der alte Matschko in Bogdaniez die Burg für sie baute. Es ging langsam vorwärts mit dem Baue, denn der alte Ritter wollte durchaus den Wallrand aus Steinen auf Kalk setzen und den Wachtturm aus Ziegeln erbauen, die in dieser Gegend schwer zu haben waren. Im ersten Jahre ließ er den Wallgraben auswerfen. Das ging schnell von statten, denn die Anhöhe, auf welcher die Burg sich erheben sollte, schien schon früher, vielleicht noch zu heidnischen Zeiten, einen Wallgraben gehabt zu haben. Es galt also, nur den alten Graben zu vertiefen, ihn zu befestigen und von dem darin wuchernden Gesträuch zu säubern. Bei der Ausschachtung stieß man auf eine starke Quelle, die den Wallgraben in kurzer Zeit füllte, so daß Matschko einen Abfluß für das überschüssige Wasser schaffen mußte. Auf dem Walle richtete er ringsherum Palissaden auf und begann das Bauholz zu den Wänden des Schlößchens herbeizuschaffen, eichene Balken, so dick, daß drei Männer sie nicht zu umspannen vermochten, ferner Holz vom Lärchenbaum, welches niemals vermorschte, zur Decklage, die eine Verschalung von Lehm bekommen sollte. Mit der Errichtung der Wände konnte er, trotz der eifrigen Hilfeleistungen der Bauern aus Sgorscheliz und Motschydoly, erst im zweiten Jahre beginnen, aber er betrieb den Bau um so energischer, da Jagienka noch vor Beginn des zweiten Baujahres mit einem Paar Zwillingen niederkam. Nun stand dem alten Ritter der Himmel offen; jetzt hatte sein Leben

einen Zweck, jetzt konnte er für jemanden schaffen und sorgen, er wußte nun, daß die Zukunft des Geschlechtes derer „vom Hagel“ gesichert war und „das stumpfe Hufeisen“ auf den Schildern der Nachkommen noch oft vom Blute der Feinde bespritzt werden würde.

Man gab den Zwillingen die Namen Matschko und Jaschko. „Sie sind so stramme Jungen,“ sagte der Alte, „daß im ganzen Königreiche ähnliche nicht zu finden sind; dazu ist noch nicht aller Tage Abend.“ Er liebte die Kinder mit einer unendlichen Liebe und Jagienka war für ihn die Welt, — er sah außer ihr und den Kindern nichts weiter. Wer sie lobte, der konnte alles von ihm erreichen. Man beneidete übrigens den jungen Gatten um sein schönes und braves Weib in der ganzen Nachbarschaft; man lobte sie nicht nur um des eigenen Vorteils willen, sondern weil sie alle anderen Frauen der Gegend an Schönheit und Tugend überstrahlte. Jagienka hatte ihrem Gatten ein großes Heiratsgut mitgebracht, aber größer als dieses war ihre große Liebe, ihre berückende Schönheit, ihre Wirtschaftlichkeit und ihre höfischen Manieren, auf die manche Burgfrau hätte stolz sein können. Sie brachte es fertig, etliche Tage nach ihrer Niederkunft aufzustehen und die Wirtschaft zu versorgen, darauf mit dem Gemahl auf die Jagd zu reiten oder am frühen Morgen von Motschydoly nach Bogdaniez zu sprengen und noch am Vormittage zu Jaschko und Matschko zurückzukehren. Ihr Gatte liebte sie wie seinen Augapfel, der alte Matschko und das Gesinde, für welches sie immer ein gutes Herz hatte, liebten sie abgöttisch, und wenn sie Sonntags die Kirche in Krschesсhnia betrat, durchlief ein Murmeln der Begeisterung und Verehrung den Raum. Jagienkas früherer Verehrer, der wilde Tschtan von Rogowo, der mit der Tochter eines Bauern vermählt war und nach der Messe mit dem alten Wilk von Brschosowo regelmäßig zu einem Trunk in der Herberge einkehrte, pflegte beim Zutrinken oft zu dem Nachbar zu sagen: „Euer Sohn und ich, wir haben uns manchmal um sie geschlagen, obgleich sie unerreichbar für uns war, wie der Mond am Himmel.“

Andere sprachen laut ihre Meinung über die Vorzüge Jagienkas aus. Man zweifelte, ob am Königshofe in Krakau eine Schönere und Bessere zu finden sei als sie, denn neben ihrem Reichtum, ihrer Schönheit und Gastfreiheit schätzte man ihre kernige Gesundheit und Körperkraft unendlich und man pries allgemein den Mann glücklich, der ein Weib besaß, die einen Bären im Walde mit derselben Leichtigkeit aufzuspießen

im stande war, wie sie eine Anzahl Nüsse zugleich knackte, zwar nicht mit den Zähnen, sondern mit dem Gewicht ihres Körpers, wenn sie sich darauf setzte. Ihr Lob wurde auf diese und manche andere Weise in Krscheschnia, in allen Dörfern der Gegend, bis in die Wojewodschaft Sieradz hinein in allen Tonarten gesungen. So Viele Sbyschko auch um den Besitz eines solchen Weibes beneideten, so wunderte man sich dennoch nicht, daß sie ihn zum Gatten erwählt; umstrahlte doch den jungen Ritter ein so großer Kriegsruhm, wie Keinen in der ganzen Gegend weit und breit.

Die Stellenbesitzer und Adligen in der Runde erzählten sich ganze Geschichten von Deutschen, die er besiegt, von Schlachten, die er unter Witolds Führung mitgeschlagen, und von Zweikämpfen auf festgestampfter Erde, die er ausgefochten. Man erzählte, daß ihm keiner eine Forderung ablehnte, daß er in Marienburg zwölf Ritter aus dem Sattel gehoben, unter ihnen den Bruder des Großmeisters, Ulrich von Jungingen, endlich, daß er es sogar mit Krakauer Rittern hatte aufnehmen dürfen und der unbesiegbare Sawischa der Schwarze ihm freundschaftlich zugethan sei.

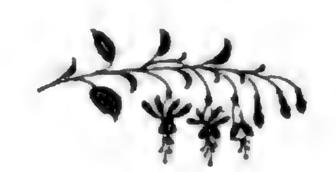
Manche zwar wollten solchen außerordentlichen Heldenthaten Sbyschkos keinen rechten Glauben schenken, aber selbst sie stimmten ohne Bedenken für Sbyschko, sobald die Frage aufgeworfen wurde, wer im Falle eines Krieges zum Anführer der polnischen Ritter gewählt werden sollte. Erst in zweiter und dritter Linie kamen der plumpe Tschtan von Rogowo und andere Kraftmenschen der Gegend in Betracht, die aber nach der Meinung aller dem Ritter von Bogdaniez in Bezug auf ritterliche Künste nicht das Wasser reichen konnten.

Sbyschkos großer Reichtum, vereint mit seinem großen Ruhme, erwarben ihm die Achtung der Menschen und befestigten seine Stellung unter ihnen. Daß ihm mit Jagienka Motschydoly und die Güter des Abtes zugefallen waren, das war nicht sein Verdienst, aber er hatte schon vorher Spychow samt den ungeheuren, von Jurand aufgestapelten Schätzen besessen; was aber an Beutestücken noch früher von den beiden Rittern von Bogdaniez heimgebracht worden war, was an Waffen, Pferden, Gewändern und Kleinodien von ihnen selbst in Bogdaniez aufgehäuft worden, das reichte hin, drei oder auch vier große Güter dafür zu kaufen.

Man betrachtete es als eine besondere Gnade Gottes, welche die letzten beiden Ritter derer „vom Hagel“ mit dem stumpfen

Hufeisen im Wappen verdient haben mußten, daß das noch vor einem Jahrzehnt so verarmt gewesene Geschlecht zu so großem Ansehen, so großer Macht und solchem Reichtum gelangt war, so daß es alle die anderen Geschlechter dieser Gegend überragte. „Nach dem großen Brande in Bogdaniez ist ihnen nichts geblieben, als ein paar halbverfallene Hütten," erzählten sich die alten Leute in der Gegend, „die Aecker lagen unbestellt, weil Arbeiter fehlten, sie mußten sie dem Verwandten überlassen, weil sie zu arm waren, das Gut selbst zu halten und nun? — jetzt bauen sie sich eine Burg." Die Bewunderung, die man dem wachsenden Wohlstande derer „vom Hagel" zollte, war allgemein und da das Aufblühen dieses Hauses auch das Aufblühen und Wachstum des ganzes Reiches und Volkes instinktiv vorausahnen ließ, so mischte sich in diese Bewunderung auch nicht eine Spur von Neid. Man betrachtete und respektierte beides als eine Fügung und Gnade Gottes und die ganze Gegend fühlte sich geehrt durch das Bewußtsein, daß die beiden Ritter von Bogdaniez ihrem Kreise entstammten und ihrem Verbande angehörten. Sie wurden der Jugend als Vorbilder genannt, wenn man ihr beweisen wollte, wie weit ein Edelmann es bringen kann, der die Arbeit nicht scheut, ein braves, tapferes Herz, zwei kräftige Arme und ein gut Teil Abenteuerlust besitzt. Manch einer der Jungen fühlte beim Anblick Matschkos und Sbyschkos, daß ihm Haus und Hof zu enge wurden; es zog ihn hinaus, außerhalb der Grenzmarken der väterlichen Besitzung sein Glück zu suchen, Reichtümer zu sammeln und weite Flächen unbebauten Erdreiches zu erobern, zu Nutz und Frommen nicht nur des eigenen Geschlechtes, sondern des ganzen Reiches.

Dieses Uebermaß schwellender Kraft begann sich in der ganzen Nation fühlbar zu machen; es sprengte alte Verhältnisse, alte, unhaltbare Zustände wurden über den Haufen geworfen und die weisen Ratsherren in Krakau und der friedliebende König mochten unterdrücken und zügeln, so viel sie wollten, und den Krieg mit den Kreuzrittern immer wieder hinausschieben, ganz unterdrücken und aufhalten konnten sie den Drang doch nicht, welchem die ganze Nation folgte, der Größe und dem Ruhme entgegen zu streben.



24. Kapitel.

Matschko erlebte viele glückliche Tage. Er sagte selbst oft zu den Nachbarn, daß Gott ihm viel mehr geschenkt, als er je zu hoffen gewagt. Selbst das zunehmende Alter vermochte ihm nichts anzuhaben; es hatte nur sein Haar gebleicht, seine Rüstigkeit und Kraft waren ungeschwächt geblieben. Sein Herz quoll über von einer Fröhlichkeit, wie er sie bis dahin nicht gekannt hatte, und die innere Zufriedenheit warf einen Widerschein auch auf sein Aeußeres, denn seine sonst so strengen Züge nahmen mit der Zeit einen gutmütigen Ausdruck an und die Augen wie der Mund lachten allen Menschen zu. Matschko war überzeugt, daß alles Böse hinter ihm lag, daß keine Sorge, kein Elend mehr die ruhig und still dahinfließenden Tage trüben werde. Bis zum Alter kämpfen, im Alter auf seiner Scholle wirtschaften und für die Enkel das Erworbene vermehren, das war sein Traum, sein heißester Wunsch durch alle Zeiten gewesen, und — alles hatte sich erfüllt, viel schöner, als er je geträumt. Die Wirtschaft ging glatt von statten, die Wälder waren tüchtig ausgeholzt, das Neuland grünte alle Frühjahre von den Saaten der verschiedenen Getreidearten, der Zuwachs mehrte sich. Auf den Wiesen liefen in der Pferdekoppel vierzig schöne Füllen umher, die der alte Edelmann täglich besichtigte, große Herden Schafe und Rindvieh weideten auf den Brachäckern und in den Schonungen. Bogdaniez war vollständig verändert; aus der verödeten Ansiedelung war ein gut bevölkertes, reiches Dorf geworden, welches das Auge des Ankömmlings durch seine Ord=

nung und seinen Wohlstand erfreute. Besonders fielen jedem schon von weitem die in der Sonne golden und im Abendschimmer rosig leuchtende Burg mit dem weit ins Land schauenden Warttum ins Auge.

So freute sich der alte Ritter also von Herzen des Zuwachses, der ganzen Wirtschaft, des Wohlergehens — und er widersprach nicht, wenn die Menschen sagten, er habe eine glückliche Hand. Ein Jahr nach den Zwillingen kam wieder ein Knabe zur Welt, welchen Jagienka zu Ehren ihres Vaters Sych nannte. Matschko begrüßte ihn mit Freuden; er machte sich nicht die geringsten Sorgen darum, daß — wenn es so weiterging, das so mühsam und unter so vielen Gefahren erworbene Vermögen sehr zerkleinert werden mußte. „Was haben wir denn gehabt," sagte er einmal zu Sbyschko. „Nichts, gar nichts! Und doch hat Gott uns gesegnet, unser Wohlstand hat sich vermehrt. Der alte Pakosch von Sulislawitz hat nur ein Gut und vierundzwanzig Söhne, die alle nicht verhungern. Es giebt noch so viel urbar zu machendes Land im Königreich und in Litauen, und noch so viele Dörfer und Burgen in den Händen der Kreuzritter, die uns gehören und geraubt worden sind. Hej! wenn der Herr Jesus es glücken ließe, sie zurück zu erobern, das wären Wohnungen, würdig, von unserem allergnädigsten König zu Burgvogteien gemacht zu werden — die Schlösser sind alle von roten Ziegeln erbaut."

Auch das war beachtenswert, daß der alte Ritter an die Schlösser der Kreuzritter, wie an spätere Wohnsitze seiner Enkel dachte, zu einer Zeit, wo der Orden auf dem Gipfel seiner Macht stand und an Reichtum, Glanz und Heeresmacht alle abendländischen Königreiche übertraf. Und wie viele unter der Regierung Jagiellos mochten ähnliche Gedanken hegen, nicht etwa nur darum, weil alle die Ländereien, auf welchen die Kreuzritter saßen, früher polnisches Eigentum gewesen, sondern diese Gedanken entsprangen dem Gefühle eben jener mächtigen Kraft, welche die Brust der Nation schwellen machte und nach allen Seiten hin sich Bahn brach.

Erst im vierten Jahre — von Sbyschkos Vermählung an gerechnet, wurde mit Hilfe nicht nur der eigenen Arbeitskräfte, sondern auch der Bauern von Sgorschelitz, Motschydoly und anderer benachbarten Ortschaften, besonders aber der von Wilk von Brschosowo gestellten Arbeiter die Burg fertig gebaut. Nach dem Tode seines Sohnes hatte der vereinsamte alte Mann

mit Matschko treue Freundschaft geschlossen und später dem jungen Ehepaare sein ganzes Herz zugewendet.

Matschko schmückte die Kemenaten der Burg mit den Kriegstrophäen, die zum Teil von ihm selbst und Sbyschko erbeutet, zum Teil dem Nachlaß Jurands entnommen waren. Dazu fügte er das, was der Abt an Schmuck- und Ausstattungsgegenständen hinterlassen und Jagienka von Haus aus mitgebracht hatte. Die Glasfenster ließ er aus Sieradz kommen, kurz, er richtete den neuen Herrensitz auf das Prächtigste ein. Das junge Paar bezog jedoch erst im fünften Jahre die Burg, als auch die anderen Wirtschaftsgebäude, wie Pferde- und Kuhstall, die Küchen und das Badehaus, fertig ausgebaut waren. Zuletzt wurden auch die Kellerräume aus Backsteinmauern, die mit Kalk verbunden waren, hergestellt, damit sie ewige Zeiten ausdauern sollten.

Matschko selbst aber siedelte nicht in die neue Burg über, so sehr Sbyschko und Jagienka auch bitten und zureden mochten; es half nichts, er schlug ihnen die Bitte rundweg mit den Worten ab:

„Laßt mich sterben, wo ich geboren bin. Seht, als zur Zeit des Krieges zwischen den Grschymalitsch und den Nalentsch Bogdaniez total niedergebrannt wurde, kein Haus, keine Hütte, ja nicht einmal ein Zaunpfahl übrig blieb, da war dieses Gebäude das einzige Ueberbleibsel. Die Leute sagten damals, das Feuer habe ihm nichts anhaben können, weil zu viel Moos auf dem Dache gewesen sei, welches nicht brennen konnte. Ich aber habe in der Erhaltung des alten Hauses einen Wink Gottes gesehen, der uns gebot, immer wieder hierher zurückzugehen und auf den Trümmern des alten ein neues Bogdaniez aufzubauen. Oft, wenn wir von Schlachtfeld zu Schlachtfeld zogen, jammerte ich, daß wir keine Heimat hatten, wohin wir zurückkehren konnten, kein eigenes Plätzchen, wo ich mein müdes Haupt zum Sterben niederlegen könne. Ich hatte nicht recht; denn — wahr ist es — wir hätten nichts mehr zu bewirtschaften, aber ein Zufluchtsort war uns doch geblieben — dieses alte Haus! Bei Euch jungem Volk ist das etwas anderes; ich aber denke: wenn das alte Haus uns nicht verschmäht und wieder unter sein Dach genommen hat, dann wäre es undankbar und meiner unwürdig, wenn ich seinen Schutz jetzt verschmähen wollte."

Dabei blieb er. Es machte ihm aber Freude, in das Schlößchen zu kommen, seine Größe und Pracht zu betrachten, Vergleiche zwischen ihm und dem alten Hause zu ziehen

und Sbyschko, Jagienka und die Enkel zu sehen. Alles, was er dort sah, war zum größten Teil sein Werk, dennoch erfüllte der Anblick des Ganzen ihn mit Stolz und Bewunderung. Zuweilen besuchte der alte Wilk ihn, um mit ihm beim Kaminfeuer zu schwatzen, oder Mätschko begab sich zu demselben Zweck nach Brschosowo. Eines Tages nun, als die beiden Alten wieder einmal beisammensaßen, sprach der alte Ritter dem Freunde seine Gedanken über die „neue Ordnung der Dinge“ aus.

„Wißt Ihr!“ sagte er, „zuweilen wird mir ganz wunderbar zu Mute. Es ist ja bekannt, daß Sbyschko auch in Krakau am Hofe des Königs geweilt hat (damals, als man ihm beinahe den Kopf abgeschlagen hätte). Später war er in Masowien, in Marienburg, dann beim Fürsten Janusch. Auch Jagienka ist im Wohlleben aufgewachsen, aber sie hatten keine eigene Burg. Jetzt ist es, als wäre es niemals anders gewesen als heute ... Ich sage Euch, sie schreiten in den Kemenaten auf und nieder, sie schreiten und schreiten und teilen Befehle an die Diener aus und wenn sie müde werden, setzen sie sich nieder. Er ist ein echter Burgherr, sie eine echte Burgfrau! Sie haben auch eine Kemenate eingerichtet, in welcher sie mit den Schulzen, den Wirtschafts- und Speichervögten und dem Gesinde speisen; es stehen Bänke darin, für ihn und für sie höhere als für die anderen, die niedriger sitzen und fein bescheiden warten, bis die Herrschaft sich gehörig vorgelegt hat. Man muß sich immerwährend in Erinnerung bringen, daß man keine vornehme Herrschaft vor sich hat, die ihr Haus und ihren Haushalt ganz nach der Art, wie sie es an Fürstenhöfen gesehen, eingerichtet haben, sondern den Brudersohn und sein Ehegespons, die mich Alten auf Händen tragen, auf den Ehrenplatz setzen und ihren Wohlthäter nennen.“

„Dafür segnet sie der Herr Jesus auch,“ bemerkte der alte Wilk, während er traurig den Kopf schüttelte. Er that einen kräftigen Zug aus der Metkanne, stocherte mit dem Schüreisen im Feuer herum und fuhr dann fort:

„Und mein Junge mußte so früh unter die Erde!“

„Es war wohl Gottes Wille,“ versetzte Matschko.

„Ach ja! Die Aeltesten fünfe sind längst gefallen,“ sprach Wilk. „Ihr wißt es ja. Freilich war es wohl Gottes Wille. Aber der Letzte war der Stärkste von allen, ein echter Wilk. Wenn er nicht gefallen wäre, säße er heute vielleicht auch im eigenen Schlößchen.“

„Lieber hätte der Tschtan fallen können,“ meinte Matschko.

„Was hat so ein Tschtan zu sagen! Er ist so stark, daß er einen Mühlstein auf seinen Rücken ladet, trotzdem hat mein Junge ihn einigemale tüchtig verhauen. Das kommt daher, weil er die ritterliche Fechtkunst nicht verstand. Jetzt wird der Tschtan von seinem Weibe verhauen, denn er ist trotz seiner Kräfte dumm."

„Hej! Dumm wie ein Bund Stroh!" stimmte Matschko bei.

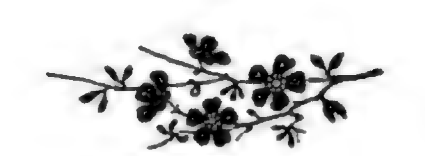
Bei dieser Gelegenheit konnte der alte Ritter nicht umhin, die ritterliche Fechtkunst bis in den Himmel zu erheben; er lobte auch besonders Sbyschkos Verstand und Geschicklichkeit und erzählte zum wer weiß wievielten Male, daß der junge Ritter in Marienburg mit den vorzüglichsten Kämpen auf scharfschneidige Schwerter gekämpft, und mit Fürsten sich zu unterhalten verstehe, wie mit seinesgleichen. Keine Nuß wäre so hart, daß er sie nicht zu knacken verstände. Matschko lobte auch den Ordnungssinn und die Wirtschaftlichkeit Sbyschkos, ohne welche der Haushalt wohl bald das Vermögen aufzehren würde; damit aber der alte Wilk nicht etwa glauben sollte, es könne ihnen in dieser Beziehung etwa irgend eine Gefahr drohen, setzte er leiser hinzu:

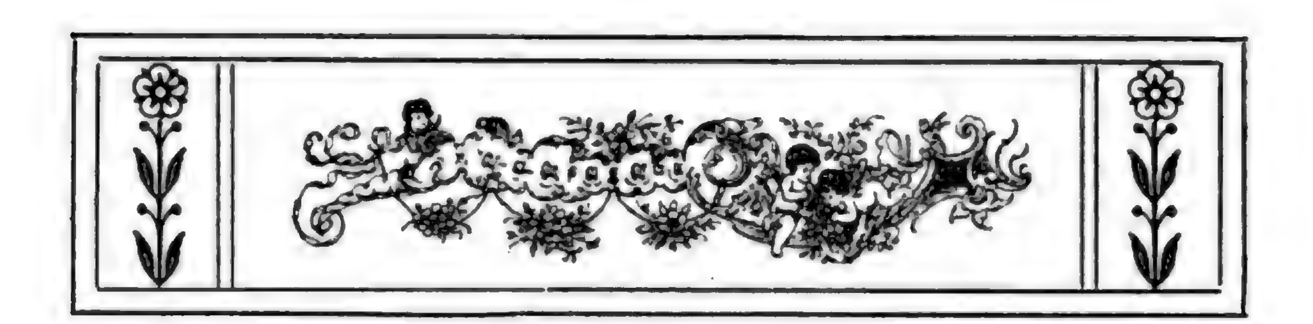
„Na, mit Gottes Gnade wird das, was wir haben, ausreichen; es ist mehr da, als die Menschen denken, — aber erzählt es niemandem."

„Die Menschen aber dachten, wußten und erzählten sich bis zur Uebertreibung von den Reichtümern und Schätzen, welche die Ritter von Bogdaniez aus Spychow hierhergebracht hatten. Man sprach von ganzen Tonnen Geldes, die von Masowien hergefahren worden seien. Da nun Matschko dem vermögenden Besitzer von Koniezpole aus einer Verlegenheit geholfen, indem er ihm einige Barren Goldes geliehen, hatte sich die Vermutung von dem Vorhandensein „großer Schätze" im Volke zur Gewißheit gestaltet. Aus diesem Grunde wuchs das Ansehen der Ritter von Bogdaniez, die Wertschätzung der Begründer des allgemeinen Wohlstandes auf den Gütern nahm zu, und die Burg wurde nicht leer von Gästen, die es sich dort wohl sein ließen. Matschko, obgleich sehr sparsam, sah das nicht ungern, denn auch das trug dazu bei, das Ansehen der Herrschaft zu vermehren.

Besonders waren es die Taufen, die immer mit großem Aufwand gefeiert wurden und einmal in jedem Jahre, am Feste Mariä Geburt, gab Sbyschko der ganzen Nachbarschaft ein großes Fest, zu welchem auch die adligen Damen erschienen, den Ritter-

spielen beizuwohnen, die Märchenerzähler zu hören, und selbst mit den jungen Rittern beim Scheine der Fackeln bis gegen den Morgen zu schwatzen. An solchen Tagen weidete Matschko seine Augen am Anblick Sbyschkos und Jagienkas und freute sich, wie herrlich beide sich als Wirte ausnahmen. Sbyschko war mannhafter geworden, die Schultern breiter, der Körper hatte an Fülle zugenommen, und wenn auch das Gesicht zu der mächtigen hohen Gestalt fast zu jugendlich aussah, so war nicht nur der alte Matschko von seinem Anblick wie berauscht, wenn der junge Ritter das üppige Haar mit einem purpurroten Bande zurückgehalten trug und festliche, mit Gold- und Silberfäden durchwirkte Gewänder angelegt hatte, sondern auch mancher Edelmann sagte sich: „Bei Gott, er ist der reine Fürst auf seiner Burg.“ Jagienka wurde vergöttert. Oft wurde sie von Rittern, welche die abendländischen Sitten kannten, fußfällig gebeten, sie zur Dame ihrer Gedanken machen zu dürfen, — sie strahlte von Gesundheit, Jugend, Kraft und Schönheit. Selbst der alte Herr von Koniezpole, der Wojewode von Sieradz, staunte bei ihrem Anblick und verglich sie mit dem Morgenrot, ja sogar mit der Sonne, von welcher alles Licht ausgeht und so warm strahlt, daß sie selbst so alte Glieder, wie die seinen, noch erwärme.





25. Kapitel.

Im Laufe des fünften Jahres, als in allen Dörfern Ordnung und Wohlstand eingekehrt war, als vom vollendeten Wachtturm herab seit Monaten die Flagge mit dem stumpfen Hufeisen im Wappen wehte, und Jagienka glücklich einem vierten Jungen das Leben gegeben hatte, welcher den Namen Jurand erhielt, sprach der alte Matschko einmal zu Sbyschko:

„Es ist uns Gott sei Dank alles geraten, wenn der Herr Jesus mir noch eins in der Welt glücklich gelingen ließe — dann könnte ich ruhig sterben."

Sbyschko blickte den Ohm fragend an; nach einer längeren Pause frug er:

„Sprecht Ihr von dem Kriege mit den Kreuzrittern? Ich wüßte sonst nicht, was Ihr meinen könntet."

„Soll ich Dir noch einmal sagen, was ich schon früher sagte?" antwortete Matschko. „So lange der Großmeister Konrad lebt, so lange giebt es keinen Krieg mit den Kreuzrittern."

„Der wird doch nicht ewig leben," versetzte Sbyschko.

„Auch ich werde nicht ewig leben, darum denke ich an eine Pflicht, die ich noch zu erfüllen habe."

„Die wäre?" frug Sbyschko.

„Hej!" entgegnete Matschko gedehnt, „es ist besser, nicht vor der Zeit darüber zu sprechen. Vor der Hand will ich nach Spychow, vielleicht besuche ich auch die Fürsten auf Plozk und Tschersk."

Sbyschko wunderte sich nicht allzusehr über die Antwort

des Ohm, denn dieser war im Laufe der verflossenen Jahre öfter in Spychow gewesen, deshalb frug er nur:

„Wollt Ihr lange fort bleiben?“

„Länger als sonst, denn ich will einige Zeit in Plozk verweilen,“ antwortete der Alte.

Etwa acht Tage später trat Matschko seine Reise an, indem er ein paar Gepäckwagen und etliche gute Waffen mitnahm für den Fall, daß er mit jemandem in die Schranken treten wolle oder müsse. Bei der Abreise erklärte er noch einmal, daß er länger fortbleiben werde als sonst, und wirklich — es verging mehr als ein halbes Jahr, ohne daß die mindeste Kunde von ihm nach Bogdaniez gedrungen wäre. Sbyschko fing an sehr besorgt zu werden; er sandte einen Expreßboten nach Spychow, um Nachfrage zu halten, doch dieser begegnete dem Ritter Matschko bald hinter Sieradz und kehrte mit ihm zurück.

Der alte Ritter schien verstimmt; aber nachdem er sich ausführlich nach allem erkundigt und Sbyschko ihm berichtet hatte, was alles während seiner Abwesenheit geschehen war, heiterte sich sein Gesicht ein wenig auf. Er war augenscheinlich befriedigt, daß alles gut gegangen und nichts zu Schaden gekommen war, und er begann dann von selbst seine Reiseerlebnisse zu erzählen.

„Weißt Du, daß ich in Marienburg war?“ fing er plötzlich an.

„In Marienburg?“ frug Sbyschko starr vor Staunen.

Er starrte den Alten eine Zeitlang ungläubig an, plötzlich schlug er sich mit der flachen Hand auf die Hüfte.

„Wahrhaftig,“ rief er. „Ich hatte das in den Tod vergessen.“

„Ja,“ sprach der alte Ritter, „Du durftest es vergessen, denn Du hast Deine Gelübde erfüllt. Aber Gott hat mich davor bewahrt, daß ich meinen Eid vergaß und meiner Ehre zu nahe trat. Es ist nicht Sitte bei uns, etwas ungerächt zu lassen — und — so wahr mir das heilige Kreuz beistehe, ich lasse nicht von meiner Rache, so lange noch ein Atemzug in mir ist.“

Bei diesen Worten verfinsterte sich das Gesicht Matschkos wieder; es sah so dräuend und grimmig aus, wie Sbyschko es nur damals im Heergefolge des Fürsten Witold und Skirwoillos gesehen, als es galt, gegen die Kreuzritter zu ziehen.

„Nun, und?“ frug Sbyschko. „Hat er sich Euch entzogen?“

„Nein, das nicht, aber er hat die Forderung abgelehnt.“

„Warum das?“

„Weil er Großkomtur geworden ist,“ antwortete Matschko.

„Was?" rief Sbyschko, „Kuno von Lichtenstein wäre Großkomtur geworden?"

„Bah! Wer kann wissen, ob man ihn nicht sogar zum Großmeister wählt. Wer kann das wissen! Er stellt sich schon jetzt den Fürsten gleich und man sagt, daß er alles regiert, alle Angelegenheiten des Ordens durch seine Hände gehen, daß der Großmeister nichts unternimmt, ohne seinen Rat zu hören, und daß er maßlos hochmütig ist und niemanden sich gleich betrachtet. Wo würde so einer sich mit unsereinem auf festgestampfter Erde schlagen! Ausgelacht wird man höchstens."

„Hat man Euch verlacht?" frug Sbyschko, dessen Augen bei der Erzählung Matschkos zornig zu leuchten begannen.

„Die Fürstin Alexandra auf Plozk hat mich ausgelacht. „Geht nur, geht," sagte sie, „fordert den römischen Kaiser in die Schranken, das ist genau dasselbe. Ihm — dem Lichtenstein nämlich — haben, soviel wir wissen, schon Sawischa der Schwarze, Powala und Paschko von Biskupiz Forderungen zugestellt; er hat sie aber selbst solchen Männern zurückgewiesen, nicht, weil er zu feige, sondern, weil er ein Mönch, ein Ordensbruder ist, und dazu eines so hohen Amtes waltet, daß er sich um solche Nichtigkeiten nicht kümmern darf. Lichtenstein würde seine Ehre eher mit der Annahme, als mit der Ablehnung einer Forderung beflecken." So sprach die Herrin," sagte Matschko.

„Und was thatet Ihr?" frug Sbyschko weiter.

„Ich wurde sehr bekümmert, aber ich erklärte, daß ich dennoch nach Marienburg reisen müsse, um vor Gott und den Menschen sagen zu können: „Ich habe gethan, was sich thun ließ." Ich bat also die Herrin, mir irgend eine Botschaft zu übertragen und ein Schreiben nach Marienburg auszufertigen, denn, das wußte ich, ohne diese Vorsichtsmaßregel hätte ich meinen Kopf aus jener Wolfshöhle nicht herausgetragen. Im stillen aber dachte ich: Lichtenstein wollte die Forderung Sawischas, Powaläs und Paschkos nicht annehmen. Wenn ich aber in Gegenwart des Großmeisters, aller Komture und Gäste ihn in das Gesicht schlage und ihm den Kinn- und Schnurrbart ausraufe, dann muß er doch mit mir kämpfen.

„Daß Euch doch!" rief Sbyschko voll Begeisterung.

„Wie?" sprach der alte Ritter. „Es giebt für jedes Ding ein Mittel, wenn man den Kopf auf dem rechten Fleck hat. Aber, der Herr Jesus hat mir seine Gnade entzogen, denn ich habe ihn in Marienburg nicht angetroffen. Man sagte mir, er sei als Gesandter zu Witold gereist. Nun wußte ich nicht,

sollte ich auf ihn warten oder ihm folgen. Ich fürchtete mich, die Entscheidung selbst zu treffen. Da ich nun mit dem Großmeister und dem Großschatzmeister von früher her bekannt bin, so weihte ich sie in mein Geheimnis ein und frug um ihre Meinung. Sie waren ganz entsetzt; sie rieten mir, von meinem Vorhaben abzustehen, weil die Forderung unmöglich sei."

„Warum?" frug Sbyschko.

„Sie nannten mir dieselben Gründe, welche die Fürstin auf Plozk mir genannt hatte. Der Großmeister stellte mir dabei die Frage: „Was würdet Ihr von mir denken, wenn ich die Forderung eines jeden polnischen oder masowischen Ritters annehmen wollte?" Nun, — er hatte recht; denn er würde längst nicht mehr unter den Lebenden sein. Sie machten beide viel Lärm um die Sache; — der Großmeister erzählte sie bei der Abendtafel. Es war, als hätte ich in ein Wespennest gestochen. Unter den Gästen besonders fand sich eine große Zahl, die mir zuriefen: „Kuno darf nicht, aber wir dürfen uns schlagen!" Ich wählte mir also drei aus, mit denen ich nacheinander in den Schranken kämpfen wollte. Nach vielem Bitten bewilligte der Großmeister endlich den Zweikampf mit einem von ihnen, der als Spitznamen den Namen Lichtenstein trug und ein entfernter Verwandter von Kuno war."

„Nun, und?" rief Sbyschko erwartungsvoll.

„Ich habe sein Rüstzeug mitgebracht, es ist aber so zerhauen, daß niemand auch nur einen Heller dafür geben würde."

„Da habt Ihr ja Euer Gelübde doch erfüllt!"

„Anfangs dachte ich das auch," sprach Matschko. „Ich freute mich sehr, daß ich mein Werk vollbracht; dann aber dachte ich: „Nein, es ist doch nicht dasselbe! Und nun habe ich keine Ruhe mehr, denn es ist wirklich nicht dasselbe!"

Aber Sbyschko versuchte ihn zu trösten.

„Ihr kennt mich doch und wißt, daß ich weder mir noch anderen etwas vergebe, und die Ehre nicht als leichte Ware betrachte; aber wenn mir dasselbe begegnet wäre, wie Euch, so würde mir das als Genugthuung genügen. Und glaubt mir, die größten Ritter Krakaus würden ebenso denken und mir recht geben. Sawischa selbst, der größte Kenner der Rittergesetze, würde nichts anderes sagen, als ich."

„Meinst Du?" frug Matschko ungläubig.

„Bedenkt doch nur das eine! Jene sind die berühmtesten Ritter der Welt — auch sie haben an Kuno die Forderung ergehen lassen, doch keiner hat so viel ausgerichtet wie Ihr.

Ihr habt dem Lichtenstein den Tod geschworen — nun? und Ihr habt einen Lichtenstein getötet."

„Vielleicht hast Du recht," sprach der alte Ritter.

Sbyschko, den die Neugier trieb, näheres über den Verlauf des Zweikampfes zu erfahren, frug weiter:

„Sprecht doch, erzählt, wie war es? War der Ritter jung oder alt? Habt Ihr Euch zu Fuß oder zu Roß geschlagen?"

„Er zählte etwa fünfunddreißig Jahre, der Bart reichte ihm bis an den Gurt, wir fochten zu Pferde. Gott hat mir beigestanden, ich konnte ihm mit der Lanze beikommen, dann griffen wir zu den Schwertern. Das Blut stürzte ihm aus dem Munde, daß der ganze Bart wie ein großer Blutklumpen aussah."

„Und da wollt Ihr noch klagen, daß Ihr alt werdet?"

„Wenn ich auf dem Pferde sitze oder mit gespreizten Beinen auf der Erde stehe, halte ich mich noch wacker, aber ich vermag nicht mehr in voller Rüstung mich auf das Pferd zu schwingen."

„Auch Kuno hätte Euch nicht Stand halten können," sagte Sbyschko.

Der Alte machte mit der Hand eine verächtliche Bewegung, als wolle er damit sagen, daß es ihm mit Kuno viel leichter geworden wäre.

Darauf gingen beide, die erbeutete Rüstung zu betrachten, welche Matschko nur als Siegestrophäe mitgenommen hatte, da sie so durchlöchert war, daß sie vollständig wertlos geworden. Nur die Hüftstücke und Beinschienen waren unbeschädigt und von ausgezeichneter Schmiedearbeit.

„Ich wollte doch lieber, die Rüstung wäre diejenige Kunos," sprach Matschko düster.

Darauf entgegnete Sbyschko:

„Gott weiß, wozu es so gut ist. Wenn Kuno Großmeister wird, dann ist er für Euch gänzlich unerreichbar, es wäre denn, er stände Euch in einer großen Schlacht gegenüber."

„Ich habe auch gehorcht, was die Leute vom Nachfolger des Großmeisters sprechen," erzählte Matschko. „Die einen sagen, daß Kuno von Lichtenstein dem Konrad von Jungingen folgen wird, andere behaupten, der Bruder Konrads, Ulrich, sei zur Nachfolge bestimmt."

„Mir persönlich wäre Ulrich als Großmeister lieber wie Kuno," sagte Sbyschko.

„Mir auch, und weißt Du warum? Kuno ist klüger und

hinterlistiger, Ulrich dagegen heißsporniger und rascher. Er ist ein echter Ritter und hält auf Rittterehre, aber er sehnt den Krieg mit uns herbei, mit allen Fasern seines Herzens. Man sagt auch, daß ein furchtbarer Krieg ausbrechen werde, sobald Ulrich Großmeister wird. Konrad von Jungingen aber wird nicht lange mehr leben, seine Gesundheit ist schwankend; er hat oft unter großen Schwächezuständen zu leiden; einmal ist er auch in meiner Gegenwart ohnmächtig geworden. Hej! Vielleicht erleben wir es noch!“

„Das wolle Gott! Giebt es neue Uneinigkeiten mit dem Königreiche?“

„Alte und neue. Kreuzritter bleibt Kreuzritter,“ sagte Matschko. „Sie wissen, daß wir stärker sind, daß der Kampf mit uns ein ungleicher wird, aber sie können es nicht lassen, sie müssen an uns herumhäkeln, anders geht es gar nicht mehr.“

„Weil sie immer noch denken, der Orden sei stärker als andere Reiche,“ warf Sbyschko ein.

„Nicht alle unter ihnen denken es, aber viele, und unter diesen vielen befindet sich Ulrich von Jungingen. In der That, es ist auch eine gewaltige Macht, die der Orden besitzt.“

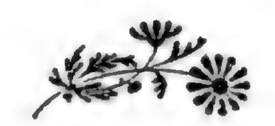
„Wißt Ihr noch, was Syndram von Maschkowitz gesagt hat?“

„Wohl weiß ich's!“ antwortete Matschko. „Es ist seitdem von Jahr zu Jahr schlimmer dort geworden. Man hat mich überall aufgenommen wie einen lieben Bruder, sobald kein Kreuzritter zugegen war; der Haß gegen jene ist groß geworden mit der Zeit.“

„Dann werden wir nicht mehr lange auf den Ausbruch des Krieges zu warten brauchen,“ sagte Sbyschko.

„Vielleicht, vielleicht aber auch noch sehr lange,“ entgegnete Matschko. Und nach einer Weile setzte er hinzu:

„Unterdessen heißt es zusammenscharren und die Güter vermehren, um würdig zum Kampfe ausziehen zu können.“



26. Kapitel.

Erst ein Jahr später starb der Großmeister Konrad. Jaschko von Sgorschelitz, der Bruder Jagienkas, hatte zuerst in Sieradz Kunde von diesem Ereignis erhalten und brachte sie sogleich nach Bogdaniec, zugleich mit der Nachricht, daß Ulrich von Jungingen zum Nachfolger seines Bruders Konrad gewählt sei. Diese beiden Neuigkeiten erschütterten nicht nur die Einwohner von Bogdaniec tief, sondern riefen auf allen Adelssitzen der Umgegend einen förmlichen Aufruhr hervor.

„Von jetzt ab beginnt eine Zeit, wie sie bisher nie dagewesen," sprach der alte Matschko würdevoll und feierlich.

Jagienka führte in der ersten Aufregung alle ihre Kinder dem Vater zu und — als solle schon morgen der Auszug in den Krieg stattfinden — fing sie an, Abschied von ihm zu nehmen. Sbyschko und Matschko wußten zwar, daß die Kriegsflamme nicht sogleich emporlodern werde, wie das Feuer im Kamin, dennoch glaubten sie, daß es zum Kriege kommen müsse — und sie trafen ihre Vorbereitungen. Die Pferde und Waffen wurden ausgewählt, mit den Knappen, Troßknechten, den Dorfschulzen, die nach deutschem Recht ihre Aemter bekleideten und verpflichtet waren, zu Pferde sich dem Kriegszuge anzuschließen, — sowie mit dem ärmeren Adel und den Bischöfen der griechischen Kirche wurden Kriegsübungen vorgenommen. Die Bischöfe besonders gesellten sich gern dem reichen Adel zu. Dasselbe geschah auf allen Adelssitzen, auf allen Burgen und Höfen. Ueberall hörte man in den Schmieden die Hämmer klopfen,

überall sah man Panzer reinigen und putzen, überall in hohen dreibeinigen Tiegeln Fett ausschmoren, um damit die Sehnen der Armbrustbogen und die Riemen der Rüstungen einzuschmieren, und überall wurden Vorräte an Gekörne und geräuchertem Fleisch aufgespeichert.

Ueberall wurden an Sonn- und Feiertagen nach der Messe vor den Kirchenthüren Versammlungen abgehalten, wo einer den anderen nach Neuigkeiten ausfrug, und unzufrieden oder gar betrübt war, wenn dieselben friedliche waren, weil ein jeder in tiefster Seele überzeugt war, daß mit diesem grausamen Feinde ein Ende gemacht, seinem hinterlistigen Treiben ein Ziel gesetzt werden müsse, und daß im Reiche nicht eher Friede und ungestörte Arbeit einkehren werde, bis nach dem Wortlaut der Prophezeiung der heiligen Brigitta den Kreuzrittern nicht die Zähne ausgebrochen und die rechte Hand abgehauen sein würde.

In Krscheschnia besonders umringte man die beiden Ritter von Bogdaniez, sie um ihre Meinung zu befragen, da sie wegen ihrer weiten Reisen, ihrer Bekanntschaft mit dem Orden und den Kriegsgebräuchen der Kreuzritter das größte Ansehen genossen. Wußten sie doch, wie man diesen Feind am besten angreifen konnte, wie er sich wehrte, worin die Kreuzritter die Polen übertrafen, worin diese besser Bescheid wußten als jene. Deshalb fragte man die Ritter nicht nur nach Neuigkeiten, sondern holte sich bei ihnen auch Belehrung und Unterweisung; besonders frugen die Unwissenden, ob man ihren Rüstungen besser mit Schwertern oder mit Beilen Lücken beibringen könne, wenn die Lanzen zersplittert waren.

Da beide, Matschko und Sbyschko, nun wirklich große Erfahrungen in dieser Beziehung besaßen, so hörte man mit Aufmerksamkeit ihre Belehrungen, umsomehr, da man allgemein überzeugt war, daß der zu erwartende Krieg kein leichter sei, daß es gelten werde, sich mit den vorzüglichsten Rittern und Kämpen aller Länder zu messen, und das nicht nur beim vergnüglichen Spiele, sondern im Ernst, auf Leben und Tod, auf Sein oder Nichtsein! So sagten sich auch die Bischöfe: „Wenn es denn sein muß, so sei es! — wir oder sie!“

Alle diese Vorbereitungen konnten einem Geschlecht mit so ausgeprägtem Vorgefühl künftiger Größe durchaus nicht bange machen, im Gegenteil! Der Mut und die Kriegslust wuchsen von Tag zu Tag. Es betrieb die Vorbereitungen ohne Prahlerei, ohne viel Lärm, mit einer gewissen zielbewußten

Sammlung, mit einem Ernst und einer Todesverachtung ohne Gleichen.

„Wir oder sie!" war die Losung.

Unterdessen verstrich die Zeit. Die Vorbereitungen waren beendet, man begann ungeduldig zu werden, die Kriegserklärung ließ noch auf sich warten. Man sprach viel von Zerwürfnissen zwischen dem König Wladislaus und dem Orden, — auch von den Dobrschyner Gütern, obgleich diese schon seit Jahren dem Orden zurückgegeben waren, von Grenzstreitigkeiten und einem gewissen Orte Dresdenko,*) dessen Name den meisten unbekannt war, auf welchen sich beide Parteien stützten, aber zum Kriege kam es nicht. Man begann zu zweifeln, ob es überhaupt jemals zu einem großen Kriege kommen würde, denn Zänkereien und Streitigkeiten hatte es immer gegeben, und immer waren dieselben entweder durch Vereinbarungen auf den dieserhalb veranstalteten Zusammenkünften, oder durch dazu bestimmte Gesandtschaften beigelegt worden. Auch jetzt hatte sich die Nachricht verbreitet, daß kreuzritterliche Gesandte nach Krakau gekommen und polnische von dort nach Marienburg gegangen seien. Es hieß, die Könige von Böhmen und Ungarn hätten ihre Vermittelung angeboten und der Papst selbst wünsche einen friedlichen Ausgleich der schwebenden Angelegenheiten. Fern von Krakau konnte man jedoch Genaueres nicht erfahren, so kam es denn, daß verschiedene, oft seltsame, völlig unglaubliche Gerüchte auftauchten und williges Gehör fanden. Aber alles das kündete eher den Frieden, als den Krieg an.

Endlich wußte auch Matschko nicht mehr, was er über diesen Stand der Dinge denken sollte. Auch er erinnerte sich, wie oft ein drohender Krieg durch zustandegekommene Verträge abgewendet worden war. Er beschloß daher, nach Krakau zu reisen, um etwas Sicheres und Bestimmtes über das, was dort vorging, zu erfahren. Sein Aufenthalt in der Hauptstadt währte nicht allzulange; noch vor Ablauf der sechsten Woche kehrte der alte Ritter mit fröhlich dreinschauenden Augen und heiterer Laune zurück, und als am nächsten Sonntag wie gewöhnlich in Krscheschnia ein Kreis Neugieriger den Edelmann umringte, beantwortete er die zahllosen auf ihn einstürmenden Fragen mit der Gegenfrage:

„Habt Ihr Eure Pfeile, Speere und Beile geschärft und in Ordnung?"

---

*) Dresdenko identisch mit dem westpr. Ort Briesen.

„Warum? Schnell! Bei den Wunden Christi! Was für Neuigkeiten bringt Ihr? Wen habt Ihr gesehen?“ rief es von allen Seiten.

„Wen ich gesehen habe, wollt Ihr wissen? — Nun, den Ritter Syndram von Maschkowiz! Und welche Neuigkeiten ich bringe? Hört! Wir werden bald die Pferde satteln müssen!“

„Um Gotteswillen! Wieso? Sprecht doch!“

„Habt Ihr unterdessen schon etwas über Dresdenko gehört?“ frug Matschko.

„Freilich, wir haben davon gehört. Der Ort soll ein Schlößchen sein, wie viele andere auch, — nicht größer als etwa Euer Bogdaniez.“

„Und Ihr meint, er sei kein würdiger Kriegsgegenstand. Wie?“

„Das meinen wir. Es gab schon größere Dinge, um die man sich stritt, und doch hat immer aller Streit ein friedliches Ende genommen.“

„Wollt Ihr wissen, welche Geschichte mir Syndram von Maschkowiz von Dresdenko erzählt hat?“ frug Matschko wieder.

„Sprecht doch, schneller, kommt zur Sache, denn unsere Schöpfe dampfen vor Neugier.“

„Also, Syndram sprach: „Ein Blinder ging des Weges und strauchelte. Er fiel über einen Stein und — er war gefallen, weil er blind war. Der Stein war die Ursache seines Falles. So ein Stein ist auch Dresdenko.“

„Wieso? Der Orden steht doch noch auf festen Füßen,“ entgegneten mehrere der Anwesenden.

„Ihr versteht das nicht? So muß ich Euch die Sache anders erklären,“ sagte Matschko. „Wenn ein Gefäß zu voll gegossen ist, dann genügt ein einziger Tropfen, um es überfließen zu lassen.“

Da befiel eine große Begeisterung die versammelten Ritter, sodaß Matschko sie besänftigen mußte, denn sie wollten gleich auf die Pferde steigen und nach Sieradz reiten.

„Haltet Euch bereit,“ sprach er zu ihnen, „aber wartet geduldig bis man Euch ruft. Wenn es los geht, wird man uns hier nicht vergessen.“

So befolgten sie seinen Rat; sie hielten sich bereit, aber sie mußten lange warten; so lange, daß etliche wieder von Zweifel befallen wurden. Nur Matschko zweifelte nicht mehr; denn so, wie das Kommen der Zugvögel den Frühling kündete, so verstand er aus mancherlei Anzeichen zu schließen, daß der Krieg nahe, — der so lange herbeigewünschte große Krieg.

Eines dieser Anzeichen war, daß der König große Jagdzüge in allen königlichen Wäldern anbefahl. Die ältesten Leute wußten sich nicht zu erinnern, solchen Jagden beigewohnt zu haben. Tausende von Köhlern, Ansiedlern und Waldleuten sammelten sich, das Wild zu jagen, große Herden Buckel- und Auerochsen, Hirsche, Wildschweine und ganze Mengen verschiedenes kleines Wild wurden getötet. In den Wäldern stiegen wochen-, monatelang dicke Rauchwolken auf, in denen gesalzenes Fleisch geräuchert wurde, welches aus den Wäldern an die Städte der Wojewodschaften, von dort an das große Vorratsmagazin in Plozk abgeliefert wurde. Das konnte doch nur geschehen, um Vorräte für ein großes Heer zu sammeln. Matschko wußte recht gut, was das zu bedeuten hatte, denn der Fürst Witold ließ vor jedem größeren Feldzuge solche Jagden abhalten. Aber es gab noch andere Anzeichen, die auf Krieg deuteten. Die Bauern flohen in großen Scharen vor der deutschen Herrschaft nach Masowien und dem Königreich herüber. In die Gegend von Bogdaniez kamen hauptsächlich Unterthanen deutscher Ritter aus Schlesien, aber man wußte, daß überall an der Grenze, besonders in Masowien das nämliche geschah. Der Böhme, der in Spychow die Wirtschaft führte, schickte mehrere aus Preußen entflohene Masuren nach Bogdaniez, welche baten, als Fußsoldaten an dem Kriege teilnehmen zu dürfen; sie wollten Rache an den ihnen verhaßten Kreuzrittern nehmen, für vieles Unrecht, das sie von ihnen erlitten. Die flüchtigen Masuren erzählten, daß ganze Dörfer an der Grenze in Preußen verödet und leer stehen, weil die Bauern mit Weibern und Kindern in die masowischen Fürstentümer gezogen wären. Die Kreuzritter hängen zwar jeden Flüchtling auf, dessen sie habhaft werden können, aber das unglückselige Volk lasse sich durch nichts mehr von der Flucht aus dem unerträglichen Joche der Kreuzritter abhalten. Etwas später wurde das Land von Bettlern überschwemmt, die alle von Danzig, Marienburg, Thorn, ja selbst von dem entfernten Königsberg und anderen preußischen Städten und Komtureien herüberkamen. Aber es waren nicht allein Bettler, sondern Kirchendiener, Orgelspieler, Kleriker, ja sogar Geistliche und verschiedene Klosterdiener, die im Königreich umherzogen, und man vermutete, daß sie es waren, die Kunde von allem ins Reich brachten, was in Preußen geschah, und über die Befestigung der Schlösser und Burgen, sowie über die Verteilung der Besatzungen, über die Kriegsvorbereitungen, über die Zahl der Söldlinge und der bei den Kreuzrittern

weilenden Gäste genaue Auskunft zu geben wußten. Es wurde auch erzählt, daß die Wojewoden in den verschiedenen Städten des Reiches und die Krakauer Ratsherren sich stundenlang mit solchen Erzählern einschlossen und alles aufschrieben, was sie erzählten. Einige der Flüchtlinge kehrten heimlich nach Preußen zurück und erschienen dann wieder im Reiche. Matschko wußte, daß in Krakau die Ratsherren und der König von jedem Schritt der Kreuzritter unterrichtet waren.

Ganz das Gegenteil war in Marienburg der Fall. Ein Geistlicher, dem es gelungen war, aus der Hauptstadt der Kreuzritter zu entkommen, hielt sich eine Zeitlang bei den Herren von Koniezpole auf; er erzählte ihnen, daß der Großmeister Ulrich und andere hochgestellte Kreuzritter sich gar nicht um das kümmerten, was in Polen vorging. Sie seien sicher, das ganze Reich mit einem Schlage ihrer Hand für alle Zeiten über den Haufen zu werfen und zu vernichten, daß auch nicht eine Spur mehr von ihm übrig bleibe. Der Geistliche wiederholte die eigenen Worte des Großmeisters, der gesagt haben sollte: „Laßt sie nur, je mehr ihrer kommen, desto billiger werden die Pelze in Preußen zu haben sein.“ Sie betrieben dort die Kriegsvorbereitungen mit einer Freude und Siegessicherheit, die an Sorglosigkeit grenzte, im Vertrauen auf die eigene Kraft und Größe, sowie auf die Hilfe, die sie mit Bestimmtheit von allen, selbst von den entferntesten Reichen erwarteten.

Aber trotz aller dieser kriegerischen Anzeichen, Vorbereitungen und Sorgen kam die Kriegserklärung nicht so bald, wie viele Leute es sich wünschten. Auch dem jungen Ritter von Bogdaniez wurde die Zeit schon lang. Es war alles wohl vorbereitet, seine Seele lechzte nach Ruhm und Kampf; deshalb wurde ihm jeder Tag der Erwartung zur Pein, und er machte dem Ohm oft genug Vorwürfe, gerade als ob Krieg oder Frieden von ihm abhängig wäre.

„Ihr habt den Krieg so sicher versprochen, und nun will er nicht kommen,“ sprach Sbyschko, „er will und will nicht kommen.“

Darauf antwortete Matschko:

„Du bist klug, aber nicht sehr klug! Siehst Du denn nicht, oder willst Du nicht wissen, was vorgeht?“

„Wie aber, wenn der König im letzten Augenblick sich besinnt und wieder zum Frieden neigt? Man sagt, der König sei ein Gegner des Krieges.“

„Das ist er, er will den Krieg auch nicht heraufbeschwören;

wer aber war es, der den Ausspruch that: „Ich müßte nicht ein König sein, wenn ich mir Dresdenko fortnehmen lassen sollte.“ Die Deutschen scheinen es schon als ihr Eigentum zu betrachten, denn sie haben sich dort festgesetzt und bewirtschaften das Gut als solches. Bah! der König zögert, Christenblut zu vergießen, aber die Herren Räte, die klug und sehr scharfsinnig sind, fühlen und kennen die Macht Polens, sie treiben den Orden in die Enge und — ich sage dir — wäre nicht Dresdenko der Zankapfel, der endlich zum Kriege führen muß, so würden sie etwas anderes finden.“

„Wie mir gesagt worden ist, hat schon der Großmeister Konrad sich Dresdenko zugeeignet, und der hat den König doch gefürchtet,“ sagte Sbyschko.

„Er hat ihn gefürchtet,“ entgegnete Matschko, „denn er hat früher als alle die anderen die große Macht Polens erkannt; trotzdem konnte er seine Ordenshabgier nicht zügeln. In Krakau erzählte man mir folgendes: Der alte Herr von Ost, der Besitzer von Dresdenko, huldigte zu jener Zeit, als die Kreuzritter Neumark*) in Besitz genommen hatten, dem Könige von Polen; da die Güter von jeher zu Polen gehörten, wollte er auch ferner dem Königreich einverleibt bleiben. Darauf haben ihn später die Kreuzritter nach Marienburg eingeladen, ihn mit Wein betrunken gemacht und ihm dann die schriftliche Verschreibung abgelockt. Da riß dem Könige die Geduld.“

„Das glaube ich; sie konnte ihm auch reißen!“ rief Sbyschko.

Doch Matschko erwiderte:

„Es ist schon so, wie Syndram von Maschkowiz sagte: Dresdenko wird der Stein, über welchen der Blinde stolpert.“

„Wenn nun aber der Orden die Herrschaft Dresdenko abgiebt?“

„Dann wird sich ein anderer Stein des Anstoßes finden. Aber sei unbesorgt. Ein Kreuzritter giebt nichts mehr heraus, was er einmal verschlungen hat; es sei denn, daß man ihm den Bauch aufschlitzt, was, so Gott will, bald geschehen soll.“

„Nein! das thut er nicht,“ rief Sbyschko getröstet. „Konrad von Jungingen hätte es vielleicht gethan — Ulrich niemals. Er ist ein echter, rechter Ritter, auf dessen Ehre nicht der leiseste Flecken ruht, aber er ist ein furchtbarer Hitzkopf.“

So tauschten die beiden Ritter ihre Meinung aus, indessen die Ereignisse im Reiche aufeinanderplatzten wie Steine, welche

---

*) Neumark, Ort in Westpreußen.

auf hohem Bergpfade vom Fuße des Wanderers ins Rollen gebracht, mit immer größerer Geschwindigkeit dem Abgrunde zupoltern.

Im ganzen Reiche verbreitete sich plötzlich die Nachricht, die Kreuzritter hätten das altpolnische, den Johannitern überlassene Santok überfallen und geraubt. Der neue Großmeister Ulrich hatte, als die Glückwunschdeputation des Königs von Polen in Marienburg ankam, um ihm die Glückwünsche ihres Königs zum Antritt seiner Regierung zu überbringen, absichtlich die Hauptstadt verlassen; er hatte zudem vom ersten Augenblick seines Regierungsantrittes an verfügt, daß im Verkehr mit den Polen als Umgangssprache nicht mehr wie bisher die lateinische, sondern die deutsche Sprache Anwendung finden sollte; — er wollte ihnen zeigen, wer er sei. Die Krakauer Ratsherren, die im stillen zum Kriege drängten, verstanden sehr gut, was das bedeuten sollte. Ulrich von Jungingen drängte auch zum Kriege, aber nicht im stillen, sondern geräuschvoll, sehr geräuschvoll, und nicht das allein, blindlings und mit einer Frechheit, wie kein Großmeister vor ihm, selbst nicht zu einer Zeit, wo Polen noch kleiner und schwächer war als jetzt, während der Orden in seiner größten Macht gestrahlt hatte.

Einige der verständigeren Großwürdenträger des Ordens, welche die Lage der Dinge richtiger und weniger parteiisch beurteilten als Ulrich, und mit Witold bekannt waren, bemühten sich, den Großfürsten für sich zu gewinnen, indem sie ihm schmeichelten und ihn mit Geschenken überschütteten, die von so unschätzbarem Werte und so zahlreich waren, daß sie nur mit denjenigen verglichen werden konnten, welche zu manchen Zeiten den römischen Kaisern auf den Altaren ihrer Heiligtümer dargebracht wurden. „Es giebt nur zwei Wohlthäter des Ordens," sprachen die Gesandten der Kreuzritter unter demutsvollen Verbeugungen zu dem Statthalter Jagiellos, „und diese sind — zuerst Gott, dann der Fürst Witold. Daher wird uns jeder Wunsch des Fürsten, jedes seiner an die Kreuzritter gerichteten Worte heilig sein." Und nun baten sie um seine Vermittelung in der Angelegenheit von Dresdenko, und dachten dabei, daß die Vermittelung Witolds in seiner Eigenschaft als Vasall des Königs diesen beleidigen und das gute Einvernehmen zwischen den beiden Vettern stören mußte, wenn Witold, wie nicht anders möglich, seinem königlichen Oberherrn Vorschriften zu machen hätte. Es genügte schon, wenigstens für eine kurze Zeit, dieses Einvernehmen zu stören, wenn es nicht gar zum dauernden Un-

frieden führte. Da aber die Ratsherren von Krakau von allem genau unterrichtet waren, was man in Marienburg that und zu thun beabsichtigte, so wählte der König ebenfalls den Fürsten zum Vermittler.

Der Orden hatte die Wahl dieses Vermittlers zu bereuen. Die Würdenträger des Ordens, die da geglaubt hatten, den Großfürsten zur Genüge zu kennen, kannten ihn doch nicht vollständig, denn Witold sprach den Gegenstand des Streites, die Herrschaft Dresdenko, nicht nur den Polen zu, sondern er schürte in der Voraussicht dessen, was nun folgen mußte, in der Smudz einen neuen Aufstand, zeigte dem Orden ein strenges Gesicht und begann seine Streitkräfte zu sammeln, unterstützt durch Sendungen an Leuten, Waffen und Getreide von den fruchtbaren Gefilden des polnischen Reiches.

Nach diesem Ereignis wußten alle bis in die entferntesten Winkel des Reiches, daß die entscheidende Stunde schlagen mußte — und sie hatte geschlagen!

Eines Tages saßen in Bogdaniez der alte Matschko, Sbyschko und Jagienka vor dem Thore der Burg, um die Wärme und den herrlichen Tag zu genießen, als plötzlich auf schaumbedecktem Rosse ein Unbekannter dahergesprengt kam, und mit dem Rufe: „Witschi! Witschi!“ den Rittern etwas vor die Füße warf, das aussah, wie ein aus Schilf und Weidenruten geflochtener Kranz. Gleich darauf war der Reiter wieder davongejagt.

Die Ritter von Bogdaniez sprangen von ihren Sitzen auf. Eine tiefe Rührung bemächtigte sich ihrer. Das Gesicht Matschkos legte sich in ernste, feierliche Falten, Sbyschko rannte davon, um einen Knecht mit dem Weidenrutenkranz weiter zu schicken, und kehrte dann mit blitzenden Augen zurück.

„Krieg!“ rief er. „Endlich hat uns Gott den Krieg gegeben! Krieg!“

„Und was für einen Krieg!“ sprach der alte Matschko. „Einen Krieg, wie ihn bisher keiner erlebt hat.“

Darauf rief er mit lauter Stimme das Gesinde herbei, welches in wenigen Augenblicken um die Herrschaft versammelt war.

„Stoßt oben auf dem Wachtturm nach allen vier Windrichtungen hin in die Hörner,“ befahl er. „Andere sollen in die Dörfer laufen, die Schulzen zusammenrufen, die Pferde aus den Ställen führen, die Wägen einspannen! Auf! Schnell, was das Zeug hält!“

Und ehe noch die Stimme des alten Ritters ganz verhallt war, stoben die Knechte schon nach allen Seiten hin auseinander, die Befehle auszuführen, was nicht schwer war, da längst schon alles bereit stand, die Menschen, Pferde, Wagen, Waffen und Rüstungen, die Vorräte — kurz alles, — man brauchte nur aufzusitzen und davon zu reiten!

Da wandte sich Sbyschko mit der Frage an den Ohm:

„Wollt Ihr nicht lieber daheim bleiben?“

„Ich?“ rief der alte Ritter entrüstet. „Was fällt Dir nur ein?“

„Nach dem Gesetz dürft Ihr das unbeschadet Eurer Ehre. Ihr seid ein Mann in Jahren,“ sprach Sbyschko, „und Jagienka und die Kinder hätten doch einen Beschützer.“

„Nun höre einer! Habe ich darum bis zum Greisenalter auf diese Stunde gewartet, damit ich jetzt als Hüter des Hauses zurückbleibe?“ rief Matschko.

Es genügte Sbyschko, die drohenden, zornfunkelnden Blicke des Ohm zu sehen, um zu wissen, daß ein Widerspruch oder selbst eine Bitte den Alten nicht anderen Sinnes machen würde. Ueberdies war er trotz der siebzig Jahre, die er zählte, gesund und kernig wie ein Eichenbaum, die Hände gingen leicht in den Gelenken und das Beil ächzte unter der Wucht seines Schlages. Zwar vermochte er nicht mehr wie früher in voller Rüstung ohne Hilfe des Bügels auf das Pferd zu springen, das konnten aber viele junge Ritter, namentlich die aus den Abendländern, auch nicht. Dagegen war Matschko in allen ritterlichen Künsten wohl geübt und besaß mehr Erfahrungen, wie die meisten seiner Zeitgenossen.

Jagienka schien sich auch vor dem Zurückbleiben allein nicht zu ängstigen, denn als sie die Worte ihres Gemahls vernahm, stand sie auf, küßte seine Hand und sprach:

„Sorge Dich nicht um mich, lieber Sbyschko, die Burg ist fest und sicher, Du weißt ja auch, daß ich nicht furchtsam bin, und daß weder die Armbrust, noch der Wurfspieß mir unbekannte Dinge sind. Ich verstehe gut mit diesen Waffen umzugehen, Du aber hast an anderes zu denken, wie an uns, in einer Zeit, da es gilt, den König und das Vaterland zu schützen. Ueber uns wird Gott gute Wacht halten.“

Plötzlich schwammen ihre Augen in Thränen, die bald in großen Tropfen an ihren schönen Wangen herunterrieselten. Sie wies auf das Häuflein Kinder, die neben ihr standen, und fuhr mit bewegter, von Thränen zitternder Stimme fort:

„Hej! Wenn diese Knirpse hier nicht wären, würde ich so lange auf den Knieen vor Dir liegen und Dich bitten, mich mitzunehmen, bis Du mich aufstehen und mit in den Krieg ziehen hießest!“

„Jagusch!“ rief Sbyschko, sie mit seinen Armen umschlingend.

Auch sie legte ihre Arme um seinen Hals, lehnte sich fest an seine Brust, und ihn mit aller Kraft an ihr Herz pressend, sprach sie: „Kehre nur Du mir zurück, mein goldener, mein einziger Herzliebster!“

„Und Du, danke Gott täglich dafür, daß er Dir solch ein Weib gab,“ setzte Matschko mit tiefer Stimme hinzu, der man die Rührung anhörte.

Eine Stunde später wurde auf dem Wachtturm die Fahne eingezogen, zum Zeichen, daß die Herrschaft nicht daheim sei. Sbyschko und Matschko hatten eingewilligt, daß Jagienka mit den Kindern sie nach Sieradz begleiten durfte. Nach einer zuvor eingenommenen reichlichen Mahlzeit waren die beiden Ritter mit ihr, den Männern und dem Wagenpark aufgebrochen und nach Sieradz zu abgereist.

Der Tag war hell und klar. Kein Lüftchen regte sich, die Bäume in den Wäldern standen regungslos da. Die Rinderherden auf den Feldern, den Brachäckern hielten auch Mittagsruhe; sie lagen bequem hingestreckt und kauten langsam und bedächtig wieder. Infolge der Trockenheit erhoben sich hier und da leichte Staubwölkchen, die, vom Sonnenlicht durchleuchtet, einen goldigen Schimmer hatten, während es über ihnen in der Luft wie kleine Funken flimmerte. Sbyschko zeigte seiner Gemahlin und den Kindern diese Funken, indem er sagte:

„Wißt Ihr, was über den Staubwolken so leuchtet? Es sind die Metallspitzen der Lanzen und Wurfspieße. Der Kriegsruf scheint schon weit in das Land gedrungen zu sein, denn von allen Seiten ziehen Bewaffnete herbei.“

So war es auch. Unweit hinter der Grenze von Bogdaniez trafen sie mit dem Bruder Jagienkas, dem jungen Jaschko von Sgorscheliz zusammen, der als reicher Grundbesitzer mit drei Lanzen und zwanzig Knechten in den Krieg zog.

Ein Stück weiter tauchte aus einer Staubwolke das bärtige Gesicht Tschtans von Rogowo auf, der zwar kein Freund der Ritter von Bogdaniez war, nichtsdestoweniger ihnen aber jetzt schon von weitem entgegenrief: „Auf, auf, zum Kampfe!“ Dabei nickte er ihnen freundschaftlich zu und trabte, ganz und gar in Staub gehüllt, mit seinen Leuten dahin. Sie begegneten auch

dem alten Wilk von Brschosowo, der mit in den Krieg zog, um den Tod des Sohnes zu rächen, obgleich ihm der Kopf schon etwas wackelte.

Und je mehr die Herrschaft von Bogdaniez sich Sieradz näherte, desto häufiger stiegen neue Staubwolken auf den Wegen auf, die in die große Landstraße mündeten, und als die Türme der Stadt in Sicht kamen, da wimmelte und wogte es wie in einem Bienenstock von Zuzüglern aller Art, die alle dem Sammelpunkte zustrebten. Als der alte Ritter Matschko dieses gesunde, kräftige, gegen Wind und Wetter abgehärtete Volk betrachtete, da schwoll sein Herz von frohem Kampfesmut, und Siegesgewißheit zog in seine Seele ein.

27. Kapitel.

Der Krieg war ausgebrochen. Endlich! Er war anfangs nicht reich an Ereignissen und für die Polen wenig ermutigend. Noch ehe die Polen alle ihre Streitkräfte beisammen hatten, war Bobrownik von den Kreuzrittern eingenommen und besetzt, Slotorya dem Erdboden gleichgemacht worden und die erst unlängst dem Orden abgenommenen Dobrschyner Güter wieder verloren. Da wurde durch die Vermittelung der Könige von Ungarn und Böhmen die Kriegsflamme noch einmal eine Zeitlang unterdrückt; ein Waffenstillstand trat ein, welcher zu Unterhandlungen benutzt wurde, bei welchen der König Wazlaw von Böhmen als Schiedsrichter zwischen den Polen und dem Orden fungierte.

Trotzdem wurde mit dem Zusammenziehen der Truppen fortgefahren, die Führer beider Kriegsparteien rückten einander näher und nahmen feste Stellungen ein, so lange der Winter und der Frühling währte, und als der von den Kreuzrittern bestochene König von Böhmen zu Gunsten des Ordens entschied, da loderte die Kriegsflamme von neuem empor.

Der Sommer war unterdessen herangekommen und mit ihm die Heerscharen Witolds unter seiner persönlichen Führung. Nach dem Ueberschreiten der Weichsel bei Tscherwinsk vereinigten sich beide Heere, das des Polenkönigs und dasjenige des Großfürsten Witold, mit den Fahnen der beiden masowischen Fürsten. Auf feindlicher Seite standen im Lager bei Schwetz hunderttausend behelmte und bepanzerte Deutsche. Der König wollte die Drewenz überschreiten und den kürzesten Weg nach

Marienburg einschlagen, doch da der Uebergang unmöglich war, so wandte er sich von Kauernick rückwärts nach Soldau und schlug nach der Zerstörung der Veste Gilgenburg daselbst sein Heerlager auf.

Sowohl der König, wie die polnischen und litauischen Großwürdenträger wußten, daß binnen kurzem eine entscheidende Schlacht stattfinden mußte, aber keiner dachte, daß dies schon so bald geschehen würde; einige Tage konnten immer noch vergehen, ehe die Sache zum Austrage kam. Man gab sich der Vermutung hin, daß der Großmeister, nachdem er dem feindlichen Heere den Weg verlegt, seinen Truppen ein wenig Ruhe gönnen werde, damit sie erfrischt und mit ungeschwächter Kraft zur Schlacht antreten konnten. Das königliche Heer hatte in Gilgenburg sein Nachtquartier aufgeschlagen.

Die Einnahme dieser Veste war ohne den Willen, ja sogar gegen den Befehl des Monarchen erfolgt. Nun, da die That vollbracht war, erfüllte ein frohes Hoffen die Herzen des Königs und des Fürsten Witold; die Veste war eine der stärksten, die dicken Mauern derselben waren ringsum von einem See umspült, die Besatzung eine starke. Die polnischen Ritter, die dem Heere ein Stück voraus waren, hatten sie sozusagen im Handumdrehen genommen. Sie waren so voll ungestümer Begeisterung zum Sturm geschritten, daß die Stadt und die Burg schon in Trümmern lag, als das Hauptkorps des Heeres herankam. Die wilden Krieger Witolds und die Tataren Saladins töteten nur noch die Reste der zwischen den Trümmerhaufen sich verzweifelt wehrenden Landsknechte. Der Brand dauerte nicht zu lange; er wurde von einem kurzen, aber heftigen Regenguß gelöscht.

Die ganze Nacht vom vierzehnten zum fünfzehnten Juli war seltsam wetterwendisch und stürmisch. Der Sturm jagte ein Gewitter nach dem anderen vorüber. Zuweilen flammte das ganze Firmament vom Leuchten der Blitze, vom Osten nach dem Westen hin rollten furchtbare Donner, und die vielen Schläge durchtränkten die Luft mit einem schwefligen Geruch. Dann wieder übertönte das Plätschern der Regengüsse alle anderen Geräusche, endlich zerstreute der Wind die Wolken, die Sterne kamen zum Vorschein — und die große, helle Mondscheibe. Erst nach Mitternacht legte sich das Unwetter so weit, daß man die Lagerfeuer anzünden konnte; im Handumdrehen leuchteten tausend und abertausend von Flammen in dem unendlich ausgedehnten polnisch-litauischen Lager. Die Krieger trockneten ihre durch-

näßten Kleider an den Feuern, während sie Soldatenlieder dazwischen sangen.

Der König wachte ebenfalls. Er saß, umgeben von seinen Räten, am Rande des Lagers in einem Hause, in welchem er vor dem Unwetter Schutz gefunden hatte, und ließ sich über die Einnahme von Gilgenburg Bericht erstatten. Da an dem Sturme auch die Sieradzer Fahne teilgenommen hatte, so war deren Führer, Herr Josef von Koniezpole, mit den anderen Heerführern zugleich vor den König und die königlichen Räte berufen worden, um sich zu verantworten, warum man ohne vorherigen Befehl zu der Erstürmung der Stadt geschritten und dieselbe nicht aufgegeben hatte, trotz dem Befehl, den der König durch seinen Leibknappen und mehrere Troßknechte, die gerade zur Hand waren, gesandt hatte.

Der Wojewode, der nicht sicher war, ob nicht ein Tadel oder gar eine Strafe ihn treffen würde, hatte mehrere der tapfersten und angesehensten Ritter mitgebracht, welche Zeugnis ablegen sollten, daß der Leibknappe mit der Botschaft des Königs erst in dem Augenblick zu ihnen gestoßen war, als sie die Mauern der Burg bereits erstürmt hatten und im heftigsten Kampfe mit der Besatzung begriffen waren. „Was die Erstürmung selbst betrifft,“ sprach der Herr von Koniezpole — „so kann man beim besten Willen nicht erst nach allem fragen, wenn das Lager eine Ausdehnung von mehreren Meilen hat.“ Da er mit dem Vortrab vorausgeschickt worden war, so hatte er es für seine Pflicht gehalten, alles aus dem Wege zu räumen, was den Marsch der Truppen aufhalten konnte, und den Feind anzugreifen, wo er ihn fand.

Nachdem der König den Bericht des Herrn von Koniezpole angehört, tadelte weder der Monarch noch Fürst Witold oder einer der Herren Räte den Wojewoden nebst seinen braven Sieradzern wegen seines Vorgehens, sondern sie lobten die Tapferkeit und Entschlossenheit, mit welcher der Sturm unternommen worden war.

Bei dieser Gelegenheit konnten Matschko und Sbyschko in Ruhe die größten und vornehmsten Häupter des Reiches betrachten, denn außer dem Könige und den beiden masowischen Fürsten befanden sich hier die beiden Führer der vereinigten Heerscharen, Großfürst Witold, der an der Spitze der Litauer, Smudzer, Reußen, Bessaraber, Walachen und Tataren stand — mit „der Sonne“ im Wappen, und der Schwertträger von Krakau, Syndram von Maschkowiz, der Hauptführer des pol-

nischen Heeres, welcher alle anderen an Kenntnis der Kriegsgesetze und Kriegskunst übertraf. Außer diesen beiden saßen noch unter den Räten des Königs andere große Kriegsherren und Staatsmänner, als da waren: der Burgvogt von Krakau, Krystin von Ostrowo, der Wojewode von Krakau, Jaschko von Tarnow, der Wojewode von Posen, Sendschiwoj von Ostrorog, ferner der Wojewode von Sandomir, Mikolaj von Michalowiz, dann der Probst von Sankt Florian, der gleichzeitig Unterkanzler war, Mikolaj Tromba, der Marschall des Reiches, Sbigniew von Brschest, Peter Schafraniez, der Unterkämmerer von Krakau, endlich der junge Siemowit, Sohn des Fürsten Siemowit auf Plozk, der einzige junge Mann unter den alten, der ein großer Kriegsheld zu werden versprach, und dessen Ansichten und Ratschläge der große König selbst hochschätzte.

In der geräumigen Nebenkammer harrten, um nötigenfalls mit Wort und That gleich bei der Hand zu sein, die größten und berühmtesten Ritter, deren Ruhm weit über die Grenzen des Polenreiches hinausreichte. Es befanden sich daselbst außer Sbyschko und Matschko — Sawischa Sulimtschyk der Schwarze, sein Bruder Farurej, Skarbek Abdank von Gora, Dobko von Oleschniza, der seinerzeit zwölf deutsche Ritter auf einem Turniere in Thorn aus dem Sattel gehoben, der riesenhafte Paschko Slodschiej von Biskupiz, Powala von Tatschew, der den beiden Rittern von Bogdaniez ein wohlwollender Freund war, ferner Krschan von Kosiglow, Marzin von Wrotschimowiz der Reichsfahnenträger, Florian Jelitschyk von Korytniza, der im Einzelkampf schreckliche Lis von Targowisko und Staschko von Charbimowiz, der in voller Rüstung über zwei Pferde sprang.

Außerdem befanden sich noch viele andere berühmte Ritter daselbst, welche Fähnriche genannt wurden, weil sie immer in den ersten Reihen fochten; diese entstammten den besten Adelsgeschlechtern der verschiedenen Landesteile, besonders aber Masowiens. Die Bekannten, unter ihnen vor allen anderen Powala von Tatschew, begrüßten die Ritter Matschko und Sbyschko von Bogdaniez mit freudestrahlenden Gesichtern und begannen mit ihnen sogleich eine Unterhaltung über frühere Zeiten und gemeinschaftliche Erlebnisse.

„Hej!“ sprach der Herr von Tatschew zu Sbyschko. „Du hast eine große Abrechnung mit den Kreuzrittern zu halten; ich denke, Du wirst jetzt Gelegenheit finden, sie für alle Zeiten auszuzahlen.“

„Das will ich," antwortete Sbyschko, „sei es auch mit Blut. Ich glaube, ein jeder von uns hat eine Rechnung mit ihnen auszugleichen."

„Weißt Du schon, daß Kuno von Lichtenstein zur Würde eines Großkomturs emporgestiegen ist?" frug Paschko Slodschiej von Biskupiz.

„Ich weiß, auch der Ohm weiß es."

„Gott helfe mir, daß ich ihn finde," warf Matschko ein, „denn ich habe noch eine besondere Abrechnung mit ihm."

„Bah! Wir haben ihm ja auch Forderungen zugeschickt," versetzte Herr Powala, „er hat sie alle abgelehnt, angeblich, weil sein Amt es nicht zuläßt, sich zu schlagen. Nun, jetzt wird er es ja dürfen."

Darauf sprach Sawischa mit der an ihm stets gewohnten Würde: „Er wird demjenigen von uns zum Opfer fallen, dem Gott das Richteramt über ihn bestimmt hat."

Sbyschko aber ergriff die Gelegenheit, die sich ihm bot, mit schnellem Entschluß; er stellte die Angelegenheit des Ohms vor die Entscheidung Sawischas, indem er ihn fragte, ob der Ohm sein Gelübde nicht schon erfüllt habe, nachdem er sich mit einem Verwandten Lichtensteins, der für den Großmeister eingetreten sei, geschlagen und ihn getötet habe. Die anwesenden Ritter erklärten insgesamt das Gelübde als erfüllt. Nur der in seine Rache verbissene Matschko meinte, „daß er der ewigen Seligkeit wohl sicherer wäre, wenn er den Ritter Kuno selbst mit seinem Schwert getötet hätte," obgleich er sich des Urteils der Ritter freute.

Die Unterhaltung begann sich nun der Einnahme Gilgenburgs zuzuwenden. Man tauschte auch seine Meinungen über die nahe bevorstehende Schlacht aus. Das Zusammentreffen mit dem Feinde mußte in den nächsten Tagen stattfinden; es blieb dem Großmeister nichts anderes übrig, als den vereinigten Truppen den Weg nach Marienburg zu verlegen.

Man zerbrach sich eben den Kopf darüber, wie viele Tage noch zwischen dem Heute und der Entscheidungsschlacht liegen konnten, als sich der Gruppe ein hoher, hagerer Ritter näherte, der ein Wams von rotem Tuch und eine ebensolche Mütze auf dem Kopfe trug. Er breitete seine Arme aus und sprach mit milder, frauenhafter Stimme:

„Gott grüße Dich, Ritter Sbyschko von Bogdaniez!"

„De Lorche!" rief Sbyschko freudestrahlend. „Du hier?"

Die Ritter umarmten sich, denn einer hatte den anderen

in liebevoller, dankbarer Erinnerung, und nachdem sie sich herzlich geküßt hatten, frug Sbyschko hocherfreut:

„Du bist also hier? Und als unser Partisan?"

„Ja," antwortete de Lorche. „Es mag wohl manch ein Ritter aus Geldern drüben auf jener Seite kämpfen; ich aber bin meinem Herrn, dem Fürsten Janusch, als Besitzer von Dlugolas dienstpflichtig."

„Wie?" rief Sbyschko erstaunt. „Du bist also der Nachfolger des alten Ritters von Dlugolas geworden?"

„Das bin ich. Nach dem Tode des alten Mikolaj und seines Sohnes, der bei Bobrownik gefallen ist, fiel die Herrschaft Dlugolas der schönen Jagienka, seiner Tochter zu, die seit fünf Jahren mein liebes Ehegespons und meine Herrin ist."

„Bei Gott!" rief Sbyschko, „Du mußt mir erzählen, wie das gekommen ist."

Aber de Lorche, welcher jetzt den Ritter Matschko begrüßte, sagte zu diesem:

„Euer früherer Knappe Hlawa hat mir gesagt, daß ich Euch hier finden würde; er wartet jetzt auf unsere Ankunft und überwacht die Zubereitung des Nachtmahles. Es ist zwar weit bis zu meinem Quartier am anderen Ende des Lagers, aber zu Pferde kommt man schnell hin. Kommt mit mir."

Und zu Powala von Tatschew, den er schon früher in Plozk kennen gelernt hatte, gewendet, setzte er hinzu:

„Und Ihr, edler Herr! Es würde mir zur besonderen Ehre gereichen und mich sehr beglücken, Euch als Gast bei mir zu sehen."

„Gut!" antwortete Powala. „Mir wird es sehr angenehm sein, mit Bekannten etwas zu schwatzen. Wir können auf dem Wege zu Eurem Quartier gleich das Lager inspizieren."

Die vier Ritter gingen hinaus, um die Pferde zu besteigen und fortzureiten, doch zuvor legte ein Diener de Lorches jedem der Ritter einen Regenmantel um die Schulter, die er zu diesem Zweck mitgebracht zu haben schien. Als er sich Sbyschko mit dem Mantel näherte, küßte er die Hand des jungen Ritters und sagte:

„Ehre und Ruhm Euch, Herr! Ich bin Euer ehemaliger Diener, nur daß Ihr mich in der Finsternis nicht zu erkennen vermöget. Erinnert Ihr Euch noch des Sanderus?"

„Wahrhaftig!" rief Sbyschko.

Und in diesem Augenblick stand plötzlich wieder die ganze traurige Vergangenheit, mit all ihren Schmerzen und ihrem

Elend vor ihm, wie einige Wochen früher nach der Vereinigung des königlichen Heeres mit den Fahnen der beiden masowischen Fürsten, als er nach langer Zeit seinen treuen Knappen Hlawa wiedergesehen hatte.

„Sanderus!“ sprach er. „Hej! Ich erinnere mich sehr gut an die vergangene Zeit und an Dich! Was hast Du seitdem getrieben und wo warst Du überall? Handelst Du nicht mehr mit Reliquien?“

„Nein, Herr! Bis zum vorigen Frühjahr war ich Küster an der Kirche in Dlugolas,“ antwortete Sanderus. „Da aber mein verstorbener Vater auch das Kriegshandwerk betrieben hat, so wurde ich bei Ausbruch des Krieges der Hantierung mit dem Kupfer in den Kirchenglocken überdrüssig, mich befiel die Lust, auch einmal mit Eisen und Stahl zu hantieren.“

„Ei, was höre ich!“ entgegnete Sbyschko, der sich die Figur des Sanderus gar nicht mit dem Schwert, dem Speer oder dem Beil in der Hand vorstellen konnte.

Jener aber sprach, während er seinem früheren Herrn den Steigbügel hielt:

„Es mag etwa ein Jahr her sein, da mußte ich auf den Befehl des Bischofs von Plozk in das Preußenland gehen; ich habe damals einen wichtigen Dienst geleistet, aber das erzähle ich später — jetzt bitte ich Ew. Hoheit, das Pferd zu besteigen, da jener böhmische Graf, den Ihr Hlawa nennt, in den Zelten meines Herrn mit dem Nachtmahle auf Euch wartet.“

Sbyschko lenkte sein Roß an die Seite de Lorches, um bequem mit ihm reden zu können, denn er war sehr neugierig auf das, was der Ritter ihm zu erzählen hatte.

„Ich freue mich unmenschlich, daß Du an unserer Seite kämpfst,“ begann er; „aber ich wundere mich darüber, da Du doch bei den Kreuzrittern in Sold standest.“

„Du irrst!“ antwortete de Lorche. „Diejenigen, welche Sold von ihnen nehmen, dienen ihnen auch jetzt noch, — ich nahm nie Sold von ihnen. Ich kam zu jener Zeit nur darum zu den Kreuzrittern, um Abenteuer zu suchen und mir den Rittergurt zu holen, den ich, wie Dir ja bekannt ist, auch aus der Hand des masowischen Fürsten empfing. Nachdem ich lange Jahre in diesen Ländern des Ostens gelebt, lernte ich endlich erkennen, auf welcher Seite das Recht, auf welcher das Unrecht ist, und da ich mich noch dazu in Masowien vermählte und ansässig gemacht, wie hätte ich da das Schwert gegen Euch zu ziehen vermocht! Ich gehöre nun zu Euch; das siehst Du am

besten daran, daß ich Eure Sprache so gut erlernt habe, daß mir meine Muttersprache nicht mehr so geläufig ist wie früher."

„Und Deine Güter in Geldern? Was ist aus ihnen geworden? Denn, wie ich hörte, bist Du ein Verwandter des dortigen Herrscherhauses und Besitzer vieler Schlösser und Dörfer."

„Ich habe meine Herrschaft in der Grafschaft Geldern meinem Vetter Fulkon de Lorche abgetreten. Er hat mich ausgezahlt. Vor fünf Jahren war ich in der Heimat; ich habe von dort große Reichtümer mitgebracht, die ich zum Ankauf großer Güter in Masowien benutzte."

„Wie ist es denn gekommen, daß Du Dich mit Jagienka von Dlugolas vermählt hast?" frug Sbyschko.

„Ach!" antwortete de Lorche. „Wer vermöchte wohl ein Weib zu verstehen und ihre Gedanken zu erraten? Sie hat mich immer genarrt, so lange, bis ich überdrüssig, nur die Zielscheibe ihres Witzes und ihrer Neckereien zu sein, ihr eines Tages erklärte, nach Asien gehen zu wollen, um meinen Kummer dort zu vergessen und nie mehr wieder zu kehren. Da fing sie plötzlich zu weinen an und sagte: „Dann werde ich eine Nonne!" Ich konnte mir nicht helfen, ich fiel ihr zu Füßen, dankte ihr für diese Worte, und zwei Wochen später segnete der Bischof von Plozk unsere Ehe in der Kathedrale ein."

„Habt Ihr Kinder?" frug Sbyschko wieder.

„Jagienka will nach dem Kriege zum Grabe Eurer Königin Hedwig wallfahrten und sie um den Kindersegen bitten," antwortete de Lorche mit einem tiefen Seufzer.

„Das ist gut," sagte Sbyschko. „Man sagt, es sei das Beste, was man in dieser Angelegenheit thun könne. Es giebt keine bessere Fürsprecherin als unsere heilige Königin. Die Entscheidungsschlacht muß in diesen Tagen fallen, dann wird Friede."

„Das wollen wir hoffen!"

„Werden denn aber die Kreuzritter Dich nicht als einen Verräter betrachten?"

„Nein!" sagte de Lorche. „Du weißt, daß ich meine Ritterehre sehr hoch halte. Der Bischof von Plozk sandte vor längerer Zeit den Sanderus mit Aufträgen nach Marienburg. Diese Gelegenheit benutzte ich, ein Schreiben an den Großmeister Ulrich mitzusenden. In dem Schreiben kündigte ich ihm meine Freundschaft und führte ausführlich die Gründe an, welche mich bestimmt haben, zu Euch zu halten."

„Ha! Sanderus!" rief Sbyschko. „Er sagte mir vorhin,

er habe sich an dem Grünspan auf den Kirchenglocken von Dlugolas so überdrüssig gesehen, daß er seinen Anblick mit dem des Eisens und des Stahles vertauschte. Ich wundere mich darüber, denn er besaß früher doch nur ein Hasenherz."

De Lorche lachte, als er entgegnete:

„Sanderus hat mit Stahl und Eisen gerade so viel zu thun, daß er mir und meinem Knappen die Bärte abnimmt, wenn es not thut."

„So also?" sagte Sbyschko fröhlich.

Darauf verstummten beide ein Weilchen, dann blickte de Lorche hinauf nach dem Himmel und nahm das Gespräch wieder auf:

„Ich lud Euch zum Nachtmahl, aber mir scheint, daß aus dem Nachtmahle ein Morgenmahl werden wird."

„Der Mond steht noch am Himmel," versetzte Sbyschko. „Reiten wir zu!"

Sie beeilten sich, die beiden Ritter Matschko und Powala einzuholen, dann ritten sie zu Vieren die breite Lagerstraße dahin, welche auf Befehl der Oberfeldherren immer ausgesteckt und zwischen den Zelten und Wagen frei gehalten werden mußte. Um zu den am anderen Ende des Lagers liegenden masowischen Fahnen zu gelangen, mußte sie ihrer ganzen Länge nach passiert werden.

„So lange Polen existiert," bemerkte der alte Matschko, „hat es ein solches Heer nicht gesehen, denn die Männer aus allen Teilen des Reiches sind hier versammelt."

„Kein anderer König wäre auch imstande, ein solches Heer aufzuweisen," versetzte de Lorche, „denn Keiner gebietet über ein so ausgedehntes Reich."

Der alte Ritter wandte sich wieder dem Herrn Powala von Tatschew zu.

„Wieviel Fahnen sagtet Ihr, Herr, seien mit dem Fürsten Witold zu unseren Truppen gestoßen?" frug er.

„Vierzig," antwortete der Herr von Tatschew. „Unsere polnischen Truppen samt den masowischen zählen fünfzig Fahnen; sie sind aber nicht so stark an Zahl, wie jene, weil bei Witold zuweilen ein paar tausend Mann bei einer Truppengattung dienen. Ha! Wir haben gehört, der Großmeister hätte gesagt, sie wären Gesindel, welches tapferer mit dem Löffel dreinzuhauen verstehe, wie mit dem Schwert. Aber er wird sich getäuscht finden; ich denke, die litauischen Wurfspieße werden vom Blute der Kreuzritter triefen und sich rot färben."

„Was sind das für Truppen, zwischen welchen wir jetzt vorbeireiten?“ frug Herr de Lorche.

„Es sind Tataren, die der Vasall des Fürsten Witold, Saladin, hergeführt hat.“

„Taugen sie im Kampfe etwas?“

„Litauen versteht mit ihnen zu kämpfen und sie zu bekriegen; es hat einen großen Strich Land dort erobert, darum mußten die Tataren mit hierher ziehen. Die abendländischen Ritter aber werden mit ihnen schwer fertig; sie sind als Verfolger mehr zu fürchten, wie als Angreifer.“

„Betrachten wir sie einmal näher,“ sprach de Lorche.

Die Ritter näherten sich den Lagerfeuern, um welche Männer mit ganz nackten Armen geschart lagen, die trotz der sommerlichen Jahreszeit ärmellose Wämser von Schaffellen, mit der Wolle nach oben gekehrt, trugen. Der größte Teil schlief auf der blanken Erde oder auf Strohlagern, die von der aufgesogenen Feuchtigkeit dampften. Viele aber saßen auch zusammengekauert um die brennenden Holzstöße und einzelne suchten sich die Nachtzeit dadurch zu verkürzen, daß sie mit näselnder Stimme wildklingende Lieder sangen und mit dürren Pferdeknochen den Takt dazu schlugen, was ein seltsam widerliches Geräusch verursachte. Andere trommelten auf kleinen Trommeln oder klimperten auf den festgespannten Sehnen ihrer Armbrustbogen. Noch andere verschlangen frisch vom Feuer genommene, noch dampfende, blutigrote Stücke Fleisch, die sie mit ihren wulstigen Lippen anbliesen, um sie eher abzukühlen. Die Krieger sahen im allgemeinen wild und schreckenerregend aus, so daß man sie eher für Waldungeheuer als für Menschen halten konnte. Der Rauch der Lagerfeuer biß in die Augen, denn er war von dem Dampf des Pferde- und Hammelfetts durchzogen, das an den Feuern gebraten wurde; dazu roch es ringsumher nach verbrannten Roßhaaren, angesengten Fellen, nach frisch abgezogenen Tieren und frischem Blut. Später zog ihnen von der anderen in Finsterniß getauchten Seite des Lagers der Geruch von Pferdedung und den Ausdünstungen der Tiere in die Nase. Die Klepper, von denen einige Hundert für den sofortigen Gebrauch in der Nähe gehalten wurden, fingen an, sich gegenseitig zu beißen, nachdem sie alle Gräser zu ihren Füßen abgebissen hatten, dabei quiekten und schnarchten sie schrecklich. Die Pferdejungen brachten die Tiere mit Peitschenhieben auseinander, wozu sie starke, aus Riemen geflochtene Peitschen benutzten.

Es war gefährlich, sich vereinzelt unter diese Wilden zu begeben, denn sie waren unerhört habgierig und räuberisch. Dicht hinter ihnen lagen die nicht weniger wilden Scharen der Bessaraber mit dem Hörnerschmuck auf den Köpfen, die langhaarigen Walachen, die statt der Panzer buntbemalte Holzbretter auf Brust und Rücken trugen, deren Oberfläche die Bilder blutsaugender Vampyre und Menschen- oder Tiergerippe aufwiesen. Weiterhin lag, in tiefen Schlaf versunken, die Heeresabteilung der Serben, in deren Lager es tagsüber, wenn Rast gehalten wurde, von Musik schwirrte und in allen Tonarten summte, so viele Flöten, Guitarren, Mundharmonikas und allerhand andere Instrumente befanden sich daselbst.

Beim Scheine der Feuer und des Vollmondes, der zwischen den vom Sturme zerrissenen und umhergejagten Wolkenfetzen hindurch sein helles Licht auf die Erde warf, betrachteten die Ritter die verschiedenen Lagerabteilungen. Hinter oder vielmehr dicht neben den Serben lagen die unglückseligen Smudzer. Die Deutschen hatten das Blut dieser Unglücklichen so oft in Strömen vergossen; dennoch folgten sie jedem Rufe des Fürsten Witold zu neuen Kämpfen. So waren sie auch jetzt wieder zugegen im Vorgefühl des nahen Endes ihres Elends und ihrer Qual, beseelt von dem Geiste Skirwoillos, dessen Name allein hinreichte, die Deutschen mit Wut und Grauen zu erfüllen. Die Lagerfeuer der Smudzer stießen direkt an diejenigen der Litauer; waren doch beide Völker eines Stammes und einer Zunge.

Beim Eintritt in die vereinigten Litauer Lager wurde den Rittern ein düsterer Anblick. An einem von unbehauenen Hölzern aufgerichteten Galgen hingen zwei Menschenleiber, die der Wind so heftig hin- und herschwenkte, warf und drehte, daß die Balken des Galgens in ihren Fugen ängstlich knarrten. Die Pferde scheuten bei diesem Anblick und setzten sich einen Augenblick auf die Hinterbeine; die Ritter bekreuzten sich fromm, und als sie vorüber geritten waren, sprach der Ritter Powala:

„Der Fürst Witold war beim Könige, und auch ich befand mich im Gefolge des Monarchen, als man diese beiden Schuldigen angeführt brachte. Es waren schon früher zuweilen Klagen von unseren Bischöfen und Herren eingelaufen, welche alle dahin lauteten, daß die Litauer in zu grausamer Weise Krieg führen, so daß sogar die Kirchen nicht geschont wurden. Als man nun diese beiden Missethäter brachte und es sich erwies, daß die Unseligen das heilige Sakrament beschimpft hatten, da geriet der Fürst in eine solche Wut, daß er schrecklich anzusehen war, —

und er befahl ihnen, sich sofort aufzuhängen. Die Aermsten mußten also selbst den Galgen zimmern, an dem sie sich nachher selbst erhängten, indem einer immer den anderen dazu antrieb: „Schnell, nur schnell! Damit der Fürst nicht noch zorniger wird!“ Eine große Angst befiel die Tataren und Litauer, als sie das sahen, denn sie fürchten den Tod weniger, als den Zorn des Fürsten.“

„Bah!“ sagte Sbyschko. „Jetzt kann ich mir auch etwas erklären. Ich erinnere mich, daß zu jener Zeit, als der König mir Lichtensteins wegen so sehr zürnte, der junge Knäs Jamont, welcher damals der Leibpage des Königs war, mir riet, mich sogleich aufzuhängen. Jetzt weiß ich, daß dieser Rat gut gemeint war; damals hätte ich den Knäs dafür gern zum Kampf auf festgestampfter Erde gefordert, wenn ich selbst nicht — wie Ihr ja wißt — geköpft werden sollte.“

„Der Knäs Jamont hat inzwischen gelernt, was guter Ritterbrauch ist,“ versetzte Powala.

Unter solchen Gesprächen hatten die vier Ritter das große litauische Heerlager und die drei herrlichen reußischen Regimenter passiert, von denen wiederum das Smolenskische das stärkste war, und ritten nun in das polnische Lager, welches aus fünfzig Fahnen bestand. Hier lag der Kern und zugleich das Haupt des ganzen Heeres; hier waren die Waffen besser, die Rosse stärker, die Ritter geschickter in der Führung der Waffen, sie standen in nichts den abendländischen Regimentern nach. An Kraft der Glieder, an Ausdauer in Entbehrungen, Kälte und Mühsalen übertrafen sogar die Ritter Groß- und Kleinpolens bei weitem die an Bequemlichkeiten mehr gewöhnten Ritter des Abendlandes. Ihre Sitten waren einfacher, ihre Panzer ungeschickter, aber von härterem Stahl, und die Todesverachtung und Hartnäckigkeit, mit welcher die polnischen Ritter im Schlachtgetümmel sich bewährten, hatte oft schon die zuweilen bei Hofe als Gäste weilenden englischen und französischen Ritter zu höchster Bewunderung hingerissen.

De Lorche, der die polnische Ritterschaft längst genau kannte, sprach in diesem Sinne, als er sagte:

„Hier auf diesen beruht unsere ganze Stärke und Hoffnung. Ich erinnere mich noch, wie man sich in Marienburg oft beklagte, daß man im Kampfe mit Euch jede Handvoll Erde mit Strömen Blutes erkaufen müsse.“

„Das Blut wird auch jetzt in Strömen fließen,“ versetzte

der alte Ritter Matschko, „denn auch der Orden hatte noch niemals ein so starkes Kriegsheer beisammen wie jetzt.“

Darauf erzählte der Ritter Powala:

„Als der Ritter Korzbug vom Könige mit Briefen zum Großmeister reiste, erzählte er uns, die Kreuzritter hätten gesagt, daß weder der römische Kaiser noch irgend ein König der Welt so mächtig sei, um dem Orden Widerstand leisten zu können.“

„Bah! wir sind aber in der Mehrzahl,“ sprach Sbyschko.

„Ja, aber sie achten Witolds Truppen gering und sind der Meinung, daß die wilden Völker schlecht bewaffnet seien und beim ersten Zusammenprall mit ihnen wie ein irdenes Geschirr zerbröckeln werden. Ich weiß nicht, ob das wahr ist oder nicht.“

„Es ist wahr und auch nicht wahr!“ versetzte der besonnene Matschko. „Sbyschko und ich, wir kennen genau ihre Art, zu kämpfen, denn wir haben Seite an Seite mit ihnen gefochten. Es ist wahr, daß ihre Bewaffnung schlechter ist und die Klepper zottiger sind, als die der anderen Truppen und daß sie deshalb einen Anprall der Feinde zuweilen nicht auszuhalten imstande sind, aber ihre Herzen sind so tapfer, wenn nicht tapferer, wie die der Deutschen.“

„Wir werden bald Gelegenheit haben, das zu erproben,“ sagte Powala. „Dem Monarchen stehen immerfort die Thränen in den Augen bei dem Gedanken, daß so viel Christenblut vergossen werden soll. Er ist bis zum letzten Augenblick bereit, einen gerechten Frieden zu schließen, aber der Hochmut der Kreuzritter läßt es nicht dazu kommen.“

„So ist es, wahrhaftig!“ bestätigte Matschko. „Ich kenne die Kreuzritter — wir alle kennen sie. Gott wird wägen, wessen Blut schwerer in die Wagschale fällt, das unsrige, oder das unserer Feinde.“

Sie waren bereits dem Lagerplatz der masowischen Fahnen nahe gekommen, zwischen dessen Zelten sich auch diejenigen des Herrn de Lorche befanden, als sie plötzlich mitten auf dem Wege einen ziemlich großen Haufen Menschen bemerkten, die alle ihre Blicke nach dem Firmament gerichtet hielten.

„Halt, dort! Halt!“ rief eine Stimme aus der Mitte des Haufens.

„Wer ruft und was thut Ihr hier?“ rief der Ritter von Tatschew.

„Ich bin es; der Probst von Klobuzko. Wer seid Ihr?“

„Wir sind Powala von Tatschew, die beiden Ritter von Bogdaniez und der Herr de Lorche.“

„Ach, Ihr seid es, Herr,“ sagte in geheimnisvollem Tone der Probst, während er sich dem Rosse Powalas näherte. „Seht nur einmal den Mond an und beobachtet, was auf ihm vorgeht. Diese Nacht ist eine wundersame Nacht, voller Weissagungen!“

Die Ritter richteten ihre Blicke alle nach dem Monde, der schon zu bleichen begann und nahe dem Untergehen war.

„Ich kann nichts entdecken!“ sprach Powala nach einer Weile. „Was seht Ihr denn?“

„Ich sehe einen Mönch mit der Kapuze, der mit einem Könige kämpft, welcher eine Krone auf dem Kopfe trägt! Seht doch, seht! Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Sie sind hart aneinander . . . Gott sei uns Sündern barmherzig!“

Ringsum trat tiefe Stille ein, die Männer hielten den Atem an.

„Seht nur, seht!“ rief der Probst.

„Wirklich! Es geht dort oben etwas vor!“ sprach Matschko.

„Wirklich! Wirklich!“ bestätigten andere.

„Ha! der König hat den Mönch umgeworfen,“ schrie plötzlich der Probst von Klobuzko, „er hat ihm das Bein auf die Brust gesetzt! Gepriesen sei Jesus Christus!“

„In alle Ewigkeit!“

In diesem Augenblick entzog eine große schwarze Wolke den Mond den Blicken der Männer — es ward finstere Nacht — nur der Schein der Lagerfeuer flackerte hin und her, quer über den Weg blutrote Streifen ziehend.

Die Ritter setzten ihren Weg fort, und als sie sich ein Stückchen von dem Menschenhäuflein entfernt hatten, frug Powala:

„Habt Ihr etwas gesehen?“

„Anfangs nichts,“ antwortete Matschko. „Bei näherem Betrachten aber sah ich den Mönch und den König ganz deutlich.“

„Ich auch!“

„Ich auch!“

„Gott hat uns ein Zeichen gegeben,“ versetzte Powala. „Ha! es wird also trotz der Thränen unseres Königs nichts aus dem Frieden werden, wie es scheint.“

„Und die Schlacht wird so heiß und blutig werden, wie die Welt noch keine gesehen hat,“ sagte Matschko.

Sie ritten schweigend weiter, denn ihre Herzen waren voll seltsamer Empfindungen und feierlichen Ernstes.

Als sie aber in die Nähe der Zelte des Herrn de Lorche kamen, brach der Sturm mit erneuter Gewalt los; er löschte im Augenblick die Lagerfeuer, riß Asche und Kohlen in die Höhe, so daß die Luft von tausenden glimmenden Hölzern, brennenden Scheitchen und einem Funkenregen angefüllt war, der jedoch bald von dem aufsteigenden Rauch und Qualm verhüllt wurde.

„Hej! Es bläst gewaltig!“ sprach Sbyschko, indem er sich aus dem Mantel wickelte, den der Sturm ihm über den Kopf geworfen hatte.

„Und durch den Sturm tönt es wie ein Aechzen und Weinen von Menschenstimmen,“ versetzte Matschko.

„Die Morgendämmerung naht,“ setzte de Lorche hinzu, „doch keiner weiß, was der kommende Tag ihm bringen wird.“

28. Kapitel.

Gegen Morgen hatte der Sturm so zugenommen, daß es unmöglich war, das Zelt aufzuspannen, unter welchem der König vom ersten Tage des Feldzuges an täglich drei Messen zu hören pflegte. Endlich kam der Fürst Witold mit der flehentlichen Bitte zu dem Könige, die Andacht auf eine gelegenere Zeit im Schutze eines Waldes zu verlegen, um den Weitermarsch nicht aufzuhalten. Nachdem der König sich selbst überzeugt hatte, daß alle Versuche, das Zelt aufzustellen, an der Gewalt des Sturmes scheiterten, gab er den Befehl zum Aufbruch.

Mit dem Sonnenaufgang rückte das Heer in seiner ganzen Länge aus, während der Wagenpark ihm in geschlossener, unabsehbarer Linie folgte. Nach etwa einstündigem Marsche hatte der Sturm sich so weit gelegt, daß man die Fahnen aufrollen konnte, und nun war plötzlich das Land, so weit das Auge reichte, von bunten, hundertfarbigen Wimpeln bedeckt, die lustig im Winde flatterten und aussahen, wie bunte Schmetterlinge, oder an ihren Stengeln sich hin- und herwiegende Blumen. So marschierten die Krakauer unter roter Fahne, den weißen Königsadler in der Mitte; sie waren die Hauptfahne des ganzen Königreiches, das Feldzeichen des ganzen Heeres. Der Träger dieser Fahne war Marzin von Wrotschimowitz, mit der Halbziege im Wappen, ein mächtiger und weltbekannter Ritter. Ihr folgten die beiden Hoffahnen, die eine mit dem litauischen Doppelkreuz, die andere mit dem geharnischten Reiter. Unter dem Zeichen des heiligen Georg marschierte die Abteilung der ausländischen Söldlinge, zumeist aus Böhmen und Mähren

Digitized by Google

bestehend. Es waren ihrer eine große Anzahl herbeigekommen, denn die ganze neunundvierzigste Fahne war ausschließlich von den böhmischen und mährischen Freiwilligen gebildet. Diese waren besonders als Fußsoldaten bewährte Krieger, die in formloser Kolonne hinter den Lanzenreitern herschritten, wilde, bärtige Männer, die im Kampfe unvergleichlich, beim Angriff so heftig und wutentbrannt auf den Feind einstürmten, daß keine Truppe ihnen Stand zu halten vermochte, sondern zurückweichen mußte, wie der Hund vor den Stacheln des Igels. Ihre Waffen bestanden zumeist aus Streitäxten, Sensen und Beilen, besonders aber auch aus eisernen Dreschflegeln, mit welchen sie auf eine Entsetzen erregende Weise umzugehen verstanden. Sie verdingten sich an jeden, der sie für Sold nehmen wollte, denn ihr Lebenselement war der Krieg, Raub und Mord.

Neben den böhmischen und mährischen Söldlingen zogen unter ihren Feldzeichen sechzehn Fahnen verschiedener polnischer Städte und Landesteile dahin, so die Fahnen von Prschemysl, Lemberg, Kalisch, drei podolische Fahnen mit ihren dazugehörenden Fußsoldaten, die hauptsächlich mit Streitäxten und Sensen bewaffnet waren. Die beiden masowischen Fürsten führten die zwanzigste, ein- und zweiundzwanzigste Fahne. Diesen folgten diejenigen der Bischöfe, und den bischöflichen Fahnen wieder diejenigen der ritterlichen Herren des Landes, zweiundzwanzig an der Zahl. Da waren Jaschko von Tarnowo, Jendrek von Tentschyn, Spytko Leliwa, Krschon von Ostrowo, Mikolaj von Michalowo, Sbigniew von Brscheschie, Krschon von Kosiglow, Kuba von Koniezpole, Jaschko Ligensa, Kmita Saklika und außerdem die Fahnen der Edlen von Gryfit und Bobowo, sowie das Geschlecht derer von Koschle-Rogi und verschiedene andere, die beim Beginn einer Schlacht sich alle unter einem gemeinschaftlichen Wappenzeichen mit dem Schlachtruf: „Wir sind bereit!“ sammelten.

Das Land, durch welches das Heer zog, sah aus, wie eine blumige Wiese, die in Frühlingsblüte steht. Ein Gewoge von Pferden, von Menschen, über deren Häuptern ein ganzer Wald von Lanzen mit bunten, wehenden Fähnchen flatterten, die wie kleine Blütenknospen um die großen Fahnen schaukelten und schwankten, bewegte sich in langem Zuge dahin, und gegen das Ende des Zuges, in dicke Staubwolken gehüllt, lief allerhand Fußvolk. Sie alle wußten, daß sie einem schrecklichen Blutbade entgegengingen, aber sie wußten auch, daß es sein „mußte“, darum zogen sie mit tapferem, fröhlichem Herzen dem Kampfe entgegen.

Auf dem rechten Flügel zogen die Kriegsscharen Witolds dahin, deren verschiedenfarbige bunte Fähnlein sich alle unter dem einen litauischen Heerbanner, mit dem geharnischten Ritter, vereinten. Ueberall, so weit der Blick auch schweifen mochte, nichts als Menschen, Pferde und bunte Fahnen, die zwischen Feldern und Wäldern in einer Ausdehnung von einer deutschen Meile sich fortbewegten.

Noch am Vormittag machten die Truppen an einer Waldlehne in der Nähe der Dörfer Logdau und Tannenberg Halt. Der Platz schien zur Rast gut geeignet und gegen einen plötzlichen Ueberfall geschützt, denn links wurde das Feld von einem Teil des Dombrowosees begrenzt, rechts lag nahebei der Lubietschsee, geradeaus vor ihnen eine meilenweite Ebene. In der Mitte dieser Ebene, die nach Westen zu ganz allmählich anstieg, grünten die Wiesen und Bruchländer von Grunwald, während etwas rückwärts im Hintergrunde die Strohdächer und die wüst und grau daliegenden Brachäcker von Tannenberg zu sehen waren. Das Herannahen eines Feindes, der nach dem ein wenig höher gelegenen Walde zu anrücken wollte, mußte unbedingt wahrgenommen werden. Man erwartete aber den Feind auch gar nicht vor dem nächsten Tage.

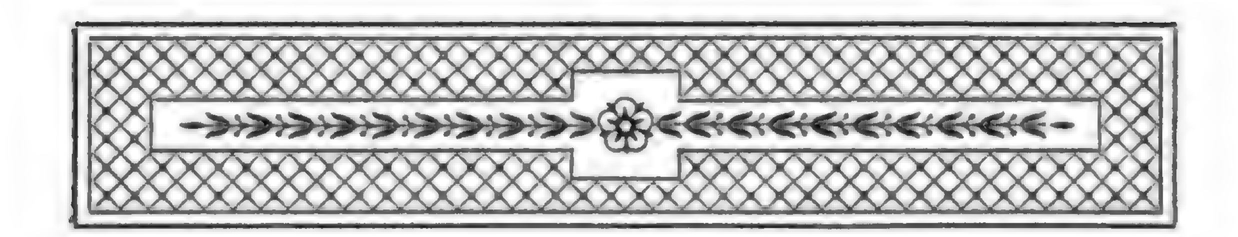
Das Heer sollte hier nur kurze Rast halten, da aber nach der Anordnung des an Erfahrungen reichen Syndram von Maschkowiz selbst zu Zeiten der Rast und während des Marsches die Truppen in Schlachtordnung bleiben mußten, so waren sie auch jetzt jeden Augenblick bereit, den Feind zu empfangen. Auf Befehl des obersten Heerführers waren Patrouillen nach Grunwald und Tannenberg zu ausgeschickt worden, um die Gegend zu durchforschen, während auf dem hohen Uferrand des Lubietschsees das Kapellenzelt aufgerichtet wurde, in welchem der König endlich, seinem Drange folgend, die übliche Morgenandacht verrichten wollte.

Jagiello, Witold, die masowischen Fürsten und die Ratsherren begaben sich in das Innere des Zeltes, indessen vor demselben die Ritterschaften Aufstellung genommen hatten, teils um den König in der Nähe zu sehen, teils um Gottes Schutz für die bevorstehende Entscheidungsschlacht anzuflehen. Der König kam in seinem grauen Wams, das er stets im Lager trug, schlicht und einfach zur Andacht, das Antlitz düster und sorgenvoll. Die Jahre hatten wenig an ihm verändert; seine Gestalt war noch elastisch, das Gesicht ohne Runzeln, das Haar, welches er mit derselben Handbewegung hinter die Ohren strich, wie vor Jahren in

Krakau, noch ungebleicht. Er ging etwas vornüber geneigt, wie unter der Last der schweren Verantwortung, die auf seinen Schultern ruhte, in große Betrübnis versunken. Im Heere wurde gesprochen, der König weine unaufhörlich über das Christenblut, welches fließen mußte, und man hatte recht: es war so. Jagiello schreckte zurück vor einem Kriege mit den Männern in weißen Mänteln mit dem Kreuzeszeichen darauf, und den Fahnen, die ebenfalls das Kreuzeszeichen trugen; er sehnte sich von ganzer Seele nach Frieden. Vergebens stellten ihm die polnischen Herren und die ungarischen Vermittler Szibor und Gara vor, daß der Hochmut und das Selbstbewußtsein des Großmeisters grenzenlos sei, daß Ulrich von Jungingen nicht zaudern würde, der ganzen Welt den Krieg zu erklären, umsonst schwor ihm sein eigener Abgesandter auf das heilige Kreuz und auf die Fische in seinem Wappen, daß der Orden von einer friedlichen Beilegung der streitigen Angelegenheiten nichts wissen wolle, und daß der Komtur von Mewe, Graf von Wende, der als einziger im Orden seine Stimme für den Frieden erhoben hatte, von den anderen Kreuzrittern durch Spöttereien und Beschimpfungen zum Schweigen gebracht worden war, — der König hoffte noch immer, der Feind werde verständig genug sein, die Rechtmäßigkeit der Forderungen, die der König stellen mußte, einzusehen und durch einen Vertrag ein gräßliches Blutbad zu verhindern.

So betrat auch jetzt der Monarch das Kapellenzelt mit einem heißen Gebet im Herzen, denn seine Seele war voll Unruhe und Bangen. Jagiello hatte schon früher das Land der Kreuzritter als heidnischer Großfürst von Litauen mit Feuer und Schwert heimgesucht, der Krieg war ihm nichts neues. Jetzt aber, da er als christlicher König von Polen hier eingedrungen war, ergriff ihn ein Angstgefühl vor dem Zorn Gottes, als er die ersten rauchenden Trümmerhaufen erblickte, besonders da er wußte, daß dies erst der Anfang des Krieges war. „Wenn es wenigstens mit dem gestrigen Blutvergießen abgethan wäre,“ dachte Jagiello. „Aber schon der nächste Tag, die nächste Stunde mußte die feindlichen Nationen zusammenführen und dann würde die Erde von Strömen Blutes aufgeweicht werden. Wenn auch der Gegner im Unrecht war, so trug er doch das Kreuzeszeichen auf dem Mantel, viele heilige Reliquien standen ihm schützend zur Seite, so daß man nur mit Beben daran denken konnte, das Schwert gegen ihn zu ziehen. So dachte das ganze Heer. Kein einziger fürchtete die Geschosse,

die Schwerter und Beile der feindlichen Kreuzritter, aber alle hatten Furcht vor dem Kampf gegen diese winzigen Ueberbleibsel verstorbener heiliger Männer. „Wie sollen wir unsere Arme gegen den Großmeister erheben, wenn er auf der Brustseite seines Panzers den Reliquienbehälter, mit den Gebeinen der Heiligen und den Splittern vom heiligen Kreuze des Erlösers trägt!" sprachen sonst ganz furchtlose Ritter. Witold brannte zwar vor Kampfbegierde und drängte zur Entscheidung, doch das fromme Herz des Königs zitterte beim bloßen Gedanken an die himmlischen Mächte, mit denen der Orden seine Ungerechtigkeiten deckte.



29. Kapitel.

Der Probst von Klobuzko hatte soeben seine Messe beendet und Jarosch, der Probst von Kalisch, wollte gerade die seinige beginnen. Der König war einen Augenblick vor das Zelt getreten, um die vom Knieen etwas ermüdeten Glieder gerade zu recken, als der Edle Hanko Ostojtschyk auf schaumbedecktem Rosse herangaloppiert kam und noch ehe er aus dem Sattel sprang, zu schreien begann:

„Die Deutschen, allerdurchlauchtigster Herr, die Deutschen sind da!"

Die Ritter richteten sich höher auf, das Antlitz des Königs nahm einen veränderten Ausdruck an, er sann einen Augenblick nach, dann sagte er:

„Gelobt sei Jesus Christus! Wo hast Du sie gesehen? Wie viel Fahnen sind es?"

„Ich sah in der Nähe von Grunwald eine Fahne," antwortete, noch atemlos vom schnellen Ritt, der Reitersmann, „aber weiterhin hinter der Anhöhe stiegen Staubwolken auf; es sah aus, als kämen noch mehr hinterdrein!"

„Gelobt sei Jesus Christus!" wiederholte der König.

Da wandte sich Witold, dem gleich bei den ersten Worten Hankos das Blut in das Gesicht gestiegen war und dessen Augen funkelten wie glühende Kohlen, an die Höflinge und sprach:

„Bestellt die zweite Messe ab! Laßt mein Roß vorführen!"

Der König legte seine Hand auf die Schulter des fürstlichen Vetters und sprach:

„Reite Du dem Feinde entgegen, ich will noch die zweite Messe hören."

Fürst Witold und Syndram von Maschkowiz sprangen auf ihre Pferde; in demselben Augenblick aber, als sie dem Lager zureiten wollten, kam ein zweiter Eilbote, der Edle Peter Okscha von Wlostowo, an, welcher ebenfalls schon von weitem schrie:

„Die Deutschen! Die Deutschen! Es sind zwei Fahnen!"

„Aufs Pferd!" riefen die Ritter und Höflinge durcheinander.

Doch kaum hatte Peter Okscha seine Meldung beendet, da jagten von allen Seiten die Eilboten dem Hauptquartier zu. Sie hatten Alle deutsche Reiterfahnen in immer größerer Anzahl herankommen sehen, es blieb kein Zweifel mehr, die ganze Armee der Kreuzritter war im Anzuge.

Die Ritter waren im nächsten Augenblick zu ihren Fahnen geeilt. Nur wenige Höflinge, Geistliche und Diener blieben in der Nähe des Königs. Da ertönte das Glöckchen, zum Zeichen, daß der Probst von Kalisch mit der zweiten Messe herauskomme; Jagiello streckte die Arme aus, faltete fromm die Hände und begab sich mit zum Himmel erhobenen Augen zurück in das Zelt.

* *
*

Als der König nach beendetem Meßopfer wieder aus dem Zelte trat, konnte er sich mit eigenen Augen überzeugen, daß die Eilboten recht berichtet hatten. Am Horizont der leise ansteigenden Ebene erschien ein Wald von Speeren und Fahnen, die in den Strahlen der Mittagsonne blinkten, glänzten und leuchteten, und noch weiterhin, weit hinter Grunwald und Tannenberg, erhoben sich unabsehbare dichte Staubwolken. Der König ließ den Blick rings in die Runde schweifen, dann wandte er sich an den Unterkanzler, Probst Mikolaj, mit der Frage:

„Welchen Heiligen feiern wir heute?"

„Der heutige Tag ist der Gedenktag der Aussendung der Apostel," antwortete der Probst.

Der König seufzte.

„So wird der Aposteltag der Todestag vieler tausend Christen, die hier auf diesem Felde zusammenstoßen werden."

Der Monarch wies bei diesen Worten mit der Hand nach der öden Ebene, wo auf dem halben Wege nach Tannenberg zu, einzig und allein eine Gruppe uralter Eichen sich erhob.

Unterdessen hatte man das Streitroß des Königs vorgeführt, und ein paar Schritte weiter vom Zelt entfernt, hatten

sechzig Lanzenreiter Aufstellung genommen, die Syndram von Maschkowiz als Leibwache des Königs hergesandt.

* * *

Zum Hauptmann der Leibwache des Königs war Alexander, der jüngere Sohn des Fürsten Siemowit, bestellt worden. Er war also der Bruder des Siemowit, welcher infolge seiner besonders hervorragenden Eigenschaften als Krieger und Feldherr mit in den Kriegsrat gezogen wurde. Den zweiten Platz nach ihm nahm der Brudersohn des Monarchen Sygmunt Korybut ein, — ein vielversprechender, hoffnungsvoller Jüngling, der einen lebhaften, unruhigen Geist besaß. Unter den zur Leibwache kommandierten Rittern waren die vornehmsten: Jaschko Monschyk von Dombrowo, — ein Riese — an Gestalt beinahe dem Ritter Paschko von Biskupiz, an Stärke fast Sawischa dem Schwarzen gleich. Ferner Schulawa, ein böhmischer Baron, klein und hager, aber außerordentlich geschickt und am ungarischen und böhmischen Hofe als Sieger über mehrere Ritter aus Ragusa berühmt und beliebt, dann ein anderer Böhme — Sokol — der Bogenschützen berühmtester, der Großpole Bieniasch Wierusch, Peter von Mailand, der litauische Bojare Sienko von Pohosta, dessen Vater als Anführer einer der Smolensker Fahnen den Feldzug mitmachte, der dem Könige verwandte Knäs Fieduschko, der Knäs Jamont und viele polnische Ritter, die aus Tausenden „Auserwählten" alle geschworen hatten, den König bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen und vor allem Unheil zu bewahren.

Unmittelbar um die Person des Königs befanden sich der Probst Unterkämmerer Mikolaj, der Sekretär des Monarchen, Sbyschko von Oleschniza, ein gelehrter Jüngling, der in der Kunst des Lesens und Schreibens wohlerfahren war und gleichzeitig die Kräfte eines Stiers besaß. Ueber das Rüstzeug des Königs hatten Tschaika von Nowydwor, Mikolaj von Morawiz und Danilko, der Reuße, die Aufsicht, welch letzterer seinem Herrn die Armbrust und den Köcher nachtrug. Das Gefolge des Königs wurde durch mehrere Herren des Hofes vervollständigt, die auf schnellfüßigen Rossen die Befehle des Monarchen an die verschiedenen Truppenteile zu übermitteln hatten.

Die Knappen legten dem Monarchen eine herrliche, blitzende Rüstung an; darauf wurde ihm das ebenfalls aus Tausenden ausgewählte braune, edle Schlachtroß zum Besteigen vorgeführt. Das Pferd schnaufte und wieherte, was als gute Vorbedeutung

galt, und knickte ein wenig mit den Hinterbeinen ein, während es die Vorderhufe etwas hob, als wolle es einen Anlauf zum Davonfliegen nehmen. Sobald der König das Pferd unter sich und die Lanze in der Hand fühlte, war er plötzlich vollständig verändert. Der traurige Zug in seinem Gesichte war wie weggewischt, seine schwarzen Augen blitzten, die Wangen begannen sich zu röten. Das war aber nur vorübergehend, denn als der Probst Unterkanzler ihn zum Abschiede mit dem Zeichen des Kreuzes segnete, wurde er wieder sehr ernst und neigte demütig das silberbehelmte Haupt.

* *
*

Die deutsche Armee hatte inzwischen, langsam von der Hochebene herabkommend, Grunwald und Tannenberg umgangen und in vollständiger Schlachtordnung in der Mitte der Thalsenkung Stellung genommen. Man konnte unterhalb, vom polnischen Lager aus, ganz genau die Reihen der in Stahlpanzern steckenden Mannschaften, Pferde und Ritter sehen. Schärfere Augen unterschieden sogar deutlich die verschiedenen Feldzeichen, so weit der mit den Fahnen spielende Wind das zuließ; man unterschied also: Kreuze, Adler, Greifen, Schwerter, Helme, Lämmer, Bison- und Bärenköpfe als Fahnenbilder.

Der alte Matschko und Sbyschko, die aus ihren früheren Kämpfen mit den Kreuzrittern deren Feldzeichen und Wappen genau kannten, zeigten ihren Sieradzern die beiden Fahnen des Großmeisters, unter welchen die auserlesenste Blüte der Ritterschaft diente, ferner die Hauptfahne des Ordens, deren Anführer der Ritter Friedrich von Wallenrod war, die Fahne des heiligen Georg mit dem roten Kreuz im weißen Felde und viele andere Fahnen des Ordens. Dagegen waren ihnen die Feldzeichen jener Fahnen unbekannt, die von ausländischen Rittern aller Länder und Völker, Tausende an der Zahl, gebildet worden waren. Da waren Ritter aus Ragusa, Bayern, Schwaben, aus der Schweiz und dem durch seine Ritter berühmten Burgunderlande, aus dem reichen Flandern, dem sonnigen Frankreich, von dessen Rittern der alte Matschko ehemals erzählt hatte, daß sie noch mit artigen und beherzten Worten um sich werfen, wenn sie schon als Besiegte am Boden liegen. Dann waren als Gäste bei den Kreuzrittern noch englische Bogenschützen und sogar Ritter aus dem fernen Spanien, die letzteren über die Ritter aller anderen Länder an Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit erhaben.

Und jenen abgehärteten Männern aus der Gegend von

Sieradz, aus Koniezpole, Krscheschnia, Bogdaniez, Rogowo, Brschosowo und anderen Gegenden begann das Herz zu schwellen bei dem Gedanken, daß in kurzem der Augenblick gekommen sein würde, der sie mit den Deutschen und all jener glänzenden Ritterschar zusammenführen mußte zu heißem, wutentbranntem Kampfe. Das Blut wallte in ihren Adern, die Gesichter der Aelteren nahmen einen ernsten und strengen Ausdruck an, denn sie wußten, wie schwer und furchtbar die Arbeit werden würde, die ihrer harrte, und die Herzen der jungen Krieger jauchzten gerade so, wie eine Koppel junger Hunde, die noch an der Leine gehalten werden, wenn sie schon von ferne das Wild wittern. Die innere Unruhe, von der sie befallen worden, wollte sich auch nach außen hin Luft machen; viele von ihnen preßten die Lanzenschäfte, die Griffe der Schwerter und Beile fester in ihren Händen, gaben, ohne daß sie es merkten, den Pferden die Sporen, so daß die Tiere hochstiegen, und rissen sie dann in den Zügeln, andere waren so aufgeregt, daß ihre Brust sich unter schweren Atemzügen hob und senkte, wie wenn der Panzer ihnen plötzlich zu enge geworden wäre. Die alten erfahrenen Krieger suchten sie zu beruhigen, indem sie sprachen: „Euch wird werden, was Euch bestimmt ist, ein jeder wird seinen Anteil bekommen, wolle Gott, daß er manchem von Euch nicht zu groß werde."

Unterdessen hatten auch die Kreuzritter das feindliche Heer erblickt. Sie sahen am Waldrande nur etliche polnische Fahnen, und sie waren nicht sicher, ob sie das ganze polnische Heer vor sich hatten oder nicht. Zwar sah man links am See entlang auch noch Scharen grauer Krieger, und im Gebüsch blitzte es zuweilen auf, wie von glänzenden Lanzenspitzen und Wurfspießen, wie sie die Litauer zu gebrauchen pflegten. Vielleicht war das alles zusammengenommen auch nur ein starker Vortrab der polnischen Armee. Erst als etliche Einwohner Gilgenburgs, die sich durch die Flucht gerettet hatten, vor den Großmeister gebracht wurden, bestätigten diese, daß die Deutschen dem ganzen polnisch-litauischen Heere gegenüberstanden.

Doch umsonst schilderten die Flüchtlinge die Macht und Stärke des Feindes; Ulrich wollte ihnen keinen Glauben schenken, wie er überhaupt seit Beginn dieses Krieges nur immer das glaubte, was er zu glauben wünschte. Er hatte weder Kundschafter, noch Eilboten ausgesandt, denn er war der Meinung, daß es zu einer Entscheidungsschlacht kommen müsse, ob er Kundschafter ausschicke oder nicht — und die Entscheidung mußte und konnte nur mit einer vollständigen, gräßlichen

Niederlage des feindlichen Heeres enden. Ulrich unterschätzte den Gegner; er überschätzte auch die Heeresmacht, die er, wie er wußte, in einer Stärke und Ausrüstung dem Feinde entgegenführte, wie keiner seiner Vorgänger bisher, und als der Komtur von Mewe, der auf eigene Faust Erkundigungen über die Stärke und Stellung des Feindes eingezogen hatte, ihm vorstellte, daß die Armee Jagiellos bedeutend größer sei als diejenige der Kreuzritter, da antwortete er ihm:

„Was für eine Armee aber ist das! Wir werden höchstens mit den Polen etwas Arbeit haben, der Rest — sei er auch noch so groß — ist Gesindel, welches tapferer mit dem Löffel dreinzuhauen versteht, wie mit dem Schwert."

So hatte Ulrich aus allen Kräften zum Kampfe gedrängt; jetzt machte die Freude sein Blut lebhafter kreisen, sein Herz höher schlagen, als er sich plötzlich unerwartet dem Feinde gegenübersah und die vom dunklen Waldhintergrunde sich deutlich abhebende rote Fahne keinen Zweifel mehr zuließ, daß es die Hauptarmee war, die dort seiner harrte.

Aber — Ulrich konnte nicht zum Angriff schreiten, so lange die polnisch-litauische Armee am Waldrande und im Walde selbst blieb, da seine Ritter nur im offenen Felde schrecklich werden konnten, während sie gegen einen Feind in gedeckter Stellung nicht vorzugehen verstanden.

Man versammelte sich daher zu einer kurzen Beratung bei dem Großmeister, wie man den Feind aus seiner Stellung locken könne.

„Beim heiligen Georg!" rief der Großmeister. „Wir sind doch nicht heute schon zwei Meilen marschiert und in der Sonnenhitze in Schweiß geraten, damit wir hier stehen und warten, bis es dem Feinde gefällt, in das offene Feld zu treten."

Darauf ergriff der Graf von Wende, ein ernster und kluger Mann, das Wort.

„Wahrlich!" sprach er. „Man hat an dieser Stelle meine Ratschläge immer verlacht. Besonders haben es diejenigen gethan, welche wahrscheinlich von dem Schauplatz der nächsten Schlacht fliehen werden, in welcher ich den Tod zu finden erwarte." Bei diesen Worten sah der Graf den Ritter Werner von Tettlingen an. „Trotzdem sage ich wiederholt, was mein Gewissen mir auszusprechen gebietet. Es fehlt den Polen nicht an Mut, den Kampf zu eröffnen; aber der König erwartet — das weiß ich genau — bis zum letzten Augenblick die Friedensboten."

Werner von Tettlingen brach statt aller Antwort in ein

höhnisches Gelächter aus, und da er wußte, daß die Worte des Grafen von Wende auch dem Großmeister nicht gefielen, warf er die Bemerkung hin:

„Haben wir etwa Zeit, jetzt an Friedensverhandlungen zu denken? Ich denke, wir haben Wichtigeres vor!“

„Zu einem Werke Gottes findet man immer Zeit,“ entgegnete der Graf.

Da wandte der grausame Komtur von Schlochau, Henryk, der geschworen hatte, zwei blanke Schwerter so lange vor sich hertragen zu lassen, bis er sie in Polenblut getaucht, sein fettglänzendes, mit Schweißperlen bedecktes Gesicht dem Großmeister zu und schrie mit zorniger Stimme:

„Ich ziehe den Tod der Schande vor! Ich will den Krieg und sollte ich mit diesen meinen beiden Schwertern allein gegen die ganze polnische Armee losziehen!“

Ulrich runzelte die Stirn.

„Du sündigst wider den Gehorsam,“ sprach er. Dann wandte er sich an die Komture:

„Beratet schnell, wie wir den Feind aus dem Walde locken können.“

Die verschiedenen Männer hatten auch verschiedene Ratschläge zur Hand. Sie konnten lange nicht einig werden, bis endlich die Ansicht Ritter Gersdorfs den Beifall aller Komture und anwesenden Gäste fand. Er riet, der Großmeister möge zwei Herolde mit blanken Schwertern zu dem Könige von Polen schicken und diesem sagen lassen, daß er ihn samt seiner ganzen Armee zum Kampfe auf Tod und Leben fordere. Wenn der Platz für seine Armee ihm zu klein dünke, so sei er, der Großmeister, bereit, sich etwas zurückzuziehen, um den zur Ausbreitung des Heeres nötigen Platz freizugeben.

* *
*

Der König ritt eben von dem hohen Ufer des Sees herab, um sich auf den linken Flügel zu den polnischen Fahnen zu begeben, wo er die ganze dort versammelte Ritterschaft noch einmal besichtigen und mit den Rittern den Schlachtplan beraten wollte, als man ihm plötzlich meldete, daß zwei Herolde vom Heere der Kreuzritter nahten.

Das Herz Wladislaws schlug voll froher Hoffnung.

„Wenn sie doch den gerechten Frieden verlangen wollten,“ sprach er.

„Gott gäbe das!“ versetzten die geistlichen Herren.

Der König sandte nach dem Fürsten Witold, indessen die beiden Herolde langsam dem Lager näher ritten.

Man konnte im hellen Sonnenlicht deutlich ihre Gestalten erkennen. Sie saßen auf riesengroßen Schlachtrossen; der eine von ihnen trug auf seinem Schilde den schwarzen Kaiseradler auf goldenem Grunde, der andere, welcher der Herold des Fürsten von Stettin war, einen Greifen in weißem Felde. Die Reihen der Krieger traten auseinander, den Herolden den Weg freilassend, die von den Pferden stiegen und zu Fuß in wenigen Minuten vor den großen König gelangten. Sie verneigten sich steif, gerade so tief, um der Majestät die gebührende Ehrerbietung zu erweisen und richteten dann ihre Botschuft aus.

„Der Großmeister Ulrich,“ so begann der erste Herold, „fordert Ew. Majestät und den Fürsten Witold samt Euren Herren zum Kampf auf Tod und Leben; damit aber Euer Mut und Eure Tapferkeit, die, wie es scheint, Euch abhanden gekommen sind, etwas angefeuert werden, sendet er Euch diese beiden blanken Schwerter.“

Bei diesen Worten legte er die Schwerter dem Könige vor die Füße. Jaschko Monschyk von Dombrowa verdolmetschte diese Worte, kaum aber hatte er geendet, so trat der zweite Herold mit dem Greifen im Wappen vor und sprach:

„Der Großmeister Ulrich läßt Euch auch sagen, Herr, daß er gern mit seiner Armee ein wenig zurückweichen will, um Euch Raum zur Aufstellung zu geben, falls Euch der Platz zu eng erscheinen sollte, nur damit Ihr mit Euren Soldaten in diesem Dickicht nicht vermodert.“

Wieder verdolmetschte Jaschko Monschyk die Worte des Herolds. Eine tiefe Stille folgte darauf, man vernahm nur das Zähneknirschen im Gefolge des Königs über diese freche Beleidigung.

Die letzte Hoffnung Jagiellos hatte ihn getäuscht. Statt einer Botschaft des Friedens und der Eintracht, die er erwartet, hatte man ihm eine Botschaft des Hochmuts und der Beleidigung gesandt. Der Monarch erhob die thränenfeuchten Augen und antwortete:

„Wir haben Schwerter genug bei uns; Ich will aber diese hier gern annehmen, sie seien Mir eine Vorbedeutung des Sieges, die Gott selbst in Meine Hände legt. Das Schlachtfeld wird Gott auch bestimmen, Gott, dessen Gerechtigkeit Ich anrufe, zu dessen Throne Ich Meine Klagen aufsteigen lasse über Euren Hochmut, Eure Ungerechtigkeit und das Mir zugefügte Unrecht. — Amen.“

Zwei große Thränentropfen rollten über die Wangen Jagiellos. Da wurden auch schon Stimmen im Gefolge des Königs laut, welche riefen:

„Die Deutschen ziehen sich zurück, sie geben Raum!"

Die Herolde entfernten sich. Bald darauf sah man sie über die Ebene davonreiten. Im Sonnenlicht schillerten die seidenen Gewänder, welche sie über die Rüstung gezogen hatten.

* * *

Das polnische Heer marschierte in vollständiger Schlachtordnung aus dem Walde in die Ebene. An seiner Spitze stand die sogenannte „Panzerfahne", nur aus den vornehmsten und tapfersten Rittern bestehend. Ihr folgte die Hauptfahne, dieser die Füsiliere und zuletzt die Söldlinge. Es bildeten sich zwischen den einzelnen Abteilungen zwei lange Straßen, auf welchen Syndram von Maschkowiz und Fürst Witold hin- und herritten, hier und da noch Befehle austeilend. Der Letztere war ohne Helm in herrlicher Rüstung und sah, wie er im Glanze der Sonne hin- und hergaloppierte, aus, wie ein Blitze schleuderndes Gestirn oder eine vom Sturm gejagte Flamme.

Die Ritter richteten sich hoch auf und rückten sich fester in den Sätteln zurecht.

Die Schlacht mußte jeden Augenblick beginnen.

* * *

Der Großmeister betrachtete das königliche Heer lange, als es aus dem Walde herauskam und in der Ebene Aufstellung nahm. Beim Anblick der gewaltigen Heerscharen, die wie Riesenvögel die ungeheuren Flügel breiteten, und der Tausende im Winde wehenden bunten Fahnen und Fähnchen, überkam ihn plötzlich ein seltsam bedrückendes, schreckliches Gefühl. Vielleicht sahen seine Augen in dieser Stunde die Leichenhaufen und die Ströme Blutes, die nach geschlagener Schlacht diese Ebene bedecken mußten. Vielleicht schreckte ihn, der Menschenfurcht nicht kannte, jetzt die Furcht vor Gott, dessen heilige Hand dort oben in der Höhe des Himmels wohl schon die Wagschale der Gerechtigkeit hielt. Nach welcher Seite würde der Sieg sich neigen?

Zum erstenmal dachte Ulrich von Jungingen darüber nach, welch schrecklicher Tag der heutige werden konnte, wie groß die Verantwortung war, die er auf sich genommen.

Der Großmeister erbleichte, um seine Lippen zuckte es und

heiße Thränen liefen ihm plötzlich über die Wangen. Verwundert blickten die Komture ihren Führer an.

„Was ist Euch, Herr?" frug der Graf von Wende.

„Wahrhaftig, die geeignetste Zeit, Thränen zu vergießen!" bemerkte der grausame Henryk, Komtur von Schlochau.

Und der Großkomtur Kuno von Lichtenstein warf die Lippen auf und sprach mit zornfunkelnden Augen:

„Ich muß Euch öffentlich tadeln, Großmeister. Anstatt sie durch Dein Beispiel anzufeuern, entmutigst Du die Herzen Deiner Ritter. Wahrlich, wir haben Dich niemals vorher so gesehen."

Doch der Großmeister konnte trotz aller Mühe, mit welcher er seine Bewegung zu unterdrücken suchte, derselben nicht sogleich wieder Herr werden. Die Thränen liefen ihm wider Willen über die Wangen; es war, als weine nicht er selbst, sondern ein anderer in ihm.

Endlich beruhigte er sich etwas. Er richtete den strengen Blick fest auf die Komture und befahl mit ernster Stimme:

„Ein jeder zu seiner Fahne!"

Der Befehl Ulrichs hatte so drohend und so gewaltig geklungen, daß die Komture wie der Wind davonjagten. Der Großmeister selbst streckte seinem Leibknappen den Arm entgegen und rief ihm zu:

„Reiche mir den Helm!"

* *
*

Noch hatten die Hörner das Zeichen zum Beginn der Schlacht nicht gegeben. Die Herzen der Krieger beider Heere schlugen heftig; vielleicht war vielen diese Stunde der Erwartung furchtbarer, als der Kampf nachher selbst. Das Feld zwischen der deutschen und der königlichen Armee war vollständig wüst und leer, nur auf der Seite nach Tannenberg zu erhob sich die schon erwähnte Gruppe von Eichenbäumen, auf welche jetzt die Bauern von Grunwald und Tannenberg kletterten, um die Heermassen beider Armeen übersehen zu können, ein Anblick, wie die Welt ihn bisher nie erlebt hatte. Sonst machte das Feld einen düsteren, monotonen Eindruck, wie die wüste, tote Steppe, aus der nur hier und da ein niedriger Busch Riedgras hervorragte. Ein leiser Wind strich darüber hin, über ihr schwebte der Tod mit scharfer Sense. Die Augen der Ritter blieben wie gebannt auf diesem Acker haften. Einzelnes kleines Gewölk zog am

Himmel dahin, verdeckte auf Augenblicke die Sonne und warf dann vorübergehend Schatten auf die Ebene.

Da erhob sich der Wind mit größerer Heftigkeit. Er brauste zuerst durch die Wipfel der Waldbäume, riß Tausende von Blättern und kleinen Aestchen herunter und verstreute sie über die Krieger des Polenheeres, dann nahm er trockene Riedgräser und Sandhäufchen in der Ebene auf, wirbelte sie in grauen Wolken hoch in die Luft und trug sie den Kreuzrittern entgegen, und in demselben Augenblick ertönten auch die langgezogenen Signale der Trompeten, Krummhörner und Pfeifen in gräßlichem Durcheinander. Der ganze litauische Flügel setzte sich in Bewegung, wie eine Vogelschar, die sich zum Fluge erhebt. Die Litauer sprengten ihrer Gewohnheit gemäß im Galopp dem Feinde zu. Mit an den Kopf gedrückten Ohren und langgestrecktem Halse strebten die Pferde vorwärts. Die Reiter trieben sie mit ungeheurem Geschrei und lebhaftem Schwingen der Schwerter und Lanzen dem linken Flügel der Kreuzritter zu, auf welchem sich der Großmeister befand.

Ulrich von Jungingens Augen vergossen keine Thränen mehr; sie sprühten Blitze. Als er jetzt die daherjagende litauische Masse sah, wandte er sich an Friedrich Wallenrod, der auf diesem Flügel den Oberbefehl hatte, mit den Worten:

„Witold ist zum Angriff geschritten. Gehe ihm in Gottes Namen entgegen!“

Mit einem Wink seiner Hand setzte der Großmeister vierzehn seiner Panzerfahnen in Bewegung.

„Gott mit uns!“ rief Wallenrod.

Die Reiter legten ihre Lanzen aus und gingen im Schritt vorwärts. Doch wie ein losgebröckeltes Felsstück erst langsam, dann schneller und immer schneller den Abgrund hinabkugelt, so beschleunigten auch sie ihren Lauf allmählich und stürzten zuletzt wie eine Lawine vorwärts, die im Fallen alles mit sich fortreißt und zertrümmert.

Die Erde bebte, stöhnte und bog sich unter dem Gewicht der Massen, von denen sie getreten wurde.

* * *

Nun mußte die Schlacht bald auf der ganzen Linie entbrennen. Die polnischen Truppen stimmten den Gesang des heiligen Adalbert vor der Schlacht an. Hunderttausend behelmte Köpfe richteten ihre Blicke dem Himmel zu, aus hunderttausend

Kehlen quoll der Gesang, wie Donner und Brausen zog das Lied durch die Lüfte:

„Die Du, Gott, geboren — Jungfrau!
Maria Du, gegrüßet sei.
Hilf, daß Deinen Sohn ich schau',
Bitt' bei Deinem Sohn mich frei!
Deiner Fürsprach' er gewähret
Ablaß uns'rer Sündenschuld,
Ach, erweis' uns Deine Huld —
Kyrie eleison! . . ."

Es war, als ob mit dem Gesange Kraft, Mut und Todesverachtung in ihre Herzen einkehrte. Und in der That lag in dem Klange des Liedes eine so große Siegeskraft, daß sie sich allen den Kriegerherzen mitteilte und in immer höher anschwellender Welle wie Donnerhall sich weiter und weiter durch ihre Reihen fortpflanzte. Die Lanzen in den Händen der Reiter zitterten leicht, die Fahnen und Fähnchen schwankten hin und her, die Luftwelle bebte von der Gewalt der Töne, die Aeste der Waldbäume bewegten sich leise und das Echo wiederholte aus der Tiefe des Waldes von den Ufern des Sees, aus den Sümpfen und dem Röhricht Ton und Wort des Liedes, daß es verzehnfacht zurückhallte und in die Welt weit und breit hinausrief:

„Ablaß uns'rer Sündenschuld,
Ach, erweis' uns Deine Huld —
Kyrie eleison!"

Und die Krieger sangen weiter:

„Der Erlöser ist Dein Sohn, zu rechter Zeit
Uns'rer Stimme Fleh'n sein Ohr er leiht.
O, so hör' auch heute, was wir bitten,
Der für uns Du hast am Kreuz gelitten,
Gieb' auf Erden Speise uns und Trank,
Nach dem Tode Paradieses Sang
Kyrie eleison! . . ."

Immer wieder brachte das Echo das „Kyrie eleison!" antwortend zurück. Unterdessen wogte auf dem rechten Flügel der Kampf mit großer Hartnäckigkeit auf beiden Seiten. Immer mehr näherte sich das Schlachtgetümmel dem Zentrum des Platzes; immer deutlicher vernehmbar wurden einzelne Kommandoworte. Ein gräßlicher Lärm von aufeinander prallenden Waffen, das Quieken der Pferde und die furchtbaren Schreie der Männer vermischten sich mit dem Gesange der Polen. Auf Augenblicke

verstummte jeder Ruf, jedes Geschrei; es war, als wäre den Menschen der Atem ausgegangen, und in solchen Pausen hörte man noch einmal deutlich den Gesang:

„Adam, der Du Gott die Wirtschaft führst
Und als Gottes Rat regierst —
Führ' uns, Deine Kinder, lind
Hin, wo Gottes Engel sind!
Dort die Freude,
Dort die Liebe,
Wo wir Gott, den Herrn, erschau'n,
Kyrie eleison! . . ."

Und noch einmal rief das Echo mit Donnerton: „Kyrie eleison!" Das Geschrei auf dem rechten Flügel wurde immer stärker, aber niemand konnte sehen und erkennen, was dort drüben vorging, denn der Großmeister Ulrich, der mit Lichtenstein von der Anhöhe aus der Schlacht zugesehen, kam jetzt mit zwanzig Fahnen gegen das polnische Heer angerückt.

Und im selben Augenblick, da die Kreuzritter sich in Bewegung setzten, kam Syndram von Maschkowiz wie ein Sturmwind angejagt, stellte sich an die Spitze der „Panzerfahne", und mit dem blanken Schwerte nach den Kreuzrittern zeigend, schrie er so laut, daß die Pferde der vorderen Reihe vor Schreck bäumten:

„Los! Schlagt zu!"

Und die Köpfe dicht auf die Hälse der Rosse gebeugt, mit vorgestreckten Lanzen ging es dem Feinde entgegen.

* * *

Litauen mußte sich unter dem furchtbaren Anprall der Deutschen beugen. Die ersten Reihen, die am besten bewaffnet und mit den reichsten Bojaren besetzt waren, stürzten gleich beim ersten Zusammenstoß wie abgemähte Getreideähren nieder. Die folgenden Reihen stürzten sich mit wahrer Tollwut auf die Kreuzritter, doch keine Tapferkeit, keine Ausdauer, keine Menschenmacht vermochte sie vom Verderben, vom Untergange zu retten. Wie hätte das aber auch anders sein können, da einerseits Ritter, die in stählernen Panzern steckten, mit Waffen aus feinstem Stahl kämpften und auf Pferden saßen, welche ebenfalls Stahlpanzer trugen, während andererseits zwar große, starke Männer die Angreifer waren, die aber auf kleinen, unansehnlichen Pferden saßen und statt der Panzer mit Lederwämsern bekleidet waren . . . Umsonst versuchten die hartnäckig vordringenden Litauer bei den Deutschen eine Blöße zu

entdecken, ihnen auf irgend eine Weise beizukommen; die Wurfspieße, Säbel und Lanzenspitzen, die Streitkolben, welche mit Feuersteinen oder Nägeln besetzt waren, — alle Waffen prallten an den Rüstungen der Ritter ab, wie an Felsen und Mauern. Die schweren Reiter erdrückten mit ihrer Last die unglückseligen Heerscharen Witolds, und ihre Stahlschwerter zersplitterten die kleinen schlechteren Waffen der Litauer, die Schwerter und Beile, während die aus Knochen gefertigten Wurfspieße der Armen von den Hufen der deutschen Schlachtrosse zermalmt wurden. Umsonst schob Fürst Witold immer neue Scharen den deutschen Rittern entgegen, da half keine Todesverachtung, keine noch so große Wut, kein noch so großer Haß. Zuerst ergriffen die Tataren die Flucht, dann die Bessaraber und Walachen; bald darauf hatten die Kreuzritter die ganze Linie der Litauer durchbrochen, die Flucht wurde allgemein.

Die größere Masse des litauischen Heeres floh nach dem Lubietschsee zu. Ihr nach jagte die deutsche Hauptmacht, welche ein solches Gemetzel unter den Flüchtlingen anrichtete, daß das ganze Ufer des Sees mit Leichen bedeckt war.

Der andere, kleinere Teil des Witoldschen Heeres, bei welchem sich auch die drei Smolensker Schwadronen befanden, zog sich nach dem polnischen Flügel zurück, welcher von einem Teil der deutschen Fahnen bedrängt, etwas später nach dem Anprall der anderen, von der Verfolgung zurückkehrenden, Stand halten mußte. Die besser ausgerüsteten Smolensker leisteten hier im Anschluß an die Polen erfolgreicheren Widerstand. Die Schlacht wurde aber auch hier bald zum Gemetzel. Jeder Schritt Erde mußte mit Strömen Blutes erkauft werden. Die eine Smolensker Schwadron wurde bis auf den letzten Mann vernichtet, die beiden anderen wehrten sich mit der Tapferkeit der Verzweiflung. Doch nichts mehr vermochte die siegreichen Deutschen aufzuhalten. Es war, als hätte der Erfolg sie trunken gemacht; wie berauscht von der eigenen Tapferkeit spornten einzelne Ritter ihre Rosse, daß diese hoch aufstiegen, und sprengten dann mitten hinein in das dichteste Gedränge der Feinde. Die Hiebe und Stiche, die sie austeilten, waren mit fast übermenschlicher Kraft geführt, und indem sie in dieser Weise vordrangen, kamen die deutschen Ritter allmählich der polnischen Panzer- und der Hauptfahne in die Flanke, welche beide schon über eine Stunde mit den anderen deutschen Fahnen unter Kuno von Lichtenstein im Kampfe lagen.

* * *

Dem Ritter Kuno wurde der Kampf an dieser Stelle nicht leicht, denn hier herrschte zwischen beiden Parteien eine größere Gleichheit der Bewaffnung, der Größe der Rosse, sowie der ritterlichen Fechtkunst. Die polnischen Baumlanzen waren stark genug, die Deutschen zurück zu werfen, besonders da die drei stärksten und überall Schrecken verbreitenden polnischen Fahnen, die Krakauer, die Kurierfahne unter Jendrek von Brochotschiz und die Hoffahne unter Powala von Tatschew sich dem ersten Anprall des Feindes entgegenstellten. Am schrecklichsten aber wurde das Schlachtgetümmel erst, als die Lanzen zerbrochen und zerschmettert den Händen der Ritter entfallen waren und man zu den Schwertern und Streitärten greifen mußte. Die Schilder prallten aufeinander, Mann stand gegen Mann, Rosse stürzten, Banner und Fahnen fielen, Helme barsten unter den Schlägen der Schwertklingen und Streitäxte, die Schulterstücke der Rüstungen sprangen auf, Blutströme ergossen sich über das Eisen, und die Getroffenen fielen aus den Sätteln wie gefällte Baumriesen. Diejenigen der Kreuzritter, welche die Schlacht bei Wilna mitgemacht hatten, wußten, wie hartnäckig die Polen kämpften, die Neulinge und die Gäste des Ordens aber wurden von staunendem Schrecken befallen. Manch einer von ihnen hielt unwillkürlich sein Pferd an, stutzte, und ehe er noch zur Besinnung kommen konnte, was er thun sollte, stürzte er bereits, von Feindeshand getroffen, zu Boden. Wie Hagelkörner, die aus dräuender Wolke auf das Aehrenfeld herniederprasseln, so fielen die dichten Schläge, gräßliche Vernichtung bringend. Die Schwerter, die Streitäxte und Beile sausten ohne Erbarmen hernieder; es klirrte wie in einer Schmiede, wenn Eisen auf Eisen schlägt, der Tod zog wie ein Wirbelwind über das Schlachtfeld und löschte die Lebensfackeln Tausender. Todesschreie, schreckliches Stöhnen entrangen sich der Brust der Fallenden, Augen brachen und bleiche Jünglingsköpfe sanken hinab in die ewige Nacht.

In der Luft stoben Funken von den aufeinander klirrenden Eisenwaffen, Holzsplitter von Lanzen und Speeren, Straußen- und Pfauenfedern flogen umher. Die Hufe der Rosse glitten von den am Boden liegenden, blutüberströmten Panzern der gefallenen Menschen und Pferdeleiber ab. Wer nur verwundet worden war, fand den Tod unter den Hufen der Rosse, die über ihn hinwegstampften.

Noch war keiner der hervorragenden polnischen Ritter, die inmitten dieses betäubenden Lärmens und des unentwirrbaren

Gedränges ohne Zaudern vordrangen, zu Fall gekommen. Während sie bald die Namen ihrer Schutzpatrone oder ihr Feldgeschrei mit lauter Stimme in das Kampfgetümmel hinein riefen, schritten sie langsam, aber stetig vor, wie das Feuer in der dürren Steppe. Der Erste, welchem es gelang, zu einem der Komture zu gelangen, war Lis von Targowisko. Es war der Komtur Gamrot von Osterode, welcher seinen Schild verloren und in Ermangelung dessen seinen weißen Mantel zu einem Ballen um den Arm gewickelt hatte, um sich damit notdürftig zu schützen.

Lis von Targowisko durchschnitt mit einem kräftig geführten Hiebe den Mantel und den Arm, welcher, vom Körper getrennt, zu Boden fiel. Mit einem zweiten Hiebe fuhr er ihm so tief in den Bauch, daß die Spitze des Schwertes die Rückenwirbel traf. Die Osteroder Krieger schrieen gewaltig auf beim Anblick ihres sterbenden Führers, doch Lis ließ ihnen keine Zeit, sich zu ermannen; er fiel über sie her, wie der Adler über einen Zug Kraniche, und als Staschko von Charbimowiz und Domarat von Kobylin ihm zu Hilfe sprangen, hieben die drei so kräftig drein wie Bären, wenn sie auf ein Feld mit jungen Erbsenschoten geraten.

Ebenda erschlug auch Paschko Slodschiej von Biskupiz den berühmten Bruder des Ritters Kunz von Adelsbach. Als dieser Ritter den Riesen mit dem blutbespritzten Beil in der hoch erhobenen Rechten vor sich sah, erschrak er heftig und wollte sich ergeben. Aber Paschko hörte in dem Schlachtenlärm seine Worte nicht; er erhob sich im Steigbügel und spaltete ihm den Helm samt dem Kopfe, etwa wie man einen Apfel zerschneidet. Gleich darauf tötete er den Ritter Loch von Mecklenburg und Klingenstein, den schwäbischen Ritter Helmsdorf, der einem reichen Grafengeschlecht entstammte, den Ritter Limpach von Mainz und Nachterwitz, ebenfalls aus der Mainzer Gegend, bis endlich die entsetzten Deutschen sich nach beiden Seiten vor ihm zurückzuziehen begannen. Er aber schlug drein mit der ganzen Gewalt seines mächtigen Armes, indem er sich hoch im Sattel aufrichtete. Man sah nur das Blinken seines Beiles in der Luft und das Verschwinden der Helme unter seinen Schlägen.

An anderer Stelle verrichtete Jendrschej von Brochotschiz sein Werk. Nachdem er sein Schwert am Helm eines Ritters zerbrochen hatte, der auf seinem Schildwappen eine Eule trug und dessen Visier ebenfalls in Gestalt eines Eulenkopfes ausgearbeitet war, faßte er ihn am Arm, zerbrach denselben, entriß

ihm die Streitaxt und tötete ihn mit seiner eigenen Waffe. Der Ritter von Brochotschiz nahm auch den jungen Ritter Dynheim gefangen, den er barhäuptig, ohne Helm erblickte. Der Jüngling dauerte ihn, denn er sah aus wie ein Kind, und blickte ihn, den Todesstreich erwartend, mit unschuldsvollen Kinderaugen an. Er warf diesen jungen Ritter seinem Knappen zu, ahnungslos, daß er sich den Eidam vom Schlachtfelde geholt. Der junge Ritter vermählte sich später mit der Tochter des Ritters von Brochotschiz und siedelte sich für immer in Polen an.

Die Deutschen bemühten sich mit wahrhafter Tollkühnheit, den jungen Dynheim, der aus einer rheinländischen Grafenfamilie stammte, wieder zu befreien, doch die Fahnenritter Sumik von Nadbrosch und die beiden Brüder Plomyk und Dobko von Ochwia, nebst dem Ritter Sych von Pikna hielten sie auf und drängten sie rückwärts, der Fahne des heiligen Georg zu, Tod und Verderben zwischen sie tragend.

Darauf stieß die königliche Hoffahne, an deren Spitze Tschiolek von Schelichow stand, mit den Gastrittern der Kreuzritter zusammen. Hier warf Powala von Tatschew mit seiner übermenschlichen Kraft Menschen und Pferde über den Haufen, er zerbrach Helme und Panzer wie Eierschalen und zwängte sich in das größte Gedränge, während Laschko von Goraj, Powala von Wyhutsch, Mschtschislaw von Skrschynno und die beiden Böhmen Sokol und Sbislawek nicht von seiner Seite wichen. Hier währte der Kampf lange, denn der einen polnischen standen drei deutsche Fahnen gegenüber; erst als die siebenundzwanzigste polnische unter Jaschko von Tarnow ihr zu Hilfe kam, glich sich der Unterschied einigermaßen aus, und nun wurden die Deutschen etwa auf halbe Bogenschußweite zurückgeworfen.

Noch weiter zurückgedrängt wurden sie dann von der Krakauer Fahne, die Syndram von Maschkowiz führte und in deren erster Reihe der schrecklichste der polnischen Ritter, Sawischa der Schwarze, dem Geschlecht der Sulims entstammend, stand. Ihm zur Seite focht sein Bruder Farurej, Florian Jelitschyk von Korytniza und die Ritter Skarbek von Gora, der berühmte Lis von Targowisko, Paschko Slodschiej, Johann Nalentsch und Stach*) von Charbimowiz. Es war, als säße der Tod selbst in der schwarzen Rüstung Sawischas, denn die tapfersten Männer fielen von seiner Hand. Mit gerunzelten Brauen, die Nasenflügel fest angezogen, ruhig und achtsam, als verrichte er ein

*) Stach = Staschko, deutsch Stanislaus.

gewohntes Tagewerk, teilte er seine Hiebe aus. Zuweilen nur bewegte er seinen Schild, um einen gegen ihn geführten Schlag aufzufangen, jedem seiner Schläge aber folgte der Aufschrei eines getroffenen Mannes, den er nicht beachtete, sondern weiterzog wie eine schwere Wetterwolke, die Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag entsendet.

Die Posener Fahne, die als Feldzeichen den Adler ohne Krone trug, kämpfte ebenfalls tollkühn, und die erzbischöfliche nebst den beiden masowischen Fahnen gaben an Tapferkeit jener nichts nach. Aber auch alle die anderen ließen es an Eifer und Kampfesmut nicht fehlen. In der Sieradzer Fahne warf Sbyschko sich wie ein Wilder in das dichteste Gedränge, ihm zur Seite schlug Matschko, der alte Schreckliche, wie ein alter Wolf um sich, nicht hastig, sondern bedachtsam, jeder Schlag ein Todesstreich. Seine Augen suchten nach Kuno von Lichtenstein, und da er ihn nicht gleich finden konnte, so schlug er indessen andere nieder, aber er suchte sich immer diejenigen heraus, die sich durch bessere Rüstungen und Waffen in der großen Menge auszeichneten. Unweit der beiden Ritter von Bogdaniez kämpfte Tschtan von Rogowo. Beim ersten Zusammentreffen mit den Feinden war ihm der Helm zerschmettert worden, nun focht er barhäuptig, mit seinem dicht behaarten Gesicht den Deutschen einen besonderen Schrecken einjagend; wahrscheinlich hielten sie ihn für ein Waldungeheuer, welches in Menschengestalt mit in den Krieg gezogen war.

Es waren hunderte, ja tausende von Kriegern gefallen, als endlich die Linie der Deutschen unter den wuchtigen Schlägen der wutschnaubenden Polen zu wanken begann. Da geschah etwas, was der Entscheidung der Schlacht augenblicklich eine für die Polen nachteilige Wendung gab.

Die von der Verfolgung der Litauer abstehenden, bluttriefenden und siegestrunkenen Deutschen fielen dem polnischen Flügel in die Flanke.

In der Meinung aber, daß auch hier der Sieg über das königliche Heer bereits errungen, kehrten sie in einzelnen losen Haufen schreiend und singend vom See zurück, als sie plötzlich die fürchterliche Metzelei und die Polen beinahe als Sieger über die bereits flüchtenden Deutschen vor sich sahen.

Mit gesenkten Köpfen blickten die Kreuzritter durch die Gitter ihrer Visiere staunend auf das, was hier vorging, dann gaben sie ihren Rossen die Sporen und sprengten dem Kampfplatze zu. Ein Haufen nach dem anderen stürzte sich auf die

bereits ermüdeten polnischen Fahnen, bis Tausende über sie herfielen und die Deutschen, die herbeieilende Hilfe wahrnehmend, in ein Freudengeschrei ausbrachen und mit frischem Mute dreinschlugen. Das Gemetzel wurde fürchterlich. Das Blut floß in Strömen und stand in Lachen auf der Erde, die, ohnehin feucht, es nicht aufzusaugen vermochte.

Dazu hatte sich der Himmel immer mehr bewölkt, dumpfes Grollen drang an das Ohr der Kämpfenden, es war, als wolle Gott selbst im Gewitter sich zwischen sie drängen.

Und der Sieg begann sich auf die Seite der Deutschen zu neigen . . . Schon entstanden Lücken in der polnischen Linie, schon begann die Verwirrung Platz zu greifen und schon stimmten die siegestrunkenen Heerscharen der Kreuzritter das Triumphlied an:

„Christ ist erstanden! . . .“

Da geschah etwas noch Schrecklicheres.

Ein auf der Erde liegender Kreuzritter schnitt mit einem Messer dem Pferde den Bauch auf, welches den Ritter Marzin von Wrotschimowiz trug, der das große Krakauer Heerbanner mit dem gekrönten Adler hielt. Roß und Reiter stürzten plötzlich. Die Fahne geriet ins Schwanken und fiel zu Boden.

Hundert beschiente Arme streckten sich nach ihr aus. Ein Gebrüll, ein einziger mächtiger Freudenschrei entrang sich Hunderten von deutschen Kehlen. Die Kreuzritter glaubten, das Ende der Schlacht sei gekommen, sie dachten, daß Angst und Verwirrung die Polen zur Flucht treiben werde, daß ihre Niederlage unabwendbar sei und ihnen, den Deutschen, nunmehr nur noch die Verfolgung verbleiben konnte.

Aber — eine schreckliche, blutige Enttäuschung harrte ihrer.

Beim Anblick des sinkenden Heerbanners hatte sich auch den Kehlen der Polen ein furchtbarer Schrei entrungen, aber es war kein Angstschrei, wie die Gegner geglaubt, sondern ein Schrei fürchterlichster Wut. Wie gereizte Löwen stürzten die auserlesensten Ritter beider Armeen dem Orte zu, wo die Fahne gefallen war, der Kampf um sie nahm eine grauenhafte Gestalt an. Menschen und Pferde bildeten einen dichten Knäuel, aus welchem nur die schwenkenden Arme mit den aufeinander klirrenden Beilen und Streitäxten emporragten. Das Klirren des Stahles und Eisens, undeutlicher, gräßlicher Lärm, Stöhnen und tierisches Gebrüll, das alles vereinigte sich zu einem Getöse und Geräusch, als wären die Verdammten aus der Hölle erschienen, um die Welt in Schrecken zu setzen. Der Wind wirbelte Staubwolken auf, aus welchen erschreckte Rosse ohne

Reiter auftauchten, die mit blutunterlaufenen Augen und sich sträubenden Mähnen das Weite suchten.

Das alles dauerte nur kurze Zeit. In diesem dichten Knäuel blieb kein einziger Kreuzritter am Leben; die zurückeroberte Fahne wehte bald wieder über dem polnischen Heere. Der Wind fuhr hinein, bewegte, rollte sie auf, und majestätisch, einer großen Blume gleich, flatterte das Königsbanner, das Wahrzeichen neuer Hoffnung, weithin sichtbar in der Luft.

Das ganze Heer begrüßte sein Wiedererscheinen mit einem Triumphgeschrei. Der Angriff auf das Heer der Deutschen wurde mit erneutem Grimme fortgesetzt, als wäre mit der dem Feinde abgerungenen Fahne verdoppelter Mut und verdoppelte Kraft in allen Heeresteilen eingekehrt.

Die Deutschen begannen unter dem Andrange der erbarmungslos dreinschlagenden Polen wieder zurückzuweichen. Hier und da ertönte ein Schrei, ein Ruf, hier und da ergriff einer der ausländischen Ritter blindlings die Flucht. Der größere Teil der weißen Mäntel, welche die Kreuzritter über ihren Rüstungen trugen, lag bereits am Boden. Eine große Unruhe überfiel die Führer der Kreuzritter, als ihnen die Erkenntnis kam, daß ihre Rettung nunmehr einzig und allein in dem Eingreifen des Großmeisters beruhte, der mit sechzehn Reservefahnen in Hilfsbereitschaft stand.

Der Großmeister sah von der Anhöhe aus der Schlacht zu. Er begriff ebenfalls, daß seine Stunde gekommen war, und setzte sich mit seinen eisenbepanzerten Heerscharen eilends in Bewegung. Wie der Sturm die Wetterwolke vor sich herjagt, so flogen Ulrich von Jungingen und seine Streiter dahin.

*   *
*

Doch früher noch als der Großmeister erschien Syndram von Maschkowiz, der aufmerksam dem Gange der Schlacht in allen ihren Einzelheiten gefolgt war, mit der dritten Abteilung des polnischen Heeres, die bisher noch gar nicht an dem Kampfe teilgenommen hatte, auf dem Schlachtfelde.

Es befanden sich in derselben unter den polnischen Füsilieren ein paar Rotten böhmischer Söldlinge. Die eine derselben hatte noch vor dem Beginn der Schlacht geschwankt, ob sie an dem Kampfe teilnehmen solle oder nicht; zur rechten Zeit noch hatten aber die Soldaten das Unwürdige solchen Gebahrens eingesehen, sie hatten tiefbeschämt ihren Führer seines Postens entsetzt und

waren jetzt begierig, durch mutiges Vorgehen die Schwäche eines Augenblicks wieder gut zu machen.

Den Hauptbestandteil dieses Korps bildeten jedoch die polnischen Schwadronen, die aus Fähnchen polnischer Reiter ohne Panzer, aus den ärmeren polnischen Grundbesitzern rekrutiert waren, und aus Füsilieren zusammengesetzt, eine ansehnliche Heeresabteilung bildeten. Die Füsiliere waren meist Bürger aus den Städten, besonders aber Bauern, die mit Spießen, schweren Lanzen und auf Stielen befestigten Sensen bewaffnet waren.

„Macht Euch bereit! Macht Euch bereit!“ rief Syndram von Maschkowiz, indem er mit Blitzesschnelle die Reihen entlang ritt.

Die Bauern, die sogleich verstanden, daß auch an sie jetzt die Reihe gekommen war, stemmten die Lanzenschäfte und die Stiele der Dreschflegel und Sensen auf die Erde, bekreuzten sich und spieen in die mächtigen ausgearbeiteten Fäuste.

Die ganze Linie entlang, Reihe um Reihe konnte man das Geräusch dieses Speiens deutlich vernehmen, dann packte jeder seine Waffe fest und schöpfte tief Atem. In diesem Augenblick sprengte ein Knappe vom Gefolge des Königs an den Ritter Syndram heran und raunte ihm atemlos etwas zu, worauf dieser sich rasch an die Füsiliere wandte, mit dem Schwerte winkte und schrie:

„Vorwärts!“

„Vorwärts! Die ganze Linie!“ wiederholten die Abteilungsführer — „in gleichem Schritt!“

Sie marschierten los. Damit nun aber die Gleichheit des Schrittes hergestellt werde, fingen alle gleichzeitig zu beten an, indem sie dabei zuerst langsam, dann immer schneller vorschritten:

„Gegrüßt — seist Du — Maria — voller Gnaden — der Herr — ist mit Dir!“

Und wie sie da waren, aus allen Gegenden zusammengewürfelt, marschierten die Männer aus den Städten, die Söldner, die Bauern aus Klein- und Großpolen und Schlesien, die Masuren und früheren polnischen Unterthanen aus der Gegend von Lyk, die den Kreuzrittern entflohen waren, mutig dem Feinde entgegen. Es blinkten und blitzten die Sensen und die Lanzenspitzen im Glanze der Sonne die ganze Ebene entlang.

Jetzt hatten sie den Feind erreicht.

„Schlagt zu!“ kommandierten die Führer.

„Uch!“

So stöhnte es die Linie entlang, als der erste wuchtige Schlag fiel, dann sauste es weiter, Hieb auf Hieb, so viel jeder Kraft und Atem hatte. Und neues Geschrei, neuer Lärm stieg empor zum Himmelszelt.

* *
*

Der König beobachtete und leitete von einer Anhöhe aus die ganze Schlacht; er sandte bald hierhin, bald dorthin seine Eilboten mit Befehlen aus und erst, als er sah, daß das ganze Heer am Kampfe beteiligt war, wollte er selbst dem Schlachtgetümmel zueilen.

Die Höflinge, sein Gefolge, hielten den Monarchen zurück aus Furcht, der gesalbten Person der Majestät könne ein Unglück zustoßen. Schulawa fiel dem Pferde des Königs in die Zügel und ließ sie nicht los, obgleich der Monarch ihn mit der Lanze über die Hände schlug. Andere vertraten ihm den Weg, baten, flehten und bestürmten ihn mit Vorstellungen, daß weder seine hohe Person, noch das kleine Häuflein seines Gefolges die Entscheidung der Schlacht herbeiführen könne.

Gerade dieses Zaudern aber beschwor plötzlich die höchste Gefahr für den König und sein Gefolge herauf:

Der Großmeister, dem Beispiele jener Kreuzritter folgend, welche nach der Verfolgung der Litauer den Polen in die Flanke fielen, wollte gleichfalls das polnische Heer von der anderen Seite angreifen; er mußte zu diesem Zweck einen Bogen umreiten und mußte auf diese Weise mit seinen sechzehn Fahnen dicht an der Anhöhe vorbei, auf welcher König Wladislaw Jagiello hielt.

Man bemerkte die Gefahr sogleich, doch blieb keine Zeit zum Rückzuge mehr. Man rollte schnell die Königsstandarte zusammen, gleichzeitig sprengte der königliche Sekretär Sbigniew von Oleschniza im Galopp zur nächsten Fahne, die sich eben zum Empfange des Feindes bereit machte und deren Führer Mikolaj Kielbasa war.

„Der König in Gefahr! Zu Hilfe!“ rief Sbigniew.

Kielbasa aber, der kurz vorher seinen Helm verloren hatte, riß die kleine, vom Schweiß und Blut ganz nasse Mütze vom Kopfe, und indem er sie dem Sekretär hinhielt, schrie er zornentbrannt:

„Glaubt Ihr, daß wir hier faulenzen? Wahnsinniger! Seht Ihr denn nicht, daß jene Wetterwolke gegen uns heranzieht und daß wir sie erst auf den König lenken würden, wenn

wir unsere Stellung verlassen. Schert Euch fort, wenn Euch mein Schwert nicht durchbohren soll."

Kielbasa schien ganz zu vergessen, wen er vor sich hatte. Atemlos von Zorn und Anstrengung zückte er wirklich das Schwert gegen den Sekretär, dieser aber sprang beiseite, und da er einsah, daß der alte Krieger recht hatte, begab er sich zurück zum Könige und wiederholte ihm die Worte, die jener gesprochen.

Nun scharte sich die Wache des Königs wie eine Mauer um den Monarchen, um ihn zu beschirmen, doch diesmal ließ der König sich nicht zurückhalten; er stellte sich mit in die erste Reihe. Kaum war das geschehen, da waren die deutschen Fahnen auch schon so nahe herangekommen, daß man die Wappen auf den Schildern der Ritter deutlich erkennen konnte. Der Anblick dieser Reiterschar konnte selbst den beherztesten Männern Grausen und Furcht einjagen, denn hier waren die auserlesensten Ritter beisammen. Angethan mit herrlichen Rüstungen, kamen sie auf großen, starkgebauten Rossen, die noch unberührt von den Mühen und Anstrengungen der Schlacht waren, dahergesaust wie eine Windsbraut. Die Fahnen und Fähnchen raschelten im Winde, die Hufe der Rosse stampften mit donnerähnlichem Getöse den Erdboden. Allen voraus aber flog der Großmeister, dessen weiter weißer Mantel vom Winde ausgebreitet hinter ihm herflatterte, wie die Riesenflügel eines Adlers.

Der Großmeister jagte an der königlichen Wache vorüber, dem Schlachtfelde zu. Was bedeutete ihm das kleine Häuflein Ritter, in dessen Mitte er den König weder vermutete, noch sah. Da löste sich plötzlich von einer der folgenden Fahnen ein riesenhafter Ritter los. Lockte ihn nur die glänzende silberne Rüstung des Monarchen, oder hatte er ihn erkannt, oder wollte er sich nur durch ritterlichen Mut auszeichnen? Wer konnte das ergründen? Kurz, er sprengte direkt auf den König zu.

Der König gab seinem Pferde die Sporen und ehe noch jemand ihn hindern konnte, trabte er ihm entgegen. Das Zusammentreffen wäre unbedingt ein sehr heftiges und für einen der Beiden tötliches gewesen, wenn nicht der Sekretär des Königs, Sbigniew von Oleschniza, der gleich gewandt war im Gebrauch des Latein, wie im Gebrauch jeglicher Waffe, dazwischen gesprungen wäre. Er hatte gerade eine abgebrochene Lanze in der Hand, mit welcher er den fremden Ritter von der Seite anritt, ihm den Helm zerschmetterte und zu Boden warf.

In demselben Augenblick traf auch die Klinge des Königs die Stirn des Ritters und dieser Schlag tötete ihn sofort.

So fiel der berühmte deutsche Ritter Dypold Kikeritz von Dieber. Der Knäs Jamont fing das Pferd des Gefallenen ein, dieser selbst lag zu Tode getroffen auf dem Boden; er trug über der Rüstung ein weißes Wams und den goldenen Rittergurt. Seine Augen brachen und der Körper lag in Todeszuckungen, bis der größte Ruhespender — der Tod auch ihn vollständig zur Ruhe brachte.

Etliche Ritter der Kulmer Fahne eilten herbei, den Tod des Waffenbruders zu rächen, doch der Großmeister selbst hinderte sie daran, indem er ihnen zurief: „Herum! Herum!“ Er trieb sie dahin, wo sich das Los des ganzen blutigen Tages entscheiden sollte.

Und wieder geschah etwas Seltsames. Der mit seiner Fahne zunächststehende Mikolaj Kielbasa hatte den Feind wohl erkannt, aber die anderen Fahnen, welche des großen Staubes wegen die Herannahenden nicht genau sehen konnten, hielten sie für die aus der Niederlage übriggebliebenen Litauer, die sich gesammelt hatten und zum Kampfplatz zurückkehrten. Sie hatten es daher nicht eilig, ihnen entgegen zu gehen.

Dobko von Oleschniza war der Erste, welcher den Ankommenden entgegenreitend, an dem flatternden Mantel, dem Schilde und dem großen Reliquienbehälter auf der Brust über dem Panzer den Großmeister erkannte. Mit gezücktem Schwert jagte er auf Ulrich von Jungingen zu, aber der polnische Ritter wagte nicht, gegen den Reliquienbehälter den Stoß zu führen, obgleich er dem Großmeister an Kraft bei weitem überlegen war. So schlug der Großmeister ihm die Waffe in die Höhe, sie schossen aneinander vorüber, beschrieben einen Halbkreis und jagten jeder den Seinigen zu.

„Die Deutschen! Der Großmeister selbst!“ schrie Dobko.

Als die Ritter das hörten, führten sie mit Sturmeseile ihre Fahnen dem Feinde entgegen. Der Erste, der mit ihm zusammentraf, war Mikolaj Kielbasa mit den Seinen; er eröffnete den Kampf aufs neue.

War es nun, daß die Ritterschaft der Kulmer Fahne, unter welcher viele Polen dienten, nicht mit dem rechten Eifer gegen die Polen vorging, oder war das Vordringen der Polen ein so gewaltiges, genug, dieser neue Zusammenstoß hatte nicht den vom Großmeister gehofften Erfolg. Er hatte geglaubt, daß sein Einschreiten der königlichen Macht den Todesstoß versetzen

würde. Nun nahm er schon nach kurzer Zeit wahr, daß die Polen sich stemmten, vorwärts drängten, schlugen und verwundeten, daß sie seine Reiterscharen wie mit eisernen Zangen packten und daß seine Ritter sich mehr wehren mußten als vordringen konnten.

Umsonst feuerte er seine Tapferen mit Wort und That an, umsonst stürzte er sich selbst in das größte Schlachtgedränge. Seine Scharen wehrten sich brav, aber es fehlte ihnen das Feuer der Begeisterung, welches sieghaften Truppen innewohnt und das, wie dem Großmeister schien, die Herzen der Polen immer mehr erwärmte. In zerbeulten Rüstungen, aus vielen Wunden blutend, mit schartig gewordenen Waffen, lautlos, stürzten sie sich blindlings in das dichteste Gedränge, während die Deutschen, ihre Pferde fest im Zügel, ihre Köpfe von Zeit zu Zeit rückwärts wandten, als wollten sie sehen, ob die eiserne Zange, die sich immer dichter um sie legte, sich bald schließen würde. Allmählich, aber stetig begannen sie sich zurückzuziehen, im Verlangen, diesem mörderischen Gemetzel zu entrinnen. Da drangen vom Walde her neue Kriegsrufe an ihr Ohr. Syndram von Maschkowiz führte soeben seine Bauern in das Treffen. Die Sensen knirschten gleich darauf im Zusammenschlagen mit den Waffen, die eisernen Dreschflegel sausten polternd auf die Panzer hernieder, die Kämpfer fielen zahlreicher dem Tode zum Opfer, das Blut floß nochmals in Strömen, das Flammenschwert des Krieges schwebte, alles vernichtend, über den Häuptern von Tausenden, die Deutschen wehrten sich mit dem Mut der Verzweiflung.

* * *

So rangen sie noch um einen ungewissen Sieg, bis von der rechten Seite her ganz unvermutet große Staubwolken aufwirbelten.

„Die Litauer kommen! Die Litauer kommen!“ schrie es freudig durch die polnischen Reihen.

Und sie hatten recht. Die Litauer waren in der Mehrzahl versprengt worden. Nachdem sich die Versprengten wieder gesammelt hatten, kamen sie mit gräßlichem Geschrei wie ein dräuendes Unwetter auf ihren kleinen braunen Pferden dahergesaust.

Einige Komture, Werner von Tettlingen an der Spitze, ritten sofort an die Seite des Großmeisters.

„Rettet Euch, Herr!“ rief der Komtur von Elbing, aus

dessen Lippen alles Blut gewichen war; „rettet Euch und den Orden, bevor der Kreis geschlossen wird.“

Aber der ritterliche Ulrich blickte den Sprecher düster an, und die Rechte zum Himmel erhebend, rief er:

„Gott bewahre mich davor, daß ich dieses Schlachtfeld, auf welchem so viele Tapfere gefallen sind, als Flüchtling verlasse.“

Er kommandierte seinen Leuten mit lauter Stentorstimme: „Mir nach!“ und stürzte sich wieder in das blutige Chaos. Die Litauer hatten die polnischen Fahnen erreicht; das Gedränge und das Getümmel wurde so groß, daß das Auge nichts mehr zu unterscheiden vermochte.

Der Großmeister, von einem litauischen Wurfspieß zweimal in den Mund getroffen, wehrte mit immer schwächer werdendem Arm die zahlreich auf ihn niederfallenden Schläge ab. Von einem Speer mitten durch den Hals getroffen, stürzte er endlich wie ein gefällter Baum vom Pferde.

Die Menge der pelzbekleideten Krieger schritt über seinen Körper hinweg, auf dem Vernichtungspfade weiter.

* * *

Werner von Tettlingen war es gelungen, mit mehreren Fahnen die Flucht zu ergreifen. Diejenigen Fahnen der Kreuzritter, welche nicht rechtzeitig daran gedacht hatten, sich zu retten, sahen sich bald umzingelt. Der Kampf hatte sich in ein Gemetzel verwandelt, die Niederlage der Kreuzritter war eine vollständige. Seit den Kämpfen der Römer und Goten mit Attila, und Karol Mlots mit den Arabern waren ähnliche Niederlagen nicht vorgekommen; es hatten sich seit jener Zeit aber auch nie wieder zwei so gewaltige Heere gegenübergestanden wie hier, in der Schlacht bei Grunwald. Nun lag das eine der beiden Heere zum größten Teil niedergemäht wie ein reifes Aehrenfeld. Diejenigen Fahnen, welche der Großmeister zuletzt in das Treffen geführt hatte, ergaben sich widerstandslos. Die Kulmer Krieger stießen die Schäfte ihrer Lanzen in die Erde, zum Zeichen, daß sie den Kampf einzustellen gewillt seien. Andere deutsche Ritter sprangen von den Pferden und gaben ihre Waffen ab; die ganze Fahne des heiligen Georg, unter welcher ausschließlich die ausländischen ritterlichen Gäste des Ordens gekämpft hatten, legte die Waffen nieder.

* * *

Doch noch war die Schlacht nicht beendet, denn es gab immerhin noch viele Fahnen vom Heere der Kreuzritter, die da vorzogen, lieber zu sterben, als sich zu ergeben und um Erbarmen zu bitten. Diese hatten sich gesammelt und nach ihrer gewöhnlichen Art zu kämpfen einen großen Kreis gebildet. Hier nun wehrten sie sich, wie Wildeber sich zu wehren pflegen, wenn ein Rudel Wölfe sie überfällt. Diesen Kreis hatte das vereinigte polnisch-litauische Heer umzingelt. Der Schlange gleich, die sich um den Leib des Stieres windet und ihre Ringe immer fester um ihn zieht, bis er mit zerbrochenem Rückgrat zu Boden fällt, schlossen auch hier die Sieger die Besiegten immer enger ein. Noch einmal sah man bewaffnete Arme durch die Luft schwingen, noch einmal begann das Getöse von klirrenden Säbeln und Sensen, das harte Aufschlagen der Dreschflegel; Lanzen prallten aneinander, durchbohrten die Rüstungen der Gegner, und noch einmal sausten scharfe Beile auf die Helme und Visiere der Kreuzritter hernieder. Die deutschen Ritter starben mutig, unerschrocken, in düsterem Schweigen, erhaben und gewaltig anzuschauen. Manche von ihnen schlugen das Visier auf und nahmen Abschied voneinander mit einem letzten Kuß, andere warfen sich blindlings in das größte Schlachtgewühl, um einen raschen Tod zu finden, wieder andere fochten wie im Traume, viele töteten sich selber, indem sie sich mit ihrem Dolchschwert durchbohrten, oder dem zunächststehenden Gefährten zuriefen: „Töte mich!"

Endlich durchbrachen die hartnäckig vordringenden Polen den Kreis der Feinde und zersplitterten ihn in kleinere Haufen. Jetzt fanden einzelne Ritter eher wieder Gelegenheit zur Flucht. Im allgemeinen aber kämpften auch diese mit Todesverachtung bis zum letzten Atemzuge.

Nur einige Wenige ergaben sich, Erbarmen heischend, und als die heftigen Angriffe der Polen auch die letzten Haufen auseinandersprengten, da wehrten sich selbst die einzelnen Ritter, bis der Todesstreich sie traf, um nicht lebend in die Hände der Feinde zu fallen. Dieser Tag wurde zwar für den Orden der Kreuzritter und für fast die gesamte Ritterschaft des Abendlandes zu einem Tage der Vernichtung und Niederlage, aber auch zu einem Tage unvergleichlichen und unauslöschlichen Ruhmes. Zu Füßen des Riesenritters Arnold von Baden lag ein ganzer Wall polnischer Leichen. Die Füsiliere der bäuerlichen und städtischen Schwadronen hatten ihn umringt, seine mächtige Gestalt ragte hoch über alle hinweg wie ein auf einer Erhöhung

eingegrabener Grenzpfahl. Wer ihm auf Schwerteslänge nahe kam, stürzte wie vom Blitz getroffen nieder.

* *
*

Da erblickte Sawischa Sulimtschyk, der Schwarze, den um sich schlagenden Ritter Arnold von Baden, während er einen Augenblick Umschau auf dem Schlachtfelde hielt. Doch, da er nicht, entgegen der Ritterehre, den Ritter im Rücken angreifen wollte, so sprang er vom Pferde und rief ihn von weitem an:

„Wende mir Dein Gesicht zu, Deutscher! Ergieb Dich oder kämpfe mit mir!“

Arnold von Baden wandte sich um, und als er an dem schwarzen Panzer und dem Harnisch im Schildwappen den Ritter Sawischa erkannte, murmelte er vor sich hin:

„Der Tod kommt, meine Stunde hat geschlagen, denn ihm entrinnt keiner. Wenn ich ihn aber doch besiegte, oder auch nur mit dem Leben davonkäme, dann wäre mein Ruhm unsterblich.“

Während er das mehr dachte als sagte, trat er dem Gegner entgegen. Wie zwei Unwetter, die einander entgegenziehen, alles vor sich her verwüsten, so stürmten sie auf einander zu. Unselig die Eltern, deren Söhne gezwungen waren, mit Sawischa zu kämpfen. Vom ersten Schlage seines Schwertes sprang der prächtige Marienburger Schild Arnolds von Baden in zwei Stücke, der zweite Schlag zertrümmerte den Helm des unglücklichen Ritters wie einen irdenen Topf. Der tapfere Arnold fiel zu Boden; sein Schädel war mittendurch gespalten.

* *
*

Der Komtur Henryk von Schlochau, derselbe, welcher geschworen hatte, zwei blanke Schwerter so lange vor sich hertragen zu lassen, bis beide von polnischem Blute trieften, stahl sich jetzt vom Schlachtfelde fort wie ein Fuchs, der den Jägern entrinnen will, die ihn in die Falle gelockt. Da vertrat Sbyschko von Bogdaniez ihm den Weg. Der Komtur schrie verzweifelt auf, als er die Streitaxt des jungen Ritters über sich schweben sah: „Erbarme Dich meiner!“ schrie er mit gewaltiger Stimme. Doch Sbyschko war außer stande, den wuchtigen Hieb ganz aufzuhalten; er versuchte ihn jedoch unschädlich zu machen, indem er die Waffe durch eine Schwenkung des Armes drehte, so daß sie nur mit der Breitseite das fette, schweißtriefende Gesicht des Komturs traf. Dann warf er ihn seinen Knappen zu, die ihm

einen Strick um den Hals legten und ihn zu den übrigen Gefangenen führten.

* *
*

Unterdessen hatte der alte Ritter Matschko das ganze blutige Schlachtfeld nach dem Ritter Kuno von Lichtenstein abgesucht. — Der für die Polen so überaus glückliche Tag lieferte endlich den jahrelang Gesuchten und immer Unnahbaren in die Hände des alten Ritters von Bogdaniez. Er fand ihn im Dickicht des Waldes, wohin jener sich soeben mit einer Handvoll seiner Getreuen aus dem Schlachtgewühl gerettet hatte. Die blanken Rüstungen, in welchen sich die Strahlen der Sonne wiederspiegelten, verrieten ihre Anwesenheit den Verfolgern. Die Flüchtlinge ergaben sich widerstandslos. Als Matschko erfuhr, daß der Großkomtur in ihrer Mitte sei, befahl er, ihn vorzuführen. Darauf nahm er seinen Helm vom Kopfe und sprach:

„Kuno von Lichtenstein, erkennt Ihr mich?"

Jener runzelte die Stirn, blickte fest in das Antlitz Matschkos und sagte dann:

„Mir deucht, ich sah Euch am Hofe von Plozk."

„Ihr sahet mich schon früher!" entgegnete Matschko. „Es war in Krakau, als ich Euch anflehte, meinem Brudersohn, dem Knaben Sbyschko von Bogdaniez zu verzeihen, daß er Euch unbesonnenerweise auf dem Wege von Tyniez nach Krakau angefallen hatte, wofür er zum Tode verurteilt worden war. Ihr schlugt mir die Bitte rundweg ab. Damals habe ich bei Gott und meiner Ritterehre geschworen, Euch zu suchen, zu fordern und auf Tod und Leben mit Euch zu fechten."

„Ich weiß," sprach Lichtenstein und warf verächtlich die Lippen auf, die samt seinem Gesicht ganz bleich geworden waren. „Ich bin Euer Gefangener, Ihr würdet Eure Ritterehre beflecken, wolltet Ihr jetzt das Schwert gegen mich ziehen."

Das Gesicht Matschkos legte sich in Falten, wie immer, wenn der alte Ritter sehr zornig wurde; — es sah aus wie die Fratze eines Wolfes.

„Ich habe noch nie gegen einen Wehrlosen die Hand erhoben," sprach der alte Ritter. „Aber ich sage Euch, Kuno von Lichtenstein! Wenn Ihr jetzt meine Forderung ablehnt, dann lasse ich Euch erhängen wie einen Hund."

„Mir bleibt keine Wahl, legt aus!" rief der Großkomtur.

„Bis zum Tode, nicht etwa bis zur Gefangennahme," betonte Matschko noch einmal.

„Bis zum Tode!“ wiederholte Lichtenstein.

Im nächsten Augenblick waren sie aneinander geraten. Die polnischen und die gefangenen deutschen Ritter sahen ihrem Kampfe zu. Der jüngere und geschicktere der beiden Kämpen war Kuno, doch Matschko war dem Gegner so sehr an Kraft in Händen und Beinen überlegen, daß er ihn binnen kurzem niedergeworfen hatte und ihm auf dem Leibe kniete.

Die Augen des Komturs traten ihm fast aus dem Kopfe; Entsetzen und Angst malten sich in seinen Zügen.

„Vergebung!“ stöhnte Lichtenstein, zwischen dessen Lippen sich Speichel und roter Schaum hervordrängte.

„Nein, ich vergebe nicht!“ antwortete Matschko mit fester Stimme. Und sein Dolchschwert an den Hals des Gegners setzend, führte er schnell nacheinander zwei Stöße. Kuno von Lichtenstein röchelte laut, ein Blutstrom entquoll seinem Munde, sein Körper warf sich ein paarmal in Todeszuckungen, dann streckte er sich und war tot.

* * *

Das Gemetzel auf dem Schlachtfelde dauerte noch eine Weile, dann wurde die Flucht und die Verfolgung allgemein. Keiner der Ueberlebenden, selbst nicht diejenigen, welche schon große Schlachten mitgekämpft hatten, wußten sich eines so gewaltigen Sieges, einer so totalen Niederlage zu entsinnen, wie diese hier. Der Orden der Kreuzritter war unter den Schwertstreichen Jagiellos gefallen und mit ihm ganz Deutschland, welches mit seinen edelsten und besten Streitkräften, seinen vornehmsten Söhnen diese „teutonische Vorhut“ gestützt und behütet hatte, jene Vorhut, die tiefer und tiefer in die slawischen Länder und Reiche eingedrungen war.

Von den siebenhundert weißen Mänteln, die als Führer den Fahnen der Kreuzritter vorangeschritten waren, blieben kaum fünfzehn. Vierzigtausend tapfere Krieger lagen im Todesschlaf auf dem blutüberströmten Schlachtfelde. Die unzähligen Fahnen, welche um die Mittagszeit noch lustig über den unübersehbaren Heerscharen der Kreuzritter geweht hatten, waren in die blutigen Siegerhände der Polen gefallen. Auch nicht eine fehlte, als die polnischen und litauischen Ritter sie jetzt dem Könige zu Füßen legten. Jagiello richtete den Blick nach oben und sprach mit vor Rührung bebender Stimme: „Gott hat es gewollt.“ Man führte dann auch dem Monarchen die vornehmsten Gefangenen vor. Abdank Skarbek von Gora brachte den Fürsten Kasimiersch

von Stettin, Troznowski, ein böhmischer Ritter, den Fürsten Konrad auf Oleschniza, und Prschedpelko Kopidlowski mit den drei Punkten auf einem Würfel, der sogenannten „Dreie“ im Wappen, führte dem Könige den einer Ohnmacht nahen Ritter Georg von Gersdorf zu, der unter dem Fahnenbilde des heiligen Georg allen Gastrittern des Ordens ein tapferer Führer gewesen war.

Zweiundzwanzig verschiedene Nationen hatten an dieser Schlacht des Ordens mit den Polen teilgenommen. Jetzt schrieben die königlichen Schreiber die Namen der Gefangenen auf, welche die Majestät um die Gunst baten, gegen ein Lösegeld in die Heimat zurückkehren zu dürfen.

Die Armee der Kreuzritter hatte aufgehört zu sein. Die Polen eroberten das ganze große Lager des Ordens und mit demselben außer den Ueberbleibseln des Heeres eine Unzahl Wagen, deren eine Hälfte mit Fesseln für die gefangen zu nehmenden Polen, die andere mit Wein und allerhand Delikatessen und Speisen zu dem großen Siegesmahle nach der Schlacht beladen waren.

* * *

Die Sonne neigte sich dem Untergange zu. Ein kurz dauernder, aber dichter Regen war gefallen und hatte den Staub gelöscht. Der König, Fürst Witold und Syndram von Maschkowiz schickten sich eben an, das Schlachtfeld zu besichtigen, als man die ersten toten Führer angefahren brachte. Die Litauer brachten den von Spießen durchbohrten, mit Staub und Blut bedeckten Körper des Großmeisters Ulrich von Jungingen und legten ihn dem Könige zu Füßen. Jagiello seufzte schmerzlich, während er die auf dem Rücken daliegende Hünengestalt Ulrichs betrachtete.

„Sehet hier den,“ sprach er feierlich, „der noch heute am Morgen sich größer und stärker dünkte, als alle Monarchen der Welt . . . .“

Die Thränen rieselten dem Könige über die Wangen, endlich vermochte er weiter zu sprechen:

„Er starb den Heldentod für seinen Orden, darum wird seine Tapferkeit allezeit gepriesen werden. Wir wollen den Toten mit einem christlichen, seiner würdigen Begräbnis ehren.“

Darauf befahl er, den Körper am See sorgfältig zu reinigen, ihn dann in die Staatsgewänder des Ordens zu hüllen und —

bis der Sarg zusammengezimmert sein werde, mit dem Ordensmantel zu bedecken.

Unterdessen waren immer neue Leichen herbeigebracht worden, deren Namen von den Gefangenen festgestellt werden mußten. Man brachte den Großkomtur Kuno von Lichtenstein mit der schrecklich klaffenden Halswunde, den Marschall des Ordens Friedrich von Wallenrod, den Großkleiderbewahrer Grafen Albert Schwarzberg, ferner den Großschatzmeister Thomas von Meerheim, den Grafen Wende und über sechshundert Leiber der berühmtesten Komture und Ordensbrüder.

Wie gefällte Baumstämme von den Kriegern in einer Reihe niedergelegt, lagen sie mit bleichen Gesichtern da. In den glanzlosen offenen Augen waren der unbändige Stolz, der Zorn und die Kampfgier erloschen, stille, sanfte Ruhe lag über ihre Züge gebreitet. Man pflanzte zu ihren Häupten alle die eroberten Fahnen auf. Der Abendwind spielte mit ihnen, sie raschelten leise, wie wenn sie ihren Toten ein Schlummerlied zuraunen wollten. In der Ferne konnte man, beleuchtet vom Abendrot, die Litauer Abteilungen vorüberziehen sehen; sie zogen die erbeuteten Kanonen mit sich fort, die zum erstenmal von den Kreuzrittern ins Feld geführt worden waren, aber keinen Schaden angerichtet hatten.

Auf der Anhöhe hatten sich die vornehmsten Ritter um den König geschart. Ihr Atem ging schwer von der harten Arbeit. Wie Schnitter, die müde vom Tagewerk auf die abgemähten, lang hingestreckten Getreideschwaden blicken, so blickten sie hier auf dieses unabsehbare Leichenfeld. Der Tag war heiß gewesen, die Ernte eine furchtbare, gräßliche. Dafür nahte nun der Abend, — für alle die Männer hier ein großer, heiliger und feierlicher Abend.

Ein unaussprechliches Glücksgefühl zog in die Herzen der Sieger, welches sich in ihren Gesichtern wiederspiegelte. Sie empfanden alle, daß dieser Abend nicht nur das Ende eines grauenvollen Tages, sondern auch das Ende jahrhundertelanger Pein und unsäglichen Elendes war.

Der König legte in dieser Stunde über die Geschehnisse des vergangenen Tages Rechenschaft vor seinem Gewissen ab. Als er jetzt das Resultat der Schlacht staunend überdachte und die schier endlose Reihe der erschlagenen Kreuzritter vor sich sah, frug er wie traumbefangen:

„Ist denn wirklich der ganze Orden vernichtet?“

Und der Unterkanzler Probst Mikolaj, dem die Prophe-

zeiung der heiligen Brigitta wohlbekannt war, beantwortete die Frage des Monarchen, indem er sagte:

„Der Tag ist gekommen, an welchem ihm die Zähne ausgebrochen und die rechte Hand abgeschlagen werden sollte! . . .“

Darauf erhob er seine Rechte und segnete nicht nur diejenigen Toten, die in der Nähe lagen, nein, das ganze, weite Schlachtfeld zwischen Grunwald und Tannenberg mit den Tausenden von Toten darauf. Rauchend und dampfend lag es im Glanz der Abendröte, man konnte genau jeden Gegenstand unterscheiden, denn die Luft war klar geworden und der Himmel strahlte in reinstem Blau. Wie kleine Hügel und abgebrochene Baumstämmchen ragten zerbrochene Lanzen, Spieße und Sensen, Streitkolben und Beile mitten zwischen Pferdekadavern und Leichenhaufen aus der Ebene. Einzelne Arme und Beine von Menschen und Tieren starrten in die Luft so weit das Auge reichte.

Zwischen diesem Chaos bewegten sich die Krieger der Siegesarmee, zum Teil bemüht, auf diesem Riesenkirchhof etwas Ordnung zu schaffen, zum Teil damit beschäftigt, den Toten die Waffen abzunehmen.

Am Firmament sandte die Abendröte vom Horizont bis weit hinauf nach dem Zenit rosige und goldene Strahlen aus, die einen fast überirdischen Glanz verbreiteten, während in der Luft bereits dichte Scharen der schwarzen Leichenvögel — Krähen, Raben und Adler — sich sammelten und mit häßlichem Gekrächze hin und her flogen.

* *
*

Das Elend und die Not Litauens, des Smudzer Volkes und Polens hatten mit diesem Tage ihr Ende gefunden. Die Scharen der Kreuzritter und aller derjenigen Nationen, die sich an den Einfällen in die Slavenreiche beteiligt hatten, waren an diesem Tage der Befreiung der Bedrängten, dem Tode anheim gefallen.

* *
*

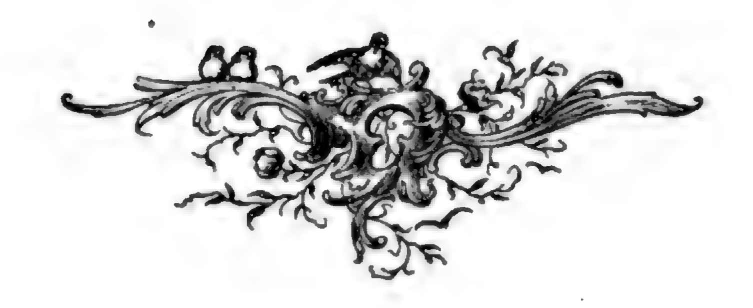
Heil dir, du große, heilige Vergangenheit und Euch, Ihr opfermutigen Krieger, die an jenem Tage ihr Blut vergossen! Heil und Preis Euch zu aller Zeit!

---

30. Kapitel.

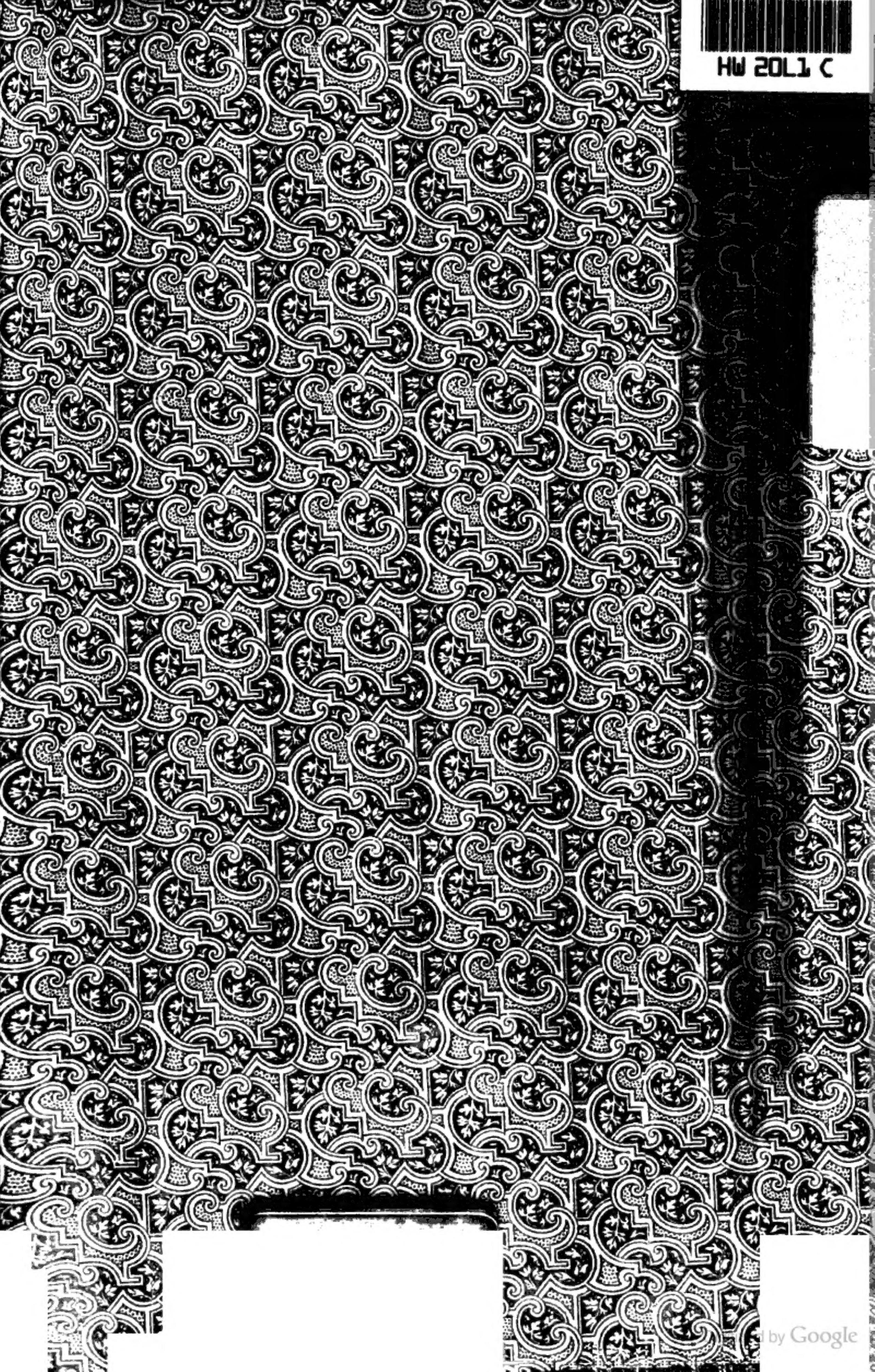
Matschko und Sbyschko kehrten nach Bogdaniez zurück. Der alte Ritter lebte noch lange und Sbyschko erlebte noch im besten Mannesalter die Stunde, in welcher der letzte Großmeister durch das eine Thor Marienburg verließ, während durch das andere an der Spitze der polnischen Armee ein Wojewode einzog, um im Namen des Königs von der Stadt Besitz zu ergreifen und mit Marienburg von dem ganzen Lande bis weithin an die Ufer des Baltischen Meeres.

Ende des zweiten und letzten Bandes.

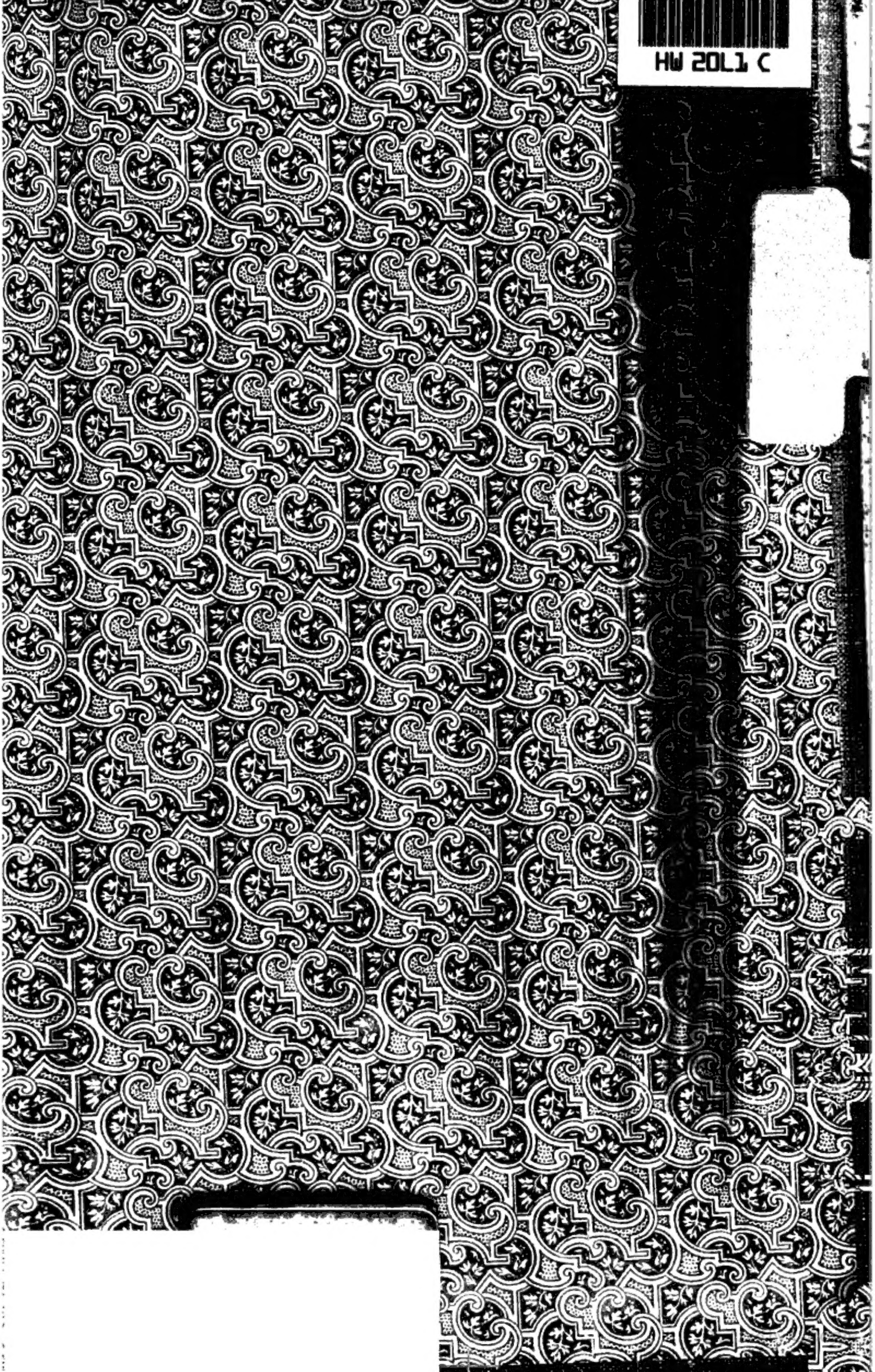


Druck von Richard Stöhr, Leipzig-R.

Digitized by Google


HW 20L1 C
d by Google

Digitized by Google


HW 20L1 C

Digitized by Google